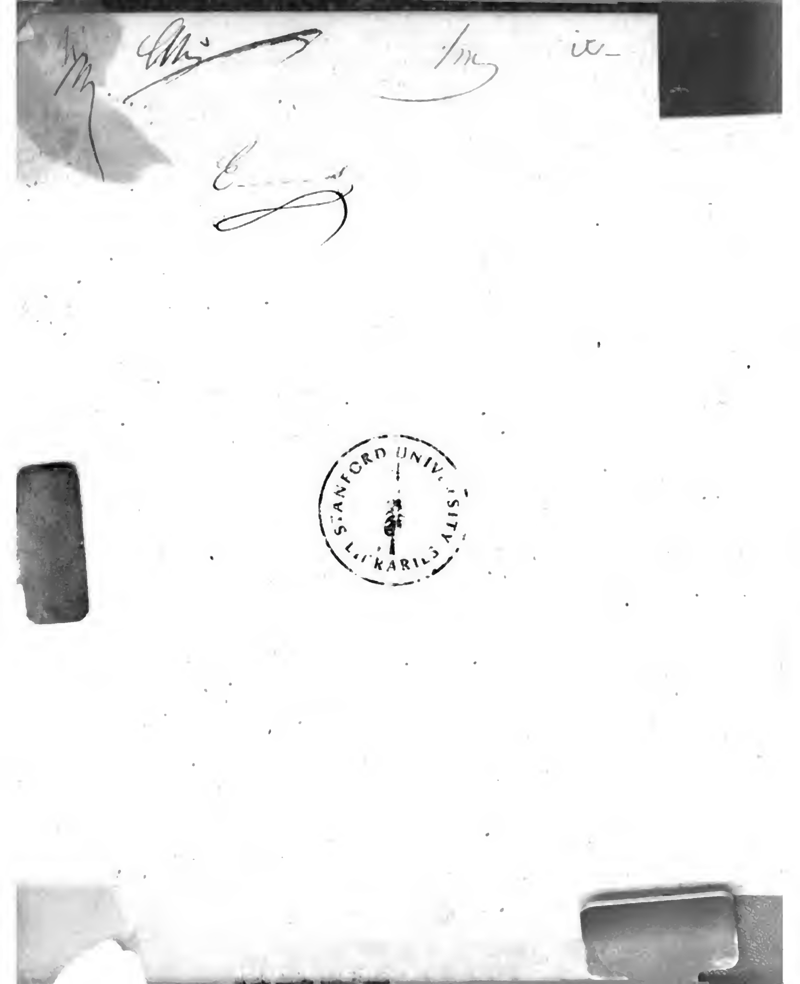




Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1 8 2 9.

Juli.

> Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
> Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
> Dann werden selbst der Apollonia
> Eifrigste Priester euch nicht verkennen.
>
> Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 2 9.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 3 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Reisen.

Geschichte.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Naturgeschichtliches.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 53.

Ueber Kunsturtheil. (Beschluß.) — Kunstausstellung in Hamburg. (Forts.) — Wien.

Nro. 54.

Archäologie. 1. Antike Bildwerke, zum erstenmale bekannt gemacht von Eduard Gerhard. 2. Monumens inédits d'antiquité figurée grecque, étrusque et romaine, par Raoul-Rochette. — Kunstausstellung in Hamburg. (Beschluß.) — Kölln.

Nro. 55.

Archäologie. (Forts.) — Neue artistische Werke. — Warschau.

Nro. 56.

Beyträge zu der Geschichte Spaniens; enthaltend: Ideen und Notizen über Künste und spanische Maler u. s. w., von dem Obersten Schepeler. — Archäologie. (Beschluß.)

Nro. 57.

Beyträge zu der Geschichte Spaniens. (Forts.) — Berlin.

Nro. 58.

Beyträge zu der Geschichte Spaniens. (Beschluß.) — Paris. London.

Nro. 59.

Deutsche Kunst in Genf. (Forts. v. Nr. 40.) — Archäologie. Bulletino degli Annali dell' Istituto di Corrispondenza archeologica. — London.

Nro. 60.

Deutsche Kunst in Genf. (Forts.) — Archäologische Untersuchungen in Frankreich. — Berlin. — München.

Nro. 61.

Die Krönung Carls des Zehnten. — Deutsche Kunst in Genf. (Forts.) — Panorama von Salzburg.

Literatur-Blatt.

Nr. 53.

Philosophie. (Beschluß.) Beyträge zur Charakteristik der neuern Philosophie, zur Vermittlung ihrer Gegensätze, von J. H. Fichte. — Erbauungsschriften. Nikodemus, eine Erzählung von Wessenberg.

Nro. 54.

Literatur der vereinigten Staaten. — Geschichte. Histoire de Russie et de Pierre le Grand par Ségur.

Nro. 55.

Drama. Der Paria. Trauerspiel von M. Beer. — Geschichte. Abriß der alten Geschichte des Orients, von Georg Graff.

Nro. 56.

Dichtkunst. Romancero e historia del muy valeroso caballero el Cid Ruy Diaz de Vibar, recopilado por Juan de Escobar.

Nro. 57.

Dichtkunst. Romancero etc.

Nro. 58.

Reiseliteratur. Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. — Geschichte. Peter Eschenloers Geschichten der Stadt Breslau, herausgegeben von Dr. J. G. Kunisch. — Vermischte Schriften. Gustav Redlichs ernste Rückblicke in die vergangenen Tage seines Lebens.

Nro. 59.

Histoire de l'école polytechnique, par Fourcy.

Nro. 60.

Biographische Literatur. 1. P. J. Spener und seine Zeit, von W. Hoßbach. 2. Süddeutsche Originalien, Bengel, Oetinger, Flattich, herausgegeben von C. G. Barth. — Geschichte. Edward Gibbons history of the decline and fall of the Roman Empire. Lipsik.

Nro. 61.

Dramatische Dichtkunst. Schauspiele von Eduard von Schenk. Erster Theil. Belisar. Kaiser Ludwigs Traum.

Anzeige.

No. 156.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Juli 1829.

Grey.	Verdammter Hauf ihr alle von Blutsaugern!
Vaughan.	Ihr, die ihr lebt, wehklagt hierum noch künftig.
Ratcliff.	Macht fort, denn eures Lebens Ziel ist da.

Shakespeare.
Richard III.

Eine Scene aus der neapolitanischen Revolution vom Jahr 1799.

Die Contrerevolution in Neapel im Jahr 1799, wobey einer der größten Helden unserer Zeit, Nelson, seinen Ruhm in Schatten stellte, um nicht zu sagen befleckte, ist eine der merkwürdigsten Episoden der französischen Revolution, und wenn sie weniger beachtet ist, als sie es verdiente, so ist jene Zeit daran Schuld, in der ein großes Ereigniß das andere begrub. Wir sehen dort zum ersten Male, was wir seitdem wieder erleben sollten, eine aufgeklärte, muthige Minderzahl im Kampf mit dem ewig alten Pöbel von Parthenope unterliegen; wir sehen auf der einen Seite der Königin und Actons, Nelsons und der Lady Hamilton Intriguen, Mönche, Banditen, Lazzaronis; auf der andern Seite ein enthusiastisches junges Geschlecht, stolz auf seine europäische Bildung. Es ist kein Wunder, daß ein solches Drama einen Schriftsteller zu einem Werke begeistert hat, das, nach dem Geschmacke der Zeit, die Geschichte jenes Ereignisses auf den Faden einer einfachen Intrigue reihen soll. Fragoletta ou Naples et Paris en 1799, par Delatouche ist übrigens eines der ausgezeichnetsten Werke dieser Art. Wenn auch die Schilderungen hie und da etwas überladen erscheinen mögen, so ist doch die poetische Ansicht wahr und die Charaktere sind originell und kräftig, wenn es auch, zumal einem Deutschen, scheinen könnte, als ob die Situationen, in die sie versezt werden, oft etwas gesucht und gezwungen seyen. Wie dem auch seyn mag, so wird eine Scene dieses Dramas, „die Verurtheilung der Patrioten nach der Rückkehr des Königs,“ nicht unwillkommen seyn.

* * *

Die Vicaria ist ein großer Pallast in der Mitte der Stadt Neapel; sie soll der Tempel der Gerechtigkeit seyn. Legionen von Rechtsmännern, die bey dem Volke unter dem Namen Paglietti in hohem Ansehen stehen, suchen, finden und verdrehen das Recht daselbst zu bestimmten Stunden. Es sind ihrer nicht weniger denn zehntausend. Die ungeheuren Treppen, die zu den Audienzsälen führen, sind abgenüzt von Sollizitanten, belagert von Lazzaronis; jede Arkade in den Corridors ertönt vom Rufe des Handelsmanns, der seine Seidenzeuge oder seine Lavadosen ausbietet. An diesem Abend aber hatten die Kaufleute ihre Buden geschlossen, die Paglietti trugen nicht mehr die Tracht ihres Standes; dichtgedrängt stand die Menge von den Treppen bis unten an den Richterstuhl, um bey Fackelschein die Angeklagten, die in den Forts Widerstand geleistet hatten, und die eben gerichtet werden sollten, vorüberziehen zu sehen. Sie kamen; vorn, hinten und auf den Seiten Sbirren in gelb und schwarzen Röcken. Die Verwünschungen, mit denen sie der Pöbel und einige hübsche Damen überhäuften, erwiederte hie und da einer mit einem Lächeln, mit einem Achselzucken, die meisten schienen es nicht zu bemerken.



Die königliche Junta war feyerlich versammelt. Auf der einen Seite saßen auf Sammt, in Hermelin gehüllt, ein Speziale, ein Guidobaldi, Castelcicala, Damiani u. s. w., sklavische, beutesüchtige Menschen, ausgewählt unter jenen sophistischen, starrsinnigen Köpfen, wie sie immer in den schlimmen Tagen der Restaurationen auftauchen, um sich zu Schergen der Rache herzugeben, die Frankreich wie Spanien, Neapel wie London, mit Bitterkeit erfüllt haben, von unseren Tagen an bis rückwärts zu der Zeit, wo die Stuarts England den Rücken kehren mußten. Was sich auf der andern Seite auf der Armesünderbank niederließ, war ungefähr das Beste, was Neapel an Tugend, Bildung und Muth besaß. Außer den Offizieren, die sich erst vor Kurzem durch ihre Vertheidigung ausgezeichnet hatten, brachten hier Advokaten, Künstler, Gelehrte ihre Köpfe zum Opfer dar, und die Zuschauergallerie ward besser bedient, als sie gehofft hatte. Diese jungen Männer aus dem lebenden Geschlechte wegzunehmen, war soviel, als die Volksbildung einen Rückschritt von zwey Jahrhunderten thun zu lassen, so viel, als Italien in die Zeit Ferdinands des Katholischen zu versetzen.

Speziale, der Präsident der Junta, ließ beym Anblick so vieler Opfer, die meist nicht über zwanzig, deren viele kaum sechszehn Jahre alt waren, einige Verwirrung blicken; bald aber, nachdem er sich in die richterliche Würde geworfen, begann er dem Alter, oder seinem persönlichen Hasse nach das Verhör, und fragte den Vertheidiger des Kastells Uovo: „Du heißt Menthoné? was hast Du während der Republik gethan?" — „Ich habe kapitulirt." — „Und vorher?" — „Das weiß Jedermann; spart die unnützen Fragen. Ich wiederhole es, ich habe kapitulirt, und wenn diese Rechtfertigung nicht hinreicht, so müßte ich mich schämen, eine andere vorzubringen." — „Das sollst Du bald sehen." Der Präsident dieses prompten Gerichts wandte sich zu den Männern, welche die Geschichte bald seine Mitschuldigen nennen sollte, und forderte jeden durch einen Wink mit dem Kinn zur Stimmgebung auf; ringsum antworteten ihm nickende Häupter, und die Versammlung hatte damit den Spruch gethan. „Geh' nach rechts," sprach Speziale zum Minister, und damit war die Sentenz bestätigt. Ein Sbirre hob ein Paar Sarchetappen auf, welche den Eingang zu einem anstoßenden Kabinet bedeckten, und dort sollte das erste Schlachtopfer nur wenige Augenblicke der andern harren.

„Und Du?" fuhr der Richter fort. „Ich war Arzt," sprach Cerillo, „und dann Volksrepräsentant." „Und was bist Du jezt mir gegenüber?" „Dir gegenüber, Elender, ein Held!" „Gehe rechts!" — „Eusebio Palmieri ist mein Name," rief der Dritte, „und ich will als Rechtsgelehrter zur Vertheidigung der Bürger, die ihr wegen Rebellion zur Verantwortung zu ziehen nicht das Recht habt, einige Rechtspunkte geltend machen. Die Akte vom 28sten dieses Monats, die nach freywilliger Uebereinkunft abgefaßt ist, zu der der Generallieutenant des Königreichs sogar die erste Veranlassung gab, schüzt uns sämmtlich vor eurer Verfolgung." „Es wäre," fiel der Richter Guidobaldi ein, „verständiger und sicherer, sich auf die Gnade des Monarchen zu verlassen." „Das ist," erwiederte der Advokat, „das Hauptkennzeichen pflichtwidriger Richter, daß sie höher stehen wollen als das Recht. Wer mir mehr bietet, als er mir schuldig ist, macht sich verdächtig; denn offenbar will er sich von seiner Schuld losmachen, ohne sie zu bezahlen." „Aber Euer König ist ja so gut!" fuhr der Richter fort. „Aber er ist der Eurige! und man schäzt die Fürsten nach den Menschen, denen sie das Heft in die Hand geben; ihr mögt ihm selbst sein Urtheil sprechen." „Konnten wir mit Unterthanen kapituliren?" „Und warum thatet ihr es denn, Elende? Ihr macht euch feig aus dem Staube; das Land ist vom Feinde besezt; man stellt die besten Bürger an die Spitze einer Verwaltung, die einmal dringend nothwendig war. Sie nehmen es an aus Vaterlandsliebe, — ihr waret ja nicht da, — und um Frieden und Ordnung zu erhalten, um eure Habe zu schützen; da kommt ihr wieder zurück und bringt sie um! Es ist doch etwas Feines um Hofjustiz!" „Rechts!" rief Speziale dazwischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Amerika.

Die Paketboote.

Die zwischen der alten und neuen Welt hin- und hersegelnden Paketboote sind etwas so ganz der neuesten Zeit Angehörendes, eine so vortreffliche Anstalt, ja ich möchte sagen, etwas so Vollkommenes in ihrer Art, daß es wohl der Mühe werth ist, einen Augenblick dabey zu verweilen. Regelmäßig segelt jede Woche ein Paketboot von New-York nach Liverpool, dreymal des Monats eines nach Havre, zweymal eines nach London und jeden Monat eines von Boston nach Liverpool. Diese Schiffe sind sämmtlich amerikanische, von Privatkompagnien unterhaltene Fahrzeuge. Außerdem sendet noch die englische Regierung monatlich ein Paketboot nach Halifax in Neu-Schottland, welches von dort Briggs oder Schooner nach Boston und den Bermuden sendet. Ich spreche aber hier nur von den amerikanischen Paketbooten nach England und Frankreich. Sie sind die fliegenden Brücken zwischen beyden Welttheilen, und vereinigen sie inniger als manche Landwege zwey benachbarte Völker. Ja, ein Amerikaner der atlantischen Städte entschließt sich wohl weit leichter nach

England oder Frankreich, als nach Ohio, oder sonst einem Staate des Westen zu reisen. Ueberhaupt ist der Verkehr zwischen einer amerikanischen Hafenstadt und England oder Frankreich weit leichter als mit dem Innern. Wie viel leichter ist es nicht z. B., Bücher aus jenen Ländern und selbst aus Deutschland, als aus Kentuky oder Illinois zu erhalten! Und doch ist der Binnenverkehr in Nordamerika unglaublich groß. Zu Anfang Aprils 1829 waren alle Plätze auf den Paketbooten nach Havre de Grace auf sechs Wochen besezt. So fliegen die Amerikaner im Frühlinge aus. In demselben Monate kamen binnen 11 Tagen zur See über 17000 Briefe in Neu-York an; wobey freylich der Leser nicht übersehen darf, daß der Wind sehr lange von Westen blies, und nun mit eintretendem Ostwinde viele Fahrzeuge zugleich einliefen.

Die Paketboote zwischen hier und England und Frankreich sind sämmtlich Schiffe erster Art, die selbst die Aufmerksamkeit der Engländer in hohem Grade auf sich ziehen. An Eleganz und trefflicher Bauart zum Segeln kommen ihnen die Schiffe keiner Nation in der ganzen Welt gleich, wie sie denn auch schneller als alle andern segeln. Die Kapitäne werden unter den geschicktesten aller amerikanischen Seefahrer ausgewählt und sind fast ohne Ausnahme gebildete Männer. Ihre Ehre suchen sie in artiger Behandlung der Passagiere und in schneller Ueberfahrt, damit es in den Zeitungen heiße: Der Kapitän NN. von Liverpool in so und so viel Tagen. Ihre Freude ist, einem Kapitän, der vor ihnen ausgesegelt ist, vorzusegeln (to beat him). Alle Nationen erkennen an, daß Niemand so kühn zur See ist. Bey sehr scharfem Winde, wenn andre schon beylegen, fährt der Amerikaner noch mit einigen Segeln, und es ist eine Freude, auf dem Ocean ein anderes Segel einzuholen und rasch und frisch an ihm vorbeyzufahren. Es werden aber auch weder Segel, noch Taue geschont, wie dieß von manchen andern Kapitänen für Pflicht gehalten wird; denn Schnelligkeit ist ihr point d'honneur. Die Durchschnittszeit der Ueberfahrten von Europa ist seit fünfzig Jahren durch die großen Verbesserungen in der Schiffahrt außerordentlich verkürzt worden. Noch vor fünfzig Jahren waren sechszig bis siebzig Tage die gewöhnliche Ueberfahrtszeit, jezt dreyßig. Früher wurden gegen Abend die meisten Segel eingenommen, und bis zum Morgen legte man so bey, wie es noch einige alte Schweden und Holländer thun; jezt geht es Tag und Nacht keck durch die Fluthen, nur wenn dicker Nebel jede Aussicht verhindert, oder im Mai und Juni die Eisberge vom Norden kommen, ist man vorsichtiger. Erlaubt es der Wind nur einigermaßen, so werden Hülfssegel an der ganzen Windseite aufgezogen.

Der Passagier findet auf diesen Paketbooten alles, was er möglicherweise wünschen kann. Eine Kuh gibt täglich frische Milch; jeden Morgen werden kleine Brode gebacken. Das lange Boot, zur Rettung in Gefahr, ist zum Stall für Gänse, Truthühner, Hämmel und Schweine eingerichtet; Hühner und Enten sind in Käfigen; Fische werden bey jeder Windstille gefangen. Eingemachtes, Gemüse, gepökelt Fleisch, Thee, Kaffee, Butter, nichts der Art fehlt. Madera, Portwein, Bordeaurwein stehen jedem zu Gebote, so wie Punsch, Grog, Sodawasser, Cieder, Porter ꝛc., und dann und wann läßt der Kapitän den Champagnerpropfen springen. Gewöhnlich finden vier Mahlzeiten statt, Frühstück, Gabelfrühstück, Mittagsbrod und Thee, wo aber wieder Fleisch und Wein auf dem Tische ist. Manche genießen ihr Leben recht froh am Bord dieser Fahrzeuge und jubeln Tag und Nacht; manche aber legen ihr klägliches Gesicht, auf welchem die Seekrankheit Jammer und Elend malt, nicht eher ab, als bis sie Land sehen. Für alle diese Meerherrlichkeit und diesen Seejammer bezahlt ein Kajütenpassagier von Liverpool nach New-York 30 Guineen; von Havre nach Neu-York etwas mehr. Ein Zwischendeck-Passagier im Vordertheil des Schiffes zahlt 30 Dollar, hat aber für alle Nahrungsmittel und seine Matratze zu sorgen. Feuer und Wasser wird ihm gegeben. Auf diese Art kommen sehr viele irländische Auswanderer nach Amerika. Zuweilen bezahlen sie mehr und essen dann mit den Matrosen.

Diesen Sommer sollen nun die ersten Versuche der englischen Kompagnie gemacht werden, welche im Sommer von einer der westlichsten Spitzen Irlands nach Halifar und von dort nach Boston mit Dampfschiffen fahren will. Man rechnet auf 12 Tage Ueberfahrt von Irland nach der Hauptstadt Neu-Schottlands, und von Halifax nach Boston 2 Tage, so daß wir also in Boston im Sommer regelmäßig Nachricht von London in 16, und von Paris in 17 und 18 Tagen haben können. Wie eng wird die Welt!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Diesen Entschluß scheinen die beyden Liebenden reiflich überdacht und er den gemeinschaftlichen Tod zuerst vorgeschlagen zu haben; sie überlegte den Vorschlag acht Tage lang, weinte bey dem Andenken an ihren Vater, der sie überleben sollte, und antwortete dann: „Ja, ich glaube, der Tod ist das Einzige, was wir zu ergreifen haben; ich nehme den Vorschlag an.“ Dann wurde er etwas schwankend und wollte aufschieben; sie aber schrieb ihm: „Willst Du noch ferner leben, so thue es; ich aber bin entschlossen, nicht länger mehr zu leiden.“ Nun war auch der junge D** bald gefaßt, und sie verabredeten sich, ihr Leben im Montmorencythale zu

gelesen hätte, von der Natur entzückt zu werden, sehe ich meine überspannten Erwartungen nicht erfüllt, und Verdruß über meine Täuschung verbittert mir jeden Genuß. Nein! Gottes Werke brauchen der Posaune sentimentaler Geister nicht; ich lasse sie für sich sprechen, habe ich aber den ersten Eindruck für mich genossen, meinen Honig aus der Blume gesogen, so lese ich gern, was andre darüber gesagt; ob ich die und die Merkwürdigkeit übergangen, darnach frage ich nicht viel.

In Bajonne habe ich Einiges für Sie aufgezeichnet; Sie erhalten es hier.

Bajonne.

Ich kam mit dem Courier von Bordeaux hieher; der Weg, nur theilweis eine Kunststraße, führt durch das Departement des Landes, eine der Lüneburger Haide und Westphalen sehr ähnliche Gegend. Auf den weiten, unbebauten Flächen sieht das Auge nur hin und wieder eine mit Bäumen umgebene Bauernwohnung; schon von Fern hört man das Bellen der wachenden Hunde. Der im Winter dort fast grundlose Boden zwingt die Bewohner, sich, um von einem Ort zum andern zu kommen, der Stelzen zu bedienen, welche sie selbst im Sommer nicht ablegen. Ein großer Stock dient ihnen, wenn sie still stehen wollen, zur Stütze und zum Springen über Hecken und Graben; selbst vom Boden heben sie Dinge auf. Es war gerade Mondschein, als ich den Weg machte; in der Ferne die hohen Gestalten in ungeheuren Schritten über die Haide wandeln zu sehen, hatte fast etwas Geisterartiges. Die Stadt Bajonne, am Zusammenfluß des Ardour und der Nive, ist häßlich, eng und schmutzig, liegt aber in einem reizenden Thale; ja, nach der Südseite kann die Gegend mit Recht schön genannt werden. Alles erinnert hier schon an die Nähe der spanischen Gränze; Gasthöfe und Kaffeehäuser verkünden sich auf ihren Aushängeschildern in beyden Sprachen; Wagen nach Spanien werden dem Reisenden überall angeboten; auf der Straße hört er ein Gemisch französischer und spanischer Worte, und zwischen den feinen Erzeugnissen gallischer Kochkunst erblickt er hier zuerst eine olla podrida. Am Tage meiner Ankunft, dem Feste Mariä Himmelfahrt, zog alles nach Byariz, einem am Meeresufer gelegenen Dorfe, wo man die Seebäder gebraucht. Den Weg dahin machte ich, nach der Sitte des Landes, in einem sogenannten Cacolet. An der Porte d'Espagne zu Bajonne stehen nämlich Baskenmädchen mit Pferden und Maulthieren, über deren Rücken zwey Sitze hängen, mit einer Lehne und einem die Füße stützenden Brett, ziemlich bequem für zwey Personen eingerichtet. Ist man nun allein, so nimmt, des Gleichgewichtes wegen, das junge, bisweilen sehr schöne Baskenmädchen den andern Sitz ein und verkürzt die Zeit durch Singen. Sind der Reisenden zwey, so nimmt sie den Platz zwischen den beyden Stühlen ein. Was sagen Sie zu dieser Art, Lustparthieen zu machen? ich habe noch keine angenehmere gefunden, und der Rückweg in einer lauen Sommernacht, bey dem herrlichsten Mondschein, in der Ferne das brausende Meer, neben mir ein reizendes Baskenkind, wird nie aus meinem Gedächtnisse schwinden. Die Ufer bey Byariz sind hohe, steile, von den Wogen ausgehöhlte Felsen; die gerade eingetretene Ebbe gestattete mir hinunter zu klettern und die noch vor Kurzem vom Wasser bedeckten Klippen zu betreten. Ich sah hier zum ersten Male den Ocean. Ach! es ist doch etwas anderes als unsere fluthlose baltische See, ja selbst als das mittelländische Meer, das poetischste von allen. Nach einem stärkenden Bade und darauf gehaltenem gutem Mittagessen legte ich mich auf einen vorspringenden Felsen und sah der steigenden Fluth, der sinkenden Sonne zu; nicht weit von mir saß bewegungslos ein Mönch, aus dem Dorfe schallte Gesang, Musik, Schreyen und Lärmen von Spielenden. Die höher und höher steigende Woge nezte brandend meinen Fuß; der Mond ging auf. Ich kehrte zurück. —

Die Mienen eines Nordländers möchte ich sehen, wenn er durch einen Zauberschlag plötzlich aus seinem reinlichen Zimmer in eine hiesige Stube versezt würde, wo Schmutz das hauptsächlichste Hausgeräth und überall das Beywerk ist. Von dem Eintritt in Frankreich an lernt aber der Reisende sich daran gewöhnen, und macht namentlich in der Provence eine so gute Schule durch, daß er später fast nichts mehr lernen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Scene aus der neapolitanischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Einige russische, englische, ja albanesische Offiziere, welche Neugier in die Vicaria getrieben hatte, fingen an zu fühlen, daß die Ehre ihres Vaterlandes bey einem so offenbaren Verrathe leicht Noth leiden dürfte.

Zum Theil sehr ausgezeichnete Männer kamen jezt, einer nach dem andern vor und Spezials Spruchformel blieb bey jeder Sentenz dieselbe, bis ein Angeklagter erschien, der etwas schüchtern auftrat; er ließ das Zeichen, vorzutreten, zweymal wiederholen. Aus seinem Blicke sprach zugleich Aengstlichkeit und Frohsinn. Er war klein von Wuchs und ziemlich beleibt. Den ganzen Mann hätte man für einen Freund des guten Lebens, einen sorglosen Epikuräer und lustigen Bruder, für nichts weniger als für einen Verschwörer gehalten, hätte nicht seine offene Stirne und der stiere Blick der kurzsichtigen Augen, die offenbar den Gegenstand nicht sahen, auf den sie sich mit einer eigenen Starrheit richteten, etwas Schwärmerisches verrathen. „Nun diesen, gnädiger Herr," sagte der Richter Damiani zu Speziale, „kennen Sie recht gut; er wohnt in derselben Straße wie Ew. Excellenz." — „Keineswegs."

— „Ein Virtuos.“ — „Dieser armen Leute gibt es so viele in meiner Nachbarschaft.“ Ein verächtliches Lächeln durchflog fast die ganze Versammlung, und tausend Stimmen riefen, wohl nicht ohne Stolz: Domenico Cimarosa! „Ach, ja, ihr Herrn,“ sprach dieser weinerlich, „sonst Niemand, der arme Dominik. Was kann man mir zum Vorwurf machen? eine Hymne zu Ehren der Republik? Ich habe die Worte dazu nicht einmal gelesen. Sie war bey mir bestellt worden, und wir Musiker sehen nicht auf die Worte. Ich habe auch Cantaten zur Geburtsfeyer der lezten königlichen Prinzessin gesezt, habe Messen für die Cathedrale komponirt, habe Opern für Wien und St. Petersburg geschrieben. Es kam mir nie in den Sinn, daß ein Ding böser seyn könne als das andere. Soll ich aber einmal gestraft werden, ist es da nicht genug, meine Herrn, daß man mir schon mein armes Piano zum Fenster hinaus geworfen hat?“ — „Die Barbaren!“ sagte ein Kosakenoffizier. „Ein Piano,“ fuhr Caraffa fort, „auf dem vielleicht seine Horatier und matrimonio segreto gesezt wurden!“ — „Ach!“ sagte der Künstler, „ich liebte es nicht weil es eben schön war, Herr Graf, und es hielt auch schlecht die Stimmung, sondern weil ich es von Duranti, meinem guten Meister, habe.“ — „Wer weiß,“ sagte Vitagliani, „ob diese Nachtigall nicht während der Republik gesungen hat? Sr. Excellenz sollte darüber eine Untersuchung einleiten lassen.“ — „Nun ja, begann Speziale und that, als höre er es nicht, oder wollte versuchen sich wieder ein wenig populär zu machen, „da können wir vielleicht den Kapellmeister hier in unsere zweyte Kategorie bringen, zu den Verführten, wie wir sie nennen. Er soll blos ins Gefängniß; doch vorläufig mag er rechts hinüber gehen.“

„Euer Wahnsinn geht noch weiter als eure Schlechtigkeit,“ sprach der Angeklagte, der jezt an die Reihe kam; es war Nicolo Palumba. „Ihr denkt nicht daran, daß laut unseres Vertrages der Brigadegeneral Méjean Geissel für uns erhalten hat und sie nicht herausgeben wird, als bis wir selbst und unsere Brüder, die bereits auf englischen Schiffen nach Toulon unter Wegs sind, nichts mehr zu fürchten haben. Opfert ihr diese Geißeln auf? den Erzbischof von Salerno, Micheroux, Dillon, den Bischof von Avellino, ja den Bruder des Generals Acton selbst?“ Die Mitglieder der königlichen Junta wechselten triumphirende Blicke. „Ich seyd gar zu besorgt, Herr,“ sprach Savarelli; „beruhigt Euch, die braven Leute sind bey den ihrigen. Méjean weiß, was er der königlichen Oberherrlichkeit schuldig ist; er hat die Geißeln zurückgegeben.“ — „Also,“ fiel Speziale sehr laut ein, „einen andern Beweis, Signore Palumba; nennt mir zum Beyspiel die Mitschuldigen, die Ihr noch in der Stadt habt, oder ihr wandert zum Tode.“ — „Da gehe ich hin,“ sagte der junge Mann, „aber nicht auf deinen Befehl!“ Ein Fenster hinter ihm stand wegen der großen Hitze offen; er lief hin, stieg auf das marmorne Gesims, stürzte sich von der ungeheuren Höhe herab und die Schildwache, die am Fuße der Mauer im Graben stand, sah seinen Schatten vorüberschweben. Wie ein Tiger, dem man seine Beute raubt, brüllte Speziale und blieb dann wie betäubt sitzen.

„Meine Herrn,“ sagte nun Caraffa, „erlaubt mir, Euch zu bemerken, daß ich nun lange genug vor Eurer erhabenen Gerechtigkeit schmachte; ich möchte gerne des Vergnügens, Euch zu sehen, enthoben seyn. Ich trotze Euch und würde Euch verabscheuen, geschähe Euch damit nicht zu viele Ehre. Aber alles, was Ihr hochachtet, ist mir verächtlich; gegen alles das habe ich das Schwerdt geführt, und könnte ich, ich zöge es diesen Abend wieder. Und somit —“ „Und somit,“ sagte Speziale, und es war, als raffte er sich auf, um dieß Eine Wort zu sprechen: „rechts!“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Die militärischen Romane und Erzählungen scheinen ganz Mode werden zu wollen. Eine besonders gute Sammlung von den leztern ist so eben unter dem Titel: the Chelsea Pensioners erschienen. Sie ist voll trefflicher Schilderungen von Naturscenen, Menschen und Begebenheiten, welche der Verfasser selbst beobachtet haben muß. Die erste: „Ein Abentheuer in den Pyrenäen.“ gibt eine sehr lebhafte Beschreibung von dem Leben und den Thaten der spanischen Guerillas. Ein Hauptmann von einer dieser Banden erzählt unter andern, als einst die Franzosen das friedliche Dorf, in dem er lebte, überfallen, ausgeplündert und mehrere Einwohner ermordet, habe er mit seinen Kameraden sich folgendermaaßen gerächt: „Wir beschlossen, die Ungeheuer in unsere Höhle zu locken. Zu diesem Ende arbeiteten wir an einem großen Felsenstück, welches gerade über der Brücke hing, bis wir es so los gemacht hatten, daß ein Kind es hätte in den Abgrund stoßen können. Eines Morgens fielen wir ins Thal ein, und da wir hitziger gefochten hatten wie gewöhnlich, waren die Franzosen in solcher Wuth, daß sie uns ins Gebirge folgten. Alle, außer Francesco, welcher der Gegenstand ihres bittersten Hasses war, flohen ins Gehölz. Francesco aber stellte sich, als wenn er verwundet wäre und nahm seinen Weg nach der Brücke zu. Er floh über den Abgrund und 45 von den Elenden mit ihrem Offiziere folgten ihm. Dieß war es, was wir wollten. Plötzlich stürzte der Fels herab, mitten auf die Brücke, schmetterte die ersten in den Abgrund und schnitt denen, welche sich innerhalb der Fuenta befanden, alle Hoffnung zum Rückzuge ab. In wilder Freude blickten wir von der Wand auf unsere Beute hinunter. Die Franzosen waren starr vor Schrecken. Noch sehe ich ihre aufgehobenen Hände, noch tönt mir das Geschrey um Gnade in den Ohren. „Pardon!“ rief Francesco, „ja, solchen Pardon, wie ihr ihn gabt. Sehet da hinunter auf das Dorf, das ihr zerstört,

sehet die Leichname der Greise und Kranken, die ihr erschlagen, hört das Geschrey derer, die ihr entehrt, und empfangt dann euern Lohn.“ Dieß war das Zeichen für uns und wir fiengen an zu feuern. Umsonst rannten sie in wahnsinniger Verzweiflung von einer Seite auf die andere oder an den Rand der Felsenspalte. Nur drey wagten den Sprung und wurden zerschmettert.“ — In der Erzählung Maida wird die Schwäche eines jungen liebenswürdigen Offiziers, der der Feigheit nicht Meister werden konnte, mit außerordentlicher physiologischer Wahrheit und so anziehend dargestellt, daß man den armen Menschen nur bemitleiden, nicht verachten kann.

So eben ist von der Feder eines ostindischen Offiziers, Obristlieutenant Briggs, eine vollständige Uebersetzung der berühmten Geschichte der mahomedanischen Macht in Indien bis zum Jahre 1612, von dem bekannten persischen Schriftsteller Mahomed Kasim Ferischta, mit der in diesem Werke fehlenden Geschichte von Hydrabad als Anhang, und mit einer Menge, besonders geographischer Noten, in 4 dicken Oktavbänden erschienen. Es war eigentlich Briggs Absicht, eine vollständige Geschichte der mahomedanischen Herrschaft in Indien herauszugeben, und er hatte zu diesem Ende, nebst dieser nach der sorgfältigsten Vergleichung der besten Exemplare gemachten Uebersetzung, so viele Materialien gesammelt, d. h. sie 17 Foliobände füllten. Man hätte hier gewiß ein wichtiges Geschichtswerk über jenen wichtigen Welttheil erwarten dürfen. Unglücklicherweise aber befanden sich alle diese Schriften außer der gegenwärtigen Uebersetzung zu Puna, als die Stadt im Jahr 1817 vom Peischwa geplündert und verbrannt wurde, und sind für immer verloren. Bekanntlich gilt Ferischta für einen sehr wahrhaftigen Schriftsteller, ist aber, wie alle Orientalen, ein Liebhaber von großen Zahlen. Er ist indessen im Vergleich mit andern mäßig in seinen Angaben.

Genf, Juni.

Bey dem lebhaften Interesse, mit dem jezt hier Alles aufgenommen wird, was auf J. J. Rousseau Bezug hat und was ihn gegen die Angriffe unserer Momier's vertheidigen kann, die ihm böse Gesinnung gegen sein Vaterland und gegen die Religion vorwerfen, waren die Fragments tirés des oeuvres de J. J. Rousseau, suivis de huit lettres inédites du même écrivain, pour servir de réponse à ses detracteurs, eine glückliche Idee. Die kleine Schrift hat einen Herrn Moulton zum Verfasser, den Sohn eines Genfers, der mit Rousseau selbst in genauem Verhältnisse stand. Ihm hatte Jean Jacques in den beygefügten Briefen aufgetragen, ihn nach seinem Tode gegen Angriffe und Verläumdungen zu vertheidigen, und er sagte dabey etwas preciös: „Dieß sey Deine Bemühung, o Moulton! sie ist groß, edel und schön und seit lange hatte Dich mein Herz dazu erlesen.“ Man verzeihe mir, wenn ich in diesen wenigen Worten gerade die verkappte Eitelkeit finde, die Rousseau'n oft vorgeworfen worden ist. Warum doch eine so große Wichtigkeit auf seine Vertheidigung legen? Dieß mag wohl auch der erwählte Defensor gedacht haben, denn zu allen über Rousseau ergangenen Unbilden — schwieg er. Sein Sohn hat nun das Geschäft des Vaters übernommen und erfüllt. Die aus Rousseau's Schriften gezogenen Stellen thun allerdings dar, daß er große Stücke auf sein Vaterland hielt und daß er lebhaft anerkannte, wodurch sich schon zu seiner Zeit Genf von vielen andern großen, reichen und mächtigen Ländern unterschied. Eine Stelle verdient besondere Auszeichnung: „Ich war,“ so spricht R., „so unglücklich, in fremden Landen ein schwächliches und kümmerliches Alter zuzubringen und mich dabey vergeblich nach der Ruhe und dem Frieden zu sehnen, um den ich mich durch eine unkluge Jugend gebracht hatte; ich bewahrte aber dafür in meinem Gemüth Ideen und Ueberzeugungen, die in meinem Vaterlande nicht gepaßt haben würden. Bey alle dem behielt ich immer eine herzliche und uneigennützige Neigung für meine Landsleute und möchte aus dem Grund meiner Seele etwa folgendermaaßen zu ihnen sprechen: Liebe Mitbürger oder vielmehr Brüder, denn Blutsbande und Gesetze einen uns fast alle, es ist mir ein süßes Gefühl, daß ich nicht wohl an Euch denken kann, ohne mich an all' das Günstige und Glückliche Eurer Lage im Vaterland zu erinnern, dessen Werth Niemand lebhafter fühlen kann, als ich, der es verlor. Je mehr ich über Eure politische und bürgerliche Lage nachdenke, desto mehr überzeuge ich mich, daß sie menschlicherweise unmöglich besser und glücklicher seyn könnte. Wenn bey allen andern Regierungen die Rede von Feststellung und Erweiterung der Staatswohlfahrt ist, so beschränkt sich Alles auf Projekte, Ideen oder bloße Möglichkeiten (!). Bey Euch ist dieß ganz anders: Euer Glück und Wohlseyn steht schon ganz gemacht da, Ihr braucht seiner nur froh zu werden, und um ganz glücklich zu seyn, bedarf es bey Euch nur Zufriedenheit mit seinem Glücke. Eure mit Gut und Blut erworbene Souveränität, die Ihr mit Klugheit und Kraft zwey Jahrhunderte lang behauptet habt, ist jezt völlig und allgemein anerkannt.“ — Wie gar manche Stellen in Rousseau's Werken, hat auch diese das sichtliche Streben, die gegen ihn aufgebrachte Genfer Regierung durch Schmeicheleyen zu gewinnen und auf Kosten aller andern Regierungen zu preißen. Wir wissen recht gut, was unsere Regierung zu Rousseau's Zeit werth war. Sie konnte wahrhaftig nicht als Muster angeführt werden, und von dem, was damals in Toskana, Oestreich und Preußen geschah, scheint Rousseau nichts gewußt zu haben. Schrieb er heute, so wäre sein Lob der Genfer Regierung gegründet und jeder Billigdenkende würde es unterschreiben, aber damals! Meine obige Vermuthung über Rousseau's Zweck bey diesen schönen Reden findet auch noch in einer andern Stelle ihren Beleg, wo er die Syndiken und den Staatsrath folgendermaaßen anredet: „So sind, gnädige und sehr geehrte Herren, die Bürger und Einwohner des Staats, den Sie regieren, so sind die unterrichteten und klugen Männer, die Handwerksleute und Volk heißen und von denen man bey andern Nationen eine so niedrige und unrichtige Vorstellung hat. So ragte mein Vater, mit Freude bekenne ich's, durch nichts über seine Mitbürger empor. Er war nur, wie alle Andern sind; aber in jedem Land hätten die Gebildetsten gewiß seinen Umgang gesucht und selbst mit Nutzen gepflegt. Ich habe das Recht nicht und Gottlob ist es auch nicht nöthig, Ihnen zu wiederholen, daß Männer dieser Art Rücksichten erwarten können, denn sie haben mit Ihnen eine und dieselbe Erziehung genossen, sie sind Ihnen durch die Rechte der Natur und der Geburt gleich, nur im Willen untergeordnet, weil sie Ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren ließen und Ihnen die Regierung übertrugen. Dafür sind Sie ihnen eine Art von Dankbarkeit schuldig.“ Wenn R. durch jene oben angeführte Stelle die unwillige Regierung für sich gewinnen und wegen seiner Jugendfehler versöhnen wollte, so war er in lezterer sichtlich bemüht, die vielen gegen ihn gestimmten Genfer durch Lob, Preis und Aufregung ihrer Eitelkeit sich wieder günstig zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. Juli 1829.

— Eilt euch, die Todesstunde
Ist abgethan. Umarmen wir uns hier;
Lebt wohl, bis wir uns wiedersehn im Himmel.

Shakespeare.

Eine Scene aus der neapolitanischen Revolution.

(Beschluß.)

Als Hektor Caraffa in dem Zimmer erschien, das seine jungen Freunde nach einander gefüllt hatten, bemerkte er mit naiver Verwunderung, daß ein Zug von Trauer, von peinlicher Befangenheit auf allen Stirnen lag. „Was soll das heißen?“ sprach er, „gehen wir nicht morgen mit einander? und was könnten wir Besseres thun, wenn man uns nicht dazu zwänge? Für unsere Plane ist keine Aussicht mehr, meine Freunde! Armes Vaterland! Kaum hat es hundert Menschen erzeugt, die der Freyheit würdig sind, so fällt ganz Europa darüber her, und läßt ihm keine Zeit sich ein Volk zu schaffen. Aber unser Tod, fände er auch keine Rache, wird für die Nachwelt doch nicht fruchtlos seyn; entehrt er doch gleich unsere Feinde. Und können wir denn unserer bitteren Gefühle nicht Meister werden? Zuweilen ist der Unterschied zwischen Leben und Nichtleben so unmerklich, daß ich keine Nadel für den Unterschied gäbe. Cerillo,“ fuhr er fort, „bestätigen Sie es doch, daß meine Stirnwunde nicht tödtlich ist, und daß ich hier nicht vom Leben spreche, wie der Fuchs vom abgehauenen Schwanz.“ Die meisten Verurtheilten lächelten, Vitagliani seufzte. „Nun, was fehlt Dir, armes Kind?“ fuhr Caraffa fort, „verlangt Dich nach Deiner Amme oder nach Deinem arabischen Roß? Könnte ich zweymal sterben, gerne übernähme ich die Geschichte zum zweytenmale für Dich.“ — „Um meine Mutter habe ich getrauert und habe jezt keine Verwandten mehr,“ erwiederte Meister Dominiks Schüler, „aber wie es nun geht; ich war gewohnt im Gefängniß jeden Abend Guitarre zu spielen, und jeden Abend kamen ein Paar Mädchen und tanzten darnach unter meinem Fenster. Eine davon hatte ich ins Auge gefaßt — man unterbrach mich, um mich hieher zu bringen; da war es mit ihrer Lust wie mit der meinigen aus; als man mich aber mit so vielen Soldaten an ihnen vorüberführte, da fiel sie, die ich ins Auge gefaßt, ohnmächtig nieder.“ — „Unglücklicher!“ rief Hauteville, „Du verlierst mehr als Freyheit und Leben auf dieser Welt; Du warst geliebt! Caraffa wird Dich nicht trösten wollen.“ „Und warum nicht, lieber Major?“ erwiederte dieser, „hätten nicht die Wahrheiten, die er am Ende hätte erfahren müssen, einst diese süßen, jugendlichen Trugbilder verwischt? Bedenke doch, kein Menschenherz hat noch dem seinigen gelogen, keine Frauenliebe hat es in Verzweiflung gestürzt; er ist der Prüfungen überhoben. Wirft man nicht lieber den Becher weg, als daß man Gift mit Gift sich darin mischen läßt? Nimm sie mit Dir, Deine Träume, mein Sohn, nimm sie mit Dir! so wirst Du wie ein König des Orients begraben, mit Deinem Geschmeide und Deinen Schätzen, mit dem ganzen Menschenglück.“

Einige militärische Kommandoworte und das Rasseln der Gewehrkolben auf den Lavaplatten außen ließen einige vermuthen, die Stunde zur Hinrichtung möchte wohl früher angesezt worden seyn.

„Ein Land zu lästern, in das wir nicht gelangen

können," fuhr Velasco fort, „den Berg zu schimpfen, den wir nicht erklimmen werden, ist solche Verachtung wohl philosophisch?" — „O," sagte Caraffa, „ich gehöre nichts weniger als zur philosophischen Sekte. Aber kann ich dafür, wenn ich auf der ganzen Landschaft nichts sehe als das Alter im Hintergrunde? Ja, meine Freunde, zu warten, bis man die Welt durch eine Brille besieht, bis man Egoist wird, bis einen die Weiber von sich stoßen, bis man seines Hustens oder seiner Gicht pflegen muß, es gehört Muth dazu, und ich achte ihn, beneidet habe ich aber Niemanden je darum. Es gehört mehr Heroismus dazu als ich habe." — „Das Schauspiel ist nicht immer lustig," sagte Torillo, „das gestehe ich; aber diese Entwicklung, wie sich hier der Knoten löst . . ." — „Ich habe etwas Opium bey mir," sagte Albanese, „aber . ." — „O, weise diese Hülfe nicht von Dir, Freund," rief Doktor Cerillo; „Opium! ein Geistertrank! ein himmlisch Gift! Wüßtest Du, in welchen Himmel von Entzücken der Opiumtod uns zu erheben vermag!" — „Aber für alle hab' ich nicht," fiel Albanese ein und schlenderte das ihm geschenkte Gift weit von sich.

Man trat jezt in herzlichem Aneinanderschließen näher zusammen, alle fühlten das Bedürfniß dazu; man schüttelte sich in hochherzigen Gefühlen die Hände; wo unter den jungen Männern ein Paar recht alte Freunde waren, die fielen sich in die Arme, und Conforti sagte Logofallo ins Ohr: „Nun, als wir uns einst die Zusage gaben, daß der erste von uns, der vor Gott erscheinen müßte, um Erlaubniß bitten wolle, dem andern sagen zu dürfen, wie es ihm gehe, da hofften wir nicht, daß es uns so gut werden sollte, das große Geheimniß an Einem Tage zu erfahren." Aber Caraffa, der sah, daß die Rührung sich aller Herzen bemeisterte, gab sich Mühe, diese weichmüthige Stimmung zu bekämpfen. „Wißt Ihr was? erhabener Meister," sprach er zu Cimarosa, „Ihr solltet uns auf dieser traurigen Welt, in der wir Euch zurücklassen, zum lezten Mal noch eine Freude machen. Laßt uns noch einmal eine der schönen Arien hören, die ganz Europa entzückten, eine jener Melodien, die einem den Himmel erschließen." Und als er sah, daß der Tonsetzer zauderte, fuhr er fort: „Laßt Euch nicht lange bitten, lieber Freund, wie es die Virtuosen zu machen pflegen; denn seht, man könnte uns leicht nicht Zeit lassen, ganz so, wie es die Höflichkeit verlangt, in Euch zu dringen." Cimarosa lehnte sich zitternd auf Vitaglianis Schulter, als wollte er ihn bitten die Stimme seines Meisters zu unterstützen, und kaum hatte er die ersten Worte einer seiner Arien, die in Aller Gedächtniß leben, gesprochen: pria che spunti in ciel' aurora . . . (Eh' das Morgenroth sich hebt, gehn wir schweigend nieder), so füllten sich seine Augen mit Thränen und lautes Schluchzen erstickte seine Stimme.

Man pochte leise an der Thüre. Ein Mann, den Niemand unter den Versammelten kannte, sprach mit frommer Miene, indem er einen Zweyten vorstellte: „Meine Herrn, ein Priester."

Briefe über die Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Pau. Tarbes.

Eine mittelmäßig gute Diligence führte mich von Bayonne nach Pau. Das schöne Wetter vermehrte meine Sehnsucht nach den Bergen, die bisweilen in blauer Ferne sich dem suchenden Auge zeigten. Am nächsten Morgen um sechs Uhr hielten wir in Pau, ohne daß ich in den lezten Stunden von der Gegend etwas gesehen hatte, weil ich schlief. Nachdem nun endlich die Gensdarmen meinen deutschen Paß richtig befunden (und zwar, wie es mir überall schien, zu ihrem Leidwesen) ging ich in den Gasthof und verlangte ein Zimmer mit der Aussicht auf die Berge. Man führte mich zwey Treppen hoch in ein Gemach, dessen Fenster mit Laden verschlossen waren; ich öffnete den einen, und ach! welch' ein Anblick! Da lag die ganze Kette der Pyrenäen in ihren schroffen, kühnen Formen vor mir! Zu meinen Füßen strömte der Gave, ein üppiges Thal begrenzte ihn, dann stiegen Hügel immer höher und höher hinauf; einzelne Häuser blinkten weiß herunter; an die Hügel schlossen sich Berge, und an die mit Wald bedeckten, dunkeln Massen die wolkengesäumten, gezackten Felsen, hie und da in steigende Nebel gehüllt; am höchsten der Pic du Midi von Pau. „Du bist nicht vergebens gekommen!" rief ich mir zu.

Daß Heinrich IV. im Schlosse, und der jetzige König von Schweden in einem kleinen dreyfenstrigen Hause hier geboren worden, weiß jeder, die Stadt bietet also wichtige historische Erinnerungen dar. Ich will aber aufrichtig gestehen, daß ich selbst in der Stube, wo Heinrich das Licht zuerst erblickt, wenig an ihn dachte, sondern mich der zauberischen Aussicht erfreute. Man zeigte mir auch die Wiege des großen Königs, und der mich begleitende Castellan vergaß nicht zu erzählen, daß der Herzog von Angouleme, wenn er sich in Pau aufhalte, sie in seine Schlafstube stellen lasse. Ich fragte weßhalb? der Mann antwortete nichts, sah mich aber mit einem mitleidigen Blicke an. Mir ward leicht, als ich durch einen Besuch im Schloß meiner Pflicht, es gesehen zu haben, Genüge geleistet hatte, denn nun konnte ich ganz mir selbst leben. Das Wetter war vollkommen schön, und die drey Tage, welche ich in Pau verweilte, habe ich theils im sogenannten Park Heinrichs IV., einem an das Schloß stoßenden, von hohen Bäumen beschatteten Spaziergang, theils auf der andern Seite des Gave, an irgend einem hübschen Plätzchen zugebracht. Bild auf Bild stieg vor meiner Seele auf und ab, und die sternenhelle Nacht schloß für mich den Tag immer zu zeitig.

Alle über die Pyrenäen eingezogenen Erkundigungen verwiesen mich auf Bagnères de Bigorre, als den Hauptpunkt, und so machte ich mich gestern früh auf den Weg, ließ die fürchterlich heißen Mittagsstunden in Tarbes vorübergehen, und fuhr dann um vier Uhr Nachmittags nach dem, nur drey Stunden entfernten Bagnères.

Tarbes, eine zwar kleine, aber nicht unfreundliche und nicht zu schmutzige Stadt, liegt in einer großen, herrlich angebauten Ebene, die sich bis an den Fuß der Pyrenäen erstreckt. Diese Gebirgskette hat hier und fast auf der ganzen französischen Seite das Eigenthümliche, daß sie sich plötzlich schroff erhebt und sich nicht in sanften Abdachungen weit in das Land hinein erstreckt. Der Eindruck, den dieß macht, ist unvergleichlich, jede Stelle gewährt einen günstigen Standpunkt, und das Auge sieht die Berge in ihren ganzen Formen, vom Scheitel bis zum Fuß, wie ein Zauberschloß da liegen. An die von der Ebene sich erhebenden Wiesen schließt sich dunkler Wald, an diesen grauer Fels, der sich mit Schnee und Eis den Wolken nähert. In Hinsicht der Höhe kann sich dieß Gebirge nicht mit den Alpen der Schweiz messen, und dennoch treten einem diese nirgends so imposant entgegen. Während meiner Fahrt stand ein Gewitter am Himmel, und obschon ich ihm den heutigen Regen zuzuschreiben habe, kann ich ihm doch nicht zürnen, denn die sich durch schwarze Wolken drängenden Strahlen, die durch die Gewitternacht erglühenden Spitzen der Berge, die magisch ausgegoßnen Schatten, alles dieß ist selbst mit einem Tage lang dauernden Regen nicht zu theuer bezahlt. Amphitheatralisch lagen die Berge da, hoch der Pic du Midi, ein Vater im Kreise seiner mächtigen Söhne, das jungfräuliche Thal von Campan zu den Füßen der Gewaltigen. Kann es Menschen geben, deren Herzen bey einem solchen Anblick nicht lauter pochen? Denken Sie sich daher meine Qual, denn neben mir saß ein Franzose, dessen Worte wie ein Wasserfall mich erbarmungslos überströmten. Vergebens war mein Stillschweigen; er fuhr fort, erzählte mir von seinen Gefahren, als er den Pic du Midi bestiegen, von Paris, von seiner Liebenswürdigkeit — und meine Stimmung, meine Freude war dahin! Verstimmt fuhr ich durch die lachende Ebene, durch neun, den Weg begrenzende Dörfer. Mein unberufener Gefährte sprach und sprach. Endlich erreichten wir Bagnères, wo ich nach langem Suchen zuletzt in Frascati, so heißt der Gasthof, ein Zimmer fand. Es war dunkel geworden, der Regen fiel in großen Tropfen, und ich nahm meine Zuflucht zum Schlaf, um jenen Menschen, der mich um schöne Augenblicke betrogen, vergessen zu können.

Bagnères.

Das Wetter ist noch immer schlecht; gestern Morgen benutzte ich einen günstigen Augenblick und durchstrich die nächsten Umgebungen. Bagnères liegt am Eingange des Campanerthals, welches indessen in seiner eigentlichen Bedeutung erst weiterhin anfängt. Die Natur hat hier alles gethan, der Mensch nichts, und vielleicht zum Glück, denn gewöhnlich kann er nur verpfuschen. Spaziergänge bieten sich dem Auge von allen Seiten dar. Die ersten Hügel sind nicht hoch; dann aber steigen sie zur Linken sogleich in die Höhe und werden kahle Felsen; auf der rechten Seite bleiben sie wiesenbedeckte Höhen, mit vielen kleinen, weißen Häusern und einzelnen Baumgruppen; der Ardour schäumt in der Mitte. Nebel verhüllten die fernen Berge und senkten sich oft bis in das Thal. Bey meiner Rückkehr sagte man mir, als ich meinen Weg beschrieb, ich sey an der schönsten Stelle des Campanerthals gewesen! Uebrigens sollen diese Zeilen seiner Schönheit keinen Abbruch thun, denn bey solchem Wetter sieht man eigentlich nichts. Die Stadt Bagnères selbst ist klein und häßlich, indeß ziemlich reinlich, und das ist in Frankreich schon etwas Großes. Ueber das Leben kann ich noch nichts sagen; es sollen viele Fremde hier seyn, gesehen habe ich erst wenige. Der Gasthof, in welchem ich wohne, ist der erste in der Stadt und hat ein Lesezimmer, in welchem man eine ziemlich reiche Bibliothek und die meisten politischen, in Paris erscheinenden Journale findet; außerdem werden wöchentlich zwey Bälle gegeben, und für das Alles, Wohnung und Kost, zwey Mahlzeiten eingeschlossen, zahle ich täglich sechs Franken. An der Table d'Hôte waren nur Spanier und Engländer; man kann die Ersteren nicht sehen und hören, ohne tiefes Mitleiden mit ihnen zu empfinden. Franzosen wohnen selten hier.

Gestern war ein Ball. Die Gesellschaft schien mir sehr gemischt, wie das meistens in Bädern der Fall ist; indeß fehlte ganz die Heiterkeit und das ungezwungene Wesen, welches an solchen Orten sonst die Fremdesten einander näher bringt. Auffallend schlecht fand ich die Musik; sie bestand aus einer Geige, einer Trommel und einem Hackbrett, zu welchem der Spielmann eine Art Hornpfeife blies. Der Franzose hat keinen wahren Sinn für Musik. Fast jeder Arbeiter singt, aber es ist keine Melodie in seinem Gesang. Getanzt ward im Ganzen schlecht, aber ziemlich viel, und nicht allein die Jugend, sondern auch das vorgerückte Alter nahm an diesem Vergnügen Theil; den nationalen Contretanz unterbrach nur selten ein Walzer, der übrigens so entstellt ward, daß ein Deutscher ihn nicht ohne Lachen ansehen konnte.

Den Contretanz muß man von Bauern tanzen sehen; in den Sälen hat er alles Nationale verloren und ist ein bloßes Bewegen der Füße. Das Tanzen des Volkes ist immer Ausdruck der Empfindung, und der Contretanz spricht deutlich den Charakter des Franzosen aus. Hazardspiele sind verboten; nur die Hauptstadt Frankreichs hat dieß traurige Vorrecht; dafür werden in Ecarté hohe Summen verloren und gewonnen. Als ich heute Morgen mein Zimmer verließ, fand ich den Spieltisch noch besetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

New-York, Mai.

Ich schreibe am Himmelfahrtstage; das ist aber kein Festtag hier; nur die Bischöflichen haben Gottesdienst und die Katholiken feyern ihre Messe. Alles um mich ist Alltag, denn ein altes Koloniegesez verbietet bey der strengsten Strafe, Weihnachten, Ostern und andere Feste zu feyern; den strengen Puritanern ist jede äußere Form ein Gräuel und unchristlich. Wenn ich in dieser jungen prosaischen Welt mich nach etwas vom alten Europa sehne, so ist es ein wenig Poesie des Lebens und hie und da eine erträgliche Musik. Solches sucht man aber hier vergebens, und wahrhaftig, der eintönige Ruf der Matrosen, die dort im Takte ein Schiff vom Quai wegzubewegen suchen, ist keine Musik. Aber troz dem trete ich neugierig näher und vergesse bald die Poesie meines Vaterlandes über dem grenzenlosen Unternehmungsgeiste dieses Volks; denn das Schiff, das abzusegeln im Begriffe steht, ist eines der vielen Fahrzeuge, die aus den atlantischen Städten nach der Nordwestküste und nach Canton fahren. Bey der Arbeit beschädigten sich zwey Matrosen, so daß sie der Kapitän nicht mitnehmen konnte. Unter den Zuschauern standen neben mir zwey junge Bursche, der eine ein schwedischer, der andere ein portugiesischer Matrose. „Ihr scheint," rief ihnen der Kapitän vom Schiffe zu, „ ein paar flinke Bursche zu seyn; wollt ihr mit? Ihr seht, ich brauche zwey." — „Nein," antwortete der eine, „ich habe noch Geld." Es ist nämlich der regelmäßige Gang des Matrosenlebens, daß sie nach einer Seereise, wenn sie den Lohn ausgezahlt bekommen, umherschwärmen und schlemmen, bis sie die Löhnung und noch mehr Geld dazu verzehrt haben. Dann geht der Wirth mit ihnen zu einem absegelnden Kapitän, läßt sich von ihm seinen Vorschuß auszahlen und nun geht „Bruder Täo" wieder in See. Wie sehr sie übertheuert werden, wie sehr die Gesundheit bey diesem wüsten Leben leidet, welche üble Folgen es moralisch und physisch haben muß, kann sich jeder denken. Man bemüht sich daher in New-York, Boston und andern Seestädten der Vereinigten Staaten, Matrosen-Sparkassen und Gesellschaften für die Matrosen, die in jeder Hinsicht für sie zu sorgen suchen, zu errichten, und in New-York kommt bereits ein Sailors Magazine zu ihrer Belehrung und Civilisirung mit gutem Erfolge heraus. Der Schwede sagte zum Portugiesen: „Wenn Du gehst, will ich auch gehen." Beyde entschlossen sich, in 10 Minuten waren sie mit ihren Kasten da, die sehr leicht aussahen und in die sie wohl keine Steine zur Täuschung gethan hatten, wie die Handwerksburschen zuweilen ihr Felleisen beschweren, um gewichtiger zu erscheinen, und in 12 Minuten gehörten sie zur rüstigen Gemeinde der hinsegelnden kleinen Welt. Sie bleiben vielleicht 2, 3, auch 4 Jahre aus. Dieses Schiff gehört zu den Amerikanern, die einen Handel ganz eigener Art treiben. Mit baaren spanischen Thalern und Waaren verschiedener Art, unter denen Nürnberger Spiegel und Glaskorallen, Messer ꝛc. nie fehlen, segeln sie um Kap Horn nach der Nordwestküste Amerika's und handeln dort von den Indianern Pelzwerke für ihre Siebensachen ein. Die Kapitäne müssen diesen Handel ordentlich lernen, denn es gehört einige Kenntniß der indianischen Sprachen und Gebräuche dazu.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Juni.

(Beschluß.)

Es herrscht jezt gewiß mehr Bildung unter den hiesigen Einwohnern als zu Rousseau's Zeit; demungeachtet wäre es eine arge und lächerliche Uebertreibung, wenn man das bereits Angeführte von unsern Schneidern, Schustern, Hutmachern, ja von allen Uhrmachern, Juwelieren und Goldarbeitern sagen wollte, unter denen es gewiß einzelne recht gebildete und unterrichtete Leute gibt, aber auch nur Einzelne. Wer zu viel sagt, sagt nichts und muß es sich gefallen lassen, daß ihm der ruhig Erwägende eine Absicht unterlegt. Aus den mitgetheilten, bisher ungedruckten Briefen geht übrigens Rousseau's Gutmüthigkeit und Frömmigkeit hervor. Sie enthalten manches Interessante über die Unfälle, die ihn betrafen und sein Leben verkümmerten.

Unter unsern bürgerlichen Poeten ist Einer, der artige Epigramme, Chansons, Trinklieder und dergleichen macht, der sich aber gegen alles Höhere in der Dichtkunst mit Händen und Füßen sträubt, und über Lamartine, Victor Hugo, A. Dumas und andere Franzosen dieser Schule die Achseln zuckt, weil sie sich nicht an die saines doctrines littéraires halten. An Kenntniß irgend einer ausländischen Literatur ist bey ihm gar nicht zu denken. Dieser Poet hat uns Alle durch ein Poëme in Erstaunen gesezt, das unsere Genferischen Staberliaden zum Gegenstand hat und deßhalb la Miliciade Génévoise, poëme en quatre chants par J. Petit-Senn heißt. Es ist eigentlich nur ein langes Epigramm auf das hiesige Bürgermilitär, das außerhalb Genf geringes Interesse hat. Ueberdieß sind die Theile unter einander nicht gehörig verbunden. Da dem Verfasser bange war, man möchte seinen Spott für Ernst nehmen, so hat er hier und da große Worte über die Wichtigkeit der schweizerischen Nationalwaffen einfließen lassen. Darin wird viel von den Déscendans de Tell, deßgleichen von den Schlachten bey Sempach und Morat (Murten) u. s. w. verkehrt, ja einmal wird die Schweiz gar eine Jungfrau genannt! Dieß ist gar artig, wenn man an gewisse Ereignisse denkt. Seine beschränkten Ansichten von Dichtkunst sind in der Stelle gar bezeichnend ausgedrückt, wo er Victor Hugo eins versetzen will:

> Du Parnasse aujourd'hui la tristesse est le Code;
> La plaintive élégie est le genre à la mode;
> Il faut absolument, pour avoir du succès,
> Gémir sur ses malheurs, ou pleurer un décès.
> On dirait que Phébus, assis sur une bière,
> Fait du sacré vallon un vaste cimetière;
> Et le coursier Pégase, autrefois si gaillard,
> Tout chargé de linceuls, traine un noir corbillard.

Ist dieß nicht ein Jammer?

Mit unserm Genfer literarischen Journal, mit der seit 1816 herauskommenden Bibliothèque universelle, ist eine glückliche Veränderung vorgegangen, die viel Gutes verspricht. Es war die höchste Zeit, denn dieß Journal sah gegen seine Pariser Kameraden, den Globe, die Revue trimestrielle und die Revue française aus wie ein gespreizter Reifrock, den nichts aufrecht erhält, als dünnes Fischbein, im Innern durch und durch leer, und magere Hüften. Die Redaktion soll von nun an stärker, schärfer und gründlicher in der Kritik seyn, kritische Bemerkungen und Ausführungen sollen bey weitem mehr Raum einnehmen als Uebersezungen und Auszüge. Zu diesem Zwecke werden mehrere neue Mitarbeiter und Redaktoren hinzutreten, und da dieß zum Theil unsere wackersten Gelehrten sind, so wird die Zeitschrift wohl bedeutend gewinnen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 159.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Juli 1829.

Der Hochmuth ist der Schwäche Strebepfeiler.

Otway.

Bischof Luitprand am Hofe zu Konstantinopel.

Otto der Große hatte sich im Jahr 962 die römische Kaiserkrone aufgesezt, und damit das von Karl dem Großen gestiftete römisch-deutsche Kaiserthum erneuert. Die byzantinischen Kaiser, stolz in dem Gefühle, daß der Rest des morgenländischen Kaiserreichs fast der einzige noch übrige Repräsentant der antiken Welt sey, desto übermüthiger, je schwächer sie waren, hatten die Ansprüche der Barbaren auf die Herrschaft über das Abendland bald offen, bald stillschweigend zugegeben, oft aber auch ihr altes Recht von Neuem geltend gemacht. So that auch dießmal Kaiser Nicephorus Phocas. Otto glaubte, das Kaiserthum und Italien seinem Hause nicht besser erhalten zu können, als wenn er seinen Sohn Otto zum Mitregenten ernennen, und ihn vom Papste krönen ließe. Um Nicephorus zu einem Vergleiche zu nöthigen, suchte er den Griechen Calabrien und Apulien zu entreißen, die sie von Alters her zum Andenken an die Herrschaft über Italien noch besaßen; er konnte dieß um so mehr thun, als Landolf und Pandolf, die Fürsten von Benevent und Capua, sich ihm zu Vasallen ergeben hatten. Indeß scheiterte sein Plan und er sandte daher Luitprand, Bischof von Cremona, nach Konstantinopel, um Nicephorus den Frieden anzutragen, und seine Stieftochter Theophano zur Gattin für den jungen Otto zu erbitten. Daß der geistliche Herr nicht sehr gut aufgenommen wurde, läßt sich im Geiste des Kaisers und der damaligen Zeit denken; Luitprands Bericht an Otto *) ist aber ein wichtiger Beytrag zur Sittengeschichte der damaligen Zeit, wiewohl man nicht verkennen kann, daß er in seiner gereizten Stimmung die Farben oft etwas zu grell aufträgt. Besonders interessant ist ein vergleichender Blick auf die damalige und auf die jetzige Zeit; je empörender der antike Hochmuth ist, mit dem ein tief gesunkenes Volk auf ein junges, kräftiges, barbarisches, der Herrschaft zureifendes Geschlecht herabsieht, desto mehr muß man diesem Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn es nach neunhundertjähriger Kultur die traurigen Reste jenes einzigen Volkes bemitleidet und achtet, und wir lernen erkennen, daß, so viel wir auch dem Alterthum verdanken mögen, die schönsten Seiten des germanischen Charakters nicht fremden Ursprungs sind. Hören wir nun den Bischof von Cremona seinem Herrn Bericht über seine Sendung abstatten.

* * *

„Am ersten Juni kamen wir vor Konstantinopel an, mußten aber mehrere Stunden lang in heftigem Regen warten, damit die prachtvollen Kleider, womit Eure Gnade uns geschmückt hat, recht schmutzig und entstellt würden. Als man uns endlich eingelassen, wurden wir in ein Gebäude geführt, das zwar groß und von Marmor

*) Es findet sich in Muratoris Scriptor. rer. ital. und in dem unter Niebuhrs Leitung seit 1828 zu Bonn erscheinenden Corpus Scriptorum hist. Byzantin. T. XI.

erbaut ist, aber sich in so schlechtem Zustande befindet, daß wir dem Regen, der Kälte und Hitze schutzlos Preis gegeben waren. Auch hatte es keinen Brunnen, und wir konnten uns nicht einmal um Geld ein erträgliches Getränke verschaffen, sondern mußten unsern Durst mit salzigem Wasser stillen; denn der Wein in Konstantinopel ist ganz untrinkbar, weil man ihn mit Gyps und Harz zu mischen pflegt. Man gab uns kein Polster, nicht einmal Heu oder Stroh zum Nachtlager, der harte Marmor mußte uns zum Pfühle, ein Stein zum Kopfkissen dienen. Wir wurden wie Gefangene auf's Strengste bewacht und von jedem Verkehr mit Außen abgeschnitten. Dazu war der Mann, welcher uns mit den täglichen Bedürfnissen versorgen sollte, ein so hartherziger Mensch und abgefeimter Betrüger, daß in den vier Monaten, die wir in Konstantinopel zubrachten, kein Tag verging, da er uns nicht die bittersten Seufzer und Thränen auspreßte.

Am 6ten Juni wurde ich vor den Großkanzler Leo, des Nicephorus Bruder, geführt, und hatte mit ihm einen sehr ernsthaften Kampf um Euren kaiserlichen Titel zu bestehen, denn er verweigerte Euch diese Würde, und nannte Euch nur Könige *). Als ich ihm bemerkte, daß der Name die Sache nicht ändere, so rief er voll Zorn: es scheint, Du bist nicht als Friedensbote, sondern zum Streiten gekommen! Auch nahm er, seine Geringschätzung zu zeigen, Euer Schreiben nicht mit eigener Hand an, sondern befahl es dem Dolmetscher zu geben. — Am 7ten Juni, dem Tage des heiligen Pfingstfestes, erhielt ich Audienz bey dem Kaiser. Er ist eine Zwerggestalt mit großem Kopfe, der auf kurzem Halse sizt, dickem Bauche und kurzen Beinen; er hat Augen so klein wie der Maulwurf, lange struppige Haare, einen kurzgeschnittenen, halbgrauen Bart und ein so schwarzes Gesicht, daß man in der Nacht vor ihm erschrecken würde. Seine Kleider waren alt, beschmuzt und abgeschossen. So schön Ihr immer in meinen Augen waret, mein kaiserlicher Gebieter, um wie viel schöner seyd Ihr mir da erschienen! so glänzend Euer Schmuck ist, um wie viel glänzender däuchte er mich jezt! so hoch ich Eure Macht, Eure Milde, all Eure Tugenden verehre, wie viel höher stieg da meine Verehrung! Der Kaiser begann also: es war mein Wunsch, Dich gnädig und mit Auszeichnung zu empfangen, aber wie konnte ich es, da Dein Gebieter alle Rechte und Pflichten so gewissenlos mit Füßen tritt! Er hat Rom mit Waffengewalt seinem Scepter unterworfen, Berengar und Adelbert **) ihrer rechtmäßigen Besitzungen beraubt, die Römer, welche sich gegen seine Anmaßungen auflehnten, grausam bestraft, über alles dieses unsere Städte in Unteritalien mit Feuer und Schwert uns zu entreißen gesucht. Und jezt, da dieser ungerechte Angriff ihm mißlungen ist, schickt er Dich, den Urheber aller seiner ruchlosen Plane, unter dem Scheine friedlicher Absichten als Kundschafter hieher. Ich erwiederte: Mein Gebieter hat Rom nicht als Feind überfallen, sondern aus der Gewalt von Tyrannen und Buhlerinnen befreyt, indessen andere, nur dem Namen, aber nicht der Sache nach römische Kaiser, auf ihrem Throne schliefen. Wenn sie mächtige Herrn, wenn sie Kaiser der Römer waren, warum ließen sie Rom in den Händen von Buhlerinnen? Wurden nicht mehrere Päpste theils verbannt, theils auf die jämmerlichste Weise mißhandelt? Hat nicht Adelbert Briefe voll von Schmähungen an Deine Vorgänger, Romanus und Constantin, geschrieben? Hat er nicht die Kirchen der heiligen Apostel ausgeplündert? Wer von Euch Kaisern hatte so viel Eifer für Gottes Sache, daß er eine so große Frevelthat bestraft und die heilige Kirche von ihrem tiefen Falle wieder aufgerichtet hätte? Ihr bliebet gleichgültig, aber mein Herr konnte es nicht ertragen, sondern er eilte vom Ende der Welt herbey, entriß Rom den ruchlosen Händen, und gab den Stellvertretern der heiligen Apostel die entrissene Gewalt und Würde zurück. Wenn er in der Folge den Aufruhr der Römer streng bestrafte, so hat er blos die Gesetze des Justinian, des Theodosius, des Valentinian und anderer römischer Kaiser gegen sie in Anwendung gebracht; was aber Berengar und Adelbert betrifft, so ist es weltbekannt, daß sie meines Herrn Vasallen geworden sind, das Königreich Italien von ihm zu Lehen erhielten, und in Gegenwart mehrerer Deiner Unterthanen, welche noch leben und hier in Konstantinopel wohnen, ihm den Eid der Treue geschworen haben. Weil sie sich nun vom Satan verführen ließen, diesen Eid zu brechen, so hat er ihnen nach vollem Rechte als treulosen Rebellen das Reich wieder entzogen; Du selbst hättest nicht anders gehandelt!"

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Otto und seinen Sohn Otto II.

**) Berengar II., König von Italien; Adelbert, sein Sohn.

Briefe über die Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Bagnères.

Zeus lächelte bisweilen heiter, und die Augenblicke seiner guten Laune habe ich benuzt, um die nächsten Berge kennen zu lernen. Man ist hier in den Pyrenäen auf keine Stunde des guten Wetters gewiß; sey der Morgen auch noch so unbewölkt, der Mittag bringt Sturm und Regen. In der Schweiz können Sie doch in diesem Monat im Durchschnitt auf gutes Wetter rechnen; hier lebt man nur von Augenblick zu Augenblick.

Der Wirth brachte mir einen Führer. Es war der Stallknecht des Gasthofes, der nach seiner eignen Versicherung die Gegend genau kannte, eine große Liebe für die Natur besaß und mich für fünf Franken den Tag überall

hinbegleiten wollte. Gestern Morgen um vier Uhr endlich befand ich mich, eine Art Alpenstock in den Händen, auf dem Marsche. Philipp, so hieß der Führer, wunderte sich sehr, daß ich nicht reiten wollte, wie es doch alle andere thäten. Ein Fußreisender scheint hier eine Seltenheit zu seyn. Wir verließen die nach Campan führende Straße, schlugen uns links durch das Dorf Gerde, und bestiegen so von der entgegengesezten Seite den ersten zur Linken des Thals liegenden Berg, auf dessen Höhe die cabanes d'Ordinsède stehen. Hohe Eichen gaben uns in engem Thale dichten Schatten, und so stiegen wir ohne Beschwerde den Berg hinauf. Ungefähr nach einer Stunde kamen wir auf Wiesen, wo weidende Heerden von Kühen, Pferden und Eseln mich durch ihr schönes Geläute an die Schweiz erinnerten. Noch eine halbe Stunde, und wir hatten die Cabanes erreicht und vor meinen Augen entfaltete sich das reizendste Bild. Gerade unter mir lag das Campanerthal, begrenzt auf der andern Seite von sanft aufsteigenden Hügeln; auf dem hellen, lebendigen Grün des Rasens bildeten weiße, schiefergedeckte Häuser und dunkles Gebüsch mannigfaltige Gruppen; Männer, Frauen und Kinder arbeiteten vor den Thüren, über den ganzen lebenden Teppich zogen lange Schatten, streiften einzelne Strahlen der Morgensonne. Hinter den Hügeln erhob sich kegelförmig der Pic du Midi, links schloß der Pic d'Orbigon, rechts ein dritter Berg das Thal. Dabey tönte das Geläute der Heerden von allen Seiten, aus den Dörfern Campan und Baudean erschallten Glocken, und die große, nach Bagnères führende Straße war mit Bauern und Bäuerinnen bedeckt, die mit ihren Ziegenheerden aus der Stadt zurückkehrten. Es war ein vollendetes Gemälde mit lebenden Gestalten.

Auf diesem unvergleichlichen Standpunkte liegen einige Hütten, nur aus auf einander gelegten, durch keinen Mörtel verbundenen Steinen bestehend. Sie sind nicht so reinlich, als die Behausungen der Sennen in der Schweiz, und noch niedriger und ärmlicher. Gebückt muß man eintreten und kann nur deßhalb aufrecht stehen, weil die Decke fehlt. Ein Bett, eine Bank und ein alter Schlauch, das ist das ganze Hausgeräth, und doch findet es kaum Platz. Hirten aus Campan bewohnen diese Hütten während des Sommers; ich traf dort einen Vater mit seinem Sohne; er trug Sandalen von ungegerbter Kuhhaut, an welchen die Haare sich noch befanden, und die gestrickte braune Mütze von phrygischer Form gab dem von der Sonne verbrannten Gesichte ganz den südlichen Ausdruck eines Bewohners der spanischen Grenze. Während ich herrliche Milch verzehrte, sezte sich der Alte zu mir und erzählte, sein Sohn sey mit dem Kaiser in Deutschland und Rußland gewesen; dort hätte er ein reiches Mädchen heyrathen können, sey aber aus Liebe zu diesen Bergen wieder zurückgekehrt.

Nach einer Stunde verließ ich den reizenden Ort; der Alte rieth mir zu eilen, weil ein Gewitter im Anzuge sey. Da keine Wolke am Himmel war, schüttelte ich ungläubig den Kopf, der Hirte blieb indeß bey seiner Behauptung. Wir gingen darauf über einen Bergrücken nach dem seitwärts liegenden Felsen Pène de Chevrie, der ganz mit Blumen bedeckt war, auf denen sich unzählige Bienen und Schmetterlinge summend und glänzend herumjagten. Von dort aus sah ich die nach Osten sich erstreckende Bergkette, theilweis schon auf spanischer Seite; überall lag viel Schnee. Hinter mir erstreckte sich die weite Ebene von Tarbes, welche mit ihren vielen Dörfern, Häusern und Waldungen den Anblick einer Spezialkarte gewährte. Diese eigenthümliche Aussicht blieb vor mir auf dem ganzen Rückwege, welchen die drückende Hitze nicht sehr angenehm machte. Um zwey Uhr Nachmittags erreichten wir unsere Wohnung, wo Philipp mir das Zeugniß gab, daß ich ein guter Fußgänger sey. Gegen vier Uhr donnerte es und der Himmel bezog sich. Der Alte hatte Recht gehabt.

Heute bin ich den ganzen Morgen im Campanerthal gewesen. Das Eigenthümliche desselben liegt in den steilen, kahlen Felsen auf der einen, und den sanften, fast wollüstig gewölbten Hügeln auf der andern Seite. Die größte Ausdehnung des Thals von Bagnères bis Gripp beträgt drey Stunden, und der ganze Weg ist Eine Straße, Haus an Haus. Die Reinlichkeit, welche hier herrschen soll, kann nur von Franzosen mit der einer Schweizerwohnung verglichen werden; weit ähnlicher sind sich die beyden Gebirge in der Betteley und Prellerey. Doch verstehen die Kinder das erstere hier besser, denn sie reichen dem Spaziergänger einen Blumenstrauß, den er das erste Mal gewiß nicht ausschlägt. Bey dem Dorfe Campan selbst ist auf der linken Seite eine kleine Grotte im Felsen, welche es an und für sich nicht verdient, daß man deßhalb zehn Minuten lang einen schlechten Fußsteig hinaufklettert. Belohnend aber ist dafür der Augenblick, wenn man aus der dunkeln, feuchten Grotte, in welcher ein Knabe, gnomenhaft, mit flackender Kerze leuchtet, wieder an das Licht tritt und das Auge auf dem lieblichen Grün ruht.

Für die Wanderung nach Bareges, Gavarnie und Lauterez habe ich einen Reisegefährten, einen Engländer, gefunden, mit dem ich übereinzustimmen hoffe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Man sollte nicht glauben, daß ungeachtet der schönen Jahreszeit die Pariser Schauspiele so thätig sind und so fleißig besucht werden. Seit einem Monate werden mehrere neue Kapitalstücke und eine Menge kleinerer gegeben, und dazu hat man deutsche Oper und noch hie und da ein Konzert, als ob es Winter wäre. Boyeldieu's neue Operette: „Die beyden

Nächte," (so genannt, weil die Handlung zwey Nächte hintereinander vor sich geht) ist nach langem Zögern mit großem Beyfall in dem neuen Saale der komischen Oper gegeben worden, und kurz darauf Cas. Delavigne's Trauerspiel: „Marino Faliero." Beyde Stücke hatten mit Schwierigkeiten hinter den Koulissen zu kämpfen gehabt. In Frankreich haben die Verfasser die Befugniß, die Rollen eines Stückes nach ihrem Gutdünken auszutheilen; zwar wird ihnen die Ausübung dieses Rechts manchmal streitig gemacht; indeß wenn sie Männer von Ansehen sind, machen sie doch Gebrauch davon, troz allem Widerstreben der Schauspieler. So hatte es Boyeldieu gemacht; als es darauf ankam, die Rollen zu vertheilen, hatte er einem Schauspieler, Namens Chollet, den er mehrmals geprüft hatte, die Rolle des listigen Bedienten, eine der Hauptrollen des Stückes, zugetheilt; allein nun wollte der Hauptsänger, Ponchard, die Rolle des Hausherrn nicht mehr übernehmen, weil er fürchtete, er möchte von seinem Bedienten überflügelt werden und nur eine Nebenfigur zu spielen bekommen. Man sollte nicht glauben, daß Schauspielereitelkeit so weit gehen könne; allein wer etwas hinter die Koulissen schaut, wird dergleichen jämmerliche Zwistigkeiten in Menge erblicken. Zwar hat Ponchard dem Gerüchte davon in den Zeitungen widersprochen und sogar ein Attestat seines Arztes, daß er krank sey und nicht singen dürfe, drucken lassen; allein es ging mit dieser Gegenerklärung wie mit denjenigen, die man zuweilen in Staatszeitungen liest. Je mehr Mühe sich diese geben, die im Umlauf gekommenen Gerüchte zu widerlegen, desto mehr wird daran geglaubt. Da nun kein Ponchard zu der Boyeldieu'schen Oper zu haben war, so mußte man einen Sänger aus der Provinz kommen lassen, weil wahrscheinlich in Paris kein tauglicher zu finden war, was eben nicht von dem Ueberflusse guter Sänger zeugt. Jener mußte nun von Bordeaux erst her kommen und seine Rolle einstudieren. Endlich ward denn das längst verheißene Stück der Neugierde der Pariser Preis gegeben. Es versteht sich, daß schon längst zu dieser neuen Operette alle Logen vermiethet waren. Wenn Boyeldieu mit einer Operette hervorkömmt, so ist ganz Paris voll Erwartung. Es ist aber schwer, diese Erwartung jedesmal auf gleiche Art zu befriedigen. Die romantischen Opern waren Boyeldieu besonders geglückt; dießmal war es aber kein Text einer eigentlichen romantischen Operette, wozu er die Musik zu setzen hatte, sondern eine Operette nach altem Zuschnitt. Alle Pariser Zeitungen haben die Geschichte dieses Textes dem Publikum zum Besten gegeben. Es habe sich nämlich ein 20 Jahre alter Text von Bouilly vorgefunden; da derselbe jezt aber zu altmodisch geschienen, so habe man Scribe bewogen, sich darüber her zu machen und denselben auf seine Weise zuzurichten. Dieser habe dann gethan, was er gekonnt, beschnitten, hinzugesezt, umgeworfen u. s. w. Daraus sey nun ein leidlicher Operntext entstanden, dem man aber seinen doppelten Ursprung und das Flicken sehr wohl ansehe, und Boyeldieu müsse auch verlegen gewesen seyn, wie er zu einem so zweydeutigen Text eine gute Musik setzen solle u. s. w. So viel ist gewiß, daß „die beyden Nächte" nicht den rauschenden Beyfall wie „die weiße Frau" erhalten haben; dennoch will ganz Paris das neue Stück sehen und hören, und wahrscheinlich werden bald die vorzüglichsten Arien daraus so bekannt werden, wie es bey den andern Operetten Boyeldieu's der Fall gewesen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

New-York, Mai.

(Beschluß.)

Von der Nordwestküste gehen diese Schiffe, wenn sie noch nicht Felle genug haben sammeln können, nach den Sandwichinseln, sonst gleich nach Canton, wo sie für ihre Felle und das baare Geld, das sie mitnehmen, Thee und Seidenzeuge einhandeln, die sie endlich um das Vorgebirge der guten Hoffnung hieher bringen, und somit die Reise um die Welt vollendet haben. Es ist dieß hier etwas ganz Gewöhnliches. Von hier geht dann der Thee oft wieder nach dem europäischen Kontinente, dahin, wo sie glauben, daß er zur Zeit das Meiste einbringen wird, nach Amsterdam, Hamburg ꝛc., denn in England kann bekanntlich nur die ostindische Kompagnie Thee einführen. Neulich kam hier in Boston ein Schiff an, welches 9 Jahre in dem beschriebenen Handel abwesend gewesen war, wobey freylich bemerkt werden muß, daß es durch Schiffe von Lima in Verbindung mit seinem Hause blieb.

Eine der lezten Nummern des Cherokee-Phönix gibt ein Beyspiel von einem langen und vielbedeutenden Worte. Es ist, mit lateinischen Buchstaben geschrieben, folgendes: Wi-ni-dau-di-ge-gi-na-li-skau-lüng-da-nau-ne-li-di-se-sti. Es bedeutet: „Sie werden, in der Zeit, fast aufgehört haben, Gunst zu bezeugen aus der Ferne (oder abwesend) mir und dir." Die erste Sylbe wi bezeichnet, daß das Subjekt des Zeitworts abwesend ist. Ni bezeichnet, daß von irgend einer Sache gesprochen wird und daß die Handlung des Zeitworts vollendet seyn wird, sobald jene Sache eintritt; daher ist es übersezt: in der Zeit. Die Sylbe dau bedeutet, daß die Handlung des Verbum distributiv ist, dir und mir, jedem besonders. Die Sylbe di bedeutet den Plural des Objekts des Verbums, daß mehr als eine Gunst bezeigt wird. Das Wort Gunst ist nicht in dem obigen Worte mit einbegriffen, sondern blos der Umstand, daß mehrere erzeigt werden, der abstrakte Begriff der Pluralität des Objekts. Die nächste Sylbe ge bedeutet die Person und die Zahl des Zeitwortes, sie. Gi na; diese beyden Sylben zeigen die Personen und Zahlen der Empfänger an, du und ich. Nur drey Sylben, li-skau-lüng, sind radikal und unveränderlich. Da wechsele mit den Zeiten und Modus, ist aber nicht besonders wichtig. Die Sylbe nau zeigt an, daß die Handlung beendet wird, sie werden fast aufgehört haben. Die Sylbe ne ist dem französischen à oder englischen to gleichbedeutend und hat eine dative Bedeutung. Li-di bedeuten fast oder vielmehr das englische to be about, damit umgehen oder nahe daran seyn, sie (werden) dabey (seyn) zu endigen (oder aufzuhören). Das Ende se-sti ist die Endung des Futurums. Dieses Beyspiel macht es klar, wie die Cherokeesprache ohne viele Partikeln und namentlich ohne alle Präpositionen fertig werden kann. Wer staunt nicht bey diesem einzigen Worte!

Auflösung der Homonyme in Nr. 155:
Bock.

Palindrome.

Wie mein geregelter Lauf in bestimmter Stunde zurückkehrt,
Kehrt mein geregeltes Wort auch in sich selber zurück.

•

Muß ich auch oft am Ziele vorbey, so wird es mein Ziel doch;
Aber mein Name der rennt wieder und wieder herum.

•

Ich bin ein Stab, doch fehlt mir Knopf und Zwinge, mein Name
Gleichet sich links und rechts, hinten und vorne, wie ich.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. Juli 1829.

Ob dem Felsenpfade
Schimmert die Cascade,
Wie ein flatternd Silberband.
Hell durch Laubgewimmel
Blinkt der blaue Himmel
Und der Berge Schneegewand.

Matthisson.

Briefe über die Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Bagnères.

Morgen endlich brechen wir auf; zwar regnet es in diesem Augenblicke noch, da die Luft indeß sehr warm ist, prophezeyen alle Leute gutes Wetter, und wir haben unsre Sachen gepackt, Führer und Pferde bestellt. Es ist neun Uhr Abends; meine Stube sieht so leer und ausgeräumt aus, daß es mir ganz unheimlich darin wird. In solchen Augenblicken komme ich mir so heimathlos vor, und vor meinem Geiste schweben die schweren Stunden überstandener Abschiede.

Ich habe noch mehrere Ausflüge gemacht, interessant für mich, nichts aber der Beschreibung werthes für Sie bietend. Selten begegnete ich einem Spaziergänger; weßhalb sind die Leute denn hier? Man ist überhaupt in Frankreich meist allein und stößt selten auf interessante Menschen; die Table d'Hôte ist in der Regel mit Kaufleuten besezt, die dem Geiste wahrlich wenig genug bieten. Wer etwas Besseres will, muß nach Paris gehen, das ist der große Schwamm, der Alles in sich saugt und ringsum Dürre verursacht. Es wird in der That unausstehlich, von nichts anderem sprechen zu hören, als von dieser Stadt, denn man führe an was man will, der Franzose bringt einen auf Paris; klagen Sie über schlechte Gasthöfe u. s. w., er tröstet Sie mit Paris. Ja, dieß erstreckt sich sogar auf Städte wie Lyon, Bordeaux, Marseille; alles nimmt ab, nur Paris wächst.

Nun gute Nacht, und morgen, wenn es die Götter wollen, aus Bareges mehr. Wir nehmen den Weg dahin über Grip und den Pic dû Midi.

Den 30sten August, Bareges. Abends 7 Uhr.

Es hat mich Ueberwindung gekostet, die Feder in die Hand zu nehmen, und mein Gefährte lacht mich darüber als einen deutschen Pedanten aus; indeß die Gegenstände häufen sich zu leicht, und wer auf Reisen nur niederschreiben will, was es wirklich gesehen, muß es jeden Abend thun.

Wir verließen heute Morgen Bagnères bey guter Zeit; das Wetter war herrlich. Philipp ging, zwey große Stöcke tragend (welche wir uns mit vieler Mühe verschafft hatten, indem man sich derselben hier nicht bedient) voran; wir folgten zu Pferde. Der Weg geht durch das Campanerthal, welches recht eigentlich erst bey St. Paul beginnt. Dieß ist ein Landhaus, einem Engländer gehörig, der es nie gesehen haben soll, und liegt auf einer Terrasse am Eingange in das romantische Thal von Bagnères. Dann kommt man in das Dorf Campan, wo viele Knaben sich zu Führern in die schon erwähnte Grotte anbieten und nach einer abschlägigen Antwort bettelnd weit hin nebenher laufen. Von dort bis an das Dorf St. Marie, ungefähr zwey Stunden weit, liegt Haus an Haus. Die Gegend

behält immer denselben Charakter, doch bieten die vielen Krümmungen des Thales oft neue Gesichtspunkte, und das Auge kann sich an diesem Grün nicht satt sehen. Der Anzug der hiesigen Bauern hat wenig Eigenthümliches. Die Weiber gehen in blauen Miedern und rothen Röcken, und auf den Kopf legen sie bey gutem Wetter ihren Mantel, viereckig zusammen gefaltet. Er besteht aus wollenem Zeuge, und ist entweder roth oder weiß, oft mit einer schwarzen Einfassung. Regnet es, so hängen sie ihn über den Kopf, denn er hat keine Aermel, und fällt alsdann bis auf die Knie herab. Schon in Bearn fängt diese Tracht an und findet sich fast überall in den Pyrenäen. Sehr gefällig für das Auge sind die Spindeln, deren sich die Weiber im ganzen südlichen Frankreich, von Lyon an, bedienen und die sie überall mit sich führen. Die Kleidung der Männer hat nichts Auffallendes, als die braune Mütze und die Sandalen. Bey St. Marie theilt sich das Thal; links führt der Weg nach Arreau, rechts nach Grip, und diesen schlugen wir ein. Hier drängen sich niedrige Anhöhen von beyden Seiten zusammen; anstatt der Felsen sind auch hier links Matten; Berge, mit Holz bedeckt, schließen die Aussicht, und nur selten tritt die Spitze des Pic du Midi hervor. Nach einer Stunde kamen, immer steigend, wir nach Grip, wo Philipp für die Pferde eine kurze Rast verlangte, und wir uns ein gutes Frühstück versprachen.

Fragen Sie als Ausländer einen Franzosen nach irgend einem Wirthshause in seiner belle France, und er wird ihn zum ersten Gasthofe in der Welt machen, obschon er sich denken kann, daß Sie am nächsten Tage seine Aufschneiderey erfahren müssen. Wir fanden in Grip, wo man alles sollte haben können, einige Forellen, Eyer und Schinken, dabey ächten französischen Schmutz und gute, dreymal zu große Rechnung. Das Dorf selbst besteht aus wenigen niedrigen Hütten; die nächste Umgebung ist öde, die Aussicht traurig, und nur durch zwey, an der hintern Felswand hängende Wasserfälle belebt. Wir trafen hier Franzosen, welche einen Führer hatten und den Pic du Midi besteigen wollten. Da sie uns ankommen sahen und vernahmen, daß wir denselben Weg zu machen gesonnen wären, so schickten sie ihren Führer sogleich zurück, und schlugen uns uneigennützig vor, da man in zahlreicher Gesellschaft besser reise, mit uns auf den Pic zu steigen. Wir erwiederten, daß wir uns beyde gegenseitig genug wären und für ihre Gesellschaft dankten.

Nach eingenommenem Frühstück setzten wir uns zu Pferde, um den Pic, obgleich bisweilen einige Wolken an ihm hingen, zu besteigen. Die Franzosen schlossen sich an uns an; die Straße konnten wir ihnen nicht verbieten, und daraus, daß wir ihnen auf ihre Fragen nicht antworteten, machten sie sich nichts. Die beyden Wasserfälle hielten uns kurze Zeit auf; der Adour bildet sie, und der zweyte, von Grip aus gerechnet, wird, obschon die Höhe seines Falles nicht sehr bedeutend ist, dadurch schön, daß über ihn zwey Felsen sich zusammen biegen, auf denen einige Fichten stehen. Von da aus steigt der Weg bedeutend; nach einer halben Stunde sahen wir den Berg in seiner kegelförmigen Gestalt rechts neben uns liegen, und da der Pfad für die Pferde zu steil ward, gaben wir diese einem Hirtenknaben, um sie den Weg nach Bareges zurück, in das Thal von Bastan zu führen. Unsere unberufenen Begleiter thaten dasselbe und folgten den Schritten unseres Philipps.

Um den Pic von dieser Seite aus zu besteigen, muß man ihn umgehen, und wir brauchten zwey Stunden, um, immer kletternd, endlich an den Kegel zu kommen. Der Weg ist nicht sehr beschwerlich, bietet aber auch durch keine einzige Aussicht nur die geringste Erholung. Heerden, bewacht von ungeheuren Hunden, deren jeder einzeln es mit einem Wolf aufnimmt, und die uns mit Geheul empfingen, waren das Einzige, worauf wir stießen. Zwey Hirtenknaben, ganz in braunes Tuch gekleidet, schlossen sich auf wenige Augenblicke an uns an, verließen aber bald wieder unsern langsamen Zug und jubelten auf einem hohen Felsen, als wir den See am Fuße des Kegels erreichten. Von hier aus steigt man sehr steil hinan; zuerst erleichtert ein Rasen das Gehen, bald aber treten lose, bey jedem Schritt hinabrollende Steine an seine Stelle. Die Franzosen waren im Anfang weit vor uns gewesen, da wir, der alten Regel nach, langsam begannen; hier nun hatten ihre Kräfte ein Ende; der Eine warf sich ungefähr zwanzig Minuten von der Spitze ermattet auf die Steine; der andere kroch langsam nach. An uns vorüber kletterten singend die Hirtenknaben und empfingen uns auf der Spitze, welche wir, vom See aus, in anderthalb Stunden erreichten, und wo französische Ingenieurs eine kleine Pyramide errichtet haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bischof Luitpard am Hofe zu Konstantinopel

(Fortsetzung.)

„Der Dienstmann Adelberts,“ sagte der Kaiser, „welcher gegenwärtig an meinem Hofe ist, erklärt dieß für unwahr.“ — „Wenn er es läugnet,“ erwiederte ich, „so würde ich mit Deiner Erlaubniß am morgenden Tag einen Ritter aus meinem Gefolge stellen, der es im Zweykampf beweisen soll.“ — „Gut,“ sagte der Kaiser, „ich will annehmen, Dein Herr habe hierin das Recht auf seiner Seite; aber sage mir, warum er jezt Provinzen meines Reiches mit Schwert und Feuer angegriffen hat? Wir

waren Freunde, und gedachten die Verhältnisse der Bundesgenossenschaft durch ein Eheband unauflöslich zu machen.“ Als der Bischof auch auf diesen Vorwurf mit großer Freymüthigkeit antwortete, indem er insbesondere bemerkte, daß diese Länder nach ihrer Lage und nach der Abkunft und Sprache ihrer Einwohner offenbar zum italienischen Reiche gehörten, auch vom fränkischen König Ludwig den Saracenen entrissen worden seyen, so rief der Kaiser: „ein andermal von diesen Dingen! jezt ist es Zeit in die Kirche zu gehen.“ — „Erlaubet nun, mein Gebieter, daß ich Euch eine Beschreibung dieses merkwürdigen Kirchgangs gebe. Eine große Menge von Kaufleuten und Handwerkern hatte sich versammelt und beyde Seiten der Straßen, von dem Pallaste bis zur Sophienkirche besezt. Sie waren mit schlechten Schilden und Spießen bewaffnet, und gingen barfuß, ihre Ehrfurcht gegen den Kaiser zu zeigen. Die Herrn, in deren Begleitung er durch diese Reihen ging, trugen abgeschabene Staatskleider, welche schon ihren Urelterväteru dieselben Dienste gethan. Niemand war da mit Edelsteinen geschmückt, Nicephorus selbst ausgenommen, dessen kleine, häßliche Figur der kaiserliche Schmuck nur noch häßlicher machte. Auf einer gewissen Erhöhung, wo auch mir ein Platz angewiesen wurde, stand ein Sängerchor, der in Liedern voll niedriger Schmeicheleyen den Kaiser einen glänzenden Morgenstern und furchtbaren Todesengel der Saracenen nannte. Viele Jahre, hieß es weiter, viele Jahren dem Fürsten Nicephorus! Ihr Völker fallt vor ihm nieder, beuget Eure Nacken unter dem erhabenen Gebieter!“ — An demselben Tage wurde Luitpard von Nicephorus zur Tafel gezogen, erlitt aber die Demüthigung, daß ihm sein Platz in ziemlicher Entfernung von dem Kaiser angewiesen wurde. Die Speisen, welche alle mit Oel oder Fischlacke zubereitet waren, konnte er nur mit Widerwillen genießen.

Während der Mahlzeit machte der Kaiser viele Fragen an den Bischof, vorzüglich über die Kriegsmacht der Ottonen, glaubte aber seinen Worten nicht, sondern äußerte sich voll Verachtung: „Die Soldaten Deiner Herrn sind schlechte Reiter und ebenso schlechte Fußgänger, ihre großen Schilde, ihre langen Schwerter, schwere Panzer und Helme machen sie zu beyden Kampfarten ungeschickt. Dazu sind sie Fresser und Trunkenbolde, und müssen sich berauschen, um Muth zu bekommen. Auf der See vollends ist die Uebermacht ganz auf meiner Seite. Ich allein habe tapfere Seeleute, und bald werden meine Flotten auslaufen und Eure Städte, die am Meere oder an Flüssen liegen, in Asche verwandeln.“ Als der Gesandte antworten wollte, gebot ihm Nicephorus Stillschweigen und rief voll Verachtung: „Ihr seyd nicht Römer, sondern Longobarden!“ Nun konnte Luitprand nicht mehr an sich halten. „Es ist weltbekannt,“ rief er, „daß Romulus, dessen Namen die Römer tragen, ein Brudermörder und Bastard war und daß er ein Asyl anlegte, worin er Schuldner, entlaufene Sklaven und Missethäter aufnahm, um Unterthanen zu bekommen; solch edeln Ursprung haben die, welche ihr Herrn der Welt nennt, die aber wir, Longobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Bayern, Schwaben, Burgunder, so tief verachten, daß wir unsern Kindern keinen ärgern Schimpfnamen zu geben wissen. Du nennst uns schlechte Soldaten; wohl, der Krieg, den Deine feindselige Gesinnung herbeyführen muß, wird zeigen, wer ihr seyd und wer wir sind.“ Er wollte seinem Herzen noch mehr Luft machen, aber der Kaiser gebot ihm voll Zorn, sich augenblicklich zu entfernen.

Die Leiden, welche der Bischof mit seinem Gefolge erduldete, wurden indeß von Tag zu Tag unerträglicher, so daß sie alle in kurzer Zeit zu erliegen fürchteten. Er schrieb daher an den Großkanzler Leo einen Brief folgenden Inhalts: „Wenn der durchlauchtigste Kaiser die Bitten, welche ich ihm vorgebracht habe, zu erhören gedenkt, so werde ich mich in alle die Leiden, welche ich hier zu ertragen habe, mit Ergebung fügen; wo nicht, so erlaube er mir krankem Mann, ein venetianisches Schiff, das in Kurzem absegeln wird, zu besteigen, damit wenigstens mein Leichnam in der vaterländischen Erde Ruhe finde.“ Erst vier Tage darauf wurde er vor Leo gerufen, den er von mehreren hohen Beamten umgeben fand. „Was hat Dich,“ fragte einer derselben, „aus so weiter Ferne hieher geführt?“ Als hierauf der Bischof erwiederte: er sey gekommen, um durch eine eheliche Verbindung ewige Freundschaft zwischen beyden Reichen zu gründen, so meynten die Herrn: „Es sey noch nie erhört worden, daß man eine so hochgeborne Prinzessin einem Barbaren zur Ehe gegeben. Dennoch werde Nicephorus das Ansuchen gewähren, wenn Otto dagegen verspreche, Ravenna, Rom und alles Land von diesen Städten bis zu den Grenzen des griechischen Reiches ihm abzutreten. Wolle er aber nur Freundschaft ohne die Prinzessin, so solle er Rom aus der Sklaverey entlassen und die Fürsten von Benevent und Capua dem Nicephorus, als ihrem rechtmäßigen Lehensherrn, zurückgeben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Pfingsten, das liebliche Fest, war uns seit vielen Jahren in keinem so freundlichen Lichte erschienen, als dießmal, da der Besuch des Kaisers und der Kaiserin von Rußland und die Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin von Sachsen-Weimar in diesen Zeitpunkt fiel.

Am zweyten Pfingstfeyertage war große Parade; die

Truppen waren unter den Linden und auf dem Plaze vor der Universität in Kolonnen aufgestellt. Der Kaiser und der König hielten zu Pferd vor der kolossalen Statue Blüchers. Als der König sich mit gezogenem Degen im gestreckten Galopp an die Spize seiner Krieger stellte, um die Parade in eigener Person vor dem Kaiser vorbeyzuführen, brach die versammelte Menge der Zuschauer in einen lauten und anhaltenden Jubel aus. Der Kaiser drückte dem Könige herzlich die Hand und bemühte sich sogar, sie ihm zu küssen, wozu es jedoch dieser nicht kommen ließ. Am Mittwoch begab sich der Hof nach Potsdam, um daselbst die Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar zu empfangen. Ihren feyerlichen Einzug in Berlin hielt die Braut am 10. Juni. Nach fünf Uhr traf die Prinzessin in dem vergoldeten, mit 8 Staatsrossen bespannten Gallawagen unter dem Brandenburger Thore ein, von wo sie bis zum Schlosse von ununterbrochenem Volksjubel, Donner der Kanonen, Trompeten- und Paukenschall begleitet wurde.

Am 11. Juni fand die Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Auguste, Herzogin von Sachsen-Weimar, auf dem königlichen Schlosse statt. Zweyundsiebenzig Kanonenschüsse verkündeten der Stadt, daß die Ringe gewechselt wurden, und bald sah man in allen Straßen, noch ehe es Nacht wurde, die Fenster erleuchtet. Während die königliche Familie, dem Herkommen gemäß, sich an die Spieltische sezte, nicht sowohl zum Kartenspiel, als um mit den Karten zu spielen (denn kein einziger unserer Prinzen kennt irgend ein Kartenspiel), war Konzert, in welchem die königlich bayerische Hofsängerin, Dem. Schechner, zwey Arien sang. Man hatte dießmal der fremden Sängerin diese Auszeichnung zugestehen müssen, um sie darüber zufrieden zu stellen, daß ihr in der Vermählungsoper keine Rolle zugetheilt worden war, obwohl sie einzig und allein unter dieser Firma den Urlaub nach Berlin erhalten hatte. Dieß soll, wie man versichert, zu einem lebhaften diplomatischen Notenwechsel Veranlassung gegeben haben, bis zur endlichen Ausgleichung in der Staatszeitung ein Artikel erschien, in welchem die Ursachen auseinander gesezt werden, aus welchen Dem. Schechner die ihr „laut amtlicher Nachricht“ eigens angetragene Parthie in der Festoper nicht habe übernehmen können. Nach dem Konzert und geendigtem Souper begann in dem weißen Saale der Fackeltanz, bey welchem dießmal neun Exzellenzen als Fackelträger vorantanzten. Nachdem das hohe Brautpaar seinen Tanz geendet, forderte die Prinzessin zuerst den Kaiser von Rußland, dann den König, dann den kleinen Großfürsten Thronfolger und hierauf die königlichen Prinzen auf. Der Prinz Wilhelm tanzte zuerst mit der Kaiserin von Rußland und hierauf mit den königlichen Prinzessinnen. Nach beendigtem Fackeltanze wurde das hohe Brautpaar nach seinen Zimmern begleitet, und nachdem daselbst das Strumpfband vertheilt worden war, wurde der Hof entlassen.

Am folgenden Tage erschien der Hof des Abends in dem königlichen Opernhause, wo Agnes von Hohenstaufen, lyrisches Drama in drey Aufzügen von Raupach, Musik von Spontini, gegeben wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Für den schönen und neuen Schauspielsaal waren „die beyden Nächte“ eine vortreffliche Weihe, und die vollen, mit geschmückten Damen besezten Logen nahmen sich in dem herrlichen Saale während der Aufführung der Boyeldieu'schen Oper ganz vortrefflich aus. Von dem Texte, der wahrscheinlich auch bald ins Deutsche übertragen werden wird, wie das Meiste der hiesigen Bühnen, brauche ich blos dieß zu erwähnen, daß die Hauptperson des Stückes ein irländischer Lord ist, der, obwohl noch jung und lebenslustig, schon die Aufsicht über eine äußerst reiche Mündel hat, die er natürlich zu heyrathen gedenkt und daher vor aller Augen in seinem einsamen Schlosse verschließt, bis am Abend vor der bevorstehenden Verbindung, da er seinen Freunden einen Schmauß gibt, ihnen das Bildniß der geliebten Mündel zeigt und die Festlichkeit des folgenden Tages ankündigt. Unter den Gästen befindet sich aber einer, welcher in dem Bildnisse ein Mädchen erkennt, das er auf einer Reise zum erstenmale erblickt, zu der er eine heftige Zuneigung gefaßt hat und die auch ihm damals wohl zu wollen schien. Dieser sezt nun seinen listigen Bedienten, der im Stücke eine Hauptrolle spielt und den Boyeldieu daher auch recht con amore behandelt hat, in Bewegung, um mit der Braut des Lords eine Unterredung zu erhalten, was auch durch List und Gegenlist geräth, so daß zulezt der Bräutigam um die Braut und das gehoffte Vermögen kommt. Scribe würde sein Stück so nicht angelegt haben; allein durch Wiz und Theatereffekte hat er diesem magern Stoffe doch eine Art von Leben eingehaucht; Boyeldieu ist dann mit seiner geistreichen Musik darüber gekommen und so läßt sich das Ganze mit Vergnügen anhören, besonders wenn man keine Vergleichungen anstellt und vergißt, daß derselbe Tonkünstler „die weiße Frau,“ „den Kalifen von Bagdad“ und „Johann von Paris“ in Musik gesezt hat. Die große Welt und auch die kleinere vertheilt sich des Abends in die komische Oper, um dieses Stück anzuhören, und ins Theater der Porte St. Martin, um Cas. Delavigne's Marino Faliero darstellen zu sehen. Die erste Aufführung dieses Trauerspiels war eine wichtige Begebenheit für die Pariser, und es ist schon lange zuvor in Zeitungen und in Gesellschaften davon gesprochen worden. Man wird sich noch erinnern, daß dieser Dichter vor etwas länger als einem Jahre auf dem Théâtre français ein vorgebliches Lustspiel aufführen ließ: „Die Prinzessin Aurelie,“ woran aber Niemand große Lust fand, obschon die Verse vortrefflich geschrieben waren. Das Publikum blieb kalt, und einige Theaterkritiker, welche das Stück mit desselben Verfassers „Greisenschule“ verglichen, meynten, lezteres sey doch rührend, wogegen „die Prinzessin Aurelie“ nicht die mindeste Empfindung beym Zuschauer errege. So? das Publikum will also stark gerührt seyn! gut, so will ich ihm Rührung verschaffen, rief der Dichter mit verbissenem Unmuthe aus. Darauf nahm er Lord Byrons verfehlten Marino Faliero vor und behandelte das Stück auf seine Weise, das heißt mit Kraft, Eleganz und Geschmack. Den alten Dogen ließ er, wie ihn die Geschichte und Lord Byron schildern, aber aus seiner jungen Gattin, welche die vorigen Dichter und Romanschreiber als ein unschuldiges Kind schildern, hat Delavigne zwar eine junge, aber schon verständige Frau gemacht, die mit des Dogen Neffen ein heimliches Einverständniß gehabt hat, worüber sie aber die bitterste Reue verspürt, so daß ihre Gewissensbisse gegen des Dogen väterliche und arglose Güte auf eine rührende Weise abstechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 161.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 7. Juli 1829.

— Wohl magst du von Pikus den Stamm ableiten, und wenn dich
Prächtige Namen erfreun, als Ahn selbst preisen Prometheus;
Aber wofern dich blind Ehrsucht und Begierde dahinreißt,
Gegen dich zeugt anklagend sofort der eigenen Väter
Edles Geblüt und trägt die hellende Fackel der Schmach vor.

Juvenal.

Bischof Luitprand am Hofe zu Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Luitprand erwiederte: „Ihr selbst wisset recht wohl, daß mein Herr Vasallen hat, die mächtiger sind als der Bulgarenkönig Peter, welcher die Tochter eures Kaisers Christoph zur Gemahlin erhalten hat.“ — „Aber Christoph,“ antworteten sie, „war nicht von so hoher Abkunft wie Romanus, Theophanos Vater.“ — „Was Rom betrifft,“ fuhr der Bischof fort, „wie könnt ihr sagen, daß es unter einem Sklavenjoche seufze? Im Gegentheil hat es mein Herr aus der schmählichsten Sklaverey befreyt, während ihr schliefet, oder vielmehr in gänzlicher Ohnmacht laget. Auch hat er der heiligen Kirche in Rom alle ihre Besitzungen, soweit seine Herrschaft reichte, zurückgegeben. Warum thut dieß nicht ebenfalls euer Gebieter, und macht die apostolische Kirche, nachdem sie durch meines Herrn Bemühung und Freygebigkeit reich und frey geworden ist, noch unabhängiger und reicher?“ — „Das wird er thun,“ war die Antwort, „sobald Rom und die römische Kirche seinen Befehlen gehorchen.“ Luitprand erwiederte: „Ein gewisser Mensch flehte Gott an um Schutz und Rache gegen seinen Widersacher, der ihn beständig kränkte und mißhandelte. Der Herr aber sprach: ich will es thun an dem Tag, da ich jedem vergelten werde nach seinen Werken. Da rief jener: ach wie lange!“ Alle, den Prinzen ausgenommen, lachten über die treffende Bemerkung, allein die Unterhandlung wurde wiederum erfolglos abgebrochen.

Am Feste der heiligen Apostel wurde Luitprand wiederum vom Kaiser zur kirchlichen Feyer und nachher zur Mahlzeit geladen. Wie groß aber war seine Entrüstung, als man dem eben angelangten Gesandten der Bulgaren, dessen ganzer Aufzug den Barbaren verrieth, und der noch nicht einmal die Taufe erhalten hatte, den Platz über ihm, dem kaiserlichen Botschafter, anwies. Er entfernte sich auf der Stelle, entschlossen, eine so empörende Beschimpfung, die nicht sowohl ihm als seinem Kaiser widerfahren sollte, nimmermehr zu dulden. Da eilten ihm Leo und der Geheimschreiber Simeon nach und versicherten, dem Bulgarenkönig Peter sey bey seiner Vermählung mit einer kaiserlichen Prinzessin durch einen beschwornen Vertrag zugesichert worden, es sollten künftig die Abgeordneten der Bulgaren vor allen andern den Vorrang haben. „Zudem hat jener Bulgare, so sehr Du ihn wegen seines Aufzugs verachtest, die Würde eines Patricius*), und da wäre es ein großer Mißgriff, wenn wir ihn einem Bischofe, zumal einem fränkischen, nachsetzen würden. Zur Strafe für Deine verkehrte Empfindlichkeit darfst Du aber nicht in Deine Wohnung zurückkehren, sondern wir lassen Dich in eine Schenke führen, um da mit den Bedienten des Kaisers zu speisen.“ Der Bischof ließ sich lieber diese äußerste Kränkung gefallen, als daß er an die angewiesene Stelle zurückkehrte. „Um mich jedoch in meinem Schmerze zu trösten,“ sagt er in bitterm Spotte, „schickte

*) Dieß war ein Ehrentitel, welcher nur den vornehmsten Männern, und zwar auf Lebenslang ertheilt wurde.

mir der gnädige Kaiser den köstlichsten Leckerbissen seiner Tafel, einen fetten Bock, von welchem er selbst gespeist hatte, und der mit Knoblauch und Zwiebeln vollgestopft und mit Fischlake übergossen war. — Acht Tage nachher, da die Bulgaren Konstantinopel verlassen hatten, wurde ich wiederum, so krank ich war, zur Tafel genöthigt. Der Patriarch und mehrere Bischöfe waren ebenfalls geladen. Nicephorus richtete viele theologische Fragen an mich, und wollte am Ende wissen, welche Kirchenversammlungen wir haben. Als ich ihm die Nicänische und die andern alle mit Namen nannte, so rief er lachend: „Du hast ja die sächsische vergessen; in unsern Büchern steht freylich kein Wort von ihr, denn sie ist noch allzu jung." Ich erwiederte ihm: „Nur bey einem kranken Gliede wird das Brenneisen angewendet. Das sächsische Volk hat sich, seitdem es die heilige Taufe empfing, rein von aller Ketzerey erhalten und deßhalb niemals einer Kirchenversammlung bedurft. Euch aber, bey welchen alle Ketzereyen entstanden sind und geblüht haben, Euch mußte freylich oft durch Kirchenversammlungen der Kopf zurecht gesetzt werden. Wenn Du aber den Glauben der Sachsen jung nennst, so stimme ich Dir aus vollem Herzen bey, denn er ist bey ihnen die Quelle guter Werke, also nicht alt, sondern frisch und jung; Euer Glaube aber ist freylich alt, denn wo sind die guten Werke, die er schaffen sollte? Eine Kirchenversammlung jedoch ist in Sachsen gehalten und darauf der Beschluß geführt worden: es sey anständiger mit Schwertern Krieg zu führen, als mit Federn, und man soll lieber sterben als die Flucht ergreifen!"

Als Luitprand wieder einmal bey dem Kaiser speiste, befand sich der Vater desselben unter den Gästen. „Ich schätzte sein Alter auf nicht weniger als 100 Jahre, und dennoch wurden ihm noch viele dazu gewünscht! So unsinnige Schmeichler sind diese Griechen! Einem halberstorbenen Greise zu wünschen, was die Natur selbst, wie sie recht wohl wissen, nicht gewähren kann! Und daß vollends der Greis diesen Wunsch gerne hört, da er sich doch nicht verbergen kann, daß er unerfüllbar ist, ja daß die Erfüllung für ihn selbst das größte Unglück wäre! So sind es auch in der That keine Lobsprüche, sondern Schmähungen, wenn sie in ihren Liedern den Nicephorus tapfer nennen, da er doch feig; weise, da er ein Thor; groß, da er klein; weiß, da er schwarz; heilig, da er ein Sünder ist. Bey dieser Mahlzeit ließ der Kaiser, was früher nicht geschehen war, eine Homilie des heiligen Chrysostomus vorlesen. Als ich am Ende um die Erlaubniß bat, nach Italien zurückzukehren, willigte er mit Kopfnicken ein; doch er hatte nicht im Sinne mir Wort zu halten."

Luitprand kehrte wieder in seine Wohnung zurück und wurde wieder so strenge wie zuvor bewacht, um so mehr, weil der Kaiser gerade um diese Zeit eine Flotte nach Italien abschicken wollte.

„Am 20sten August, dem Feste der Himmelfahrt des Propheten Elias, welches die leichtsinnigen Griechen mit Schauspielen entweihen, wurde ich wieder zur Audienz und hernach zur Tafel geladen. Der Kaiser ließ auch dießmal seiner Spottlust auf die Franken, so nannte er sowohl Lateiner als Deutsche, seinen Lauf. Zuletzt fragte er mich, wo die Hauptstadt meines Bisthums liege und welchen Namen sie habe; Cremona, erwiederte ich, liegt ziemlich nahe beym Eridanus (Po), dem König der Flüsse Italiens, und weil Deine Majestät eine Flotte dahin abschickt, so möge es mir zum Heile gereichen, daß ich Dich gesehen habe; gib dem Orte Frieden und laß ihn, da er Deiner Macht nicht widerstehen könnte, durch Deine Gnade Rettung finden! — Er fühlte recht wohl den Spott, der in meiner Bitte lag, sagte aber ebenfalls mit dem Scheine des Ernstes zu und versprach sogleich eidlich, seine Flotte solle mich sicher in den Hafen von Ancona bringen. Allein es war nichts als schändlicher Meineid. In den vier folgenden Tagen unterblieb die Lieferung unserer Bedürfnisse, während eine so große Theurung zu Konstantinopel herrschte, daß mehr als drey Goldgulden aufgewendet werden mußten, um meine fünf-und-zwanzig Begleiter und die vier griechischen Wächter mit einer einzigen Mahlzeit zu erquicken."

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Es war gegen vier Uhr Nachmittags; den Himmel bedeckten keine Wolken, dafür lagen sie aber undurchdringlich, wie die schönste weiße Wolle, über allen Thälern, um alle Felsen. Nur die dunkeln Spitzen sahen überall hervor und bildeten einen Anblick, wie ich ihn nie gesehen; es war ein weites Meer mit unzähligen Klippen. Selbst auf die Ebene senkten sich diese Wolken, und nur in weiter Ferne schlossen sich die Felder seegrün an den weißen Schaum. Philipp nannte, nachdem wir uns satt gesehen, jede Spitze mit unglaublicher Sicherheit. Verlangen Sie keine Wiederholung. Auffallend war mir die wirklich gothische Auszackung der Spitzen, welche sich bis auf die kleinsten Theile erstreckt. Die Höhe des Pics wird auf 2910 Metres über dem mittelländischen Meere angegeben.

Als wir gerade unsern Rückzug antreten wollten, kam endlich der eine Franzose auf die Spitze. Die Hirtenknaben, welche sich bis dahin passiv verhalten, fingen, als sie uns abziehen sahen, an mit Steinen auf uns zu werfen, denen wir uns durch eine schnelle Flucht zu entziehen suchten, denn wir hätten Flügel haben müssen, um unsre Feinde angreifen zu können. Nach einer halben Stunde

waren wir am See, und der Engländer rief fröhlich aus: wieder auf einem Berge mehr gewesen!

Bald hatten wir einige Hütten erreicht, wo Hirten uns gegen gute Bezahlung mit Milch und schwarzem Brod erquickten. Von allen Seiten kamen Heerden von den Bergen, die aber leider mit jedem Augenblicke von dichtern Nebeln bedeckt wurden; selten drang ein Strahl der Sonne durch. Eine Viertelstunde später trafen wir unsre Pferde und ritten nun in das Thal von Bastan hinunter. Anfangs war keine menschliche Wohnung zu sehen; auf beyden Seiten erhoben sich nackte Felsen, und wenn ein günstiger Augenblick eine freyere Aussicht gestattete, so schloß eine hohe Felswand das Thal. Bisweilen sanken die Nebel und dann blickten die von den lezten Strahlen der Sonne beschienenen Spitzen der Berge glühend hervor. Nach und nach sahen wir einzelne Hütten, und niedriges Korn deutete auf die Nähe von Menschen. Je tiefer der Weg sich hinab zog, desto höher ragten die Berge. Von allen Seiten stürzten Wasser herab; mehrere Male überschritten wir den in der Mitte des Thals strömenden Bastan; die Nacht brach herein, einzelne Lichter verkündeten die Nähe von Bareges; Soldaten in grauen Mänteln, die Köpfe nach französischer Sitte mit einem Tuche umwunden, standen am Wege, und bald führte die Straße zwischen einige Häuser, welche Philipp uns mit Freude als Bareges ankündigte. Vor den Häusern standen hie und da Kranke, die schon erleuchteten Zimmer zeigten ebenfalls Leidende, das Ganze hatte das Ansehen eines Lazareths. Ich hatte mir unter Bareges einen reizenden Ort vorgestellt; das danke ich Müllners Schuld; jezt bin ich von diesem Wahne geheilt, und will nur hoffen, daß man uns ein gutes Abendessen gibt.

Gavarnie, den 31. August.

Vor wenigen Minuten sind wir von der Rolandsbreche zurückgekehrt. Morgen gehe ich auf den Montperdù; die Führer sind gemiethet, Provisionen bestellt; übermorgen Abend bin ich zurück. Mein Reisegefährte erwartet mich in Lauterez. Wir haben Herrliches gesehen! Gute Nacht.

Lüs, den 1. September, Morgens 10. Uhr.

Lachen Sie mich aus! Anstatt von Gavarnie noch über 4000 Fuß höher zu klettern, bin ich ungefähr eben so viel heruntergestiegen. Regnete es doch heute, als wollte die Sündfluth anbrechen, und dahin war mein Lieblingsplan, den Montperdù zu besteigen. Durch und durch naß sind wir hier angelangt und sitzen vor einem Kaminfeuer, uns zu wärmen. Ein bestelltes Frühstück soll tout de suite fertig seyn, das heißt aber höchstens in zwey Stunden, und so will ich die Lücke in meinem Berichte an Sie ausfüllen.

Mit Sonnenaufgang verließen wir gestern Bareges, welches aus wenigen Häusern besteht, die nur im Sommer bewohnt sind. Während des Winters bleiben nur einige Wächter dort, zu denen, wie die Franzosen sagen, sich bisweilen Bären gesellen. Der Ort ist den Lawinen ausgesezt, die Gegend romantisch wild, steile und hohe Berge auf den Seiten, Felsen am Ein- und Ausgange des Thales. Ueber das Leben dort kann ich nichts sagen; man hat mich versichert, daß nur die Hoffnung, seine Gesundheit wieder zu erhalten, den Aufenthalt erträglich machen könne. Die Kunst kann nichts zur Verschönerung thun; ein Winter würde alles zerstören. Wen also der Arzt dort hingeschickt hat, der bleibt daselbst nur die nothwendigste Zeit und eilt dann nach Bagnères de Bigorre. Verwundete Offiziere bilden den größten Theil der Badegäste. Daß Sie übrigens auch hier Kaffeehäuser mit gewaltigen Ueberschriften finden, bedarf keiner Erwähnung; jedes Dorf in Frankreich hat ja jezt seinen grand café français u. s. w.

Von Bareges führt eine breite schöne Kunststraße hieher nach Lüs, welches zwey Stunden davon am Zusammenfluß des Bastan mit dem von Gavarnie herabkommenden Gave de Bareges liegt. Hier bilden freundliche Wiesen eine Oase zwischen den dürren Felsen. Die Stadt selbst ist häßlich und klein, bietet aber für die Bequemlichkeit dennoch mehr als Bareges. Wir verweilten einige Augenblicke, ließen unser Gepäck hier, um den Pferden das Steigen zu erleichtern, und brachen dann nach Gavarnie auf. Man schlägt die Straße zur Linken ein, den Gave hinauf. Gegenüber liegt St. Sauveur, ebenfalls ein Bad, welches mit seinen wenigen weißen Häusern aus dunkelm Gebüsch dem Wanderer freundlich entgegen lächelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Den alten Seemann Bertuccio hat Delavigne energisch rauh geschildert, den Michel Steno stolz und die Plebejer verachtend, wie er in der Geschichte ist. Wenn Israel Bertuccio ganz erbitzt vor den Doge tritt und ihm die von einem Patrizier erlittene Unbilde klagt:

Un soufflet! sur mon front, ce mot seul prononcé,
Fait monter tout le sang que l'état m'a laissé;
Il a coulé mon sang, dont la source est flétrie,
Mais sous la main d'un noble et non pour la patrie.
L'outrage est là! sa bague, en s'imprimant,
A creusé sur ma joue un sillon infamant!
Montre donc maintenant, montre tes cicatrices,
Israel: la dernière a payé tes services!

so wird gleich der Zuhörer zu Gunsten des erniedrigten Matrosen eingenommen und empfindet mit ihm die patrizische

Unbilde. Die Verschwörung des Dogen und des Volks gegen den tyrannischen Zehner-Rath ist mit vieler Umsicht vorbereitet. Den Uebermuth der Patrizier und die Erbitterung der Plebejer gegen das Joch des Zehnteraths hat Cas. Delavigne mit glühendem Freysinne geschildert. Die Verschwörung hat aber mitten auf dem St. Markusplatze statt, ein eben so ungereimter Einfall, als wenn in den ältern französischen Trauerspielen die Verschwörungen in der Vorhalle des Pallastes angezettelt werden. Um die Erbitterung des Dogen gegen Steno noch zu erhöhen, läßt der Dichter diesen einem Balle beywohnen, den der Senator Lioni gibt und auf welchem der schon zu einer leichten Strafe wegen Beleidigung des Dogen verurtheilte Patrizier Steno sich an die junge Frau des Dogen macht und thut, als ob er in heimlichem Einverständnisse mit derselben lebe. Dieß reizt den Greis aufs höchste und er, der zuvor zauderte und dem vor der Verschwörung, wozu die Unzufriedenen ihn einluden, bangt, trägt in seiner Aufwallung kein Bedenken mehr, den Verschwornen beyzutreten, um den Uebermuth des Adels zu züchtigen und dem Volke seine alte Freyheit wieder zu verschaffen. Bertram, einer der Verschwornen, hat Mitleiden mit dem Senator Lioni, dem das Schicksal bevorsteht, mit den andern ermordet zu werden, und warnt ihn in geheimnißvollen Ausdrücken. Lioni dringt in ihn, um das ganze Geheimniß zu erfahren, und droht ihm zulezt, ihn ohne Beichte hinrichten zu lassen. Dieß ist zu viel für den andächtigen Bertram, er will gestehen; der Senator hat ihn vor den Dogen geführt, damit dieser ihn ausfrage; so befindet sich also der Doge in Gegenwart des Senators Lioni, und zwar als Richter, seinem Mitschuldigen gegenüber. Dieser Auftritt erforderte viel Kunst; der Dichter hat ihn in wenig Worten dargestellt. Nachdem nämlich der Senator mit der Hinrichtung ohne vorhergegangene Beichte gedroht hat, bricht Bertram in die Worte aus:

Je ne resiste plus!
Lioni: Parle donc!
Bertram: Eh bien — —
Der Doge (indem er aufsteht und einen fürchterlichen Blick auf ihn wirft): Quoi?
Bertram: Je vais tout dire! —
Lioni: Enfin —
Bertram (zum Dogen): A vous seul.
Der Doge: Suivez-moi.

Durch diese geschickte Wendung kommt der alte Doge aus der größten Verlegenheit; allein der Senator Lioni, ganz zum Staatsinquisitor geboren, hat schon Verdacht wider den Dogen geschöpft; er kommt seinem Thun und Treiben auf die Spur, entdeckt das Geheimniß; Faliero will den Ausbruch der Verschwörung beschleunigen; vergebens wirft sich ihm seine junge Frau zu Füßen und gesteht ganz erschüttert, daß ihre Ehre keine Rache verlange, da sie ihre Ehre verloren habe. Der arglose Greis bildet sich ein, dieß Geständniß sey nur eine List, um ihn abzuhalten, und eilt desto mehr. Er wird verhaftet und zum Tode verurtheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

So wenig ich auch geneigt war, der Musik und der Darstellung der „Agnes von Hohenstaufen" die Aufmerksamkeit zu schenken, welche zu einem kritischen Berichte über dieselbe nöthig seyn dürfte, so glaube ich doch genug gehört zu haben, um mit Beziehung auf dasjenige, was bereits früher über die Spontinischen Opern gesagt worden ist, schon nach der ersten Vorstellung meinen Bericht abgehen lassen zu dürfen. Zuvörderst ist zu bemerken, daß bereits vor zwey Jahren, bey Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Karl, der erste Aufzug dieser Oper gegeben wurde, da es dem Komponisten nicht möglich gewesen war, die ganze Oper zu vollenden. Die Berliner, die es bey solchen Gelegenheiten an allerhand Witzen nicht fehlen lassen, haben in Bezug darauf das Räthsel aufgegeben: In welcher Oper kömmt zwischen dem ersten und zweyten Akte eine Prinzessin zweymal in die Wochen? — Dießmal hörten wir nun die ganze Oper, allein wir können nicht sagen, daß uns der zweyte und dritte Aufzug bestimmt hätte, das über den ersten Aufzug ausgesprochene Urtheil zurück zu nehmen. Nachdem Spontini die in der Vestalin und Cortez betretene Bahn, welche ihn zu dem Sonnentempel Mozarts, Glucks, Cherubinis, Paers und anderer großen Meister führen mußte, verlassen hatte und nur durch die Aufbietung der äußeren Gewaltmittel der Musik imponiren wollte, überbot er zuerst in der Olympia, später im Alcidor seine Kraft, welche zugleich die Kraft seiner Musik war, so sehr, daß eine Steigerung nicht mehr möglich war.

So sehen wir nun, wie er in dieser neuesten Oper ringt, die böse Angewöhnung des musikalischen Lärmens und Tobens zu verlassen und in die Grenzen der schönen Kunst zurück zu kehren; allein dieß führt nur dazu, daß wir kein ganzes, sondern ein durchaus zerrissenes Werk erhalten. Was dem Komponisten bey seiner Arbeit besonders hinderlich gewesen seyn mag, ist der deutsche Text. Spontini hat zwar, wie wir hören, mehrfach geäußert, daß ihm keine andere Sprache so geeignet für seine Komposition scheine, als die deutsche; allein wir glauben an vielen Stellen dieser Oper bemerkt zu haben, daß der Komponist sich weit mehr nach dem Klange, als nach dem Sinne der Worte gerichtet hat, so daß die Verse und die Musik sehr oft auseinander fallen. In einigen Chören und in der Balletmusik erkennt man indeß den großen Meister mit Vergnügen wieder. Da das Gedicht zu dieser Oper von Herrn Raupach ist, dürfen wir es nicht mit Stillschweigen übergehen. Uns ist nicht bekannt, ob Raupach so viel musikalische Kenntnisse besizt, um zu wissen, welche Anforderungen an einen guten Operntext gemacht werden; der gegenwärtige läßt uns sehr daran zweifeln. Da indessen Raupach seine Arbeit nicht einen Operntext, sondern ein lyrisches Drama genannt hat, so macht er den höheren Anspruch, daß wir sein Gedicht nicht mit dem gewöhnlichen Maaßstabe, den man sonst an die Operntexte zu legen pflegt, messen sollen. Der Dichter hat seinen Stoff aus der Geschichte der Hohenstaufen gewählt. Im ersten Auftritte des ersten Aufzuges finden wir in dem Thronsaal in der kaiserlichen Pfalz zu Mainz den Kaiser Heinrich VI. aus dem Hause der Hohenstaufen und die Kaiserin Constantia, seine Gemahlin und Erbin beyder Sicilien, Konrad von Hohenstaufen, des Kaisers Oheim und Pfalzgrafen am Rhein, Philipp, Bruder des Kaisers, Heinrich, Herzog von Braunschweig, Sohn Heinrich des Löwen, und den ganzen kaiserlichen Hofstaat versammelt. Der Kaiser hat die Vasallen zu einem Römerzuge aufgeboten und die Oper beginnt, sehr geschickt angelegt, mit einem Chor, in welchem die Fürsten und Ritter dem Kaiser geloben, dem Adler des Reichs zum blutigen Kampfe zu folgen. Acht Edelknechte werden zu Rittern geschlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 162.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Juli 1829.

Des Wandrers Tritte wanken
Auf schmaler Kieselbahn,
Durch wildverschlungne Ranken,
Den Fichtelberg hinan.
Wie bebt des Waldstroms Brücke,
Der tosend sich ergeußt,
Und Bäum' und Felsenstücke
Jach in die Tiefe reißt.

Matthisson.

Briefe über die Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Der Weg steigt hart an den Ufern des Gave hinan, und ist nur für Fußgänger und Reiter geeignet. Dabey geschieht sehr wenig zu seiner Unterhaltung; nirgends findet sich ein Geländer, und es gibt manche Stellen, wo ein Pferd kaum Platz hat und hart daneben ein tiefer Abgrund gähnt. Die Pferde sind meistens schlecht; man nimmt sie aus der Ebene von Tarbes; der Berge nicht gewohnt, haben sie keinen sichern Tritt. Der Gave strömt unten zwischen steilen Felsenwänden, an welchen grüne Ranken oft bis in das Wasser hinunter hängen, so daß man den Stein nicht sieht. Wie mahnt diese Ueppigkeit der Vegetation an den Süden! Welchen Reiz verleiht die Nähe Spaniens dem Ganzen! Bey Sia führt eine Brücke auf das andere Ufer. Donnernd und zischend stürzt hier der Fluß hinab, und noch fernhin sieht man im Sonnenschein den erzürnten Strom über die grünen Wände den Staub seiner Wellen schleudern. Von dort aus wird die Gegend wilder und öder, die Berge immer höher und höher. Bey Pragnères leitet eine zweyte Brücke wieder über den Gave, und immer steigend, wobey die Gegend allmählig rauher wird, und wir bisweilen die schneebedeckte Grenzwand zwischen Spanien und Frankreich erblickten, gelangten wir nach Gedro. Hier liegen Douanen, und während Philipp einen Passavant für unsre Pferde löste, besuchten wir die schöne Grotte, welche der Gave hier in einem Felsen bildet, und ritten dann weiter. Der Weg ist mit Felsstücken bedeckt, zwischen welchen der Pfad sich durchwindet; die Wasserfälle häufen sich, alles kündet dem Wanderer das baldige Ziel an. Endlich enthüllt sich die ungeheure Felswand immer mehr und mehr; wie das Ende der Welt schließt der Marboré die Aussicht. Von Felsen zu Felsen, zwischen denen der Gave hinunter schießt, führt wieder eine Brücke; wir waren in Gavarnie, und sahen den Cirkus vor uns liegen.

Nur wenige Minuten blieben wir im Wirthshause, nahmen einen Führer auf die Rolandsbresche, ließen uns Crampons geben und eilten weiter. Der Weg führt durch einen Wiesengrund; mehrere Gesellschaften von Engländern kehrten schon zurück; nach einer starken Stunde waren wir im Cirkus selbst. Es ist eine im Halbkreis geformte Wand von dunkelblauen Felsen, die sich 2000 Fuß hoch senkrecht erhebt. Oben liegt ewiger Schnee; zwölf Wasserfälle stürzen herab. Unter einer Brücke von Schnee windet sich der Gave hervor.

Die Sonne stand über uns, es war die zweyte Stunde nach Mittag, und unser neuer Führer, Etienne Campball, ließ uns kaum Zeit, etwas zu frühstücken; dann schritten wir über die Brücke von Schnee, aus welcher die Franzosen mit Unrecht etwas Ungeheures machen, und kamen nach einer Viertelstunde an die rechte Wand des Cirkus, die wir hinaufsteigen mußten. Was ich auf dem Pic dû Midi über die gothische Auszackung der Felsen bemerkt hatte, fand ich auch hier wieder bestätigt; wir stiegen

oft wie auf Treppen, mußten aber auch an manchen Stellen die Hände zu Hülfe nehmen. Unser Führer ging so leicht als auf ebener Erde; er trug Sandalen, eine Jacke und Beinkleider von blau und weiß gestreiftem Zeuge, eine braune Mütze, und auf dem Rücken die Crampons nebst einem Beile. In seiner Hand führte er einen langen Stab, mit welchem er uns die Stellen anzeigte, wohin wir unsre Füße setzen sollten. Nach einer Stunde hatten wir die erste Felswand erklommen, und sahen nun die bis dahin unsern Augen versteckt gewesene Rolandsbresche in bedeutender Höhe über uns liegen. Der Weg führte über Rasen, der sich aber nach dreyßig Minuten an eine steile Schneewand schloß, die, wie der Führer uns ankündigte, zu ersteigen war. Es war halb vier; wir brauchten, nach Campballs Aussage, noch zwey Stunden, um die Bresche zu erreichen, im Cirkus ward es früh Nacht, und den Weg zurück im Finstern zu machen, hieß sich der größten Lebensgefahr aussetzen. Wir hielten Kriegsrath, ich selbst dachte einmal an Umkehren, besonders weil mein Gefährte langsam ging; Campall aber rief, nachdem er uns beyde prüfend angesehen: allons! und schritt voran. Wir folgten im Schnee seinen Fußstapfen, erstiegen die Wand in einer Stunde, und befanden uns nun auf losen Steinen, welche uns viele Mühe machten und uns über eine Viertelstunde aufhielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bischof Luitprand am Hofe zu Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Trotz der Erbitterung des Kaisers wurde Luitprand wieder zur Tafel gezogen, aber auch jezt mußte er die schmählichsten Aeußerungen über die Lateiner und Deutschen hören. Nicephorus nahm zwar keinen unmittelbaren Antheil an dieser Kränkung, allein sie war auf seinen Befehl geschehen, wie ihm bald nachher von den Beleidigern selbst auf's Heiligste versichert wurde. Bey derselben Mahlzeit fragte ihn auch der Kaiser, ob sein Gebieter Thiergärten mit Waldeseln und andrem Wilde hätte. — „Allerdings," antwortete Luitprand, „nur Waldesel sind keine darin." — „Ich will Dich," erwiederte der Kaiser, „in meinen Thiergarten führen; Du wirst staunen über seine Größe und über die Waldesel, welche da zu sehen sind." Ich wurde also in den Thiergarten geführt, welcher eine bedeutende Größe hat, doch nichts weniger als angenehm ist. Wie ich nun, den Hut auf dem Kopfe, einherritt, sah ich, wie Leo seinen Sohn zu mir schickte und mir sagen ließ, es sey nicht erlaubt in Gegenwart des Kaisers einen Hut, sondern nur einen Schleyer zu tragen. Ich entgegnete: „unsre Frauen tragen zu Pferde Mützen und Schleyer, die Männer Hüte, und es wäre sehr unrecht, wenn Ihr mir nicht erlauben wolltet, die Sitte meines Vaterlandes beyzubehalten, da Eure Gesandten bey uns diese Freyheit genießen; denn sowohl bey Tisch, als wenn sie ausgehen oder ausreiten, sieht man sie mit langen Aermeln, Leibbändern und Schnallen, langen Haaren und bis auf die Knöchel reichenden Kleidern, und was keiner von uns jemals sich bevgeben läßt, sie küssen unsern Kaiser mit bedecktem Kopf. — Was Gott ferner nicht zugeben möge," fügte ich im Herzen hinzu. — „So gehe augenblicklich von dannen," sprach jener. Auf dem Rückwege begegneten mir die angeblichen Waldesel. Aber wie fand ich sie? Ganz wie die zahmen Esel in Cremona: dieselbe Farbe, dieselbe Gestalt und Größe, die gleichen Ohren, eine ähnliche Stimme, auch an Geschwindigkeit sind sie nicht verschieden. Dennoch sagte ich zu dem neben mir reitenden Griechen: „solche Esel habe ich in Sachsen nie gesehen." — „Dein Herr thue nur," erwiederte jener, „was unser Kaiser verlangt, so wird er ihm viele dieser Thiere zum Geschenk machen, und es wird ein großer Ruhm für Otto seyn, Thiere zu besitzen, die keiner von seinen Vorgängern je gesehen hat." — „Aber glaubet mir, mein Mitbruder und Mitbischof, Herr Antonius, kann eben so gute Esel liefern, wie man auf den Märkten von Cremona sehen kann, und zwar keine wilde, sondern zahme, die nicht unnütz umherlaufen, sondern Lasten tragen." Als übrigens dem Kaiser meine eben angeführte Erklärung hinterbracht wurde, überschickte er mir zwey Rehe, und ließ mir sagen, ich könne nach Hause gehen.

Erlaubt mir nun, daß ich Euch erzähle, warum Nicephorus eben jezt einen Feldzug gegen die Saracenen unternommen hatte. Die Griechen sowohl als die Saracenen besitzen gewisse Bücher, welche sie Gesichte Daniels, ich aber Sibyllinische Weissagungen nenne. Darin steht die Lebensdauer jedes Kaisers geschrieben, und die Ereignisse seiner Regierung, ob er Krieg oder Frieden haben wird, ob die Saracenen glücklich oder unglücklich seyn werden. Nun liest man auch darin, zu den Zeiten dieses Nicephorus können die Saracenen den Griechen nicht widerstehen, er werde aber nur sieben Jahre lang regieren *). Nach seinem Tode komme die Regierung an einen schlechteren Kaiser, unter welchem die Saracenen bis nach Chalcedonien ganz nahe bey Konstantinopel vordringen und alles sich unterwerfen werden; deßwegen sind jezt die Griechen voll zuversichtlichen Muthes, die Saracenen aber halten jeden Widerstand für vergeblich, wobey sie sich aber der Hoffnung getrösten, daß bald wieder das Siegen an sie, das Fliehen an die Griechen kommen werde. Der Kaiser hatte aber auch noch einen andern, sehr niedrigen Beweggrund. Es herrscht gegenwärtig im ganzen

---

*) Nicephorus regierte wirklich nur sechs Jahre, vier Monate. Was sonst als Weissagung angegeben wird, hat der Erfolg nicht bestätigt.

griechischen Reich eine große Theurung, welche Nicephorus durch seine Habsucht noch vergrößert hat. Er kaufte nämlich zur Zeit der Ernte alles Getreide um einen niedrigen Preis zusammen, so sehr auch die armen Besitzer über diese Ungerechtigkeit seufzten und jammerten. Um nun seine großen Vorräthe desto theurer absetzen zu können, brachte er unter dem Vorwande des Krieges 80,000 Mann zusammen, die ihm einen ganzen Monat lang, was er um einen Goldgulden gekauft, mit zwey bezahlen mußten. Fragt Ihr mich aber nach der Beschaffenheit dieses Heeres, so könnt Ihr diese am besten daraus abnehmen, daß die Miethtruppen von Venedig und Amalfi den Kern desselben ausmachen; die Griechen selbst haben wohl eine freche Zunge, aber ein feiges Herz und eine schwache Faust."

Am 27sten Juli erhielt endlich Luitprand von Nicephorus in seinem Lager bey Umbrien die Erlaubniß zur Heimkehr. Allein der Eunuche Christoph, des Kaisers Stellvertreter in der Hauptstadt, verzögerte unter erdichtetem Vorwande die Abreise. Auch hielt er den Bischof mit seinem Gefolge in noch strengerer Haft, ließ die armen Lateiner, welche Almosen bey demselben holen wollten, schlagen und einkerkern, erlaubte selbst dem Dolmetscher nicht mehr, das Haus zu verlassen, nicht einmal um die nöthigen Einkäufe zu machen. „Meine Noth zu vernehmen, kamen am Tage der Himmelfahrt Maria's Gesandte vom Pabst Johannes mit einem Briefe, worin er den Kaiser der Griechen, Nicephorus, bat, mit dem Kaiser der Römer, Otto, Verwandtschaft und ewige Freundschaft zu schließen. Diese beyden Titel reizten die Griechen zum heftigsten Zorne. Sie schalten das Meer; ja sie stießen die ärgsten Flüche gegen dasselbe aus, daß es ein Schiff, welches solche Schmähworte überbracht, getragen, nicht in den tiefsten Abgrund verschlungen habe. Wie, riefen sie, den Kaiser aller Römer, den allerdurchlauchtigsten, den großmächtigsten, hat er blos Kaiser der Griechen genannt, dieser Barbar, dieser arme Wicht! O Himmel, o Erde, o Meer! Aber was sollen wir mit den ruchlosen Botschaftern anfangen! Sie sind arm; wenn wir sie tödten, so werden wir unsere Hände mit schlechtem Blute beflecken; sie sind lumpige Sklaven und Bauern; wenn wir sie geißeln, so entehren wir uns, nicht diese Elenden, für welche die goldgeschmückte Peitsche der Römer viel zu gut ist. Wäre doch der eine ein Bischof, der andere ein Markgraf, dann sollten sie jämmerlich gepeitscht, mit zerrauftem Barte und Haaren in einen Sack genäht und ins Meer versenkt werden! Doch jezt mögen sie am Leben bleiben und in hartem Gefängnisse schmachten, bis der Kaiser diese Schmach erfahren hat." Der Brief des Pabstes wurde also an Nicephorus nach Mesopotamien geschickt, und erst als der Ueberbringer um die Mitte des Septembers zurückgekehrt war, wurde Luitprand wieder in den Pallast gerufen. „Der Eunuche Christoph empfing mich dießmal gütig und stand vor mir mit den Herren, welche bey ihm waren, von seinem Sitze auf. „Die Blässe Deines Gesichtes, begann er, Deine Magerkeit, Dein langes Haar, Dein herabhängender Bart verrathen, daß der Aufschub Deiner Heimkehr Dich in den tiefsten Kummer versezt. Wir bitten Dich, weder unserm heiligen Kaiser, noch uns deßwegen zu zürnen. Vernimm die Ursache. Der römische Pabst (wenn ein so ruchloser Mensch den Namen Pabst verdient) hat an unsern heiligen Kaiser einen höchst empörenden Brief geschickt, worin er ihn nicht Kaiser der Römer, sondern der Griechen nennt, und davon ist Niemand anders als Dein Herr der Anstifter. Aber der Pabst, willst Du sagen, ist der einfältigste Mensch von der Welt, und dieß geben wir Dir gerne zu." — „Dieß sage ich keineswegs." — „Höre nur; der dumme, ungebildete Pabst weiß nicht, daß Konstantin den kaiserlichen Scepter, den ganzen Staat, alle bessern Römer hierher verpflanzte und in Rom nichts als die unterste Hefe des Volkes zurückließ." — „Der heilige Pabst, erwiederte ich, glaubte damit Euren Kaiser zu ehren, nicht zu kränken. Was Du von Konstantin sagst, ist uns recht wohl bekannt; allein weil ihr Sprache, Sitten und Kleidung verändert habt, so glaubte der Pabst, ihr wollet auch den römischen Namen nicht mehr tragen. Dieß werden euch, wenn ich das Leben behalte, die künftigen Briefe zeigen, deren Ueberschrift also lauten soll: Johannes, römischer Pabst, dem Kaiser der Römer, Nicephorus." Ich sagte dieß aber in ganz anderm Sinne, als sie es verstanden. Nicephorus hat nämlich die Krone durch Meineid und Ehebruch erlangt; weil nun der Pabst für das Heil aller Christen zu sorgen hat, so schicke er an Nicephorus einen Brief, der gleich sey wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine (Ev. Matth. 23, 27); er halte ihm darin seinen schändlichen Thronraub vor, lade ihn vor eine Synode und schmettere ihn, wenn er nicht kommt, durch einen Bannstrahl zu Boden. Die angegebene Ueberschrift aber ist durchaus nothwendig, wenn der Brief an Nicephorus gelangen soll.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Die Schlußscene, worin der Doge Abschied von dem edeln Matrosen Bertuccio und seiner Frau nimmt, ist äußerst rührend. Er sagt zum erstern:

> Sois sans remords! — avant de subir ton arrêt embrasse ton ami —

Bertuccio: Mon prince daignerait —

Der Doge: Titre vain! — Entre nous il n'est plus de distance,
Quand la mort est si près, l'égalité commence.

Zur Frau, die mit ihm sterben will, sagt Faliero:

Songe à ces malheureux qui viennent de périr,
Veille sur leurs enfans dont je plains la misère.

Natürlich war dieß Schauspiel für das Théâtre français bestimmt, welches denn auch das Manuskript nach Vorlesung desselben mit vielem Eifer angenommen hatte; als es aber ans Vertheilen der Rollen ging, wollten die Schauspieler sich nicht nach den Wünschen des Dichters fügen. Dieser zog sich unmuthig zurück. Wenn die dramatische Laufbahn eines Dichters in Paris sehr glänzend ist, so hat sie dagegen auch manches Bittere, besonders wegen der Verhältnisse zwischen dem Dichter und denjenigen, die seine Geistesprodukte dem Publikum darstellen sollen. Cas. Delavigne war in der unmuthigsten Stimmung, als ihm ein Freund rieth, das Théâtre français fahren zu lassen und sich an ein Volkstheater zu wenden, z. B. dasjenige der Porte St. Martin. Dieß schien ein gewagter Schritt zu seyn, und gewiß war es ein unerhörter; denn so lange das Théâtre français besteht, hat nie ein ausgezeichneter Dichter seine Trauerspiele anderswo aufführen lassen, als hier, es wäre denn am Odeon, so lange diese Bühne die Vorrechte eines zweyten Nationaltheaters hatte. Cas. Delavigne bedachte sich einige Stunden lang, indem er heftig auf- und abspazierte. Endlich entschloß er sich; das Theater der Porte St. Martin nahm das Anerbieten begierig an; es wurden in der Eile einige Schauspieler für das tragische Fach angeworben. Aber auch hier fand sich wieder ein Stein des Anstoßes; der Dichter hatte auf einen vorzüglichen Schauspieler, Namens Frédérik, gerechnet; dieser aber hoffte Theaterdirektor zu werden und es mußte ein anderer während des Einstudierens der Rollen angenommen werden. Endlich hatte denn die erste Aufführung unter rauschendem Beyfalle statt; der Dichter wurde hervorgerufen, hütete sich aber wohl, dem Wunsche seiner jubelnden Freunde nachzukommen. Boyeldieu hatte sich nachgiebiger gezeigt; denn er hatte in Person den Dank des Publikums empfangen. Seitdem ist es beständig voll im Saale der Porte St. Martin. Alle Zeitungen und Journale, klassische sowohl als romantische, haben dem Dichter Beyfall gezollt; doch nein, nicht alle; die Gazette de France meynt, die Regierung habe einen großen Fehler begangen, daß sie die Aufführung eines so revolutionären Stückes erlaubt habe; denn es sey ja ein offener Angriff auf den Adel. An die Bemerkungen und frommen Seufzer der Gazette de France kehrt sich aber Niemand. Merkwürdig ist es, daß vom Théâtre français kein Versuch gemacht worden ist, um sein Vorrecht geltend zu machen, und daß es dadurch von selbst auf sein Privilegium Verzicht gethan hat; denn warum sollte jezt nicht jedes andere Theater eben so gut Trauerspiele und Lustspiele aufführen können? Auch hat bereits das Théâtre de Madame ein neues Lustspiel von Scribe aufgeführt. Privilegien und Vorrechte können sich in Frankreich nicht wohl mehr aufrecht halten; die Zeit ihrer Herrschaft ist vorüber. — Am 9. Juni hat die deutsche Schauspielertruppe die lezte Darstellung in Paris gegeben. Im Ganzen ist das Publikum mit diesem ersten Versuche wohl zufrieden gewesen, obschon es im Einzelnen Manches zu tadeln fand. Die Aachner Truppe hatte die Absicht, eine Auswahl der deutschen Opern den Parisern vorzustellen; allein diese Auswahl hat sich auf drey Opern beschränkt. Webers „Freyschütz“ ist sieben Mal, Beethovens „Fidelio“ drey Mal und Mozarts „Zauberflöte“ zwey Mal gegeben worden. Es thut mir leid, es sagen zu müssen, Mozart hat am wenigsten Beyfall erhalten. Bey der zweyten Darstellung der „Zauberflöte“ mußte schon Mehreres abgekürzt werden, wie dieß auch mit Fidelio der Fall war, und dennoch gefiel die „Zauberflöte“ das zweyte Mal nicht viel mehr als das erste. Beethoven, der während seiner Lebenszeit den Franzosen sehr wenig bekannt war, wird erst jezt nach seinem Tode von ihnen geschäzt. Jezt erst erkennt man dieses erstaunliche musikalische Genie, und bricht vor Entzücken manchmal in ein enthusiastisches Beyfallklatschen aus. Was hilft dieses aber dem verstorbenen Beethoven, der kurz vor seinem Tode ein so klägliches Schreiben wegen seines Verlassenseyns nach England sandte?

D g.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Im zweyten Auftritte erscheint der König Philipp August von Frankreich als sein eigener Gesandter; ihm folgen seine Troubadours und Ritter. Nach förmlicher Begrüßung des französischen Gesandten wendet sich im dritten Auftritte der Kaiser an den Herzog Heinrich von Braunschweig mit der Frage: weßhalb er nicht mit den andern geschworen habe, ihm nach Italien zu folgen? Heinrich will es nur unter der Bedingung thun, daß er die ihm verlobte Agnes von dem Kaiser zur Gemahlin erhalte. Der Kaiser, ein Wütherich und geschworner Feind der Welfen, will nichts von einer Versöhnung mit diesem Hause wissen und geht voll Zorn ab. Heinrich macht in einer großen Arie seinem gepreßten Herzen Luft und theilt hierauf seinem Freunde Philipp, dem Bruder des Kaisers, sein Leid mit und beyde schwören sich ewige Treue.

Im sechsten Auftritte verwandelt sich die Scene; wir finden die Prinzessin Agnes, von einigen Frauen umgeben, in einer Vorhalle des Schlosses Stableck (dessen Ruinen man noch jezt bey Bacharach sieht) mit einer Aussicht auf den Rhein. Sie klagt den Winden und Wellen ihre Liebe in einer schönen Romanze. Ihre Mutter Irmengard kommt hinzu und sucht die Tochter zu trösten. Bald finden sich auch die beyden Freunde Philipp und Heinrich bey ihnen ein; der Bund der Liebe wird aufs Neue in einem Quartett beschworen, und alle vier kehren nach dem kaiserlichen Hoflager zurück. Eine neue Verwandlung überrascht uns im zehnten Auftritte. Wir sehen den kaiserlichen Hof, Fürsten und Ritter in einem kaiserlichen Festsaale versammelt. Die Fürsten sind darüber entrüstet, daß der Kaiser seine Nichte dem König von Frankreich zur Gemahlin geben will. Jezt erscheinen im Saale der Kaiser, die Kaiserin, der König von Frankreich, Konrad, Irmengard, Agnes, Philipp und Heinrich; ein allgemeiner Chor begrüßt sie. Als aber der Kaiser der Versammlung ankündigt, daß er Agnes dem Könige von Frankreich verlobt habe, kommt es bald zu einem allgemeinen Tumulte, welcher zulezt damit endet, daß Heinrich gegen den König von Frankreich in der Gegenwart des Kaisers das Schwert zieht, für welches Vergehen er verhaftet und von dem Kaiser auf der Stelle zum Tode verurtheilt wird. Der erste Akt schließt mit folgendem Chor:

„Wie walten Schmerz und Zagen,
„Wo Freude jüngst gebot!
„Den Tag beschließen Klagen,
„Und neues Leid zu tragen,
„Weckt uns das Morgenroth.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Juli 1829.

Laß mich theilen deinen Schlummer,
Laß auch mich in Zion seyn,
Lös' aus Leide,
Führ' in Freude
Mein beschwertes Leben ein.

G. Schwab.

Romanzen von Georg Rapp.

Nur Sie *).

Keine Kerzenreihen gehen
Durch das blüthenvolle Thal;
Feyernde Gesänge flehen
Zu dem stillen Mondesstrahl.
Jenem Frühling in den Fernen
Gilt der schöne Feyerzug,
Jenem Scheiden zu den Sternen,
Das die liebste Blüthe schlug.

In die Bahre hingepflücket
Tragen ihre Blume sie,
Von der Schöne noch geschmücket,
Die ein kurzer Mai ihr lieh.
Denn der Tod, der gierig endet,
Was das holde Leben gab,
Hat sich schon hinweggewendet,
Harrt der Beute in dem Grab.

Und er fühlt, was er gerissen
Gierig und erbarmungslos
Von der Kinder Scheideküssen,
Von dem Mann, der sie umschloß.

*) Nach einer wahren Begebenheit; manche Leser werden sich derselben erinnern.

Der den Tod bestanden hatte
In den Donnern mancher Schlacht,
Ein Gefangner geht der Gatte
Von der schweren Leidensmacht.

Eine friedliche Kapelle
Wölbet er zu ihrer Ruh.
Sieh, er bringet sie zur Stelle,
Schließet stumm die Pforte zu.
An den Eingang läßt er graben,
Was sein Herz ihm ewig ruft:
„Sie nur." — all sein Seyn und Haben,
Nun sein Leid bis in die Gruft.

Die an ihr bewährte Treue
Weiht er seinem Waisenpaar;
Sorget sanft, daß es sich freue,
Trauert doch unwandelbar.
Sie nur in der Waisen Zügen,
In der Kleinen Kindessinn.
Euer Kosen, euer Schmiegen
Sie nur, sie — und ewig hin!

Ja die Treue will dich mahnen!
Vater auf, du Heldenherz,
Führe deines Kaisers Fahnen,
Hülle dich in Stahl und Erz.

Deines Glaubens Trauerzähre
Bietet Krieg dem Muselmann,
Deines Vaterlandes Ehre
Sucht in dir sich ihren Mann.

Deiner Feinde Donner schallen,
Stürme kalt auf ihre Wuth.
Deiner Feinde Mauern fallen,
Heil dir, heilig rinnt dein Blut!
Deine Heldenlieder sinken,
Sie, nur Sie, Dein Scheidewort.
Deines Himmels Palmen winken,
Sie, nur Sie im Frieden dort.

Nimm den Abschied von der Leiche,
Du verwaister Heldenschwarm,
Daß sie schnell ihr Ziel erreiche
In der Gattin treuem Arm.
Schlummert sanft, ihr wacht ja selig;
Werde freundlich trüber Tod;
Bist ja nimmer unerflehlich,
Bringst und nimmst der Liebe Noth.

Briefe über die Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Wir standen nun nahe an der Rolandsbresche; zwischen ihr und uns lag aber eine schräge Wand von Eis, zu deren Ueberschreitung wir die Crampons oder Eissporen anlegten. Die Sonne hatte das Eis erweicht; Campball schlug noch einige Löcher hinein, rasch ging ich in zehn Minuten hinüber und stand da, wo auf dem Gipfel der Pyrenäen sich eine Felsenmauer, ungefähr dreyhundert Fuß hoch erhebt, in welcher sich eine etwa zwanzig Schritt breite Bresche befindet, welche, wie die Sage erzählt, Roland auf seiner Flucht gehauen habe. Vor mir lag plötzlich Spanien, zu meinen Füßen Berge, dann reiche Ebenen bis Saragossa, hinter mir konnte ich bis Toulouse sehen; auf beyden Seiten schneebedeckte Höhen. Die Mauer trennt die beyden Länder, ich stand auf ihrer Grenze; doch in den Wolken kreiste ein königlicher Adler. Todtenstille herrschte ringsum. Mein Reisegefährte war zurückgeblieben, weil seine Crampons nicht gut befestigt gewesen waren. Ich sah ihn ankommen, und den Eindruck, den in dieser Umgebung, auf dem Schnee, seine Gestalt und die des Führers auf mich machten, kann nur der begreifen, der etwas Aehnliches gesehen.

Fünf Uhr war vorüber; die Luft wehte kalt, das Steigen hatte uns erhitzt, die Sonne sank, alles trieb zum Rückzug. Das Eis war zu dieser Zeit wieder hart gefroren, die Erwartung spornte uns nicht mehr, und so bemerkten wir denn den tiefen Abgrund, der die Eisfläche begrenzte, und in den ein falscher Tritt uns stürzen konnte. Campball zeigte hier eine große Gewandtheit; wo einer von uns einen Augenblick zauderte, war er Hülfe leistend bey der Hand; überall schlug er mit Schnelligkeit das Eis auf, und führte uns sicher bis an den Steinhaufen, wo die Schneewand begann. Diese betrat er mit dem Engländer, um ihm zu zeigen, wie man sie rasch hinunter rutschen könne, ohne zu fallen, und immer im Stande sey, mit dem Stocke sich jede Richtung zu geben, oder auch anzuhalten. Mitten in dieser Vorlesung glitt aber mein Reisegefährte aus, schoß den glatten Schnee hinunter und versuchte vergebens, sich mit Händen, Füßen und Stock zu halten. Da stürzte ihm Campball wie ein Adler nach, erreichte ihn und hielt, mit den Crampons sich in den Schnee bohrend, den Britten am Kragen glücklich auf. Der Anblick war so komisch, daß ich, aus vollem Halse lachend und gar nicht mehr bedenkend, wie nah ich schon dem verrätherischen Schnee stehe, einen Schritt vorwärts that, ausglitt, im Fallen meinen Stock verlor und nun wie der Blitz auch hinunter schoß. Ein Schrey machte Campball aufmerksam, er warf sich mir in den Weg und fing mich auf; ich war aber zu sehr im Schusse. Dreymal drehten wir uns im Kreise herum, dann mußte er mich loslassen, der eine meiner Crampons riß ihm die Beinkleider von unten bis oben auf, und weiter ging es mit mir. Doch Campball hatte die Vorsicht gehabt, mir während unserer unwillkührlichen Umarmung ins Ohr zu rufen, daß kein Abgrund da sey, und so verwandelte sich denn meine Angst in Vergnügen. Unter mir rutschte der Engländer, jeden Augenblick sich nach mir umsehend, eifrigst bemüht, aus der gefährlichen Richtung zu kommen; doch umsonst, ich faßte ihn, und er mußte mit mir, bis wir auf dem immer schwächer werdenden Abhange uns endlich mit vereinten Kräften halten konnten. Der Führer, welcher meinen Stock erwischt hatte, holte uns bald ein, und nachdem er uns gezeigt hatte, wie man auf dem Schnee laufen müsse, legten wir, springend und uns auf die Stöcke stützend, schnell einen großen Theil des Weges zurück. Die steile Wand, an der wir eine Stunde hinauf geklettert waren, kamen wir in wenigen Minuten hinunter. Gegen sieben Uhr Abends standen wir wieder im Cirkus. Die Nacht brach rasch herein; an den dunkeln Wänden hingen die silbernen Ströme, neben uns rauschte der Gave. Bald ward es finster; aber der Schnee erhellte das ungeheure Theater. Es war als habe der Herr der Pyrenäen sein Prunkgemach aufgethan, anderer Berge mächtige Geister würdig zu empfangen.

(Der Beschluß folgt.)

Bischof Luitprand am Hofe zu Konstantinopel.

(Beschluß.)

„Ich kehre zur Sache zurück. Christoph hielt mein Versprechen für ganz aufrichtig und sagte: „Wir danken Dir, ehrwürdiger Bischof; es macht Deiner Weisheit Ehre, in einer so wichtigen Sache als Vermittler aufzutreten; Du bist der einzige Franke, welchen wir jezt lieben; doch wenn Dein Herr und der Pabst ihre Fehler gegen uns wieder gut machen, so sollen auch sie uns werth und theuer seyn. Aber Dein Kaiser hüte sich ja, uns zu reizen, sonst wird unser Gold alle Nationen der Erde gegen ihn bewaffnen, daß er gleich einem Töpfergeschirr zerschmettert werde. Und da wir vermuthen, Du habest zu seinem Schmucke Mäntel gekauft, so befehlen wir Dir, sie uns im Augenblick zu zeigen, damit die, deren ihr werth seyd, mit einem Bleysiegel bezeichnet in euren Händen bleiben, die verbotenen aber, d. h. diejenigen, welche uns Römern allein vorbehalten sind, gegen Erstattung des Geldes Dir abgenommen werden.“ Als ich mich nothgedrungen dem Befehle fügte, entrissen sie mir fünf der köstlichsten Purpurgewänder, indem sie sagten, wir und alle Italiener, alle Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben, ja alle Völker der Erde, die Römer ausgenommen, seyen unwürdig, solche Kleider zu tragen. — „Haltet ihr, rief ich voll Zorn, eures Kaisers Worte so wenig in Ehren? Er hat mir beym Abschiede erlaubt, einige kostbare Gewänder zum Schmucke meiner Kirche anzukaufen, und durchaus keine Einschränkung dabey gemacht.“ — „Der Kaiser, antworteten sie, konnte nicht ahnden, daß Du an solche Purpurgewänder auch nur im Traume denkest; denn sie sind für Fremde gänzlich verboten, da es billig ist, daß wir Griechen, wie wir an Reichthum und Weisheit alle Nationen übertreffen, auch in der Kleidung vor allen den Vorzug haben.“ — „Glaubet ja nicht, war meine Antwort, ihr seyed die einzigen, welche solche Gewänder tragen; sieht man doch bey uns gemeine Buhlerinnen und alte Mönche darin einhergehen!“ — „Woher erhaltet ihr sie?“ — Von Kaufleuten aus Venedig und Amalfi.“ — „Das sollen sie künftig nicht mehr thun. Man wird ihre Schiffe aufs Strengste untersuchen, und wehe denen, die sich eines solchen Verbrechens schuldig machen.“ — „Zu den Zeiten Konstantins VII. war ich auch hier, nicht als Bischof, sondern als Diakon, nicht als Gesandter eines Kaisers oder Königs, sondern des Markgrafen Berengar, und habe viel mehr und viel kostbarere Gewänder gekauft, ohne daß sie untersucht und mit Bley besiegelt wurden, und jezt, da ich von Gottes Gnaden Bischof und Gesandter der großmächtigsten Kaiser Otto, des Vaters und des Sohnes, bin, werde ich von euch so gering geachtet, daß ihr mir wie einem venetianischen Handelsmanne meine Gewänder bezeichnet, und die, welche einigen Werth haben, wegnehmet, da sie doch zum Gebrauche der mir anvertrauten Kirche bestimmt sind. Ist es nicht genug, daß ihr mich, oder vielmehr meinen Gebieter in mir, mit Kränkungen überhäuft, daß ihr mich eingekerkert, durch Hunger und Durst gequält und so lange nutzlos hingehalten habt, müsset ihr mich auch noch, um das Maaß voll zu machen, meines Eigenthums berauben? Nehmet wenigstens nur, was ich gekauft, und lasset mir, was ich von Freunden zum Geschenke bekam.“ — „Konstantin,“ entgegneten sie, „hatte eine sanfte Gemüthsart, blieb immer im Pallaste, und suchte durch solche Vergünstigungen die Freundschaft auswärtiger Völker zu gewinnen; Nicephorus aber ist ein kriegerischer Fürst, der den Pallast flieht wie die Pest, und weit entfernt, um die Freundschaft der Fremden zu buhlen, sie mit der Schärfe des Schwertes bezwingt. Und damit Du siehst, wie wenig wir uns um Deinen Herrn bekümmern, so nehmen wir Dir alle Gewänder, welche diese Farbe haben, die geschenkten nicht minder als die gekauften!“ Als sie diese Drohung in Erfüllung gebracht hatten, übergaben sie mir einen mit goldenen Buchstaben geschriebenen und mit Gold gesiegelten Brief, an meinen kaiserlichen Gebieter; einen andern mit Silber gesiegelten hießen sie mich dem Pabste überbringen, mit der Bemerkung; „dieses Schreiben ist von Leo, dem Großkanzler; denn wir achten Euren Pabst nicht für würdig, einen Brief des Kaisers zu erhalten. Er wird übrigens daraus ersehen, daß er Sinn und Benehmen ändern muß, oder ohne Rettung verloren ist.“ Hierauf sagten sie mir Lebewohl und entließen mich mit ziemlich freundschaftlichen Küssen. Aber wie ich nun die Reise antreten wollte, wurden mir blos die für mich und meine Begleiter nothwendigen Reitpferde geschickt, und ich sah mich genöthigt, für die Fortschaffung meines Gepäcks nicht weniger als fünfzig Goldgulden zu bezahlen.“

Zum Schlusse noch einiges Wenige aus den Bemerkungen, welche Luitprand auf der Rückreise machte. „Als wir nach Leucate (der Insel St. Maura) kamen, wurden wir von dem dortigen Bischofe, einem Eunuchen, wie überall von allen Bischöfen, höchst unfreundlich empfangen. In ganz Griechenland, ich sage die volle Wahrheit, habe ich keinen einzigen gastfreyen Bischof gefunden. Sie sind reich und arm; reich an Geld, arm an Dienern und Hausgeräth. Ganz allein sitzen sie an einem unbedeckten Tisch, legen sich das schlechteste Brod vor und schlürfen aus einem kleinen Glase ein höchst erbärmliches Getränke. Sie selbst kaufen und verkaufen, sie selbst öffnen und schließen die Thüre, sie selbst besorgen Stall und Küche; ja sie schämen sich nicht Schenkwirthschaft zu treiben. Und zu allem diesem treibt sie die verruchte Geldgier. Freylich ist zu bedenken, daß ihre Kirchen zinsbar sind. Wenigstens hat mir der Bischof von Leucate eidlich versichert, seine

Kirche müsse dem Kaiser jährlich hundert Goldgulden bezahlen, und so auch die übrigen, je nach ihren Kräften. Wie unbillig aber dieß ist, lehrt schon der heilige Patriarch Joseph, der, als er ganz Egypten zu der Zeit der Theurung dem Pharao zinsbar machte, doch das Land der Priester mit allen Abgaben verschonte."

So endete diese Gesandtschaft ohne allen Erfolg. Als jedoch im nächstfolgenden Jahre Nicephorus durch den Verrath seiner Gemahlin das Leben verloren hatte, wurden mit seinem Nachfolger Zimisces von Neuem Unterhandlungen angeknüpft, und der Erzbischof von Köln war endlich so glücklich, den Heyrathsvertrag abzuschließen. Die Prinzessin Theophano kam im Jahre 972 mit einem glänzenden Gefolge nach Rom und wurde daselbst vom Pabst Johann XIII. mit Otto II. vermählt. Sie hatte von ihrer sehr übelberufenen Mutter blos Namen und Schönheit ererbt. Tugendhaft, hochgebildet und von seltener Seelenstärke wußte sie während der neunjährigen Unmündigkeit ihres Sohnes Otto III. die Würde des kaiserlichen Thrones zu behaupten. Sie starb im Jahr 990 und wurde zu Köln in der Kirche des heiligen Pantaleon bestattet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Man hatte diese Verse bey der ersten Aufführung, wo sie den Schluß bildeten, eben nicht geeignet gefunden, als Anspielung auf den festlichen Tag, an welchem die Oper gegeben wurde, gelten zu können. Noch ungeschickter hat man es dießmal gefunden, daß in einer Oper zu Ehren der Vermählung eines Prinzen des königlichen Hauses, zu welcher sich aus dem Süden und Norden hohe, fürstliche Gäste eingefunden hatten, folgende Strophen gesungen wurden:

„Durch die goldnen Pforten ziehet
„Der Gäste ungemeßne Zahl;
„Und wie die Flur im Lenz erblühet,
„So schmücket Farbenpracht den Saal."

„Wohl aus dem Süden, aus dem Norden
„Erscheinen sie zum Festestanz;
„Es kommen Söhne wilder Horden,
„Zu schaun des mächt'gen Cäsars Glanz."

So geschickt auch der erste Akt angelegt ist, so dehnt er sich dennoch viel zu sehr aus, ohne daß an irgend einer Stelle das Interesse des Zuschauers besonders in Anspruch genommen würde.

Reicher ausgestattet an musikalischen Schönheiten, als der erste und dritte Akt, ist der zweyte, in welchem ein Chor der Nonnen, ein Gebet der Irmengard und ein Quartett, welches sich daran anschließt, in einfachem und großartigem Style geschrieben sind. — Der zweyte Aufzug beginnt damit, daß wir den Herzog Heinrich in einem Gefängnisse des kaiserlichen Pallastes finden, klagend über die Trennung von seiner Geliebten. Ein Burggraf bringt dem Herzoge im Auftrage des Kaisers die Botschaft, daß ihm nur die Wahl gelassen sey zwischen Verbannung, wenn er auf die Hand der Prinzessin Agnes Verzicht leiste, oder Tod, wenn er dieß nicht thue. Heinrich ruft aus: „Fluch dem Tyrannen! das ist meine Wahl!" worauf der Burggraf über ihn den Stab bricht und ihn zum Tode führen will. Von außen entsteht Lärm; die Fürsten nahen, den Herzog zu befreyen, allein der Burggraf führt ihn schnell durch eine versteckte Thüre in ein unterirdisches Gemach und erklärt hierauf den eingedrungenen Fürsten, daß der Herzog auf Befehl des Kaisers hingerichtet sey. Als es hierüber zu neuem Aufruhr kommt, erscheint die Kaiserin. Die Fürsten entfernen sich und nun gesteht der Burggraf der Kaiserin, daß Heinrich noch lebe. Diese bringt in ihn, bis er ihr den gefangenen Herzog ausliefert. Von der Kaiserin erfährt Heinrich, daß Agnes vom Kaiser in ein Kloster verbannt worden sey. Heinrichs Flucht nach England wird verabredet. — Im siebenten Auftritte (oder der zweyten Scene des zweyten Aufzuges) sehen wir das Innere eines gothischen Domes, in dessen Vordergrunde Agnes und ein Kapellan knieen. Ein Chor der Nonnen, welcher nicht sichtbar ist, singt die Hora. Unpassend erscheint es, daß Agnes aus ihrem inbrünstigen Gebete mit einer Bravour-Arie aufsteht, in welcher sie, gegen die königliche Loge gewendet, mehrmals den Refrain wiederholt:

„Mein, König droben,
„Nicht kann dich loben
„Mein blutend Herz!"

Und noch unpassender erscheint es, daß sie sich mit dem Kapellan über ihre Liebesangelegenheit unterhält. Der dazwischen einfallende lateinische Chor der Nonnen ist ebenso wie in Göthe's Faust von großer Wirkung. Im folgenden Auftritte überrascht uns der nach England entflohene Heinrich mit Agnes Mutter in demselben Dome, und das Brautpaar empfängt den priesterlichen Segen. Hier wird nun des Betens etwas zu viel, indem Mutter, Tochter und Bräutigam zusammen niederknieen und außerdem noch das Chor der Nonnen unablässig singt. Ein fürchterliches Donnerwetter macht diesem Akte ein Ende.

Dritter Aufzug. Ein Gemach im kaiserlichen Pallaste. Der Kaiser (Hr. Blume) hatte darauf bestanden, eine große Arie zu erhalten, und so ist ihm an dieser Stelle ein Genüge geschehen. Wir hören hier einen deutschen Kaiser Redensarten im Munde führen, wie wir sie kaum aus der iberischen Halbinsel zu hören gewohnt sind. Der deutsche Kaiser Heinrich VI. aus dem Hause der Hohenstaufen singt folgende Arie:

Ha! schwäng' ich, Himmel, deine Flammen,
Zu tilgen jene Meuterbrut,
Die es wagt voll Uebermuth,
Des Herrschers Thaten zu verdammen;
Zu widerstehn,
Wann Majestät gebeut: das soll geschehn!
Doch führ' ich auch nicht deine Waffen,
Mein Rächerarm soll nicht erschlaffen,
Bis keiner lebt,
Der nicht vor meinem Worte bebt!

Wir sehen aus diesen Versen, daß Hr. v. Raumer zu seiner Geschichte der Hohenstaufen einen Nachtrag zu machen haben wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 164.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. Juli 1829.

— Wir buchstabiren,
Doch wer vernimmt den Sinn des Ganzen? Wer
Sah dir, o Urgeist, in das Angesicht?

Herder.

Ueber die Verhältnisse zwischen den Gefühlen *).

Von Karl Viktor v. Bonstetten.

Man darf nicht glauben, daß die einfache Analyse der zusammengesezten Leidenschaften uns in das Geheimniß der moralischen Gefühle einweihen werde. Will ich den Gang einer Uhr erforschen, so mag ich immerhin das Räderwerk aus einander legen, aber dieser Versuch enthüllt mir noch lange nicht die Ursachen ihrer Bewegung. Diese sind nicht in den einzelnen Bestandtheilen der Uhr zu suchen; sie liegen vielmehr in den ganz abstrakten Gesetzen der Mechanik. Wer hat nun je an eine solche geistige Mechanik des Gefühls gedacht? Die Zersetzung der Körper würde uns nichts lehren, wenn wir nicht zum Voraus schon mit den Gesetzen bekannt wären, nach welchen ihre Theile in einander greifen und zusammenwirken; aber mit diesen kann keine Begriffsanalyse uns jemals bekannt machen. Eben so ist es nun mit den Gefühlen. Die Gesetze ihres gegenseitigen Einwirkens können nur durch eine lange Erfahrung erkannt werden; diese enthüllt uns erst die Thatsachen, aus denen in der Folge der Verstand Grundsätze zieht.

Zwey Sachen sind in einer Theorie der Gefühle zu beachten: 1) die einfachen Gefühle; 2) die Verhältnisse zwischen diesen Gefühlen. Diese wechseln nach jedem verschiedenen Grade der Intensität unserer Gefühle. Ein und dasselbe Grundgefühl kann so ganz verschiedene Verhältnisse darstellen, daß es kaum mehr es selbst zu seyn scheint. So kann z. B. in der Liebe dasselbe Gefühl, das uns zur Aufopferung für die Geliebte begeistert, in einem Anfall von Eifersucht uns verleiten, sie zu ermorden. Oder auch dasselbe religiöse Gefühl, welches alle Christen zu einer Familie vereinigt, kann bewirken, daß sie sich unter einander erwürgen, sobald es nämlich gewisse Gränzen überschreitet. Sobald der Glaube überspannt wird, verwirft er alles, was nicht er selbst ist, und sofort greift die Unduldsamkeit um sich in dem Maaße, wie der Glaube gesteigert wurde. In dem Gefühle ist eine abstoßende Kraft, welche mit seiner Intensität zunimmt, bis sie am Ende zu den allerentgegengesetztesten Wirkungen führt. Wer hätte je a priori sich eingebildet, daß eine Gesellschaft von Christen Jahrhunderte lang kein angelegentlicheres Geschäft haben würde, als sich zu morden, und all' dieses in Folge eines religiösen Gefühls?

Man darf das Organ der Empfindung nicht als rein leidend betrachten. Wir haben eben so gut ein Bedürfniß, die Gefühle zu entwickeln, als im Körper der Trieb ist, zu wachsen und zu erstarken. Die Entwicklung dieses Bedürfnisses bedingt den ganzen Fortgang der gesellschaftlichen und der Gefühlswelt. Sein Prinzip wirkt geistig auf die Vorstellungen und materiell auf die äußern Gegenstände. Es wirkt gleicher Weise auch auf die Einbildungskraft, und es ist z. B. ein Erfahrungssatz, daß alle Na-

*) Bruchstück des so eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Werks: Philosophie der Erfahrung, oder Untersuchungen über den Menschen und seine Vermögen, durch K. Viktor v. Bonstetten.

tionen in ihrem Bildungsgange auf einen Punkt kommen, wo sie sich in dramatischen Vorstellungen gefallen, die selbst nichts anders als Darstellungen des wirklichen Lebens sind. Die dramatische Kunst verdankt diesem Bedürfnisse ihre Entstehung. Sie ist auf die moralischen Gefühle gebaut, und strebt nach einem bestimmten Punkt des Genusses, in dem das Bedürfniß endigt. Der Geizige von Molière findet seinen Schatz wieder, und Rodrigo vermählt sich mit Ximene. Eben so ist es in der Musik; auch sie beruht auf einem Bedürfniß von Gefühlen, auch sie strebt nach einem Punkt des Genusses, welcher der Katastrophe im Drama ähnlich ist. Alle Erzeugnisse der Kunst sind Früchte des im Sinn für das Schöne wirkenden Schöpfertriebs. Die Wissenschaften desgleichen sind die Entwicklung des Thätigkeitstriebes, der im Verstande wirkt, ihr Ziel ist das Gefühl der Evidenz, in welcher die Untersuchung endigt.

Die unaufhörliche Thätigkeit der Seele reflektirt sich im ganzen Getriebe des geselligen Lebens, das in Wahrheit selbst ein Drama ist, nur freylich zu lange dauernd und zu ausgedehnt, um von den Mitspielenden selbst verstanden zu werden. Um es zu begreifen, muß man es aus der Entfernung betrachten. Wer wird, wenn er die Geschichte unserer Tage in unsern Zeitblättern liest, nicht ein Interesse empfinden, das eben so dramatisch ist, als wenn er ein unermeßliches Schauspiel betrachtete, dessen Schauspieler Könige und Nationen, dessen Schauplatz Reiche und Jahrhunderte wären? Es ist die Sache des tiefen Historikers, die Punkte der Einheit in der Geschichte hervorzuheben, indem er das, was man in der historischen Sprache Epochen nennt, herausfindet. Aber der Schlüssel zur Geschichte und zu dem Geheimniß der Politik ist die Kenntniß der moralischen Gefühle; denn diese sind im Weltdrama die bewegenden Mächte.

Die moralischen Gefühle, welche die Seele der großen wie der kleinen Gesellschaften sind, stellen sich dem Geschichtschreiber des Geistes unter zwey verschiedenen Gesichtspunkten dar. In Masse betrachtet, erhalten sie viel Licht durch das einfache Gesetz, daß die sympathetischen und einstimmigen Gefühle anziehend wirken, und zwar nach dem Verhältniß der Masse, welche sie den Gefühlen der Menschen darstellen.

Man hat bis jezt die Entstehung der Gesellschaften als eine Folge der Willensübereinstimmung der Einzelnen betrachtet; dieß ist unrichtig. Die Gesellschaften verdanken vielmehr der Gefühlsübereinstimmung ihren Ursprung, und aus den Gesetzen dieser muß ihre Entstehung erklärt werden. Die moralische Kraft, welche die Seele der politischen Gesellschaften bildet, steht in geradem Verhältnisse zu der Masse und der Intensität der harmonischen Gefühle, aus welchen sie zuerst entstand.

Die Gefühle geben die Bewegung; die Vorstellungen dagegen, oder vielmehr der Verstand bestimmt die Richtung dieser Bewegung. Die große Basis aller moralischen Macht sind die Gefühle der Furcht und der Hoffnung. Diese sind die Seele alles gesellschaftlichen Verbandes, sie sind es, welche die Verehrung der Götter und Menschen schufen. Was wir bey Einzelnen wie bey ganzen Nationen Charakter nennen, ist immer der Ausdruck der vorherrschenden Gefühle.

Die Gefühle in Masse stellen Gesetze der Anziehung dar, welche denen der himmlischen Körper ähnlich sind, während die individuellen Gefühle Erscheinungen zeigen, die mit der chemischen Affinität Aehnlichkeit haben. Die Gefühle in Masse geben den Nationen und Reichen ihre Bewegung; die individuellen Gefühle stellen Anziehungskräfte dar, welche die Verhältnisse zwischen den Einzelnen bestimmen.

Briefe über die Pyrenäen.

(Beschluß.)

Ich hatte mich auf dem Wege bey unserm Führer nach dem Montperdû, den man von dieser Seite gar nicht sehen kann, erkundigt. Er versicherte, ihn mehrmals bestiegen zu haben. Man braucht zu diesem Unternehmen von Gavarnie aus zwey Tage. Von der Rolandsbresche steigt man nach Spanien hinab und bringt die erste Nacht in einer Hütte zu, welche Hirten im Sommer bewohnen. Von dort aus erreicht man die Spitze des Berges in vier Stunden und kann bis zum Abend wieder in Gavarnie seyn. Ich war so ziemlich zu dem Unternehmen entschlossen; der einzige Zweifel, den ich hatte, war, ob man mich wirklich auf den eigentlichen Montperdû führen würde, da die Hirten viele Berge mit diesem Namen bezeichnen. Campball behauptete indeß, der Berg, von dem er spreche, sey der wahre Montperdû, und zum Beweise würde ich dort eine Flasche finden, in welche jeder Reisende ein Papier, mit seinem Namen beschrieben, lege. Vor Gavarnie erquickten wir uns noch einmal an dem Anblick des schneebeleuchteten Circus und traten alsdann in das Wirthshaus, wo wir ein Abendessen und Vorräthe auf morgen bestellten. Aber der Himmel wollte es anders; Regen und Sturm weckten uns auf. Einige Führer meynten, es wäre zu hoffen, daß es sich aufklärte; mein ehrlicher Campball rieth mir aber selbst, von dem Vorhaben abzustehen, und so traten wir mißmuthig den Rückweg an. Bey der Kirche von Gavarnie sind die Ruinen eines Ordenshauses der Templer, wo man noch die Schädel zwölf enthaupteter Ritter zeigt. Der Rückweg war des schlechten Wetters wegen beschwerlich, und namentlich für mich, da mein Pferd so unsicher ging, daß ich mich ihm nur selten anvertrauen konnte. Wir begegneten einigen spanischen Maulthiertreibern; welch charakteristische, schöne Gesichter! Die Maulthiere selbst waren größer, als ich sie je gesehen, und mit bunten Decken behängt. Vor

zehn Uhr trafen wir hier ein und wollen heute noch nach Lauterez.

Da haben Sie nun den Kern meiner Wanderungen, denn Gavarnie ist der interessanteste Punkt der Pyrenäen.

Lauterez, den 3. September.

Die größere Hälfte meiner Briefe an Sie fängt mit Klagen über das Wetter an. Schelten Sie mich dieser Einförmigkeit wegen nicht, ich hätte sie gern vermieden; indeß wenn der Regen an die Fenster schlägt, ist es natürlich, daß ein Reisender daran denkt. Heute fällt sogar bisweilen Schnee.

Wir kamen vorgestern Abend hier an. Von Lüs führt eine schöne Kunststraße nach Lourde; dieser folgt man neben dem Gave de Pau bis nach Pierrefitte. Das Thal bis dahin ist angenehm; einige Punkte, wo der Weg am Felsen hinaufsteigt und der Fluß tief unten braust, verdienen schön genannt zu werden; die Berge sind mit Holz bewachsen. In Pierrefitte verläßt man diese Straße und folgt einer andern, die sich links in die Berge hineinzieht. Nach anderthalb Stunden waren wir in Lauterez, welches in einem Thale liegt, das die an den Vignemale stoßenden Berge schließen. Die Stadt ist klein, hat aber ein freundliches, reinliches Ansehen, das sich sogar bey näherer Bekanntschaft nicht verliert. Die in der Nähe befindlichen Marmorbrüche erleichtern die Benutzung dieses Steins, und überall findet man ihn angewandt. Da im Gasthofe kein Platz war, so nahmen wir eine Wohnung in einem Privathause, wo uns die große Sauberkeit wahrhaft überraschte; blendend weiße Wände, an den Fenstern kein Schmutz, kein Spinngewebe, rein gewaschene Vorhänge, sauberes Bettzeug, einfacher, aber sorgfältig geputzter Hausrath! Wundern Sie sich nicht über mein Entzücken bey so gewöhnlichen Dingen; im südlichen Frankreich ist Reinlichkeit ein Wunder.

Von der Gegend konnten wir am Abende unserer Ankunft nur wenig sehen; desto früher waren wir am andern Morgen, als der Himmel unbewölkt lachte, auf dem Wege nach dem Port d'Espagne und dem Lac de Gaube. Der Weg führt neben dem Gave (hier heißen fast alle Flüsse Gave, ein celtisches Wort für Waldstrom) das Thal von Mareadou hinauf. Der Fluß bildet hier einen immerwährenden Wasserfall, von dem drey Punkte besondere Namen führen. Der lezte und schönste ist der am Port d'Espagne, wo sich das Thal trennt und zwey zusammentreffende Ströme sich im Falle vereinigen. Man kann auf einer Brücke oberhalb des Falles den aus Spanien kommenden Gave überschreiten und steht alsdann auf einem Felsen zwischen ringsum hinabstürzenden Wassern, deren Gewalt ungeheure ausgerissene Fichten bekunden. Den Fall von unten zu sehen, fehlt es an einem guten Standpunkte.

Wir gingen das sich uns zur Linken öffnende Thal hinauf und standen nach einer Stunde am Lac de Gaube. Dieß ist ein kleiner See, dessen Ufer lose Steine bilden; auf den Seiten erheben sich Berge und im Hintergrunde steht der Vignemale mit einem Gletscher, aus welchem ein Gave nach einem schönen Falle sich in den See ergießt, um, aus demselben abfließend, nach dem Port d'Espagne zu gelangen. Der See selbst ist nicht schön, wenigstens hat er den Eindruck auf mich gemacht. Ein alter Mann führte uns hinüber, und die scheinbare Nähe des Vignemale verleitete uns, den Berg von seinem Fuße aus sehen zu wollen. Wir bedurften aber anderthalb Stunden, um nur einen mittelmäßigen Standpunkt aufzufinden. Der Berg erhebt sich steil zugespitzt hoch in die Lüfte; die sich herunterer streckenden Gletscher sind unbedeutend. Unser Führer, ein Einwohner von Lauterez, den Philipp, selbst der Gegend unkundig, statt seiner gestellt hatte, rief aus: voila le plus grand glacier dans le monde! Wir lachten ihm ins Gesicht, und er sagte beleidigt: oui oui! en France! Die Franzosen sind sich doch überall gleich."

Morgen kehren wir nach Bagnères de Bigorre zurück. Wahrscheinlich erhalten Sie den nächsten Brief aus Spanien. Leben Sie wohl.

Jean Paul an A.*)

Hof, den 8ten Januar 1794.

Wenn nach 60 — 70 Jahren — weil das Blatt, aus unsern Kleidern gemacht, doch länger dauert als die, die sie tragen — irgend ein fremdes Auge auf diese fremde Hand zu einer Zeit stößt, wo wir doch alle in unserm eignen Staube schlafen, nicht mit zugedrückten, sondern ausgehölten Augen, und wenn der Leser fragt, wer der Fremde ist, so sag' ich ihm's hier: es war der warme, zu sehr gerührte Freund der edlen Seele, deren magischer Widerschein auf den ewigen Blättern sein Herz so sanft wie Abendroth bewegte, es war Ihr Freund, A...., der's immer war und immer bleibt. Aber ich wünsche Ihnen nichts; das große, stille, nicht blos Menschen, sondern weltenfreundliche Schicksal, das mit den kurzen Linien unsers kleinen Lebens die Zeichnung der großen Weltenzukunft macht, kann wohl unsere engen Wünsche für fremde Freuden weder stillen noch billigen, die wir täglich thun, da wir doch wissen, daß wir die Töne der zweyten Welt nicht im Lustgetümmel, sondern in der dunkeln Stille des Grams vernehmen, wie die Mundharmonika sich am schönsten ohne Lichter in der Finsterniß an unsere ungetheilte Seele legt. —

*) Nach Mittheilung eines Tagebuchs geschrieben.

Aber der ohnmächtige Mensch muß wünschen, so wie die in Leiber eingesenkte, eingemauerte Seele fremde Hüllen in der Liebe berühren muß — und ich wünsche Ihnen, edelste Freundin, die jezt wie ein, in die Ewigkeit zurückgegangener Frühling vor mir blüht, alles, alles, alles, was die ewige Freundschaft wünschen kann: — du ewiges Schicksal, gib ihrem Auge andere Thränen als bisher, und ihr nach Besserung schlagendes Herz ruhe sanft und still an einem andern aus, an und in dem mein eignes wohnt.

Jean Paul Fr. Richter.

Wiedersehen.

Seyd mir gegrüßt, ihr wohlbekannten Auen,
In Abendrothes Schein;
Hier denk' ich eine Hütte noch zu bauen,
Das mag die lezte seyn!
Mein Herz schlägt nicht mehr bey entfernten Plänen;
Sie machten sonst mein Glück,
Und mit den Jahren bleibt von vielem Wähnen
So wenig, ach! zurück.
Ich fühlt' es tief: da sah ich diese Fluren,
Die ich so oft geseh'n,
Und ließ der süßesten Erinn'rung Spuren
An mir vorüber geh'n.
Hier, unter diesem Baum, hab' ich gesessen,
Und dieß und das gedacht,
Mir ist, als könnt' ich niemals ganz vergessen,
Wie mich das froh gemacht!
An diesem Hügel sah ich unsre Heerden
So oft vorüberziehn,
Von seinem Gipfel sah ich's Morgen werden
Und Abendroth erglüh'n;
Hier schien der Mond, hier funkelten die Sterne
Auf stiller Himmelsbahn,
Und oft war mir, als säh'n sie in der Ferne
Mich nicht so freundlich an.
Ach! Niemand weiß, mit wie geheimem Reize
Mich dieß und das bestricht,
Das, wonach ich mit allen Sinnen geize,
Für Manchen wär's wohl nicht:
Ein Mondenstrahl, vergoldend Waldes Säume,
Hat oft mein Glück gemacht,
Und aus der Ferne führten mich noch Träume
Zurück in Waldes Nacht.
Da liegt er wieder nun im Mondenscheine
Der schöne, stille Wald,
Und das, was ich im tiefsten Herzen meyne,
Wird laut mit Allgewalt.
Ja, man muß missen, daß das Wiedersehen
So recht zum Innern dringt,
Entbehrung ist es, die mit ihren Wehen
Erst neue Lust erringt.

Dr. Nürnberger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

In einem folgenden Auftritte erscheint die Kaiserin mit dem Könige von Frankreich und erklärt dem Kaiser, daß die Hallen zum Hochzeitfeste geschmückt sind. Der König bittet für den gefangenen Herzog um Gnade; allein der Kaiser läßt sich hierauf nicht ein, sondern singt lustig und guter Dinge:

Freudentöne,
Sie erfüllen
Mich mit Lust.
Dieß vollendet,
Athmet freyer
Meine Brust.

Im fünften Auftritte verwandelt sich die Scene in einen Prunksaal im kaiserlichen Pallaste. Die Fürsten haben sich versammelt, um eine Verschwörung gegen den Kaiser auszuführen. Dieser erscheint im sechsten Auftritte mit der Kaiserin, mit dem Könige von Frankreich, mit Irmengard, Agnes, Philipp und Konrad. Der Kaiser kündigt der Versammlung die Verlobung der Fürstin Agnes mit dem Könige von Frankreich an. Ein großes Ballet beginnt; damit man aber erfahre, was die Pantomime eigentlich vorstelle, so macht der Kaiser selbst den Ausrufer und singt als Recitativ folgende Strophen:

„Der ernsten Handlung geb' ihr Bild voran,
„Und zeige, wie sich Deutschland jezt und Frankreich,
„Von Rhein und Seine vorgestellt, vereinen
„Durch treuer Freundschaft unverwüstlich Band:"

In wiefern die Verbindung des deutschen Kaisers mit dem Könige von Frankreich eine passende Anspielung auf ein Fest war, bey welchem ein deutscher König dem russischen Kaiser als seinem Freund und Bundesgenossen zutraulich die Hand drückte, lassen wir dahin gestellt seyn.

In dem großen Finale will der Kaiser selbst die Ringe des Brautpaars wechseln; da tritt Irmengard mit der Erklärung dazwischen, daß ihre Tochter mit Heinrich vermählt sey. Der Kaiser verkündigt jezt, daß Heinrich bereits hingerichtet sey; die deutschen Fürsten ziehen die Schwerter, um den Kaiser niederzuhauen oder ihn doch wenigstens vom Throne zu stürzen. — Auch diese Scene erschien bey der Anwesenheit des Kaisers von Rußland als durchaus unpassend. Für die anwesenden deutschen Fürsten war es ebenfalls keine Schmeicheley, daß in der Oper die deutschen Fürsten als Meuterer dargestellt werden und der tyrannische Kaiser sich in den Schutz des Königs von Frankreich begeben muß. Schon hat der Kampf begonnen, da erscheint Heinrich, trennt die Kämpfer, wird von dem Kaiser begnadigt und erhält Agnes zur Gemahlin. —

Beylage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 165.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Juli 1829.

Droht gleich die See, ist sie doch mild; ich habe
Sie ohne Grund verflucht.

Shakespeare.

Die Muschel.

Lord Byron unternahm, während seines Aufenthaltes in Venedig, häufig Seefahrten, und einmal hätte diese Liebhaberey ihm und denen, die mit ihm waren, fast Unglück bereitet. Jedermann wünschte ihn begleiten zu dürfen, und in ganz Venedig war kein Gondolier, im adriatischen Meere kein Seemann, der den englischen Lord nicht als einen Landsmann betrachtet und es gering geachtet hätte, sich seinetwegen einiger Gefahr auszusetzen. Lord Byron liebte ganz vornehmlich die Insel Sabioncello, nahe bey Ragusa gelegen, und in einer vierrudrigen Barke begab er sich oft dorthin, von der Gräfin Guiccioli und zwey oder drey andern Freunden begleitet. Was zum Schreiben nöthig war, führte er immer mit, und die Gräfin, die ziemlich gut nach der Natur zeichnete, hatte ihr Portefeuille bey sich.

Bekanntlich liegen an der dalmatischen Küste mehrere kleine Inseln, und häufig landeten sie auf einer derselben, um sich zu erquicken, zu jagen oder zu fischen. Die Insel Grossa Minore ist eine Klippe, mit wenigem Grün bedeckt, nur eine halbe englische Meile lang und ungefähr eben so breit. Dort stiegen sie eines Morgens früh ans Land, und da fast im Mittelpunkt des Eilands eine schöne Quelle sich findet, von mehreren Sträuchen umgeben, der einzige Platz, wo man sich vor den heißen Strahlen der Sonne schützen kann, so beschlossen sie, daselbst Mittag zu halten. Die Gondoliere stiegen an's Land und waren beschäftigt, Feuer zu schüren und Fische zu kochen, und die ganze Gesellschaft vergnügte sich mehrere Stunden; als man sich aber wieder einschiffen wollte, fand sich, daß die Barke, die schlecht befestigt gewesen war, sich losgemacht hatte, und man sah sie zwey Meilen weit vom Lande auf den Wellen treiben. Grossa Minore liegt ungefähr fünf-und-zwanzig Meilen von Sabioncello, und keine der nahe liegenden Inseln ist bewohnt.

Lord Byron lächelte, als er seine Gefährten erbleichen sah; die Sache war indessen durchaus nicht zum Lachen, da nur selten Schiffe diesem Orte nahe kamen. Flinten, Schrote, Fischergeräthe hatten sie in Menge, auch einige wenige Lebensmittel; auf der Barke aber lagen Vorräthe für eine Woche, und dieß alles war verloren. Der Gräfin weißen Shawl befestigten sie als Nothflagge auf einer Stange und breiteten Mäntel über die Gesträuche, um eine Art Zelt zu bilden. Es blieb ihnen nichts übrig als zu erwarten, daß sie vor Hunger und Kälte umkämen, oder durch ein Fahrzeug gerettet würden, das die Nothflagge gewahren oder die Flintenschüsse hören möchte, welche sie von Zeit zu Zeit abfeuerten. Zum Glück war das Wetter schön, die Gräfin schlief in dem Zelte und die übrigen lagerten sich, gleich arabischen Beduinen, auf dem Boden. So lange Wein und Branntwein dauerten, erhielt sich auch ihr Muth; nachdem aber zwey Nächte so hingegangen waren, geriethen alle in die größte Unruhe, und sie beschlossen, ein Floß zu bauen; auf der ganzen Insel aber fand sich kein Stamm, der dicker war als einige

Zolle. Von einer Insel zur andern zu schwimmen, war unmöglich, und auch Lord Byron fing an, unruhig und besorgt zu werden, als ein Venezianer, den man den Cyclopen nannte, weil er nur ein Auge hatte, einen Vorschlag zur Rettung that, und verführt von der versprochnen Belohnung und getrieben von der eigenen Gefahr, sich entschloß, ihn in Ausführung zu bringen. Auf Sabioncello gab es kein gutes Wasser, und sie hatten deßhalb ein Faß ans Land gebracht, um es an der Quelle zu füllen; daran arbeiteten sie mit ihren Messern, bis sie es mitten durchgeschnitten hatten und so eine Art Canot oder Muschel bekamen, in welche sich der Cyklope setzte, ein Paar Stangen als Ruder nahm, und sich zur größten Freude der Gesellschaft in gutem Gleichgewicht erhielt. Um ihm Muth zu machen, hatte man ihm etwas Branntwein mitgegeben, und er begab sich mit dieser seltsamen Barke auf das offene Meer, wo das Fahrzeug sich Anfangs immer im Kreise drehte, nach Verlauf einer Stunde aber in eine rasche Strömung kam und den Blicken der Zurückbleibenden entschwand. Sie erkannten, daß die Strömung nach dem Lande führe, und es erwachte in ihnen die Hoffnung gerettet zu werden, welche sie auch nicht täuschte. Am folgenden Morgen, vor Tage, kam der Cyclope, von allgemeinem Freuderuf begrüßt, mit einer sechsrudrigen Barke und reichlichen Vorräthen an Wein und Früchten.

Er war auf seiner Muschel über die Insel Sabioncello hinaus, nicht weit von Ragusa getragen worden, und hatte in seinem neuen, seltsamen Fahrzeuge eine Reise von fast hundert Meilen gemacht. Lord Byron belohnte ihn großmüthig, und als sie nach Venedig zurückkamen, kaufte er ihm eine Barke, welcher der Cyklope den Namen: die Muschel beylegte, zum Andenken an jene merkwürdige Begebenheit, auf die er mit Recht stolz war.

Jeronimo.

Ueber die technische Benützung thierischer Substanzen *).

Wenn wir es wagen, aus dem interessanten Berichte der zu Untersuchung der Abdeckereyen zu Paris niedergesetzten Kommission einige Notizen mitzutheilen, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß selbst Leserinnen ihr Zartgefühl nicht verletzt glauben, wenn es sich um Bekämpfung von Vorurtheilen und Belehrung über Zweige menschlicher Industrie handelt. Wir sprechen von der Benützung des Blutes, des Fleisches und der Knochen der Pferde.

Da das Blut der gestochenen Pferde gegenwärtig für Berlinerblau-Fabriken, Zuckerraffinerien rc. so hohen Werth hat, so schlägt die Kommission folgende Behandlung desselben vor. Dasselbe soll, entweder um den Faserstoff abzuscheiden, so wie es frisch aufgefangen wurde, gerührt oder geschlagen, und das Flüssige an die Zuckerraffineurs verkauft werden; oder man soll es bey einer mäßigen Wärme abdampfen und eintrocknen, wie dieß gegenwärtig in einer eigenen Anstalt des Herrn Derosne zu Paris mit dem Ochsenblute geschieht. In diesem Falle müßte aber der Faserstoff und das weniger reine Blut einzeln behandelt werden. Wenn man den Faserstoff nicht abscheiden, sondern das Blut im Ganzen benützen will, muß man es durch Hitze gerinnen lassen, und dann in einer Trockenstube oder auf einer Darre oder auf Netzen in Rahmen vollkommen trocknen. Das auf diese Weise getrocknete Blut wird dann in diesem Zustande oder verkohlt an die Berlinerblau-Fabrikanten verkauft. Das übrige Blut, welches man nicht mehr an die Fabrikanten absetzen kann, kann frisch zu Dünger oder zu sogenannten Compots verwendet werden. Man kann auch das Blut kochen, ausdrücken und Schweine und Hühner damit mästen, indem man dasselbe dem übrigen Futter beymengt. Durch die Benützung des Pferdeblutes in Berlinerblau-Fabriken würde das Rinderblut ganz zum Gebrauche der Zuckerraffinerien gestellt, die gegenwärtig schon auf zehn Jahre voraus alles Blut von den Metzgern zu Paris gekauft haben. Das Liter frisches gerührtes Ochsenblut wird zu Paris für die Zuckerraffinerien mit fünf Centimen bezahlt.

Die Kommission äußert unumwunden ihre Ueberzeugung, daß gegenwärtig zu Paris viel Pferdefleisch für Rindfleisch verkauft und von der ärmeren Klasse verzehrt wird. Die Regierung sollte daher geradezu den Verkauf des Pferdefleisches legalisiren, und auf diese Weise, nach dem früheren Beyspiele anderer Regierungen (der dänischen, und wir können hinzusetzen, der neapolitanischen), die Unterschleife, den Betrug beseitigen, der bis jetzt damit getrieben wird. Die ärmere Klasse würde dadurch sehr gewinnen, indem sie um geringere Preise gesundes und nahrhaftes Fleisch erhielte, während sie jetzt um solche Preise entweder nur verdorbenes, übelriechendes, ungesundes Rindfleisch, oder geradezu Pferdefleisch für Rindfleisch erhält, in diesem Falle aber auch das Pferdefleisch zu theuer bezahlt. Die Kommission schlägt der Regierung vor, geradezu Fleischbänke, in welchen nur Pferdefleisch verkauft werden darf, zu errichten. Sie erinnert sie an die alte Sitte der Deutschen, Pferdefleisch als tägliche Kost zu genießen, eine Sitte, die der heilige Bonifacius erst verbannte (vergleiche Keysler antiquitates selectæ septentrionales) und die noch jetzt unter den Tataren allgemein ist; sie erinnert an die Erfahrungen, welche die französischen und deutschen Armeen in Deutschland und in Italien, in Rußland und in Egypten über den Genuß des Pferdefleisches zu machen Gelegenheit hatten; Larrey hat seine Kranken und Verwundeten bey der Belagerung von Alexandria, von El-Arisch in Syrien, nach der Schlacht von Eylau und auf der Insel Lobau nach der Schlacht von Eßling mit Brühe von Pferdefleisch

*) Nach dem recueil industriel und dem polytechnischen Journal, zweytes Juniheft. 1829.

gestärkt, genährt und erhalten; sie erinnert an die Erfahrungen Berthollet's, an die Zeiten der Revolution, wo halb Paris Pferdefleisch für Rindfleisch aß. Hieraus erhellt die Brauchbarkeit des Pferdefleisches nicht blos als Nahrung für gesunde und starke Magen, sondern auch für kranke. — Die Kommission geht sogar noch einen Schritt weiter und beruhigt das Publikum über das Vorurtheil, daß Fleisch von kranken Thieren ungesund sey. Sie führt eine solche Menge unläugbarer, durch obrigkeitliche Urkunden erwiesener Thatsachen an, daß das Fleisch von Rindern, die an der Seuche fielen und die an den Metzgern, welche sie abzogen, tödtliche Karbunkeln erzeugten, ohne allen Nachtheil nicht blos von Gesunden, sondern auch von Kranken genossen wurde. Diese wichtigen Urkunden verdienten beherzigt zu werden, um ein Vorurtheil zu beseitigen, das mehr auf Eckel und Einbildung, als auf wirklichen physischen Schädlichkeiten beruht, mehr durch gelehrte Grillen und Hypothesen, als durch Erfahrungen begründet ist. Die Geschichte der Kochkunst beweiset, daß wir faules, stinkendes Fleisch (Wildpret) ohne allen Nachtheil genießen; so viele tausend Fälle beweisen, daß das Schädliche, was in dem Fleische kranker Thiere seyn mag oder blos angenommen wird, durch das Kochen, das Sieden und Braten vollkommen zersetzt, zerstört und unschädlich gemacht wird; die Geschichte so vieler Völker und Völkerstämme, die jezt noch von Aesern aller Art leben, wie die Zigeuner, bestätigt diese Erfahrung und beweiset sogar, daß Thiere, die an der Hundswuth starben, ohne Nachtheil gegessen werden können; die Naturgeschichte aller fleischfressenden Thiere aller Welttheile beurkundet endlich, daß, bey guter Dauungskraft, selbst das Fleisch von Pestkranken roh ohne allen Nachtheil von diesen Thieren verzehrt wird. Die Kommission hat eine solche Fülle von Tausenden von Fällen für die Unschädlichkeit des Fleisches kranker Thiere als Nahrung in ihrem Berichte zusammengedrängt, daß jeder, der nicht ein Gelehrter von Profession und nach dem bekannten Trugschlusse: „post hoc, ergo propter hoc" zu schließen gewohnt ist, und dem seine theoretischen Grillen nicht mehr gelten als die reinsten Resultate tausendfältiger Erfahrungen, sich vollkommen beruhigen kann, wenn die sogenannte Fleischbeschau schlecht bestellt ist. Diese Thatsachen sind nicht aus den neueren Zeiten allein; sie sind kein Misgriff einer neuen ärztlichen Theorie; die Natur hat sie seit Jahrtausenden wiederholt, und der Erste, der sie zu würdigen verstand, war Graf Carcani, dessen zu wenig beachtetes Werk: *Considerazioni su le ragioni, sperienza ed autorità ch'approvano l'uso innocente delle carni, pelle e sevo avanzi dell' epidemia bovina presente*, die Kommission auch anführt. Pferdefleisch, das nicht für Menschen taugt, kann an Schweine, Hunde, Hühner verfüttert, zur Fettwachsbereitung, und mit Kalkwasser oder brenzelicher Holzsäure behandelt, dann ausgepreßt und gut ausgetrocknet, als Futter für Thiere im Winter, und für Ammonium- und Berlinerblau-Fabriken verwendet werden.

Während die Abdecker zu Paris die Knochen zum Aussieden des Fetts verbrennen, führen die Fabrikanten aus Spanien, Italien, ja selbst aus Amerika Knochen in Frankreich ein. Nicht blos Dreher, Fächermacher und Messerschmiede brauchen Knochen; die Leimsieder, die Salmiakfabrikanten, die Fabrikanten des Beinschwarzes und der thierischen Kohle, besonders aber fleißige Landwirthe verbrauchen mehr, als Frankreich erzeugt. Man rechnet 12 bis 15 p. C. Leim, den man mittelst Dampfes aus den Knochen ausziehen kann und die dann noch immer guter Dünger bleiben. — Die Kommission erhielt aus Menschenknochen, die bereits 5 bis 600 Jahre in den Katakomben von Paris lagen, 27 p. C. Leim. Wie sehr die englischen Landwirthe Knochen als Dünger zu schätzen wissen, erhellt aus der Thatsache, daß man an den Humber allein im Jahr 1820 aus London und seinen Umgebungen 33 Millionen Kilogramme Knochen als Dünger ausführte. 1000 Kilogramme reichen für 120 Acres auf vier Jahre als Dünger hin und gelten, gemahlen, 120 — 140 Franken. Die Kommission berechnet das Gewicht der Knochen der jährlich zu Paris getödteten Thiere zu 8,572,000 Kilogramme; ferner das Gewicht eines Pferdskeletes im Durchschnitte zu 25 Kilogr. (frisch wiegt es 40). Nimmt man nun 10,000 Pferde an, die jährlich zu Paris abgedeckt werden, so gibt dieß 250,000 Kilogr. Knochen.

Räthsel.

Bengel gibt es mancherhande,
Bengel gibt es mancher Lande;
Nun, laßt sehen, ob ihr wißt,
Welches der größte Bengel ist?

Nennt man Bengel, unmanierlich,
Teufelsjungen sonst figürlich,
So wird dieser unverblümt
Als des Teufels Geburt gerühmt.

Nicht bey Barbaren, nicht bey Mohren,
Nicht bey den Baschkiren ist er geboren,
Nicht in Hol- und Engelland,
Deutschland ist sein Vaterland.

's ist kein Heid' und ist kein Christ nicht,
Auch kein Rationalist nicht;
Aber Kirche, Pabst, Doctor'n
Seufzen unter seinem Zorn.

's ist kein Knecht und ist kein Ritter,
Auch kein Jud', kein Jesuiter,
Aber Kaiser, König und Land
Kommen all' in seine Hand.

Kurz, 's ist nichts so klein, er findet's,
Nichts so groß, er überwindet's,
Höll' und Himmel packt er ein,
Drücket die Welt bald groß, bald klein.

Soll ich ihn wohl gar noch nennen,
Wie, du wolltest ihn nicht kennen?
O mein deutsches Vaterland,
Preßbengel ist er zugenannt!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Darmstadt, Juli.

Unser gutes Darmstadt muß viel leiden, theils von Lob, welches ihm die Reisenden spenden und worüber es verlegen die Augen niederschlägt, theils von Tadel, welcher ihm noch weit weniger bequem und erfreulich ist. Der Sand, die leeren Straßen der Neustadt, die etwas unbedeutende Lage, namentlich in seinen nächsten Umgebungen, sind Hauptanklagepunkte, und Darmstadt befindet sich um so übler dabey, als es der Schlüssel zu den umliegenden Paradiesen ist. Denn der Schlüssel schließt nicht nur diese Paradiese, sondern er selbst ist davon ausgeschlossen. Die romantischen Gegenden des Odenwaldes und der Bergstraße, Heidelberg, das Rheingau, alles dieses sind verhältnißmäßig nahe liegende Punkte, ebenso geographisch, als der Vergleichung. Der nahe erste Aufschwung der Bergstraße mit der Ruine Frankenstein, dann der schöne Buchwald, die blau dämmernden Rheingebirge, der Taunus mit seinen Wellenformen wirkten gewiß sicherer und vollständiger, wenn nicht hinter und zwischen ihnen noch so viel größere Wirkung verborgen läge. Von Frankfurt, Offenbach und Heidelberg kommend, wird man allerdings die neuerbauten Darmstädter Straßen einsam, öde, oder gar, wie sich ein etwas ungalanter Reisender ausdrückte, pestartig leer finden, und nur der einkehrende Mannheimer ist, bey einem Anfalle von Heimweh, vielleicht in dieser Hinsicht billiger. Aber Darmstadt ist weder Handels- noch Fabrik-, sondern Residenzstadt; was sie ist, verdankt sie mehr, als irgend eine deutsche Stadt, ihren Fürsten, den Dikasterien und mannichfachen wissenschaftlichen und Kunstanstalten, endlich seinen Garnisonen; lauter Umstände, welche allerdings Wohlstand, aber keine vielfache, so zu sagen körperlich erscheinende Regsamkeit bringen müssen.

Aber das Theater! sagen Sie; und in der That gehört das hiesige Hofoperntheater zu den Celebritäten Darmstadts. Schon der äußere Bau, vor etwa eilf Jahren von einem geachteten Künstler sinnvoll, einfach und nicht ohne Effekt geordnet, besticht den Fremden, und der allgemeine Ruf des hiesigen Theaters ist Bürge dafür, daß er nicht ganz unverdient ist. Allerdings fordert man heut zu Tage viel von einer Bühne, und man kann um so mehr viel fordern, wenn viel darauf verwendet wird. Der Großherzog, der mit fürstlicher Freygebigkeit eben sowohl Unterrichtsanstalten, als öffentliche Sammlungen und Talente angehender Künstler unterstüzt, ist, wie bekannt, eben so sehr Kenner, als Freund der Musik und musikalischer Uebungen. Da sich nun hauptsächlich auf seinen Beytrag die Existenz des hiesigen Hoftheaters gründet, so wird die Hervorhebung der leztgedachten Kunstproduktionen, d. h. der Oper, eben so begreiflich, als gerechtfertigt erscheinen. Auch ist ein Opernpersonal (abgesehen von den Chören) weit leichter in einzelnen, wenigeren Individuen gebildet, als ein Schauspielpersonal, wozu viele mitwirkende Kräfte gehören, die denn freylich nicht alle mit dem Maaßstabe gemessen werden dürfen, welchen die Schauspielkunst und höhere Anforderungen der Zuschauer anzulegen für gut finden. „Aber das kleinere Sangpersonal ist um vieles kostspieliger!“ Möglich; damit ist aber immerhin nicht beseitigt, daß ein gewählteres Schauspielpersonal die Sache nicht noch weit kostspieliger machen müßte. Und gestehen wir es nur, die Schauspielkunst ist im Abnehmen. Liegt es an ihren Priestern oder Opferknaben, oder an der Menge, welche sich um ihre Altäre drängt? Ist man zu klug, zu frivol oder zu sehr selbst Schauspieler geworden, um sich täuschen, oder anders als mit Amüsement sich täuschen zu lassen? Sind endlich die vielen schlechten Produktionen des lezten Jahrzehents daran Schuld, welche übrigens ganz folgerecht auf Kotzebue sich geimpft haben? Genug, irgendwo muß es liegen, denn es ist; und es ist so lange von Rechtswegen, als es nicht anders wird; vielleicht könnte hier ein erklärt großer Schauspieler den Zauberer, und mehr noch, den Lehrer seiner Kunstgenossen abgeben.

Die lezten neu einstudirten Opern waren: „Die bezauberte Rose“ von Gehe und Wolfram, und Spontini's „Nurmahal.“ Bey lezterer war der Prachtaufwand erstaunlich. Von den Brüdern Gropius zu Berlin waren die Dekorationen gemalt, und außerdem kamen noch die mannichfaltigsten neuen Kleidungen aus der Fremde.

Geselligkeit kann man dem Darmstädter nicht absprechen. Die abgesonderten Wintergesellschaften unsers Adels ausgenommen, ist sonst eine Scheidung der Stände nicht eigentlich sichtbar, namentlich nicht bey den Tanzlustbarkeiten im vereinigten Gesellschaftshause, wo wir vielmehr den gebildeten Stand im Ganzen schon mehrmals zu recht allgemeinen Zwecken auch allgemein wirken sahen. Konzerte kommen hier selten vor. Wissenschaftlich-gesellige Vereine, außer kleinen Lesezirkeln, bestehen hier nicht, und es haben uns in dieser Hinsicht die Städte Mainz und Frankfurt den Rang abgelaufen. Als Ludwig Tieck voriges Jahr einige Tage in unserer Stadt verweilte, da traten zu gemeinschaftlichem Mahle mehrere Freunde der Kunst und Wissenschaft zusammen. Eben so theilnehmend wurde das Hierseyn Zschokke's, welcher von Schlangenbad zurückkehrte, gefeyert. Vielleicht, daß das dießjährige achtzigste Geburtstagsfest Goethe's wiederum einige Theilnehmende zusammenführt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Palindrome in Nr. 159:

Ebbe, Renner, Elle.

Palindrom.

Wie zwey Seiten jenes Baues,
Dessen Viereck du umschreitest,
Gleichen sich des Wortes Sylben,
Das du bey der Wendung fandest,
Gleichen sich, wie deine Schritte
Rückwärts auf dem vorigen Wege.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 166.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. Juli 1829.

Amor lauscht in Rosen und Violen,
Und nahst du dich, um sie zu holen,
Fliegt er als Biene heraus und flieht.

Lessing.

Proben aus Wolfgang Menzels Rübezahl *).

1. Prolog.

Die Liebe.

Warum verfolgst du mich, o Knabe wild?
In diesen Schatten will ich einsam bleiben.
Mein Aug' ist feucht und meine Seele mild,
Die tolle Lust magst du mit Andern treiben.

Der Scherz.

Und würdest eine Rose du im Thal,
Ich pflanzte mich als Dorn an deine Seite.
Es hilft dir nichts, ich liebe dich einmal,
Am meisten aber, wenn ich mit dir streite.

Die Liebe.

Die Einsamkeit ist meine höchste Lust.
Ich will mich liebend in mich selbst versenken,
Denn an dem Glücke der verschwiegnen Brust
Kann sich die Liebe nie zu Ende denken.

Der Scherz.

So lebe wohl, du ernstes Angesicht,
So will ich dich dir selber überlassen.
Erfreust du dich an meinen Spielen nicht,
Wohlan, so wollen wir uns fliehn und hassen.

*) Rübezahl, ein dramatisches Mährchen von Wolfgang Menzel, erscheint in Kurzem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Die Liebe.

Wie, du entfliehst mir? bleibe, komm zurück,
Ich will dich wieder meinen Liebling nennen,
Denn uns verbindet ewig das Geschick;
Nur uns zu finden, dürfen wir uns trennen.

Der Scherz.

Ich werde mild an deiner zarten Hand
Und du wirst holder immer an der meinen,
So soll in einem ewig jungen Band
Der Dichter Liebe mit dem Scherz vereinen.

2. Lied von den blauen und schwarzen Augen.

Amor zankte mit der Psyche,
Welches Auge schöner sey,
Das dem ihren, blauen, gliche,
Oder schwarz, wie seines, sey?

Psyche sprach: nur eines blauen
Treuen Auges süßem Licht
Kann die Liebe sich vertrauen,
Einem schwarzen kann sie nicht.

Amor sprach: der Liebe Kerze
Brennt nur in der Leidenschaft,
Und des Auges tiefe Schwärze
Zeigt allein von tiefer Kraft.

Psyche sprach: nur Blitze fahren
Aus der dunkeln Wolke Nacht,
Während aus der morgenklaren
Bläue sanft die Sonne lacht.

Amor sprach: in Licht und Schatten
Trennt sich ewig die Natur,
Eins nur kann sie wieder gatten,
Doch ein schwarzes Auge nur.

Psyche sprach: der Augen Bläue
Jenes tiefe Meer uns zeigt,
Darin täglich uns auf's neue
Venus aus den Fluthen steigt.

Aber Amor sprach zum lezten:
Als ihr Auge, blau zuvor,
Um Adonis Thränen nezten,
Hüllt' es sich in schwarzen Flor.

Die Samojeden.

Längs dem Eismeer, im europäischen sowohl als im asiatischen Rußland, vom weißen Meere bis an die Lena, in einem öden, rauhen, unwirthlichen Landstriche, wohnen sparsam und einzeln die kleinen, schmutzigen Samojeden. Sie sind Nachbarn der Ostiaken, Fischer, Jäger und Hirten zugleich, untersezt von Person, und selten über vier bis fünf Fuß hoch. Sie haben kurze, dicke Füße, kleine und eng geschlizte pechschwarze Augen, platt gedrückte Nasen, einen dicken und flachen Kopf, einen grossen Mund mit dünnen Lippen, ein überaus scharfes und weites Gesicht, große Ohren, schwarzglänzende dicke, borstige Haare, wenig Bart, und sind beynahe alle gelbbraun und von Fett glänzend. Die Weiber sind zwar etwas besser gewachsen, im Ganzen aber eben so häßlich. Sie werden früh reif, und ein Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren ist schon heirathsfähig, dafür aber auch schon im dreyßigsten Jahre mit Runzeln versehen. Sie haben ein sehr reizbares Nervensystem, denn ein unerwarteter Anblick, ein ungewöhnlicher Schall, eine unvermuthete Berührung, jeder kleine Schreck sezt sie außer sich und zieht ihnen Ohnmachten zu; dennoch ist gefühllose Gleichgültigkeit der hervorstechendste Zug ihres Charakters.

Die Samojeden nähren sich im Sommer meistens vom Fischfange, im Winter von der Jagd und ihren Rennthieren, die ihnen auch Kleider geben und ihr einziger Reichthum sind. Wenige von ihnen sind Christen, die meisten Heiden.

Die Abstammung dieses Volks ist zweifelhaft. Wegen der Verwandtschaft und Aehnlichkeit desselben in Körperbildung, Sprache, Sitten und Lebensweise mit den Tungusen und Wogulen, könnte man sie nicht mit Unrecht für Zweige eines gemeinschaftlichen Völkerstammes halten, den man den samojedischen nennen mag, ohne deßhalb genau zu bestimmen, ob die eigentlichen Samojeden wirklich das Ur- und Stammvolk sind. Sie sind im Verhältniß zu der Größe des Landes, welches sie bewohnen, nicht zahlreich, doch zahlreicher als die Ostiaken und Wogulen. Ihre zwergartige Gestalt und rohe Gefühllosigkeit beweisen indessen, daß gegen den Nordpol hin nicht nur die vegetabilische, sondern auch die animalische Natur immer mehr verkümmert, und daß die Kälte das Wachsthum wie die natürlichen Gefühle erstickt.

Sie stehen auf der niedrigsten Stufe der Kultur. Stumpfsinnig und gleichgültig gegen jede Verbesserung ihres Zustandes vegetiren sie dahin und übertreffen an Geistesarmuth, Schmutz und Wildheit noch die stupiden, unflätbigen Ostiaken. Da nur selten Russen zu ihnen kommen, so wissen sie noch weniger wie jene von den Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens. Sie sind furchtsam wie Kinder, abergläubisch, in hohem Grade einfältig, aber auch, wenn sie gereizt werden, heftig, ungestüm, und schlagen gleich mit Beilen, Messern, kurz mit allem, was sie erfassen können, auf die Person oder das Thier los, von dem sie beleidigt zu seyn glauben, schreyen und wälzen sich wie wahnsinnig herum, bis sie ermattet in einen tiefen Schlaf verfallen, aus dem sie erst spät wieder erwachen.

Aus Rennthier-, Fuchs-, und Hundefellen, so wie aus der befiederten Haut mancher Wasservögel besteht ihre Winterkleidung. Den Sommeranzug verfertigen sie aus Fischhäuten, welche, so wie die Felle, von den Weibern gegerbt werden. Männer und Weiber gehen beynahe völlig gleich gekleidet, außer daß die Leztern den Saum und die Nähte ihrer Kleider mit rothem oder blauem Tuche einfassen, und die jungen Mädchen ihr Haupthaar in zwey oder drey hinten herabfallende Zöpfe flechten. Die Weiber verschleyern sich nicht, obschon sie sehr verschämt und sittsam sind.

Ihre Jurten oder Winterhütten stehen halb in der Erde und haben ein mit Birkenrinde oder Rennthierfellen bedecktes Dach. Auf den Wanderungen tragen ihnen ihre Rennthiere die Sommerjurten nach, welche aus Stöcken pyramidenförmig errichtet, mit Rinde bedeckt und oben mit einer Oeffnung für den Rauch versehen sind.

Die Jagd und der Fischfang sind ihre vornehmsten Beschäftigungen und Erwerbquellen, besonders die Jagd auf Rennthiere, von denen sie ganze Heerden haben. Die wilden Rennthiere ziehen in Heerden von 50 — 100 und mehr Stück. Wird eine Jagdgesellschaft eine solche Heerde gewahr, so stellt man die zahmen Rennthiere auf eine Anhöhe nach der Windseite, und steckt von da aus, nach der Heerde zu, lange Stangen, an welchen Gänse

flügel frey hängen, in geringer Entfernung von einander in den Schnee. Auf der andern Seite werden gleichfalls solche Fittige aufgepflanzt. Hierauf theilen sich die Jäger, einige verstecken sich in der Nähe der durch die Stangen gebildeten Gasse, andere legen sich mit Bogen und Pfeilen in die Oeffnung unter dem Winde, und noch andere treiben das Wild zwischen die flatternden Fittige. Aus Furcht vor diesen läuft es gerade auf die zahmen Thiere zu. Hier wird es von den versteckten Jägern den mit Gewehr (Bogen, Pfeilen, Schlingen, Fallen, Spießen, Fangeisen ꝛc.) versehenen zugetrieben, und so mit Hülfe der Hunde erlegt. Weidet eine wilde Heerde in der Nähe eines Berges, so hängen die Jäger rund um den Fuß desselben allerley Kleidungsstücke an Stangen, und machen mit den bereits erwähnten Schreckflügeln eine weite Gasse, in welche sie das Wild zusammentreiben. Ist dieß geschehen, so verschließen die Weiber die Gasse mit den Schlitten den Ausgang, und die Thiere, welche nun rings um den Berg laufen, werden eine Beute der Jäger.

Im Winter 1798, als ich noch in Rußland war, kamen einige Samojeden mit einer Heerde von 120 Rennthieren nach Reval, die sie theils in der Stadt selbst, theils auf dem Lande auf den Edelhöfen verkauften. Sie waren vom Kopf bis auf die Füße in Pelze gehüllt. Täglich drey Mal trieben sie ihre Thiere vor die Stadt hinaus, auf eine weite Fläche unfern von Catharinenthal, einem von Peter I. erbauten Lustschlosse, wo sie unter dem Schnee das Moos, ihre einzige kärgliche Nahrung, hervorkrazten. Eine Menge Menschen fand sich täglich daselbst ein, um die fremden Wunderthiere zu sehen. Der Baron von S. hatte einen vortrefflichen Wettrenner (Traber nennt man sie in Ehst- und Liefland), der ihm nicht unter 1000 Rubel feil war, und der, wie er meynte, wohl einen Wettlauf mit einem Rennthiere bestehen konnte. Er bot einem Samojeden eine Wette darauf an, und sezte sein Pferd gegen ein Rennthier. Dieser nahm die Wette an. Auf Befehl des Barons wurde nun nahe bey Catharinenthal auf dem finnischen Meerbusen von einem Haufen Bauern ein Werst (etwas über 1500 Schritt) lang der Schnee weggefegt, und auf der glatten Eisfläche, in Gegenwart von Tausenden von Zuschauern, das Wettrennen mit Schlitten gehalten; allein der Baron verlor, wie vorauszusehen war, die Wette. Sein Reitknecht saß in dem einen, der Samojede in dem andern Schlitten. Anfangs war das Pferd wirklich voraus, aber der Samojede ließ es mit Absicht etwas müde werden und fuhr weniger schnell. Mit einem Male aber schoß er wie ein Pfeil dahin, so daß er bald das Pferd überflog und das Ziel weit früher erreichte. Er hatte nach dem Vertrage die Wette gewonnen und sollte das Pferd bekommen, war aber mit hundert Rubel, die ihm der Baron anbot, zufrieden.

Der zahmen oder Hausrennthiere bedienen sich die Samojeden hauptsächlich zum Schlittenfahren und Reisen, und es ist erstaunlich, was diese Thiere aushalten. Täglich zwanzig bis dreyßig Stunden zurückzulegen, ohne zu ermüden, ist für sie etwas Gewöhnliches. Der Samojede pflegt sie daher mit eben der Sorgfalt, wie der Europäer das Pferd, und schlachtet auch nur selten eins. Das wilde Rennthier hingegen gibt ihnen Kleidung, Dach, Speise und manches andere, was sie brauchen. Aus dem Blute bereiten sie Leim, aus dem Geweihe Schaufeln, Löffel und andere Werkzeuge, aus den Sehnen ihren Zwirn und dickere Fäden zum Nähen und Binden. Einen Theil des Bluts trinken sie, und halten es für das köstlichste Getränk, auch für ein gutes Mittel gegen Scorbut. Das Mark aus den Knochen essen sie roh, und das noch warme Gehirn ist ihr größter Leckerbissen. Das übrige Fleisch wird gekocht. Salz, Essig und Branntwein lieben sie nicht. Seit einiger Zeit haben jedoch die Russen angefangen, sie mit dem lezten Getränke bekannt zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juli.

Zum erstenmale: Julius Cäsar, Trauerspiel in 5 Akten, frey nach Shakespeare bearbeitet von Förster.

Die ganze Welt weiß es, auf wie vielerley Art Shakespeare seit Menschengedenken zu Paris, Wien und Hamburg umgearbeitet worden ist. Die Franzosen haben an diesem großen englischen Garten mit seinen Wäldern, Gebirgen und rauschenden Wassern gerade wie an ihren Bäumen und Hecken so lange herumgeschnitten, bis sie denselben in schnurgerade Alleen zugestuzt und seine donnernden Wasserfälle zu allerley artigen Springbrunnen und verirrenden Wasserkünsten abgerichtet hatten, so daß man getrost auf den ebengewalzten Fußpfaden mit dem spanischen Rohre in der Hand umherspazieren konnte, ohne sonderlich durch Auf- und Absteigen in der erhabenen Wildniß jener großen Natur inkommodirt zu werden. Anderes, was sich darin durchaus nicht der Scheere fügen wollte, tiefe Schluchten, an denen man nicht ohne Schwindel vorbeygeht, allzu unbändige Gebirgswasser, schaurige Wälder voll seltsam wiederhallender Stimmen ließ man, als jeder Dressur völlig widerstrebend, zur Seite liegen.

Wir Deutschen blieben hinter jenen Naturschneidern nicht zurück. Uns war der große brittische Riese, wie jener ungeschlachte starke Hans im Mährchen, ein unbequemer Knecht, der uns in unserer guten bürgerlichen Haushaltung mehr Unordnung anrichtete, als Dienste leistete. Wir wollten, daß uns die Bühne ein wenig bessere, ein wenig rühre und ein wenig lachen mache; aber Alles mäßig, gleichsam aus diätetischen Rücksichten, weil gelinde Thränen und gelindes Lachen der Verdauung wesentlich unter die Arme greifen. Was sollten wir uns aber auch das Herz zu so gewaltigem Pochen anschwellen lassen, daß wir uns entweder genöthigt sahen, unsere Westenknöpfe aufzumachen, oder sie uns aussprengen lassen mußten? Und da wir in unserer bürgerlichen Gemächlichkeit jeden starken Schmerz so sehr scheuen, als podagrische Füße starkes Auftreten, sollten wir es so ruhig mit ansehen, wie die besten Leute von einem unerbittlichen Schicksale so elend abgeschlachtet wurden? Gewiß, es war uns nicht zu verargen, wenn wir mit Lebensrettungsapparaten herbeylie-

sen und von den sterbenskranken Helden noch retteten, was zu retten war. So haben wir als mitleidige Samaritaner eine erdrosselte Kordelia vom Stricke geschnitten und sammt dem alten Lear wieder zum Leben gebürstet, um sie noch einmal die freundliche Gewohnheit des Daseyns kosten zu lassen. Es ist wahr, wir haben dabey mit unterlaufende Spizbuben nach peinlichem Recht verdientermaßen Andern zum warnenden Exempel hingerichtet; allein gewiß hat auch irgend ein Umarbeiter Shakespeare's in menschenfreundlicher Hochherzigkeit sich der wahnsinnigen Ophelia ins Wasser nachgestürzt, sie gerettet, aus der Ohnmacht aufgerüttelt, zu Verstand gebracht und schließlich dem wohlbeleibten Prinzen Hamlet zur Frau gegeben. Kurzum, Mangel an Gutmüthigkeit und Mitleid, das muß unser Feind bekennen, kann man uns hierin, wie in keinem Stücke, vorwerfen. Freylich haben wir dabey nichts anders, als eine umgekehrte Transsubstantiation zu Wege gebracht, nämlich den Gott in ordinäres Hausbrod verwandelt, und das ist denn doch, offenherzig gesagt, eine arge Kezerey.

Aber Dank sey es der neueren und neuesten Zeit, sie hat uns ein wenig blutdürstiger gemacht. Ihre Guillotinen, ihre republikanischen Hochzeiten, Schlachtfelder und Restaurationen gewöhnten uns doch nach und nach daran, Blut zu sehen, was uns jedoch bey unserer Löwennatur wieder dahin brachte, daß wir, sobald unsere Zunge den ersten Tropfen gekostet, sofort Blut aus Fässern zapfen wollten. Nun ging es an ein unbarmherziges Schlachten, die Bühne wurde ein Revolutionstribunal und, schuldig oder schuldlos, das arme Bühnenvolk hingerichtet; ja wir rissen dem Schicksal sein Messer aus der Hand, mit dem es, ungeachtet seiner blinden Dummheit, doch bisweilen die rechte Kehle trifft, und stachen unbarmherzig auf die Heldenheerde los. Wir konnten nicht genug Leute auftreiben und nicht genug Todesarten aussinnen, sie aus der Welt zu schaffen. Nicht blos Tyrannen, Kriegshelden und sonstige Ungeheuer, die billigerweise allein das Vorrecht haben, auf eine elende Art ums Leben zu kommen, sogar unschuldige Bürgersleute wurden aus ihren Betten gerissen, auf die Bühne geschleppt und, ehe sie noch erfahren konnten, was sie verbrochen hatten, füsilirt. Kein Wunder daher, wenn in diesen dramatischen Bartholomäusnächten und Septembertagen ein wohlgesinnter Bürger eine große Volksversammlung der ganzen Bühnenrepublik zusammenriefe und, trozend der Gefahr, vor unsern dramaturgischen Dezemvirn etwa folgendergestalt das Wort erhöbe:

„Die Drangsale und das Elend, von welchen unser Staat heimgesucht wurde, o ihr edlen Bürger und angenehmen Freunde, ist so augenfällig, daß es keiner weiteren Schilderung desselben bedarf. Das ganze Land ist mit Verwirrung erfüllt, alle Ordnung zerrissen, das Gesez vernichtet und an seine Stelle die Willkühr frecher Demagogen getreten. Der Boden unserer Republik, welchen einst die edelsten Menschen mit ihrem heiligen Märtyrerblute weiheten, ist von abscheulichen Mezeleyen eines erbärmlichen Gesindels besudelt, und wo einst Brutus und Kassius sich ins Schwert stürzten, sehen wir jezt den widerwärtigen Pomp grasser Henkerceremonien und blutdürstige Sanskülotte's mit bloßen Messern. Wie lange noch erdulden wir einen so unerträglichen Zustand? Etwa so lange noch, bis selbst die Lampenpuzer eines schmählichen Todes sterben und wir, im Dunkel dasizend, in stumpfsinniger Gleichgültigkeit nicht einmal fühlen werden, daß uns das Messer an der eigenen Kehle sizt? Es bleibt uns nichts übrig, als, wie einst die Venetianer ihre Feldherrn, uns aus dem Auslande einen Diktator zu verschreiben, der den wahnsinnigen Haufen unserer dramaturgischen Demagogen unterdrücke, die Zügellosigkeit und Ausschweifung tragischer Poissarden wieder unter das Gesez der Freyheit beuge und die Plebejerin Phantasie mit den aristokratischen Prinzipien des Verstandes aussöhne. Keinen würdigeren, o ihr Bürger, weiß ich zu diesem Riesenwerke vorzuschlagen, als jenen britischen Riesen, jenen Shakespeare, dem wir einst in unserm spießbürgerlichen Sanskülotismus den königlichen Purpur von den Schultern gerissen und so lange mißhandelt haben, bis wir ihn zu unsers Gleichen herabgebracht oder vielmehr aus unserm Staate vertrieben hatten. Schon sind von Schlegel und Tieck mächtige Schritte gethan worden, den tiefgekränkten Fürsten mit uns auszusöhnen und zu uns zurückzuführen. Allein je größer und unbändiger sein Genius ist, desto weniger würde ich rathen, ihm eine unbeschränkte Herrschaft einzuräumen. Wir müssen ihn, wie unsere alten Kurfürsten ihre Kaiser, gewisse beschränkende Kapitularien beschwören lassen. Und auch hiezu sind schon Versuche gemacht worden."

Wir nehmen uns die Freyheit, hier den ehrenwerthen Redner zu unterbrechen, indem wir hinzufügen: wie mit dieser freyen Bearbeitung des Julius Cäsar durch Herrn Förster.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darmstadt, Juli.

(Beschluß.)

Die Lust an Badereisen, aber auch an ländlichen Excursionen in die Umgebung hat sich in den lezten Jahren sehr vermehrt. Namentlich der Weg durch den Buchwald nach dem Dippelshof oder auf die Ludwigshöhe ist geeignet, allzu schlimme Nachreden über Darmstadts Lage zu widerlegen. Man kehrt gewiß bekehrt zurück.

Daß in Darmstadt sowohl Kirchen- als Schulzeitung und das theologische Literaturblatt zur Kirchenzeitung, endlich die Militärzeitung herauskommen, ist bekannt; dagegen erscheint nur eine politische Zeitung, theils in Folge ihrer Privilegien, theils weil das nahe Frankfurt und sonstige politische Blätter des Auslandes dem Bedürfniß vollständig abhelfen. Belletristische Zeitschriften machen, wie es scheint, hier nur wenig Glück; ein Montagsblatt, geistvoll, nur vielleicht mit zu weniger Berücksichtigung des Geschmacks des Publikums und nicht gerade seines am wenigsten beachtungswerthen Theils redigirt, hielt sich neun Monate; ein späteres, Teutona, hat es blos zur Ankündigung und zum Probeblatte gebracht.

Die Handelsverbindung mit Preußen hat in den lezten Jahren den politischen Blättern vielerley zu sprechen gegeben. Darmstadt, die Stadt Darmstadt, merkt hiervon nicht viel mehr, als daß sich ihre Bewohner auf die Kenntniß preußischer Münzsorten, welche man außer Scheidemünze beynahe einzig noch kursiren sieht, verlegen mußten.

Sind Sie nun genugsam in Darmstadt gewesen, haben Sie außer dem Angeführten auch die Bildergallerie, das Naturalienkabinet, das alte Museum, die Gallerie der Gypsabdrücke, fast alle während der Regierung des jezigen Großherzogs gesammelt, endlich das berühmte Exerzierhaus, die neue katholische Kirche und unser Gesellschaftshaus gesehen, haben Sie sich überzeugt, daß es anderwärts wohl von größerem Leben rauschen mag, daß aber ächte Freysinnigkeit und Kunstliebe, wenn nicht immer unverkümmert, doch in allen Regionen der Gesellschaft und namentlich in dem Hause des Großherzogs zu finden sind, dann stehen Ihnen die Thore offen. Dreymal in der Woche können Sie mit dem Eilwagen in kaum sechs Stunden zu Heidelberg, jeden Morgen in ganz kurzer Zeit in Frankfurt, endlich durch von Mainz abgehende Dampfboote in vierthalb Tagen zu London seyn.

Beylage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 167.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. Juli 1829.

O diese weisen Narren! wenn sie wählen,
Sind sie so klug, durch Witz es zu verfehlen!

Shakespeare.

Proben aus Wolfgang Menzels Rübezahl.

1. Die Freyer.

Die Prinzen.

Nun wohlan, wir steh'n mit steifen
Rücken, wie die Orgelpfeifen.
Einen Ton herauszugreifen,
Hebe Deine schöne Hand;
Stille halten wir galant.
Wähle, schöne Seele, wähle
Den, der sich mit Dir vermähle!

Prinzessin.

Uebereilt Euch nicht, Ihr Herrn,
Denn so schnell sind wir nicht fertig.
Erst erkunden möcht' ich gern,
Wessen ich von Euch gewärtig.
Drum erlaubt mir, Euch zu fragen:
Was für ein Mann
Mir allein gefallen kann?
Wer die Wahrheit mir wird sagen,
Der ist selber dieser Mann,
Und ich nehm' ihn ohne Zagen
Gleich zu meinem Gatten an.

Gottfried.

Schönes Kind, die ganze Welt
Weiß ja, daß Euch Weibern allen
Der am besten nur gefällt,
Der sich alles läßt gefallen.
Eurer unverdienten Huld
Einz'ger Preis ist — die Geduld!

Prinzessin.

Nun, so wartet in Geduld,
Bis Euch winket meine Huld,
Und laßt ewig Euch gefallen,
Daß Ihr niemals mir gefallt.

Firlefanz.

Ich, o Holde, der ich immer
Um die schönen Frauenzimmer
Wie ein Schmetterling geschwebt,
Weiß, ihr holden Damen alle
Fühlt nicht eher, daß ihr lebt,
Bis ihr glänzt auf einem Balle.
Lieben, Leben ist euch Tanzen,
Wechseln wollt ihr mit der ganzen
Männerschaar voll Unbestand,
Stets hinüber und herüber
Tanzen nur von Hand zu Hand;
Drum auch habt ihr keinen lieber,
Als den leicht beschuhten Mann,
Der am besten — tanzen kann!

Prinzessin.

Drum seht Ihr wohl selber ein,
Wär't Ihr auch der beste Tänzer,
Müßt' es doch langweilig seyn,
Immer nur mit Euch allein
Durch das Leben fortzutanzen.

Siegwart.

Von den zarten Huldgöttinnen,
Von den milden, süßen Frauen
Kann man nie zu Hohes glauben,
Darum ist mein Hochgefühl
Hochgedanke, Hochgesang:
Sie sind Engel,
Ohne Mängel,
Die zum Himmel uns erhöhn,
Wenn ihr Wesen wir verstehn,
Wenn in jedes zarte Fältchen
Ihres Herzens wir uns schmiegen,
Und uns immer feiner stimmen,
Immer sachter, immer leiser,
Bis in reiner Harmonie
Seel' in Seele kann verschwimmen.
Ja, der zarten Seelen würdig
Ist nur selbst die zarte Seele,
Die empfindsam schmelzende,
Und die holden Frauen müssen
Immer den am meisten lieben,
Der mit ihnen warm empfinden,
Sehnen, lieben, schmachten, schwärmen,
Und im Nothfall — beten kann.

Prinzessin.

Eins vergeßt Ihr. Wenn auch wir
Mit Empfindsamkeit nicht heucheln,
Heuchelt sie gewiß mit uns.
Und Ihr könnt auf's Wort mir glauben,
Daß so wahr, als Ihr Euch irrt,
Alle schwärmerischen Mädchen
Darum Männer nur verlangen,
Um das Schwärmen zu vergessen.

Casanova.

Frauenherzen haben immer,
Wie des Janus Doppelkopf,
Zwey Gesichter, eins, das offen,
Ungescheut zur Schau sie tragen,
Und dahinter ein geheimes,
Das sie nie zu zeigen wagen.
Was in jenem ist zu lesen,
Wäre lächerlich zu sagen,
Da es keinem unbekannt;
Doch das Räthsel jenes andern
Aufzulösen, ist gefährlich.
Da ihr aber Wahrheit fordert,
Und auf Wahrheit habt den höchsten,
Köstlichsten gesezt der Preise,
Will ich sie Euch frey bekennen.
Frauen lieben insgeheim
Den am meisten, der von vielen
Andern Frauen wird geliebt,
Denn ein Gegenstand des Neides
Sind sie gern, auch wenn dem Neide
Selber sie zum Opfer fallen.
Frauen lieben insgeheim,
Mögen sie sich auch verstellen,
Den am meisten, dem der Ruf
Freye, freche Sitten zuschreibt.
Frauen lieben insgeheim
Den am meisten, der das meiste
Weiß zu fordern von den Frauen,
Der am meisten ihnen kostet
Und am wenigsten zurückgibt.
Frauen lieben insgeheim
Den am meisten, den sie offen
Bitterlich zu hassen scheinen,
Der am tiefsten sie beleidigt,
Und die Klagenden mit grausam
Schonungslosem Hohn verspottet.
Frauen lieben den am meisten,
Den sie ohne Hoffnung lieben,
Den sie niemals fesseln können,
Der nothwendig nur ihr Unglück,
Ihr Verderben ist und Fluch,
Und den, weil sie dieses wissen,
Immer mehr sie lieben müssen.
Oder soll ich Euch mit einem
Worte lösen allen Zweifel,
Niemand ist so interessant
Für die Frauen, als — ein Teufel.

Prinzessin.

Doch für die nur, die nicht selber
Art'ge kleine Teufel sind.
Eure Worte haben Sinn,
Doch er ist nur halb getroffen.
Engel nur könnt Ihr verführen,
Ich, mein Herr, ich bin kein Engel.

Türkenfresser.

Alle Frauenzimmer wissen,
Daß der Mann sie überwindet,
Wenn er will, und ihre Schwachheit
Würde keinen Unterschied
Jemals unter Männern machen,
Wenn die Männer selber nicht
Unter sich verschieden wären.
Stünden alle Frauenzimmer
In der Welt nur Einem Manne
Gegenüber, würden alle
Diesem Einen sich ergeben,
Wenn er auch der Schwächste wäre.

Doch sobald der Männer viele
Sich um eine Frau bewerben,
Schenkt sie dem nur ihre Liebe,
Der am stärksten ist von allen,
Den die andern alle fürchten,
Dem sie zitternd alle weichen,
Oder der zu seinen Füßen
Sie zermalmend niederwirft.
Die Gewalt, die Weiber zwingt,
Ist nicht würdig, sie zu zwingen.
Die nur, die auch Männer zwingt,
Hat verdient, daß sich die Weiber
Ungezwungen vor ihr beugen.

Prinzessin.

Eure Rede, stolzer Herr,
Würde jeden meiner Zweifel
Und Ihr selber würdet wohl
Auch mich selber überwinden,
Lebten wir in der Türkey,
Wo Gewalt allein entscheidet.
Doch wir leben hier im Frieden
An dem Fuße der Sudeten.
Vor Gewalt gilt hier das Recht,
Und der Frauen Recht ist — Weigern,
Was Gewalt sich nur erzwingt.

Die Samojeden.

(Beschluß.)

Im Winter ziehen oft kleine Gesellschaften auf die Insel Nowoja-Semlja, wo sie vornehmlich auf die weißen Bären und Füchse Jagd machen. Um den Weg in den ungeheuren Schneefeldern nicht zu verlieren, stecken sie Stangen oder Zweige von Tannen und Fichten in den Schnee, oder graben Figuren in denselben. Im Frühjahre lauern sie den Seehunden auf, wenn sich diese aus den Eislöchern der Flüsse auf's Trockene begeben. Bey der Oeffnung wird ein Brett mit einem Seil hingelegt; der Samojede sitzt hinter einer Eisscholle und zieht, sobald die Thiere auf's Eis kommen, das Brett über die Oeffnung, wodurch ihnen der Rückzug abgeschnitten wird und sie ohne Mühe erschlagen werden können. Die Fischerey wird wie bey den Ostiaken getrieben. Die großen, zwey bis drey Klafter langen Weisfische im obischen Meerbusen sind der Hauptgegenstand derselben. Außer der Jagd auf eigentliches Wild, verschafft ihnen der Vogelfang und die Fischerey manches gute Gericht. Sowohl Seebären als Seehunde, wilde Gänse, Enten und andere Vögel werden von ihnen mit Appetit gegessen. Die, welche an der See wohnen, verschmähen sogar die ausgeworfenen todten Wallfische und andere bereits in Fäulniß übergegangene Seethiere nicht.

Das weibliche Geschlecht wird schon bey den Ostiaken schlecht und hart behandelt, indessen sieht der Ostiake seine Gattin doch immer noch als seine Lebensgefährtin an; allein der Samojede behandelt sie ganz wie seine Sklavin und als ein verächtliches, niedriges Geschöpf. Da er so viel Weiber nehmen kann, als er zu nähren vermag, oder mit Rennthieren zu bezahlen im Stande ist, so glaubt er an ihnen eben so viel Dienstmägde zu haben, denen er fast alle Arbeit aufbürdet. Wird die Jurte abgebrochen und wo anders aufgerichtet, so muß die Frau beydes, das Einreissen und Aufbauen, besorgen, den Schlitten auf- und abpacken, den Mann bedienen, und wird dabey kaum eines Blickes oder guten Wortes gewürdigt. Dieß ist noch nicht genug; die ungesitteten Samojeden betrachten die Frauen sogar als unreine und von den Göttern verworfene Geschöpfe. Sie werden beym Heirathen nicht um ihre Neigung gefragt. Das Mädchen ist dem unerbittlichsten Zwange unterworfen, und wird mit Gewalt dem Freyer zugeführt, so sehr sie sich auch sträuben mag. Sie sowohl als die Frauen sind vom Götzendienste ausgeschlossen, und gleichsam exkommunizirt. In der Jurte weiset man ihnen ihre eigenen Plätze und Speisegeräthe an, und duldet es nicht, daß sie über den Fußsteig der Männer und Rennthiere, auch beym Auf- und Abpacken der Schlitten um dieselben herumgehen; sondern sie müssen unter der Stange durchkriechen. Gleichwohl sehnten sich die Samojedinnen, die man 1792 nach Moskau und St. Petersburg gebracht hatte, wieder in ihre Heimath und Dienstbarkeit zurück.

Der Samojede zeigt viel Eifersucht, ungeachtet er nicht selten 3, 4 — 6 Weiber hat. Deßhalb hat er die Geliebteste immer um sich, nimmt sie, wenn sie gesund ist, mit auf die Jagd und den Fischfang, und sie dürfte bey der geringsten Ausschweifung seiner Rache gewiß seyn. Gebährt sie mit Schmerzen (was jedoch selten geschieht), so argwöhnt der Mann, zumal wenn sie sich in der Nachbarschaft fremder Nationen befinden, daß sie seine Wachsamkeit getäuscht habe. In diesem Falle sucht er durch Schläge ihr das Bekenntniß der Untreue abzunöthigen. Gesteht sie das Vergehen ein, so schickt er sie ihren Aeltern zurück, die den für sie erhaltenen Kaufpreis (die Rennthiere) zurückzahlen müssen.

Die Samojeden glauben und verehren ein böses Grundwesen, vor dem sie sich ausnehmend fürchten. Auch die Sonne, den Mond und die Sterne verehren sie und sehen sie als Untergötter an; von religiösen Gebräuchen aber wissen sie nichts. Ihre Priester (Ködensike) haben weder bey der Geburt ihrer Kinder, noch bey ihrer Verheyrathung, noch beym Tode oder andern wichtigen Angelegenheiten ihres Lebens das Mindeste zu thun. Blos in mißlichen, zweifelhaften Fällen wenden sie sich an sie um guten Rath. Außer diesen Priestern gibt es bey ihnen noch, wie bey den Ostiaken, Zauberer. Man bemerkt

Sir Walter war mit seiner ganzen Familie ausgegangen, und da auch sämmtliche Bauarbeiter ihr Werk verlassen hatten, konnte ich ungestört das seltsame Gebäude betrachten, welches gewiß noch nach Jahrhunderten manchem Alterthümler Stoff zu Untersuchungen geben wird. Schon jezt staunt der Reisende, wenn sein Auge auf Inschriften stößt, wie: „Hinauf mit den Schustern von Selkirk. 1616.“ oder Steinmassen vom Herz von Midlothian, dem alten Gefängniß in Edinburg, vom Wind herabgewehte Zinnen von einer kürzlich in Edinburg errichteten bischöflichen Kapelle u. d. m. diesem schottischen Roman von Stein einverleibt sieht. Aber de gustibus non est disputandum.

Sir Walter Scotts Landsitz besteht aus einem großen Thurm, dem sich mehrere kleine, sämmtlich von schönem grauen Granit, anschließen. Die große Mannigfaltigkeit der alterthümlichen Dächer, Schornsteine, Zinnen und Thürmchen zeugt von der Verschiedenheit der Bauart, und die ganz willkührlich angebrachten Fenster von gesuchter Unregelmäßigkeit. Die meisten Zwischenräume oder leeren Stellen über denselben sind mit Nischen, worin Heiligenbilder und Ritterwappen stehen, ausgefüllt. Das Ganze erinnert lebhaft an jene alten englischen Landsitze, welche religiöse und kriegerische Architektur auf eine anmuthige Weise in sich vereinen.

Das Innere von Abbotsford stimmt vollkommen mit dem Charakter des Aeußern überein. Die Bibliothek, oder besser gesagt, Sir Walters Studierzimmer, zog meine Aufmerksamkeit zuerst auf sich. Es schmeichelte meinem Nationalstolz *), daselbst deutsche Ausgaben von Oehlenschlägers vorzüglichsten Werken, als: Aladdin, Hakon Jarl, Palnetoke, Correggio u. m. a. zu finden. Die Bibliothek gilt für reich an alten Romanzen und spanischen Ritterballaden, und besizt nebenbey die beste Sammlung deutscher Volksmährchen und Volkslieder, die in England zu finden ist. Auch fehlen in derselben die Uebersetzungen der eigenen Werke Walter Scotts nicht; lauter Tribute auswärtiger Bewunderung und Verehrung.

Sehr angenehm war es mir, in der Rüstkammer keine Trophäen jenes „nordischen Krieges“ zu finden, den der Dichter in Marmion seines Sanges würdig gehalten hat. Hier waren keine dänischen Streitäxte oder andere kriegerische Waffen zu sehen, selbst nicht einmal der Stab eines friedlichen Kopenhagener Nachtwächters, den der Führer in der Rüstkammer des Towers von London allen Fremden als eine schreckliche, irgend einer wilden, unbekannten Nation angehörende Waffe vorzeigt.

Das Speisezimmer ist merkwürdig wegen seiner reich verzierten Decke. Unzählige Wappen, Schnörkel und Abgüsse der Blumen und Pflanzen, die, mit seltener Kunstfertigkeit in Stein gehauen, auf dem Dach der Abtey von Melrose zu sehen sind, schmücken den Plafond. Unter vielen andern Bildern enthält das Zimmer eins, dessen Anblick das Auge kaum zu ertragen vermag. Es stellt das Haupt der unglücklichen Königin Maria von Schottland auf einer Schüssel liegend vor. So gräßlich sowohl Idee als Ausführung bey diesem Gemälde sind, hat sich doch, wie mir erzählt worden, ein seltsamer Liebhaber gefunden, der den berühmten Eigenthümer desselben zu bewegen gesucht hat, das fürchterliche Bild in Kupfer stechen zu lassen.

Nachdem ich eine geraume Zeit damit zugebracht hatte, das wundersame Gebäude von Außen und von Innen zu betrachten, mahnte mich die einbrechende Dunkelheit und ein regenartiger Nebel, ein Unterkommen für die Nacht zu suchen, welches, wie ich gehört, nur in Melrose, zwey Meilen von Abbotsford, zu finden sey.

Ein Knabe bot sich mir zum Führer dorthin an, und da er zufällig ein kleines Geschäft in einem am Wege liegenden Pachthof zu besorgen hatte, kehrte er mit dem Besitzer desselben zurück, welcher mich der, diesem Lande eigenthümlichen Gastfreyheit gemäß aufforderte, bey ihm einzutreten. „Es fängt an dunkel zu werden,“ sagte der brave Schotte, „und der schottische Nebel ist wohl im Stande, einen Fremden bis auf die Haut zu durchnässen. Kehret bey mir ein und nimmt fürlieb mit dem, was mein Haus vermag.“ Ein solches Anerbieten unter solchen Umständen ward natürlich mit dem größten Dank angenommen. Auch hatte ich mich kaum an des Pächters Kamin, dem wahren Sitz häuslicher Glückseligkeit, behaglich eingerichtet, als ich in der Unterhaltung und dem Benehmen meines Wirths, in dem Betragen seiner Frau und Kinder, und in der ganzen innern Einrichtung des Hauses die schönste Erläuterung folgender Stelle aus Guy Mannering fand: „Die jetzigen Pächter im südlichen Schottland sind eine weit feinere Klasse von Menschen als ihre Vorfahren. Ohne ihre ländliche Einfachheit verloren zu haben, sieht man sie jezt mancherley Künste treiben, die frühern Generationen völlig unbekannt waren; nicht allein solche, die Bezug auf eine fortschreitende Verbesserung ihres Besitzthums haben, sondern auch solche, welche recht eigentlich die Comforts des Lebens betreffen. Ihre Häuser sind bequemer, ihre Lebensweise geregelter und auf gleichen Fuß wie die der übrigen civilisirten Welt, und der edelste Luxusartikel, der Luxus in Kenntnissen, hat seit den lezten dreyßig Jahren in diesen Berggegenden mächtig um sich gegriffen. Die Neigung zu starken Getränken, sonst ihre größte Schwäche, hat sehr abgenommen, und während ihre weit ausgedehnte Gastfreyheit dieselbe geblieben ist, hat sich der Charakter derselben verfeinert und gereinigt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Verfasser ist von Geburt ein Däne.

Proben aus Wolfgang Menzels Rübezahl.

4. Die neue Proserpina.

Prinzessin.

Dieß Abentheuer fängt mich an zu freu'n,
Es ist doch nicht so schwer, mit Geistern umzuspringen,
Denn eine schöne Frau gefällt
Und herrscht auch in der Geisterwelt.
Bis zu des Weltalls lezten Ringen,
Durch Himmel selbst und Hölle dringen
Die Pfeile, die von Amors Bogen springen.
Der Liebe mächt'ge Lockung fühlte
Selbst Pluto einst, der Fürst der Finsterniß,
Daß er Proserpina, die unter Blumen spielte,
Mit ihren Blumen in den Orkus riß.
Doch ich, die in die gleiche Lage kam,
Ich werde klüger mich benehmen,
Als sich Proserpina benahm.
Wer sich nicht grämen will, muß andre grämen,
Gleichgültigkeit ist der erprobte Talisman,
Womit ich jeden Mann zum Sklaven machen kann.
Die Männer sind so sehr uns überlegen
An Kraft, an festem Willen und Verstand,
Daß wir mit unserm kleinen Widerstand
Nur in den engsten Fesseln uns bewegen.
Wenn der Gewalt wir trotzen, so geschieht's,
Um unsre Ohnmacht lächerlich zu machen,
Und wenn wir bitten, weinen, klagen, sieht's
Der Mann mit Lust, um desto mehr zu lachen.
Mit allem unserm Schmeicheln, Heucheln, Lügen
Vermögen wir den Mann nicht zu betrügen,
Deß Wille wie die Nadel am Magnet
Gradaus nach seinem Ziele geht.
Gleichgültigkeit allein, nur sie
Besiegen diese Herrn der Schöpfung nie.
Hier kann Gewalt uns nicht mehr schwächen,
Hier muß der stärkste Wille brechen,
Der feinsten Ueberredung Schlauigkeit
Prallt nutzlos ab an der Gleichgültigkeit;
Und aller seiner Waffen blos,
Tauscht hier der Mann des Weibes Loos,
Muß trotzen, bitten, weinen, zart sich schmiegen,
Uns kosen, schmeicheln, heucheln, lügen,
So daß alsbald das Scepter dieser Welt
Uns spielend in die Hände fällt,
Und wir, die Zärtlichen und Schwachen,
Die Starken uns zu Sklaven machen.
Zwar diese köstliche Gleichgültigkeit
Vermöchte niemals solche Wunderdinge,
Wenn nicht der Männer Eitelkeit
Hülfreich mit ihr im Bunde ginge.
Wenn je ein Mann, von Selbstsucht rein,
Mich lieben könnte nur allein,
Und nicht zugleich verlangen wollte,
Daß ich ihn wieder lieben sollte,
Dann hülfe die Gleichgültigkeit
Mir nichts mehr, und ich wär' bereit,
Der stärkern Macht zu unterliegen,
Ich ließe diesen Mann mich gern besiegen.
Doch nirgends lebt ein solcher Mann,
Denn eitel sind sie alle, alle,
Und wem nur ich gefallen kann,
Der glaubt auch, daß er mir gefalle.
Wenn heuchelnd ihre Liebe sie gestehn,
So wollen nur sie selbst geliebt sich sehn,
Und wo ich diesen Eigennutz erblicke,
Zieht sich mein Herz tief in sich selbst zurücke.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Das Gérardsche Krönungsgemälde hat man schon wieder den Augen des Publikums entzogen; die Zeitungen bekrittelten es so sehr, und es wurde so viel über die rothwangigen Hofleute, welche Gérard in ihrem vollen Ornate so stattlich dargestellt, gespöttelt, daß der Maler sowohl als die Regierung für gut befunden haben, dieses große Gemälde nicht länger dem Spotte preiszugeben und es in einem Saale des Tuilerienschlosses aufzustellen, wo es wenigstens nicht mehr dem großen Haufen zugänglich seyn wird. Nach den Zeitungen bekommt Gérard für dieses Gemälde 80.000 Franken; allein die kritischen Bemerkungen und Aeußerungen, wozu seine Arbeit Anlaß gegeben hat, müssen ihm diesen Lohn sehr verbittern. Gérard ist ein großer Maler und dazu einer der geistreichsten Männer von Paris; sein Kunsttalent sowohl als sein Witz und sein Scharfsinn haben ihm ein großes Ansehen erworben; er Hofmaler, Mitglied des königlichen Instituts, Professor Malerey, und selten wird von der Regierung eine große Kunstarbeit beschlossen und unternommen, ohne daß man ihn zu Rathe zöge. Seine Soirées, die jeden Mittwoch, vom Anfang des Jahres bis zum Ende, statthaben, die Feste, die er zuweilen auf seinem Landhause zu Auteuil gibt, werden stets von einer glänzenden Versammlung besucht, und Fremde sowohl als Einheimische, Hohe und Niedrige sehen es als eine Gunst an, wenn sie zugelassen werden. Gérard hat also eine Stellung in der Pariser Welt, wie sie wenige Menschen haben; denn nichts gibt einem Manne mehr Uebergewicht, als die so seltene Vereinigung von großem Talent, Reichthum und Geist. Einem solchen Manne huldigt man, als wenn er ein geborner Fürst wäre, und sein Einfluß ist manchmal eben so groß, als der eines kleinen Fürsten. Wenn man aber großen Einfluß hat, so läßt man sich zuweilen verleiten, ein wenig Mißbrauch damit zu treiben und diejenigen vorzugsweise zu beschützen und zu empfehlen, die sich durch Schmeicheleyen oder Gefälligkeiten in unsere Gunst geschlichen haben, und dagegen verdienstvolle Männer, die sich nicht so geschmeidig bewiesen haben, stehen zu lassen. Man sollte glauben, dieses sey Hrn. Gérard auch zuweilen begegnet; denn bey der Ausstellung des Krönungsgemäldes haben sich einige Stimmen bitterböse über ihn ausgelassen, und dieses muß doch wohl einen andern Grund haben, als die in seinem Gemälde entdeckten Fehler, welche noch dazu durch die Schönheiten aufgewogen, oder doch verdunkelt werden. Seitdem der Verfassungs-

geist die französische Nation durchdrungen hat, ist man aufmerksam auf Mißbräuche aller Art, und die freyen Zeitungen ermangeln nicht, sie unverholen aufzudecken; wer also sein Ansehen dazu benuzt, um sich und die Seinigen mit allen möglichen zeitlichen Gütern zu versehen, und dann zunächst für diejenigen sorgt, welche seinen kleinen Hofstaat bilden, das allgemeine Beste aber erst in dritter Linie nachfolgen läßt, der muß sich darauf gefaßt machen, daß die Zeitungen ihn ein wenig übel zurichten, denn die Oppositionsparthey betrachtet ihn als einen von denjenigen, welche sich die ungeheure Geldsumme, die von der Nation jährlich dargebracht werden muß, zu Nutze machen. Besonders arg hat den Baron Gérard und sein Gemälde ein gewisser Hr. Jal mitgenommen, der eine eigene, recht drollichte Broschüre darüber ans Tageslicht gefördert hat. Diese Broschüre heißt le Peuple au Sacre und ist in Kapitelchen eingetheilt, worin er sich auf alle mögliche Weise über das Gemälde, über die darauf dargestellten Personen und über den Künstler selbst lustig macht. So z. B. stellt Jal in einem Kapitelchen eine enthusiastische Verehrerin des Baron Gérard auf, welche sich vor das Gemälde im Louvre hinstellt und einen erhabenen Hymnus singt, zum Preis des grossen Künstlers, den sie weit über alle Maler sezt. In einem andern Kapitel, das mit Venite, adoremus! überschrieben ist, unterhalten sich ein Marquis, ein Vicomte, eine Herzogin, ein Kritiker und ein Kunstliebhaber über das Krönungsstück. Die erstern vergleichen Gérards Gemälde mit andern im Louvre ausgestellten Gemälden, und setzen sie weit unter das Krönungsgemälde; die Herzogin bemerkt, daß die Diamanten im Gemälde vortrefflich gemalt sind, der Marquis ist entzückt über die Tribune mit den so reich geschmückten Prinzessinnen; ein Anderer kann nicht genug die frischen Gesichter der dargestellten Hofleute rühmen; das seyen, meynt er, wahre Gesichter du bon ton.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, Juli.

(Fortsetzung.)

Es ist einer jener grossen Züge unsers Dichters, wodurch er unserr neueren Tragiker so unendlich hervorragt, daß seine Schöpfungen nach ihren kleinsten Theilen im unzertrennlichsten Zusammenhange, in der innersten Nothwendigkeit zu einander stehen und eben deßhalb wie aus einem Gusse erscheinen, so daß man nicht den kleinen Finger an diesen abgerundeten Kunstgebilden wegschlagen kann, ohne sich eines Vandalismus schuldig zu machen. Dagegen kennen wir freylich dramatische Erzeugnisse unserer Zeit, welche sich wie durch eine allmählige Alluvion zusammengehäuft haben. Ihr lockeres Gebäude gleicht einem Ameisenhaufen, der aus tausend einzelnen Sandkörnern zusammengetragen und voll Geschäftigkeit und rührigen Gewimmels ist, wovon man aber recht gut einige Händevoll wegnehmen oder eine tüchtige Anzahl seiner Bewohner todtschlagen kann, ohne gerade eine Störung des Ganzen bemerkbar werden zu lassen. Doch keine Seite der Bearbeitung ist so gänzlich mißrathen zu nennen, als der fünfte Akt unsers Trauerspiels. Der dem Brutus erschienene böse Genius erfüllt seine Drohung, auf dem Schlachtfelde von Philippi wieder zu erscheinen. Schlag auf Schlag bricht das Verderben über Cäsars Mörder herein. Die Scenen jagen sich, wie Wolken, die ein Orkan auf einander wirft. Selbst der auf einem Flügel des Heeres erfochtene Sieg wird den Verschwornen verderblich. Eine finstere Macht hat die Sinne der Sterblichen verwirrt und richtet die Schwerter der Feldherrn im Augenblicke der Entscheidung gegen ihre eigene Brust. Wie dürftig erscheint dagegen die Bearbeitung! Es ist Mondschein; wozu? Brutus selbst sagt bey Shakespeare, noch unerschüttert selbst von dem Tode seines Freundes:

> Flavius und Labeo! die Schlachtreih'n vor!
> Es ist drey Uhr, und Römer, vor der Nacht
> Versuchen wir das Glück der zweyten Schlacht! —

Also wozu Mondschein? Etwa um der nochmaligen Erscheinung von Cäsars Geist etwas Geisterhaftes zu geben? Gewiß, sie war nöthig, diese Mondscheinmagie, um dieses vorüberschleichende Phantom nicht bey hellem Tage zu einer lächerlichen Gaukeley zu machen. Shakespeare scheint recht gut eingesehen zu haben, daß es da keines Gespenstes mehr bedürfe, um das Gemüth der Zuschauer zu erschüttern, wo es ohnehin der Donnergang des hereinbrechenden Schicksals thut. Der Bearbeitung war diese Spiegelfechterey der Hölle allerdings nothwendig, sollte es dem Gemüthe des Zuschauers nicht ergehen, wie den Helden des Stückes, die einzeln nach einander auftreten (die Schlacht hört man in der Ferne, bey Shakespeare braust sie mit ihren Schrecken über die Bühne), ihre Klage über ihr Mißgeschick hersagen und dann mehr vor übergroßer Ermattung einzuschlafen, als zu sterben scheinen. Indeß geht das Treffen irgendwo außer der Bühne seinen Gang; man hört es von Zeit zu Zeit an den Tubatönen und dem fernen Feldgeschrey; allein fast ist man versucht, sich darüber zu ärgern, wenn man die Feldherrn so daher wanken, ihre Monologe halten und sterben sieht, während man draußen um dir blutiger Entscheidung ringt. Doch selbst diese sieche Kraftlosigkeit, in der das Stück sich zu Ende schleppt, ist noch verzeihlich gegen den Mißgriff jener ungeschickten Hand (wir wissen nicht, ist es die des Bearbeiters oder des Bühnenschneiders), welche die beyden ersten Scenen des fünften Aktes so ohne alle Umstände wegamputiren konnte. Dadurch fällt erstens die Unterredung der Feldherrn der beyden feindlichen Heere, die so voll kühnen Männertrotzes ist, dann der Abschied der beyden Freunde, Brutus und Kassius, weg, die sich hier zum leztenmale umarmen, um auf ewig von einander zu scheiden. Hierdurch ist der Bearbeitung ein doppelter Verlust zugewachsen. Nicht nur, daß eines der schönsten und rührendsten Gemälde unsers Dichters: der Abschied der zwey edelsten Männer und Römer, in deren großen Seelen die ganze Wärme der Freundschaft noch einmal in schöner, männlicher Rührung sich ergießt, verloren ging, sondern auch in Brutus Charakterzeichnung ist einer der tiefsten Züge verwischt worden, der allein Shakespeare's Meisterhand verrathen würde. Auf die Frage des Kassius nämlich, was Brutus zu thun gedenke, wenn die Schlacht unglücklich ausfiele, erwiedert dieser:

> Was mich gelehrt hat die Philosophie,
> Die mich den Cato tadeln hieß, der selbst
> Den Tod sich gab u. s. w.

und am Schlusse:

> mit Geduld mich waffnend,
> Harr' ich der Vorsicht einer höhern Macht,
> Die uns hienieden lenkt. —

Und doch vermag er nicht diesem Entschlusse treu zu bleiben und stürzt, da er Alles verloren sieht, in sein Schwert. So groß ist die Gewalt des bösen Geschickes über die Willenskraft selbst der erhabensten Seelen. Auch dieser Selbstmord des Brutus ist in der Bearbeitung nicht im Geiste Shakespeare's aufgefaßt. Er ersticht sich selbst. Shakespeare hat ohne Zweifel gegen diese reine Seele, diesen lezten und edelsten Römer eine gewisse zarte Schonung im Auge behalten, da er ihn nicht selbst Hand an sich legen, sondern in das vorgehaltene Schwert seines Dieners fallen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 169.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Juli 1829.

Wenig kann das Glück uns geben,
Denn ein Traum ist alles Leben
Und die Träume selbst ein Traum.

Calderon.

Proben aus Wolfgang Menzels Rübezahl.

a. Elfengesang.

Hörst Du ein Klingen
Wie Stimmen der Seligen,
Wenn in allmähligen
Engeren Schlingen
Dich mit den üblichen
Reigen die lieblichen
Elfen umringen?

Die Salamander.

Hörst Du den sonnigen
Aether erklingen,
Wenn wir den wonnigen
Frühling euch bringen,
Durch Waldes Dunkelgrün
Goldene Saiten ziehn,
Und aus den keimenden
Knospen die träumenden
Blumen erwecken,
Drin sich die glühenden
Spitzen der blühenden
Triebe verstecken?
Aber ein Schatten
Tödtet den Sonnenstrahl,
Mit ihm ermatten
Und sterben zumal
Die Blumen im Thal.
Nimmer entfalte Dich, nimmer erblühe,
Liebliche Jungfrau, flieh', o fliehe!
Weck' in der schweigenden
Ruhigen Brust
Nimmer die steigenden,
Fallenden Triebe
Vergänglicher Liebe,
Vergänglicher Lust;
Denn sie erblühet,
Ach, einen Mittag kaum,
Und sie entfliehet
Hinweg wie ein Traum.

Die Sylven.

Hörst Du den säuselnden
Wind in den kräuselnden
Blättern der Erle?
Siehst Du im Schooße
Der duftenden Rose
Zittern die Perle?
Leicht in der Luft
Schweben und gaukeln wir,
In Rosenduft
Wiegen und schaukeln wir
Leicht uns vorüber,
Doch immer hinüber
Von einer zur andern
Müssen wir wandern,

Weil uns der Wind
Entführt so geschwind.
Darum, o Mädchen, hüte vor Liebe Dich,
Denn wie der Wind so ist sie verändlich.
Hast Du gefunden,
Was Dich bewegte kaum,
Ist es entschwunden
Hinweg wie ein Traum.

Die Nixen.

Siehe die hellen
Wasser umrauschen Dich,
Elfen im schnellen
Tanze belauschen Dich.
Rings aus den Quellen
Reigen und winken wir
Und mit den Wellen
Steigen und sinken wir,
Schweben empor wir,
Schweben hernieder,
Singen im Chor Dir
Sehnende Lieder,
Sehnender Liebe
Unendliche Lust,
Drängende Triebe
Der zärtlichen Brust.
Siehst Du der Quellen
Perlende Thränen?
Siehst Du der Wellen
Ewiges Sehnen?
Wie sie verschwinden,
Hin in die Ferne ziehn,
Blumen sie finden
Lieblich am Ufer blühn,
Augen so fromm und licht,
Blaue Vergißmeinnicht,
Aber sie weilen,
Ach, um zu küssen kaum,
Immer sie eilen
Hinweg wie ein Traum.

Die Gnomen.

Hörst Du die friedlichen,
Froh unermüdlichen,
Treuen Kobolde
Tief in den Kammern
Der Berge hammern
Und wühlen im Golde?
Gold aus dem Schacht
Bringen herauf wir
Und Edelsteine.
Für all' die Pracht
Nehmen zum Kauf wir
Eure Gebeine.
O Mägdlein roth,
Daß fern sie Dir bliebe
Die opfernde Liebe,
Denn ach, für Liebe
Kauft man nur Tod.
Schwer ist die Liebe,
Des Herzen's Fülle,
Schwer gleich dem Golde;
Es zieht, o Holde,
Tief Dich hinab
Ins vergessende stille
Vergessene Grab.
Selig wenn immer
Dich Schlummer deckt,
Und störend nimmer
Ein Traum Dich weckt,
Wenn alle Schmerzen
Im stillen Herzen
Sind ausgerungen,
Und selbst verklungen
Im stummen Raum
Erinnerungen,
Der Träume Traum.

Besuch in Abbotsford, Sir Walter Scotts Landsitz.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich dem gastfreyen Pächter den Zweck meines Besuchs in dieser Gegend mitgetheilt hatte, fragte er mich mit dem Ausdruck gerechten Stolzes: „wie die weltberühmten Werke seines Landsmanns und nächsten Nachbars (denn damals wußte man schon, daß sie aus Sir Walters Feder geflossen) in Dänemark aufgenommen worden wären, ob sie Beyfall gefunden hätten?"

Da ich zufällig eine sehr pomphafte schriftliche Lobpreisung des Genies und der Werke Walter Scotts von einem talentvollen dänischen Schriftsteller bey mir hatte, konnte ich die Neugier meines gefälligen Wirths durch Vorlesung derselben auf die leichteste Art befriedigen. „Ich kenne," sagt der Däne, „den Verfasser des Waverly nicht persönlich; aber ich kenne seinen rothhaarigen Campbell mit dem langen Arm und der weitreichenden Wirksamkeit; seine holde Diana Vernon, kalt, leuchtend und schön wie der Mond; den trotz seiner Unbedeutendheit dennoch höchst poetischen Samson mit den schiefen Beinen; den königlichen Bettler im blauen, abgetragenen Rock mit der messingenen Platte. Ich schaudere vor den Schreckensbildern der blassen Schwärmer, wie sie ihre Blicke mit glühender, fieberhafter Heftigkeit auf die Uhr heften, um die Zeit zum Schlachten ihrer Opfer nicht zu versäumen.

Ich erblicke Maria Stuart, als Gefangene zwar, doch frey durch ihre Reize, und Elisabeth, trotz ihres Throns, im Geiste gefesselt. Ich finde den Herzog von Argyle im reizendsten Verhältniß zur heroischen, interessanten Jenny Deans. Die jüdische Madonna Rebecca zerreißt mein Herz, und in der Schilderung ihres Vaters, so wie des Narren Wamba erkenne ich den Landsmann und Bruder des unsterblichen Shakespeare. Ich lebe in England mit den alten Sachsen und den ritterlichen Normannen, ich kenne Schottland, ohne es besucht zu haben; die einsamen Fußpfade durch die Moräste der Wiesen, die mondbeleuchteten Steinhaufen, die Hütten mit ihren Höhlen, der Bach mit seinen Elfen, das Kloster mit seinen Mönchen, die Burg mit ihren Rittern, alles ist mir bekannt. Selbst in Glasgow finde ich einen vertrauten Freund in dem liebenswürdigen und fleißigen Spießbürger Jarvie. Ich erkenne zum Theil die Züge meines Baulundurs in den ihm ähnlichen Weland wieder; und ein andrer würdiger Bekannter spricht mich in dem affektirten, hochtrabenden und putzliebenden Sir Percy Shafton befreundet an. Vor den herrlichen Porträts des Alterthümlers und Sir William Ashton's stehe ich mit denselben Gefühlen wie vor Raphaels Leo dem Zehnten, und bewundere den großen Maler in den häßlichen Gesichtern. Des edlen Ravenswoods trauriges Ende auf dem Alfensand preßt mir Thränen des innigsten, wärmsten Mitgefühls aus, und ich sehe wohl, daß der große Dichter nicht allein das menschliche Herz in allen seinen Tiefen kennt, sondern selbst eins im Busen trägt."

Es versteht sich von selbst, daß ich in Erwiederung der Berichte, die ich meinem wißbegierigen Pächter über dänische Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten geben mußte, Gebrauch von dem schottischen Privilegium machte, welches dem Gast zwey Fragen für jede ihm von dem Wirth vorgelegte gestattet. Auf diese Weise verstrich der Abend sehr angenehm, und die eigentliche Zeit des Schlafengehens, von welcher es im Hamlet heißt: „nun ist die wahre Spukezeit der Nacht, wo Grüfte gähnen und die Hölle selbst Pest haucht in diese Welt," war längst vorüber, als wir endlich daran dachten, uns zur Ruhe zu begeben. Am folgenden Morgen sezte mir mein Wirth ein Frühstück vor, das den Ruf Schottlands in Zubereitung dieses Mahls vollkommen rechtfertigte. Ich wünschte mir Glück zu dem günstigen Zufall, bevor ich den vollkommensten aller schottischen Lairds gesehen, einen so klugen, unterrichteten und gastfreyen Pächter gefunden zu haben, und begab mich nun in die Baumanlagen von Abbotsford, wo ich, wie man mir in Sir Walters Hause gesagt hatte, den Dichter und seinen Förster mit Besichtigung der jungen Bäume beschäftigt finden würde. Er war nicht da, kam jedoch bald darauf, begleitet von mehreren großen Hunden einem Jagdhund, Hühnerhund, Dachshund und Schooßhund aus dem nahen Wald zurück; Maida führte den Zug an.

Nachdem ich Sir Walter einen offenen dänischen Brief von Oehlenschläger überreicht hatte, bat er mich, ihm in seine Bibliothek zu folgen, und äußerte sich auf dem Wege dahin sehr verbindlich über die ihm von seinen literarischen Freunden in Dänemark erwiesenen Aufmerksamkeiten. Die Art, wie er mich empfing, konnte nicht freundlicher, nicht gütiger seyn. Sein Wesen ist so einfach und anspruchslos, daß ich nicht umhin konnte, es im Stillen mit der Art und Weise mancher andern Dichter zu vergleichen, die, wenn gleich an Höfen großgezogen, dennoch häufig an Allem Mangel leiden, was zur Höflichkeit gehört.

Er begann mit mehreren Fragen über den gegenwärtigen Zustand der dänischen Literatur, und gleich die erste fiel mir besonders auf, weil sie am besten jene Beschuldigung widerlegt, die man Sir Walter Scott so oft und gewiß ohne Grund gemacht hat, als ob, mit Hazlitt zu reden, „sein geistiges Auge sich jeder, auf das zukünftige Wohl des Menschengeschlechts Bezug habenden Aussicht verschlösse."

„Wie steht es in Dänemark mit der Preßfreyheit?" fragte er. — „Es gibt keine Preßfreyheit in meinem Vaterlande," erwiederte ich. — „Großer Gott, dieß muß ja alle geistige Vervollkommnung und Entwicklung hemmen?" rief Sir Walter. — „Dieß würde auch gewiß der Fall seyn, wenn die Liberalität der Regierung dem Geist des Zeitalters nicht etwas nachsähe und die Bedürfnisse des Volks berücksichtigte, so weit es nämlich mit den ausländischen Verhältnissen vereinbar ist. Keine Regierung hat wohl je stärkere Beweise von der Ergebenheit ihrer Unterthanen erhalten als die dänische; und es muß daher vorausgesezt werden, daß sie bemüht seyn wird, die größte der politischen Wohlthaten und das festeste Bollwerk für den Regenten wie für die Regierten so weit als möglich auszudehnen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juli.

(Fortsetzung.)

Aus diesen wenigen Andeutungen mag es einleuchten, welche Behutsamkeit bey Bearbeitungen Shakespeare's nothwendig ist, da seine oft zufällig scheinenden Verzierungen wie Arabesken und Schnörkel eines gothischen Gebäudes sind, deren Verlust erst recht augenfällig wird, wenn sie hinweggebrochen worden sind. Ueberhaupt halten wir es für das größte Wagstück, unsern Dichter in sogenannten freyen Bearbeitungen wiedergeben zu wollen; da dieß eben so viel heißt, als eine Welt zerstören, um aus ihren Trümmern eine neue zu erbauen. Dieß vermag aber nur ein Genius, der mit nicht geringerer Schöpferkraft ausgestattet seyn müßte, als derjenige, welcher jene ersten Schöpfungen ins Leben rief.

Wandelt nun ein so hochbegabter Genius unter uns, so öffne er uns die Wunder seiner eigenen Schöpfungen, auf daß wir ihm den Altar einräumen, den wir bis jezt noch dem unbekannten Gotte aufgespart haben. Bis dahin gebe man uns diesen Shakespeare, wie er leibt und lebt, und wir wollen herzlichgerne mit seinen großen Schönheiten auch seine Mängel mit in Kauf nehmen.

Unstreitig war es das kraftlose Ende des Stückes, das wie ein laues Bad mehr erschlaffte, als erfrischte, was dem Ganzen bey seiner Aufführung dahier auch nur einen lauen Beyfall erwarb. Indessen schien diese Schläfrigkeit, die ohnehin wie das Gähnen ansteckend ist, auch unsere darstellenden Künstler befallen zu haben. Wenn wir die im Stücke noch übriggelassenen Paar Volksscenen und die Ermordung Cäsars ausnehmen, so zeigte die übrige Darstellung wenig Kraft, Ausdruck und Lebendigkeit. Fast alle unsere Künstler schienen nur die schroffe Härte, die kalte gebieterische Strenge des römischen Charakters hervorheben zu wollen, und vernachlässigten so die bey Shakespeare gar nicht außer Acht gelassene Urbanität. Es drückte sich außerdem im Spiele mehr eine gewisse Kühlheit, als Kälte aus. Selbst Cäsar (Eßlair) ließ Manches zu wünschen übrig; besonders vermißte man an einigen Stellen jene geschmeidige Leutseligkeit und von dem ganzen Alterthume so hoch gepriesene Güte Cäsars, die wie eine unwiderstehliche Zauberkraft auf Heer und Volk wirkte. Allzu ernst blickte überall die Strenge des Diktators hindurch, offenbar gegen die Absicht des Dichters, der seinen Cäsar beym Morgenbesuche sagen läßt:

> So auf mich warten lassen, ist nicht recht;
> Ey, Cinna! auch Metell! Krabonius,
> Ein Stündchen zum Geschwäz hab' ich für euch.

Dagegen entfaltete seine Gemahlin Calpurnia (Mad. Fries) die ganze Anmuth eines liebenden, von trüber Ahnung umdüsterten Gemüthes. In Markus Brutus (Hrn. Hölken), diesem lezten Römer, einer Seele, die mit ihrem reinen Gipfel in ruhiger Erhabenheit weit über alle menschlichen Seelen hinausragt, dessen weiches Gemüth in der ernsten Schule der Stoa zum unerschütterlichen Gleichmuthe der Weisheit erstarkte, kam keiner dieser Züge zum Ausdruck. In dem Streite der beyden Freunde (eine Scene, die zu den gelungensten und tiefergreifendsten unsers Dichters gezählt werden muß) ließ sich weder auf der einen Seite die schöne, klare Würde in Stimme und Geberrde, noch auf der andern (in Kassius, Hrn. Heigel) das vom tiefsten Schmerz zerrissene Gemüth des gekränkten Freundes und der bis ins Mark verwundete Stolz des harten Römers erkennen, der endlich sich in unwiderstehlicher Rührung auflöst. Indessen schien Kassius offenbar tiefer in seine Rolle eingedrungen zu seyn und entwickelte deßhalb auch ein lebendigeres und charaktervolleres Spiel in größerer Sicherheit, als sein Freund Brutus, an welchem eine gewisse Unbehaglichkeit in der Toga nicht zu verkennen war.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

In einem andern Kapitelchen von Jals Broschüre kommt wieder eine Unterhaltung über das Gemälde vor; dießmal spricht ein Bürger mit einem Herzoge. Der Bürger meynt, es sey nur ein Hofgemälde, denn das Volk oder die Nation sey durch nichts angedeutet, man sehe blos die Hofherren und Hofdamen; eine Krönung sey aber doch eine Handlung, welche das Volk ein Bischen angehe, indem bey derselben der König schwöre, die Verfassung und die darin enthaltenen Volksrechte aufrecht zu halten und getreu zu beobachten. „Mitten unter die Nation," sagt der Bürger, „hätte der Maler den König versezen sollen; nun befindet er sich aber mitten unter seinem Hofe, mitten unter den Leuten seines Hauses. Ich suche einen Volksdeputirten, erblicke aber keinen. Daß der Hr. Marquis von Rochemore dasteht, weil er in seiner Eigenschaft als Ceremonienmeister in einem gewissen Zeitpunkte der Handlung die violetsammtnen Stiefelchen dargereicht hat, welche Hr. v. Talleyrand dem Könige anlegen mußte, mag zwar gut seyn; allein vor ihm wünschte ich einen der Volksvertreter aus den Departementen zu sehen." — „Vor ihm?" ruft der Herzog aus, „aber die Etiquette?" — „Mit der genauen Beobachtung der Etiquetteregeln," erwiedert der Bürger, „macht man Gemälde ohne Wärme und ohne Interesse. Anstatt des Herzogs von Aumont, dem (ich bemerke es im Vorbeygehen) der Maler eine theatralische Stellung gegeben hat, vermuthlich, um daran zu erinnern, daß der Oberkammerherr Vicekönig des Operettentheaters war, an seiner Stelle, sage ich, hätte ich lieber einen unserer berühmten Fabrikanten gesehen." — „Einen Fabrikanten?" ruft der Herzog wieder aus; „Sie lästern ja, lieber Herr! ein Fabrikant hat keinen Rang unter uns." — „Das kann wohl seyn," versezt der Bürger; „allein er hat einen Rang in Frankreich, und ich seze immer voraus, der König befinde sich mitten in seinem Reiche. Wäre es nicht besser, wenn man an der Stelle des Herzogs von Uzès, der den mit Fleurs de lis gezierten Großmeisterstab schwingt, einen berühmten Gelehrten, einen ausgezeichneten Schriftsteller, einen großen Künstler, einen weltberühmten Kaufmann oder irgend einen andern Bürger aus den interessanten Klassen der Gesellschaft sähe?" — „Ich bitte Sie um Verzeihung," unterbricht ihn der Herzog, „das wäre höchst ungereimt. Hr. v. Uzès ist unentbehrlich da, wo er steht, und weder ein Astronom, noch ein Bildhauer könnte den Beywohnenden den Großmeisterstab zeigen." — „O dieser Umstand," versezt der Bürger, „könnte füglich bey der Ceremonie wegbleiben, denn es liegt darin nichts Rührendes. Wäre ich Hr. Gérard gewesen, so hätte ich auf das Tabouret da meinen Kameraden, den Maler Gros, hingesezt; die HH. d'Aumont, Latour-Maubourg, d'Avaray, Dreux-Brézé, Cossé und Talleyrand hätte ich ein wenig in den Hintergrund geschoben und sie Männern, wie v. Chateaubriand, Biot, Cuvier, Thénard, Lamartine, Dupin, Casimir Perrier, Royer Collard, Lainé u. a. untergeordnet u. s. w." In einem andern Kapitel handelt der Verfasser einzig von dem Herzog von Aumont, der eine Hauptstelle im Gemälde einnimmt, und meynt, wenn der Baron Gérard doch nun einmal die Hofbeamten darstellen wollte, so hätte er sie wenigstens lassen sollen, wie sie sind, und keine Adonis aus ihnen machen. So z. B. sey aus dem Herzoge v. Aumont ein Jupiter geworden, da doch Jedermann wohl wisse, daß dieser Herzog alt, klein, schwerfällig und, unter uns gesagt, häßlich ist. Ferner gibt der Verfasser ein Kapitelchen über die 33 Beine, die er im Gemälde gezählt hat und die alle nach Einem Muster gemalt zu seyn scheinen; Jal vermuthet, Gérard habe diese Beine einem seiner Schüler zu malen überlassen, und dieser habe ein hölzernes Muster vor sich genommen und 33 Stücke darnach verfertigt, ohne sich darum zu bekümmern, wem diese schöngeformten Beine und Waden gehören sollten, und ob sie zu den Personen paßten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 170.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. Juli 1829.

Wenn Lieben Leiden ist,
Wonne mein Leiden ist.

Schlegel.

Proben aus Wolfgang Menzels Rübezahl.

6. Liebestrost.

Der Reisende.

Es will die Liebe sich im Leide zeigen,
Drum will ich nimmer über Leiden klagen,
Nach Lust und Freude mögen andre jagen,
Ich gebe liebend mich dem Leid zu eigen.

Will sich die Freude zu der Liebe neigen,
Muß vor der Nebenbuhlerin ich zagen.
Nur Leiden werden mir die Wahrheit sagen,
Im Leide kann sich Liebe nicht verschweigen.

Hab' ich der Blumen Königin gefunden,
Muß leiden ich der Dornen süße Wunden,
Denn unter Dornen nur blüht auf die Rose.

Warf uns ein dunkles Schicksal seine Loose,
Und scheidet die Geliebten weite Ferne,
Nur nächtlich ferne strahlen Liebessterne.

Wen nie die wilde Leidenschaft zerrissen,
Wer niemals an des Abgrunds Rande schwankte,
Nicht an der Liebe bis zum Tod erkrankte
Und sich verblutet an des Grames Bissen:

Was kann er von der Liebe Frieden wissen,
Zu dem noch keiner ohne Sturm gelangte?
Wem je der Sold der süßen Liebe dankte,
Hat um die Liebe kämpfen, leiden müssen.

Das Feuer, dran sich Erd' und Himmel zünden,
Läßt aus der Lava milde Reben blühen,
Schwellende Trauben süß im Purpur glühen.

Lakrimä Christi sind die Liebesthränen;
Nur dort könnt ihr der Erde Frühling finden,
Wo ihre schwarzen Todesschlünde gähnen.

*

7. Böses Wetter.

Auf dem höchsten Gebirgrücken über dem Felsenabgrund, den man die große Schneegrube nennt. Der Berggeist sizt traurig auf einer Steingruppe, der sogenannten Rübezahlkanzel, und macht böses Wetter.

Berggeist.

Das leuchtende Gewand des Bräutigams,
Es wird zum langen schweren Trauermantel
Und breitet über alle Berge sich,
Und hängt in tiefen Nebeln rings hinab.
Statt der verlornen Braut umarm' ich jezt
Die wilde Windsbraut, der Erinn'rung
Phantom, das die Verzweiflung angstgepeitscht
Auf kahler Haide jagt in finstrer Nacht,
Und nie mehr einholt und lebendig macht.
Ich weine, weine, und der Thränen Saat
Strömt in das Land in langen Regengüssen.
Ich zürne mir selbst und blut'ge Blitze schlagen
Des alten Berges eigne Brust,
Und meinen Grimm verkündigen die Donner,
Die fern in der Geliebten Ohr verhallen.

Sturmwind.

Wie die in Wuth aufheulende Löwin
Das eben geborne, verlorne Kind
In Verzweiflung suchet und blind
Sich in des Abgrunds Tiefe herabstürzt,
Heulen und sausen und brüllen die Winde
Hinab in die Schlünde,
Suchen und suchen und finden nicht.

Blitz.

Wie in des Fiebers Gluth
Alle Pulse fliegen und drängen,
Bis sie die lästigen Bande sprengen,
Flammendes Blut
Hoch aufspritzt in springenden Quellen,
Springen die hellen
Blitze hervor aus dem Wolkenbruch.

Donner.

Wie ein Dummer
Immer zu spät kommt
Mit seinem Kummer,
Wenn's nicht mehr frommt,
Pfleg' ich alter Brummer
Hinterher zu grollen,
Lange zu rollen,
Bergunter,
Die Wolken hinunter;
Laß' in den Rachen
Der Nacht mit Krachen
Plumpe Bomben fallen,
Dumpf verhallen,
Daß der Tiefe Schlund,
Des Berges Grund
Muß zittern,
Erschüttern,
Stöhnen,
Erdröhnen.

Regen.

Aber in ein sanftes Weinen
Unabläßig unermüdlich
Lösen endlich alle Schmerzen
Sich im milden Herzen auf.
Weil der Himmel nicht die Erde
Zog empor zu seinen Höhen,
Will in Thränen er vergehen,
Liebend zu ihr niederfließen.
Hätt' er Augen mehr als Sterne,
Alle würden weinen, weinen,
Nicht mehr schauend aus der Ferne,
Niederthauend, sterbend gerne,
Innig ihr sich zu vereinen.

Besuch in Abbotsford, Sir Walter Scotts Landsitz.

(Fortsetzung.)

Nach diesem Gespräch schlug Sir Walter einen Spaziergang in die Gegend von Melrose-Abtey vor. Obgleich etwas lahm, ist er dennoch ein vortrefflicher Fußgänger, und diese Art von Bewegung seine gewöhnliche, wenn er auf dem Lande lebt.

Er ist groß und stark; sein Gesicht entspricht auf den ersten Anblick dem Bilde, welches man sich unwillkührlich von einem berühmten Mann macht, durchaus nicht, und trägt die Nationalzüge der Schotten. Die Nase ist eingedrückt, der Raum zwischen Mund und Nase groß, das Kinn klein, das Haar dunkel. Dabey sind die Wangen breit und blaß, und die Augenbraunen weiß. Er lächelt oft, sey es nun aus angeborner guter Laune, oder weil er alles Lächerliche ungemein scharf und schnell auffaßt. Ist von Poesie, und ich möchte wohl hinzusetzen, von irgend etwas rein Menschlichem die Rede, dann blitzt sein graues Auge feuriger, um den Mund zieht sich eine nachdenkliche Falte, auf seiner erhabenen Stirn thront Ernst und Begeisterung. Dasselbe bestätigt Lord Byron in dem, im Mercure du 19-ème siècle, 1826, Nr. 15 mitgetheilten Gespräch mit einem jungen Franzosen. Auf dessen Bemerkung, daß Walter Scotts Bildniß auf den Pariser Boulevards den großen Dichter nicht verrathe, antwortet Byron: „Nicht wenn er schweigt, wohl aber wenn er spricht, hat sein Gesicht Adel und Ausdruck; dann erräth man, was er ist.“ Seine Stimme ist wohllautend, von großem Umfang, zeigt sich aber erst dann in voller Kraft, Biegsamkeit und Mannigfaltigkeit, wenn er, was in traulichen Kreisen öfters geschieht, ein Nationallied recitirt. Es ist dabey auf kein Deklamatorium abgesehen; die Begeisterung, die Stimmung des Augenblicks ruft ihm das Lied ins Gedächtniß.

Da Sir Walter nach dem Zustand der Preßfreyheit in Dänemark geforscht hatte, war es natürlich, daß er auch zu wissen verlangte, welche Belohnung und Aufmunterung dem dänischen Gelehrten für seine Arbeiten zu Theil werde? Ich erwiederte hierauf, daß die dänischen Schriftsteller, trotz des beschränkten Umfangs ihrer Sprache und des daraus entstehenden geringen Absatzes ihrer Bücher, dennoch einen verhältnißmäßig bedeutenden Beytrag zu dem allgemeinen Schatz literarischer und wissenschaftlicher Werke geliefert hätten. „Ehemals, als sie noch in lateinischer Sprache schrieben, war der Erfolg sowohl hinsichtlich des Ruhms als des pekuniären Vortheils weit bedeutender als jetzt,“ wo sie sich der Muttersprache bedienen. Doch hat die Regierung in den letztern Jahren eine bedeutende Summe vom Nationalvermögen zur Beförderung der inländischen Literatur ausgesetzt. Der Hof be-

wies hierbey wahrhaft leontinische Freygebigkeit, und die Vornehmen und Reichen folgten seinem Beyspiel. Ich hörte einen jüdischen Buchhändler erzählen, daß die königlichen Subskriptionen während der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Hälfte der Kosten der meisten herausgekommenen Bücher gedeckt hätten. Aber diese Zeiten sind vorüber. Man hört jezt Männer, deren literarischer Ruf ihnen sonst Anwartschaft auf die höchsten Staatswürden gegeben hätte, bitter darüber klagen, daß die Menschen sich nicht viel um den Preis der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse kümmerten, wenn er auch noch so ungebührlich steige; daß hingegen jedes Buch unverkauft bleibe, sobald der Preis des Bogens auch nur um einen halben Schilling erhöht würde. Die beliebtesten Schriften von Oehlenschläger haben nur eine Auflage von 1500 Exemplaren erlebt."

„Das ist allerdings kein günstiger Stand der Dinge," bemerkte Sir Walter. „In unserem Lande gibt es, Gott sey gedankt! der Preise viel, nach welchen die Schriftsteller ringen, und können sie auch nicht alle den höchsten erreichen, so gibt es noch immer genug andere, die der Annahme werth sind." — „Meine Landsleute," fuhr ich fort, „haben sich deßhalb in den lezten Jahren bemüht, ihre Werke weiter zu verbreiten, theils durch Uebersetzung derselben in fremde Sprachen, theils aber auch dadurch, daß sie gleich selbst darin zu schreiben versuchten. Die französische Sprache hat in dieser Hinsicht Malte Brun und Heiberg (beyde wegen ihrer politischen Meynungen aus Dänemark verbannt) sehr gute Dienste geleistet. Auch in deutscher Sprache sind einige Werke von den Dichtern Oehlenschläger und Baggesen erschienen, und der Bischof von Seeland, Dr. Münter, hat seit einiger Zeit mehr in deutscher als in dänischer Sprache geschrieben." — „Der Bischof von Seeland!" rief Walter Scott. „Dieser Name mahnt mich an eine große Schuld. Ich versäumte einen Auftrag zu erfüllen, mit dem mich der ehrwürdige Prälat beehrt hat. Er wünschte von mir zu erfahren, auf welche Art die alten Könige von Schottland mit dem dänischen Elephantenorden (heißt er nicht so?) bekleidet worden sind. Nun muß ich gestehen, daß Nachforschungen über solche Gegenstände nicht in mein Fach gehören, weßhalb ich denn auch nicht im Stande gewesen bin, die Wünsche des Bischofs zu erfüllen. Aber ich hoffe, daß Seine dänische Majestät, trotz dieser Versäumniß von meiner Seite, dennoch auf gebührende Weise mit dem Hosenbandorden bekleidet worden ist?" — „Einige Verzögerung fand allerdings hierbey Statt, in Folge einer Geschwulst, womit die Beine Se. Majestät behaftet waren. Die guten Einwohner von Copenhagen hatten bey Gelegenheit der Ueberreichung dieses Ordens fest auf den als gewiß angekündigten Besuch Sir Walter Scotts gerechnet und äußerten inniges Bedauern, als ihre Hoffnung vereitelt wurde. Doch ersparte es dem dänischen Hof zugleich eine große Verlegenheit, die leicht einen schrecklichen, damals zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsterniß (wie die Anhänger der Dichter Oehlenschläger und Baggesen ihre Oberhäupter nannten) statifindenden Kampf hätte noch hitziger machen können." — „Wie so? wie hätte ich in denselben verwickelt werden sollen?" fragte Sir Walter lächelnd. „Ganz leicht. Die Aufmerksamkeiten, welche Ihnen von Seiten des Hofes ohnfehlbar erwiesen worden wären, hätten die Eifersucht der inländischen Dichter und Romanschreiber rege gemacht. Sie würden zum Beyspiel zur Tafel geladen worden seyn; man hatte zwar einigen Professoren der Theologie in aller Schnelle den gehörigen Rang verliehen, um sie fähig zu machen, Doktor Hobart, dem Dechanten von Windsor, einem der Abgeordneten, welche dem Könige von Dänemark den Hosenbandorden überbrachten, an der königlichen Tafel Gesellschaft zu leisten; es bleibt aber immer noch sehr zweifelhaft, ob unser größter Dichter hinsichtlich des Ranges fähig gewesen wäre, mit Ihnen bey dieser Gelegenheit hohen Orts zusammen zu treffen." — „Rang! Rang!" rief Sir Walter erstaunt. „Weßhalb hätte Ihr größter Dichter sein Mittagsmahl nicht mit mir bey dem Könige von Dänemark einnehmen können? Welchen Rang bedarf ein Mann, um mit dem König zu essen?" — „Er muß wenigstens Staatsrath seyn, um sich an der königlichen Tafel niedersetzen zu dürfen. Selbst Thorwaldsen mußte erst zu diesem Rang oder zu dieser Würde, wie man es nennen will, erhoben werden." — „Aber konnte denn der König seinen größten Dichter nicht zu einem solchen Staatsrath machen?" fragte Sir Walter. „Allerdings stand dieß in seiner Macht; aber, um mich eines einfachen englischen Sprüchworts zu bedienen: küssen geht nach Gunst, und die dänischen Dichter sind im Allgemeinen ein etwas hartnäckiges Geschlecht, zu stolz, um zu bitten, und deßhalb nicht geeignet, was man so nennt, ihr Glück in der Welt und am Hof zu machen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

In den vielen sonderbaren Kapitelchen dieser Broschüre erzählt Jal auch einige Anekdoten, unter andern folgende zwey: Ein Hofbeamter, der eine Menge Ordensbänder trägt, soll sich bey Gérard bitter darüber beklagt haben, daß dieser ihm auf dem Krönungsgemälde ein Ordensband zu wenig an-

gemalt habe, und er soll stark darauf bestanden haben, er müßte alle seine Ordensbänder haben, sonst würde er nimmer zufrieden seyn. Jal meynt, es sey grausam von Seiten des Künstlers gewesen, dem Hofmanne ein wenig Azurblau oder Mennig zu versagen. Die zweyte Anekdote bezieht sich auf die Geschichte des Gemäldes. Gérard, nachdem er den Auftrag erhalten, das Krönungsgemälde zu verfertigen, soll zwey ganz verschiedene Skizzen entworfen haben. Auf der ersten hatte er nämlich den König unter den Händen des salbenden Erzbischofs dargestellt, und auf der zweyten den Augenblick gewählt, wo der König die Huldigung der Prinzen und der Hof- und Staatsbeamten empfängt. Mit diesen beyden Skizzen begab sich Gérard zum Könige, und obgleich der Künstler schon im Stillen seine Wahl getroffen hatte, so wünschte er doch den Befehl des Königs in dieser Hinsicht zu empfangen. Der König, als ein andächtiger Mann, hielt sich an die erste Skizze und sagte blos: „Diese hier, Hr. Gérard.“ — „Erlauben mir Ew. Majestät,“ fing nun der Künstler an, „Sie zu bitten, die andere Skizze genau anzusehen. Unsere Kunst hat mancherley Gebrechen. Nicht alle Linien in einer Komposition sind pittoresk; eine lange, weißgekleidete, niedergebeugte Figur würde dem Effekt, den ich darstellen möchte, sehr ungünstig seyn.“ — „Das begreife ich sehr wohl,“ erwiederte der König; „freylich ist dieß eine Schwierigkeit; allein Sie sind ein geschickter Mann, Hr. Gérard, und Sie werden sie sicher beseitigen.“ — „Verzeihen mir Ew. Majestät, wenn ich darauf bestehe — „Je nun, Hr. Gérard, so führen Sie beyde Skizzen aus; fangen Sie mit derjenigen an, die Sie als Künstler vorziehen.“ Dieß that Gérard, nachdem er dem Könige wegen seiner Gnade gedankt und für seinen Bruder eine einträgliche Einnehmerstelle erhalten hatte. Die zweyte Skizze wurde im Großen ausgeführt, die erste wird der Künstler aber wahrscheinlich auf immer in petto behalten; denn er weiß wohl, daß ein Gemälde solcher Art wohl dem Könige und der Geistlichkeit, nicht aber der Nation gefallen könnte. Jal äußert in seiner Flugschrift, eine Summe von 100.000 Franken und der Grafentitel werde Hrn. Gérard für die Kritiken, denen sein Krönungsstück ausgesezt gewesen, wohl entschädigen. Die 100.000 Franken sind aber, den Zeitungen zufolge, zu 80.000 herabgesunken, und vom Grafentitel ist bis jezt keine Rede. Gérard ist schon Baron, und vom Baron bis zum Grafen ist der Sprung freylich nicht sehr weit; auch hat mancher Graf sicher weniger Verdienst, als Gérard; allein man meynt doch, so viel Auszeichnung habe der Künstler, der das Krönungsgemälde verfertigt, nicht verdient. Nimmt man alles zusammen, so wird man vielleicht finden, daß eigentlich Niemand bey dieser Angelegenheit befriedigt worden ist, weder der Künstler, noch der Hof, und am allerwenigsten die Nation. Vielleicht ist Jal der einzige Zufriedene, denn seine maliziöse Broschüre hat guten Absaz.

D g.

München, Juli.

(Beschluß.)

Die liebenswürdige Porzia, die nur allzu schnell den Augen des Zuschauers entrückt wird, was auch der Dichter fühlen mochte, da er, um gleichsam über sie zu beruhigen, die Kunde ihres Todes mitten in der gewaltigsten Bewegung des Stückes wie einen ferne klagenden, wehmüthigen Ton herüberklingen läßt, wurde (von Dlle. Hagen) befriedigend gegeben. Hr. Urban als Antonius erschien zwar nicht durchgehends in der klaren Bestimmtheit, mit welcher der Dichter diesen verständigen, scharfsichtigen, nie von der Macht des Herzens zu sehr überwältigten und nach allen Seiten hin abgeschliffenen Charakter zeichnete; indeß entfaltete er doch in vielen Stellen die ganze Kraft eines schönen Talentes, namentlich in der Rede vor dem Volke, die unstreitig zu den glänzendsten Parthien der Deklamation gehört. Caska (Hr. Rake), der, wie ihn der Dichter selbst schildert, „zwar diese träge Form annahm, aber doch kühn und edel ist, wo es eine Unternehmung auszuführen gibt, der seine Rohheit zu seinem guten Wiz als Brühe gibt,“ blieb zu wenig Römer und erinnerte zuweilen an einen jener Lanzen- und Humpen-brechenden Harnischmänner unserer ehemaligen Ritterschauspiele. Warum man aber Hrn. Weßpermann eine so untergeordnete Rolle, wie die eines Bürgers, zugetheilt hat, das mögen jene wissen, die wie der homerische Jupiter die Loose in ihrer Urne durcheinander schütteln und dem einen, wie es fällt, Ehre und Reichthum, dem andern Drangsal und Armuth zutheilen. Wenn es nun auf der einen Seite sehr betrübend erscheint, eine Schöpfung unsers Dichters, die unstreitig zu seinen tiefgedachtesten und großartigst empfundenen gehört, mit solchen Lücken und Mängeln dargestellt zu sehen, so kann es anderseits nicht befremden, wenn man bedenkt, daß nur ein allseitiges Verständniß des Dichters, eine innige Vertrautheit mit seiner Art zu denken und zu empfinden, ein psychologisches Studium seiner oft aus der geheimsten Tiefe der menschlichen Seele entnommenen Charakterzeichnungen, ein für Natur und Wahrheit durchaus offener und unverdorbener Sinn der Aufführung Shakespeare'scher Stücke Gelingen verheißen können. Wie sollten aber unsere Schauspieler zu einer solchen vertrauten Bekanntschaft mit diesem Dichter kommen? Doch wohl nicht durch eins oder zwey Stücke desselben, die man alle Jahre ein- oder zweymal gibt, wie seinen König Lear? Und noch dazu, wenn ein solches aus der Fluth tragischer Puppenspiele aufgetauchtes Meisterwerk sogleich wieder von einem Schwalle derselben, wie von einer Johanna von Montfaucon, den Räubern auf Maria Kulm, Partheywuth, Armuth und Edelsinn und dergleichen Machwerken verdrängt und weggeschwemmt wird. Wir wagen es, hier auszusprechen, daß die Werke Shakespeare's, zum unersezlichen Schaden des Geschmackes der Schauspieler und des Publikums, so lange matt, ohne Leben und Bedeutung auf der Bühne hinschlendern müssen, als dieselbe sich nicht die Mühe gibt, uns einen ganzen Cyclus jener Meisterwerke, mit möglichst kurzen Unterbrechungen, hinter einander vorzuführen. Bis dahin wird es seyn und bleiben, wie Tieck so treffend von dem Verfalle der Schauspielkunst in unserer Zeit sagt: „Wenn man nur Dichtungen gibt, denen Natur und Wahrheit völlig mangeln, so kann der Schauspieler zwar verkleiden und überhüllen, um die Karrikatur wieder zu einem Gemälde zurechtzurücken; soll er aber lange diese mißliche Uebung vornehmen, so wird er endlich erschlaffen, er wird auch die grellen Uebergänge nicht mehr scheuen, sich in der Uebertreibung und den groben Pinselstrichen gefallen, und der Zuschauer wird, verwöhnt, sich bald überreden lassen, dieß rohe Bild sey die wahre Erscheinung der Natur, und durch ungeziemenden Beyfall den Darsteller um so sicherer und auf immer verderben.“

Beylage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 171.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Juli 1829.

Welch ein Gefühl mußt du, o großer Mann,
Bey der Verehrung dieser Menge haben!
O glücklich, wer von seinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann!

Goethe.

Besuch in Abbotsford, Sir Walter Scotts Landsitz.

(Beschluß.)

Bey diesen Worten heiterten sich Sir Walters Züge sichtbar auf; seine Gestalt bekam etwas Martialisches, und sein Mund, dessen Muskelspiel immer sehr lebendig ist, verkündete, daß eine angenehme Erinnerung in ihm aufstieg. „Da wir einmal von irdischen Auszeichnungen, von der Ehre, an königlichen Tafeln zu speisen, und von dergleichen Dingen sprechen," sagte er, „muß ich offenherzig bekennen, daß mir das schönste Kompliment, das ich jemals gehört, von einem Sergeanten der schottischen grauen Dragoner (derselben, welche Bonaparte in der Schlacht bey Waterloo „ces terribles gris" nannte) gemacht worden ist. Ich war in London, wohin mich die Gnade Sr. Majestät des Königs zur Krönung berufen hatte. Eines Tags, als ich bey Herrn Arbuthnot zu Mittag gespeist hatte, ging ich nach dem Essen aus, einige Besuche zu machen, und hinterließ das Versprechen, bald wieder zurückzukehren. Dieß war jedoch nicht so leicht zu erfüllen, indem das ungeheure Gedränge in der Straße das Durchkommen fast unmöglich machte. In solcher Verlegenheit beschloß ich, mich an einen meiner tapfern Landsleute zu wenden, und redete deßhalb einen Sergeanten von den schottischen grauen Dragonern an. Kaum hatte ich meinen Wunsch, durch das Gedränge zu kommen, ausgesprochen, als der Sergeant freudig ausrief: „Walter Scott! mein berühmter Landsmann! Herr, im Augenblick werde ich Ihnen Platz machen!"

Unvergeßlich bleibt mir der edle Ausdruck und die stolze Haltung, womit der Dichter des Soldaten Worte wiederholte. Man sah ordentlich, wie er sich durch diesen lakonischen Lobspruch gehoben fühlte, eine Art von Lob, wie es seinem Landsmann Robert Burns noch in einem weit höhern Grad zu Theil geworden ist.

Unser Spaziergang führte uns an das Ende eines kleinen Thals, durch welches sich ein Bach schlängelt. Hier stand ein zierliches Häuschen, dessen Bewohnern Sir Walter einen Besuch zugedacht hatte, die er aber nicht zu Hause fand. „Dieß ist Doktor Morris *) Studierzimmer," sagte er mit einem bedeutenden Lächeln, als wir um die Ecke des Hauses traten. „Er ist nach Dryburgh-Abtey gegangen." Da ich wohl wußte, wie gern er sich hier aufzuhalten pflegte, äußerte ich den Wunsch, meinen frühern Plan, nach Melrose zu gehen, aufzugeben, da es doch zu spät geworden sey, um vor dem Mittagessen wieder in Abbotsford seyn zu können. Der Vorschlag ward angenommen, und so gewann ich Zeit, die reizenden, interessanten Umgebungen zu betrachten.

Der lebendige Geist des besten aller Cicerones wußte das Gespräch immer durch neue, interessante Gegenstände zu beleben, und alle Merkwürdigkeiten der Umgegend auf die anziehendste Weise zu beschreiben. Jeder Fluß, jedes

*) Sir Walters Schwiegersohn, Herr Lockhart, schrieb unter dem angenommenen Namen Doktor Morris eine Beschreibung von Schottland. Er wohnte in dem kleinen Häuschen.

Feld, ja fast jedes Haus ruft die herrliche Gabe der Darstellung in ihm hervor. Als wir an einigen Hütten in der Nähe von Abbotsford vorübergingen, fragte ich zufällig: „ob Milch in Schottland ein Luxusartikel für die ärmere Klasse sey, wie ich es häufig in England, und noch mehr in Irland gefunden?" — „Milch ein Luxusartikel!" rief Sir Walter beynahe erschrocken aus, „Gott verhüte, daß die Armen in meiner Nachbarschaft jemals dieses nothwendige Lebensbedürfniß entbehren sollten. Nein! die meisten unserer Hüttenbewohner besitzen selbst eine Kuh, und diejenigen, welche keine halten können, sind berechtigt, ihre Milch für einen sehr geringen Preis von den wohlhabendern Kuheigenthümern zu fordern. Doch hier sehen Sie die beste Antwort auf Ihre Frage," fuhr er fort, indem er sich bückte und einem blühenden Knaben, der auf dem Rasen saß, die Wangen streichelte. „Betrachten Sie diesen kleinen Burschen; würde er wohl so voll und rosig aussehen, wenn er nicht täglich sein Quantum Milch bekäme?" Es war mir ein erfreulicher Gedanke, die Hüttenbewohner in der Nähe des Schlosses mit allen den kleinen Lebensbedürfnissen versorgt zu wissen, die sie an andern Orten so häufig entbehren müssen, und dieses beruhigende Gefühl erhöhte den Reiz der Gastfreyheit, die meiner in Abbotsford wartete....

Ich vermißte bey der Tafel eine Art von Unterhaltung, die, wie ich wußte, noch wenige Jahre vorher hier stattgefunden hatte. Es pflegte nämlich gegen Ende des Mahls eine hochländische Kriegsmelodie in der Nähe des Speisezimmers zu ertönen, und wenn dann die Gäste ihre Blicke nach dem Fenster richteten, sahen sie einen edlen Hochlandspfeifer auf dem Rasen vor dem Hause auf- und abschreiten, die Federn seines Barets, die Falten seines Plaids und die Bänder seines Dudelsacks phantastisch vom leisen Abendwind bewegt. Nachdem er ein Dutzend Lieder gespielt, wurde er, dem alten Gebrauch zu Folge, hereingerufen, den Dank der Gesellschaft zu empfangen. Mit militärischem Anstand, ohne das Barret zu lüften, trat er dann herein, nahm das ihm von seinem Herrn gereichte Glas Branntwein, leerte es auf einen Zug und entfernte sich hierauf wieder eben so feyerlich, wie er gekommen. Hoher Ernst ruhte während dieser Handlung auf dem braunrothen Gesicht, auf den edlen celtischen Zügen des Pfeifers. Nachdem ihn der geistige Strom erwärmt und belebt, pflegte dann wohl eine fröhlichere Weise, als man bis jetzt von ihm gehört, hinter der Thüre der weiten Halle zu ertönen, bis die Lunge, nicht länger fähig, gleichen Schritt mit dem guten Willen zu halten, ihre Dienste versagte und den Pfeifer verstummen ließ. Roderik von Skye, so hieß er, hatte, wie ich nachher erfuhr, Sir Walters Dienst mit dem Sr. Majestät Georgs IV. vertauscht, da der Schöpfer des Rhoderik Dhy (lady of the lake) und des Fergus Mac Ivor, der sich damals, im Jahr 1819, noch nicht als solcher bekannt hatte, es nicht länger schicklich fand, einen hochländischen Pfeifer unter der Dienerschaft seines Hauses in den Niederlanden zu halten.

Auch bedurfte es keiner hochländischen Musik, so mächtig und ergreifend sie auch seyn mag, um die Lebensgeister des Herrn des Festes zu wecken. Man kann sich nichts Anmuthigeres denken als die leichte und scherzhafte Weise, mit welcher er die Unterhaltung führt, besonders wenn sie sich auf den Verfasser der Waverly-Romane lenkt. Bey einer solchen Gelegenheit hat, wie mir erzählt worden, der verstorbene Buchhändler Constable einmal seine ganze Fassung zusammen nehmen müssen, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen, als Sir Walter bey Erzählung einiger Anekdoten, mit den Fingern auf dem Tisch trommelnd, ganz ernsthaft rief: „Was würde der Verfasser des Waverly hieraus gemacht haben! Wie herrlich hätte sich dieß in einem schottischen Roman ausgenommen!" Doch obgleich der Dudelsack aus dem Ritterschloß des berühmten Dichters verbannt worden ist, ertönte dennoch in seinen schönen Gemächern eine Musik, deren Eindruck ich nie vergessen werde. Und wenn man mich nach vielen Jahren fragen sollte, welches Bild aus diesen interessanten Tagen mir in der Erinnerung die meiste Freude gewähre, antworte ich ohne Bedenken: das Andenken an jenen schönen Augenblick, als Sir Walter, nachdem seine älteste Tochter eine schottische Ballade zur Harfe gesungen, rasch aufsprang,

his eye in a fine phrensy rolling,

und, mit großen Schritten das Zimmer messend, die Ballade laut wiederholte.

Proben aus Wolfgang Menzels Rübezahl.

7. Todtenfeyer.

Einsames Thal. Nacht mit einem Mondregenbogen. Die todte Arabella wird von den Elfen begraben.

Gesang der Elfen.

Die Nacht so heilig und düster
Soll heute Kirche seyn,
Der Mond als frommer Priester
Das Todtenopfer weih'n.

Von Farben zart gezogen
Zwey Säulen gehn empor.
Es wölbt der Regenbogen
Des heil'gen Tempels Chor.

Wo die holde Lilie träumet,
Da ist der Altar schon.
Der Bach, der am Felsen schäumet,
Stimmt an den Orgelton.

Zum Weihrauch wollen wir holen
Den Duft vom Lilienblatt,
Oder von Nachtviolen,
Zum Tode so süß und matt.

Der Thau im Perlenglanze,
Weihwasser soll er seyn.
Es bleiben zum Todtenkranze
Die Rosen im Mondenschein.

Andächtig ist die Gemeine
Und betet still für sich,
Die lispelnden Blätter im Haine,
Kaum hörbar regen sich.

Ist die Todtenmesse gelesen,
So tragen die Todte wir fort,
Wo niemand noch gewesen,
An den geheimsten Ort.

Kein menschlich Aug' ihr weine,
Sie hat geweint genug.
Nachtpfauenaugen alleine
Sehn sie im Vorüberflug.

Johanniswürmchen begleiten
Den Zug vom Berge herab,
Die Blumenglocken läuten,
Die Elfen graben das Grab.

Die Sonne sank mit ihren Blitzen
Tief hinter des Gebirges Saum,
Die Blume schloß des Kelches Spitzen
Und starb an einem süßen Traum.

Doch bey des bleichen Mondes Schimmer
Stehn Knospen rings, entkeimet kaum,
Und blühen neu des Morgens immer,
Und träumen fort den süßen Traum.

Jean Paul an A.

Hof, den 15. März 1795.

Ihre schönen Briefe, besonders der nicht an mich gehörige, zwingen mich ordentlich, heute mein Arbeitsgewühl mit einem Vergnügen zu unterbrechen, ich meyne mit einem Brief an Sie. Warum soll ich nicht, was ich kann, beytragen, die Tazen, die der Zufall in Ihre Seele schlägt, aus der Wunde zu ziehen, um Ihre trüben Stunden wegzunehmen? Einer Person, die (wenige Züge abgerechnet) einen so wohlwollenden, gelinden, erweichenden Brief voll stiller und ergebener Schmerzen schreibt, wie Sie, darf man ja wohl rathen, wieder einen zu schreiben, weil sonst das Gewitter immer über Einem Orte bleibt, und zwar einen nach folgendem Plane: Denken Sie sich in die fremde Person — jeder hasset durchaus nur moralische Häßlichkeit — eingebildete oder wahre, folglich müssen Sie nicht Ihre Meynung von sich beym Andern voraussetzen (und daraus gegen seine Billigkeit folgern), sondern seine. Folglich müssen Sie diese angreifen. Ich würde so sagen (verzeihen Sie ja, meine Theuerste, mein vielleicht ungelenkes Wohlmeynen, um so mehr, da ich jezt keine Zeit habe, ihm die sanftere Wendung zu geben): Sie müssen jezt mit Anstrengung sich in die Verdrehungen hineindenken, womit man Ihr Schweigen, Dulden, Handeln zu einem schlimmen verkehrt. Nicht das Auge, womit Sie gesehen werden, sondern das Licht ist falsch, in dem Sie gesehen werden.

Lassen Sie, theure Freundin, immer Ihr schuldloses, reines Herz, das so oft gekränkt wird, sprechen; aber beleidigen Sie nur die Eitelkeit nicht. Wählen Sie die weichsten Worte. Man muß sanft sprechen, obwohl fest, wie Sie es thun, auch oft hart handeln; unter meinen Handlungen erlaubt mir das Gewissen keine Wahl, aber unter meinen Worten, und glauben Sie mir, man macht sich zehnmal weniger Feinde durch strenges Thun, als durch strenges Reden. Sonderbar! an sich liebt man Heftigkeit, an andern Ergebung; im Roman achten Sie nicht die stürmende, kräftige, sich entgegenstemmende Heldin am meisten, sondern die, die mit allen Kräften zur Gegenwehr gerüstet, doch mit einem feuchten Auge alle Waffen hinlegt und sagt: „Mißhandelt mich nur, ich will es dulden.“ Nur dann ist Nachgeben und Dulden verächtlich, wenn es aus Kraftlosigkeit und Muthlosigkeit entsteht; aber wenn man in sich das Vermögen brennend fühlt: „ich habe Troz und Mark zum Kampf, ich könnte alles wagen, und wenn man dennoch, göttlich zufrieden mit dem Gefühl des Muths, nicht sowohl vor dem Gegner die Waffen streckt, als vor der Sanftmuth, dann hat man etwas Höheres als Muth: Ergebung in die Vorsehung. Man siegt über einen größern Gegner als den äußern — über den innern. Erreichen Sie keine äußere Absicht, so erreichen Sie doch Alles: den innern Gehalt. Sie lesen ja die Bücher nicht, um sie zu doziren und davon zu leben. Eben so üben Sie ja die Geduld nicht, um damit Menschen zu gewinnen, sondern weil sie göttlich ist.

Sie können in diesem Blatte ein treumeynendes Herz nicht verkennen. Ich habe Ihnen freylich, und das auf eine unpolirte Weise, nichts gesagt, als was Sie schon wußten, und was Ihre moralische Kraft Ihnen selbst eingibt; aber die Wahrheit wird, wie der Schall, schöner durch das Echo, ich meyne kräftiger. Der Himmel lasse der besten Freundin die Dornenkrone in einen Blumenkranz ausblühen, und schließe die bangen Prüfungen nicht nur mit Freude für ihr edles Herz, sondern auch mit fremder Besserung.

Ihr alter Freund
Richter.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Vor einigen Tagen wurde ein junger Mann, Namens Fenlayson, vor Gericht beschuldigt, seiner Herrschaft Silbergeräth gestohlen zu haben. Die Umstände waren sehr verdächtig; alles, was der Bursche bey dem ersten Polizeyverhöre über sich selbst, seine Erziehung und Herkunft gesagt, war erlogen, aber man hatte keinen einzigen entscheidenden Beweis und er wurde freygesprochen. An demselben Tage noch brachte er, von einem Oheim, einem rechtlichen Handelsmann, begleitet, alles Gestohlene unversehrt zurück, bat wegen des Geschehenen um Verzeihung und erzählte, auf welche Weise er den Diebstahl verübt und verborgen, wobey er versicherte, daß es von Anfang an seine Absicht gewesen, die Sachen nach einiger Zeit wieder zurückzuschicken, da er dieselben blos darum genommen, um sich an seiner Herrschaft zu rächen, die ihm den Schlüssel eines Zimmers entzogen hatte, zu dessen Besitz er sich berechtigt glaubte. Nach den englischen Gesetzen kann bekanntlich Niemand desselben Vergehens wegen zweymal gerichtet werden, und folglich hat der Dieb nichts mehr von seiner Entdeckung zu fürchten. Der Vorgang zeigt jedoch, wie leicht es bey der englischen Prozedur für einen Verbrecher ist, freygesprochen zu werden, und wie sehr dieser Umstand dazu beytragen muß, die Verbrechen zu häufen, läßt sich aus unsern Parlamentsberichten über diesen Gegenstand entnehmen. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde ein junger Mann, der Bediente eines Offiziers, von einem Morde freygesprochen, den allen Umständen nach kein anderer als er begangen haben konnte. Ja er hatte die That einem Mitgefangenen gestanden, der durchaus keinen Beweggrund haben konnte, die Aussage vor Gericht gegen einen ihm ganz fremden Menschen zu erdichten; aber da er selbst ein abgehärteter Verbrecher war, wollte ihm die Jury als solche nicht glauben, obgleich sie als Menschen keinen Zweifel über die Schuld des Mannes hegen konnten.

Im Laufe dieses Jahres haben sich hier meines Wissens nicht weniger als drey unserer Landsleute entleibt, ein junger Wundarzt aus Berlin, ein junger Weinhändler von Köln, und vor wenigen Tagen eine junge Hannoveranerin, alle drey aus Verzweiflung über Geldmangel. Der Vater der leztern, ehemals Hoffechtmeister in Hannover, lebte in den lezten Jahren mit seiner Familie zu Bern. Er hatte sechs Töchter, wovon die jüngste mit einem englischen Offizier entfloh, der sie nachher heyrathete; zwey von den Schwestern aber nahmen sich die Sache so zu Herzen, daß sie sich in die Aar stürzten und ertranken. Einige Zeit nachher starb der Vater, und da man hierauf einen Theil des Jahrgehaltes, den er von seinem Hofe genoß, einzog, kamen die drey übrigen Töchter hierher, um den König um die Fortsetzung des Ganzen zu bitten oder, wie Andere versichern, um gewisse Ansprüche geltend zu machen, über deren Beschaffenheit Niemand im Reinen zu seyn schien. Die Frauenzimmer sollen gut erzogen seyn, d. h. sie verstehen einige Sprachen, Musik, Zeichnen u. s. w. und haben aller Wahrscheinlichkeit nach eine Menge Romane gelesen. Wenigstens hatten sie sich fest in den Kopf gesezt, sie seyen sehr vornehme Personen, wollten nirgends als in den vornehmsten Gasthöfen wohnen und dort nach dem höchsten Styl leben. Da sie aber keine Mittel hatten, das vornehme Leben zu bestreiten und die erträumten Summen vom Hofe auch ausblieben, mußten sie endlich ins Gefängniß. Aus diesem rettete sie die Wohlthätigkeit eines der Sheriffs; mehrere andere Herren, unter andern auch der Graf Münster, interessirten sich für sie, der König selbst schickte ihnen 50 Pfund zum Reisegeld; aber die theuren Gasthöfe waren das Sieb der Danaiden; das Geld ward verzehrt, ein Wirth nach dem andern trieb sie aus dem Hause, und sie schienen endlich so berüchtigt geworden zu seyn, daß sie fast nirgends Unterkommen zu finden hoffen durften. Ob alles, was man von den Eigenheiten dieser sonderbaren Schwestern erzählt, wahr ist, mag wohl zu bezweifeln seyn; gewiß indessen ist es, daß alle drey Dolche bey sich zu führen pflegten und bald sich selbst, bald eine die andere zu erstechen drohten. Vor ein paar Tagen aber ließen sie sich gegen Mitternacht mitten in den Fluß rudern und stürzten sich alle drey zugleich ins Wasser. Der Bootsmann, nach Hülfe rufend, hatte das Glück, eine zu erfassen, während die andere sich an einem Ruder festhielt, das er ihr entgegenstreckte. Auf diese Weise rettete er beyde, aber die dritte ertrank, ehe man ihr zu Hülfe kommen konnte. Die Ueberlebenden wurden Anfangs in eine elende Hütte gebracht und von da in ein Armenhaus, wo sie sich noch befinden; ein warnendes Beyspiel für die, welche im Leben Romane spielen wollen, und für Eltern und Erzieherinnen, welche alles gethan zu haben glauben, wenn sie einem Mädchen die äußere Bildung gegeben, die man leider allein in der Gesellschaft zu suchen und zu schätzen scheint, und die sie zu Puppen karrikirt. Wären diese Mädchen nicht von falschem Hochmuthe verleitet worden, so hätten sie bey den Geschicklichkeiten, die sie besaßen, leicht ihr Brod erwerben können, ohne um Gnadengehalte betteln zu müssen. Aber es ist nicht allein in Deutschland so schlecht mit der Frauenerziehung beschaffen, es ist hier eben so, ja mit wenigen Ausnahmen in dem an den höheren grenzenden Theil des Mittelstandes noch schlimmer; nur ist das hiesige Frauenzimmer von Natur weniger zum Romanhaften geneigt. — Das Todtenschaugericht kam nach langer Berathung zum Schlusse, daß Hermandine B. sich in einem Anfalle von Geisteszerrüttung entleibt habe. Ein Hr. Dickinson, welcher die Schwestern, seitdem sie zum zweyten Male im Schuldengefängnisse gewesen, oft gesehen hat, gab an, daß der hochfahrende Geist der ältesten Schwester an all ihrem Unglück Schuld gewesen sey; daß die beyden jüngeren gern Unterstützung angenommen hätten oder in Dienst gegangen wären, wenn jene es gelitten hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 165:

Ecke.

Räthsel.

Rückwärts laufen und doch den Hals nicht brechen, ist meine
Kunst und Bestimmung zugleich; übe sie nun auch an mir!
Sieh! so erscheinet zuerst der Thaten gräßlichste, welche,
Seit das Menschengeschlecht lebt, zu zernichten es strebt.
Drauf erscheinet ein Fluß, der nöthigste unter so vielen;
Ohn' ihn wäre das Land Wüste nur, das er ernährt.
Noch ist ein Restchen vorhanden, an dieses hänge die Sylbe
is, und von obigem Land hast du den göttlichen Stier.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Juli 1829.

Dein Thun war vorwärtsgehn, dein Feind das Hinderniß;
Dein Wille glich dem Pfeil, der durch die Lüfte gleitet,
Zu fahren in das Ziel, zu dem der Blick ihn leitet,
Selbst durch des Freundes Herz, gewiß.

Lamartine.

Mahmud II. und seine Staatsreformen vor dem Jahr 1812 *).

Mahmud II. wurde im Jahr 1785 geboren. Er ist ein Sohn des Sultan Abdul-Hamid, und der einzige Ueberlebende von sehr zahlreichen Geschwistern. Zur Zeit als Selim III. abgesezt wurde, war er, wie er es von seiner Geburt an gewesen, ein streng bewachter Gefangener im Harem, wo er seine Zeit unter Sklaven und entmannten Geschöpfen hinbrachte. Als Selim, vom Throne gestürzt, in sein altes Gefängniß im Serail wandern mußte, hatte die Familie der Osmanlis, an deren Fortdauer die Türken bekanntlich das Schicksal ihres Reiches knüpfen, so sehr abgenommen, daß man ihr Aussterben zu besorgen anfing. Denn außer dem abgesezten Selim, waren nur noch zwey Prinzen am Leben, und diese waren Söhne Abdul-Hamids und seine Vettern. Mahmud, der jüngere, mußte dem Gebrauche gemäß vor wie nach im Gefängniß schmachten, sein schwachsinniger Bruder Mustapha aber bestieg den Thron, auf den ihn die vereinigte Stimme des Mustis, der Ulemas und Janitscharen berief. Wäre Selim so grausam gewesen als manche seiner Vorgänger, so hätte er nur seine beyden Vettern ermorden dürfen, um sich Leben und Thron zu sichern, da er alsdann der einzige überlebende Abkömmling Osmans gewesen wäre, und sein blutdürstiges Volk eine solche Handlung leicht entschuldigt haben würde. Aber einer solchen blutigen That war der sanfte Selim nicht fähig, und schaudernd vor den Schrecknissen eines Bürgerkrieges, ergab er sich demüthig in den Willen des Geschickes.

Selims Unglück hatte die glücklichsten Folgen für Mahmud. Der abgesezte Fürst, welcher den Edelmuth gehabt haben soll, seinem Nachfolger auf der Schwelle des Thrones, den er verlassen mußte, die weisesten Rathschläge zur Erhaltung desselben zu geben, ward jezt der Lehrer seines Mitgefangenen, und theilte ihm alle die Bildung mit, die er von dem klugen Chelibi-Effendi erlangt und sich selbst als unumschränkter Herrscher auf dem Throne errungen hatte. Selim war nicht nur ein hellsehender Politiker, sondern auch ein Freund der Musen; er übte selbst Dichtkunst und Musik, und von ihm erbte Mahmud den gleichen Geschmack und die Kenntniß seiner eigenen sowohl als der arabischen Sprache; selbst diejenigen, welche keine Ursache haben ihm zu schmeicheln, erkennen an, daß er darin sehr bewandert ist. Das einzige, was Selim ihm nicht beyzubringen vermochte, war seine eigene Milde, Nachsicht und Großmuth; Mahmud blieb vor wie nach hartnäckig und heftig, und sein ganzes Wesen verrieth den grausamen, unbeugsamen Charakter. Einmal, so erzählt man, schlug er in der Gegenwart Selims einen Sklaven, der es in einer Kleinigkeit versehen hatte, auf den Mund, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen. „Ach Mahmud," sprach der ehemalige Monarch in ver-

*) Aus Macfarlanes vor Kurzem in London erschienenem Konstantinopel im Jahr 1828.

weisendem Tone, „wenn Du erst wie ich in dem Feuerofen der Erdenplagen erprobt worden bist, wird Dich eine so kleine Sache nicht mehr aufbringen; wenn Du gelitten hast wie ich, wirst Du auch für das Leiden eines Sklaven Mitgefühl lernen.“ Wenn es auch schwer ist, die Aechtheit dieser und vieler andern Anekdoten der Art zu beweisen, so zeigt doch ihr Daseyn überhaupt, welche Meynung die Türken von dem Charakter der beyden Fürsten hegen, und wessen man sie beyde für fähig hält. Als Selim den Unterricht Mahmuds übernahm, war dieser 22 Jahre alt, und man muß sich daher noch mehr wundern, daß sein Geist in diesem Alter noch so viel Bildung annahm, als daß sein bereits gebildeter Charakter keine Aenderung erlitt. Indessen sind ihm seine Laster auf seiner stürmischen Laufbahn gut zu statten gekommen, so wie anderseits Selim seine Tugenden zum Verderben gereichten. Sein stürmisches Wesen hat Mahmud über Schwierigkeiten weggeführt, vor denen sein sanfter Vetter zurückgebebt wäre; er ließ sich, galt es seine Plane durchzusetzen, durch nichts aufhalten, wenn er auch dabey durch Ströme Blutes waten und alle menschlichen Gefühle und Rechte mit Füßen treten mußte.

Die Revolution, wodurch Selim wieder auf den Thron gesetzt werden sollte, aber auf Befehl des elenden Mustapha seinen Tod fand, ist zu bekannt, um hier ausführlich erzählt zu werden. Mustapha gewann jedoch nichts durch seine Grausamkeit, als daß sein hartherziger, unbiegsamer Bruder die Stelle einnahm, die der Bairactar durch seine Rebellion seinem liebenswürdigen Vetter zugedacht hatte. Mustapha selbst mußte in Selims Gefängniß wandern, Mahmud wurde aber lange vergebens gesucht, bereits glaubte man, er sey von seinem Bruder ermordet, da ward er unter einem Haufen von Teppichen hervorgezogen, worunter er sich aus Furcht vor diesem Unmenschen versteckt hatte, welcher ihn, wie man versichert, von dem Kislar-Aga, der Sultan Selim ermordet, suchen ließ, und vor den, über die Ermordung seines angebeteten Herrn wüthenden Mustapha-Bairactar gebracht. Alle anwesenden Oberhäupter erklärten ihn sogleich für den rechtmäßigen Sultan; der Bairactar warf sich auf sein Angesicht nieder, und blieb so vor seinem neuen Gebieter liegen, bis dieser ihn aufstehen hieß und ihn zu seinem Großvezier ernannte. Noch an demselben Tage erblickte man drey-und-dreyßig Köpfe auf den Mauern des Serails. Es waren die Häupter der Mörder Selims und der vornehmsten Anhänger Mustaphas, und unter diesen erschien das häßliche Gesicht des obersten Verschnittenen kraft seiner Würde auf einer silbernen Schüssel. Die Offiziere des Chamacks und eine Menge anderer Personen wurden erdrosselt und ins Meer geworfen, und alle Weiber des Serails, die über den Tod Selims Freude bezeugt, oder, wie andere behaupten, an dessen Ermordung Theil genommen, in Säcke eingenäht und den Tiefen des Bosphorus übergeben. Aber bey all dieser furchtbaren Strenge widerstand der junge Sultan doch allen den zudringlichen Einflüsterungen seines Großveziers und seiner andern Anhänger, auch Mustapha den Strang fühlen zu lassen: „er ist mein Bruder,“ war immer seine Antwort, „er kann mir nicht mehr schaden, und ich mag sein Blut nicht auf mein Haupt laden.“

Mahmud erfuhr indessen bald, daß der Besitz des Thrones nicht nothwendig den Besitz des Glückes nach sich zieht. Er fand im Bairactar, welcher dem verehrten Selim wahrscheinlich ein treuer Diener gewesen seyn würde, einen anmaßenden Gebieter, der ihn nöthigte, die schonungslose Heftigkeit, mit der er Selims beabsichtigte Veränderungen und Reformen durchzusetzen suchte, gut zu heißen und einen Theil des Hasses, welchen der Vezier und seine alten Mitverschworenen zu Mustaphas Sturz auf sich luden, selbst zu tragen. Die allgemeine Unzufriedenheit, genährt von den Ulemas, brach endlich in einen der furchtbarsten Stürme aus, welche je Konstantinopel erschüttert, wobey Tausende erschlagen wurden und ein großer Theil der Stadt in Flammen aufging. So lange derselbe blos dem Vezier zu drohen schien, nahm Mahmud keinen Theil an dem Kampfe; als sich aber das Geschrey vernehmen ließ, man solle ihm selbst thun wie Selim und Mustapha wieder auf den Thron setzen, da nahm er die regelmäßigen Truppen (Seymens) in dem Pallaste auf; und als dieselben zulezt nach einem blutigen Ausfall zurückgeschlagen wurden, und der Pöbel mit den Janitscharen ernstliche Anstalten traf, das Serail zu erstürmen und seine Drohungen in Erfüllung zu bringen, gab er endlich, nach Einigen in einem Anfall rasender Wuth, nach Andern nach einem langen und schweren Kampfe mit sich selbst, den Befehl zur Ermordung seines Bruders. Jezt war er allein; keiner von Osmans Geschlecht konnte ihm nunmehr den Thron streitig machen, und sein Leben war jedem Türken heilig; dieß wußte, dieß fühlte er; und auf diese Ueberzeugung bauend, hat er Dinge unternommen und ausgeführt, die sich keiner seiner Vorgänger träumen lassen durfte, und wofür er mehr als einmal vom Thron gestürzt worden wäre, hätte ein anderer Prinz gelebt, den man ihm hätte zum Nachfolger geben können. Die Geburt von Söhnen konnte ihm keine unmittelbare Gefahr bringen, da die Türken nichts von Regentschaften wissen und ihre Prinzen für nichts rechnen, bevor sie das Mannesalter erreicht haben; der plötzliche Tod seines ältesten Sohnes, eines zehnjährigen Kindes, wird indessen von seinen Feinden der Vergiftung von Vaterhand zugeschrieben; doch ist es viel wahrscheinlicher, daß das Kind an den Blattern starb.

Bairactar war in den Flammen umgekommen, die seinen Pallast verzehrt hatten; und der Tod dieses Mannes, welcher auf einer Seite die Rebellen befriedigte und auf der andern den Muth der Neuerer niederschlug,

stellte die Ruhe wieder her. Die Seymens machten Frieden mit den Janitscharen, und die Menschen, welche drey Tage lang mitten in der brennenden Stadt wie Tieger mit einander gekämpft hatten, gaben einander den Friedenskuß und drangen vereint auf die Auslieferung des Cadi-Pascha, welcher in dem Kampfe die Seymens angeführt, so wie der andern Häupter der Neuerer; aber Mahmud, welcher nie eine Grausamkeit um ihrer selbst willen begangen zu haben scheint, so wenig ihm das Leben von Tausenden etwas gilt, wenn es sich um Befriedigung seiner Wünsche handelt, blieb fest in seiner Weigerung und verschaffte den Verfolgten die Mittel sich zu retten. Er opferte aber dieselben wenige Monate nachher ohne Gewissensbisse und auf die niederträchtigste Weise, als sie ihm selbst gefährlich zu werden drohten, und that dabey dem Pöbel den Gefallen, daß er ihm den Kopf des Cadi-Pascha einen Monat lang zur Schau stellte.

(Der Beschluß folgt.)

Merkwürdige Prophezeihung.

In den Schriften des berühmten Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim findet sich eine merkwürdige Prophezeihung der französischen Revolution und Napoleons, die wir hier mittheilen, weil sie noch gänzlich unbekannt zu seyn scheint. Wie sehr man auch den ehrlichen alten Theophrastus verunglimpft hat, so zeigt doch eine nähere Prüfung seiner Werke, daß er ein Mann war, der erstaunlich viel wußte und dachte, nicht nur über theologische, philosophische und naturwissenschaftliche Gegenstände, sondern auch über politische; und wenn er sich auch vieler Irrthümer schuldig gemacht, und selbst das Richtige in ein etwas phantastisches und wunderbares Gewand einkleidete, so liegt doch allen seinen Werken keineswegs Schwärmerey, sondern ein ausgebreitetes Forschen in der Erfahrung, und ein tiefes Nachdenken zum Grunde. Dieß gilt auch unter andern von den folgenden Prophezeihungen, die zwar in einer mystisch-allegorischen Einkleidung erscheinen, aber nichtsdestoweniger nur Resultate eines besonnenen Erforschens des Nationalcharakters und der politischen Entwürfe der Franzosen sind.

Das Werk, dem wir diese Prophezeihung entnehmen, führt den Titel: Astronomica et Astrologica des edlen, hochgelehrten, wohlerfahrnen Herrn Doktor Aureoli Theophrasti von Hohenheim, Paracelsi genannt. Gedruckt zu Cölln, bey Arnold Byrkmans Erben 1567 (in Quart). In einer darin enthaltenen Abhandlung sucht Theophrastus die Behauptung eines andern damaligen Astrologen, Lichtenbergers, zu widerlegen. Dieser nämlich hatte in der allegorischen Sprache ausgesagt, der französische Hahn (Gallus) werde ein Prälat werden. Theophrastus sezt selbst hinzu, Seite 103: „wie er's gemeynt hat, nämlich, daß Frankreich soll mit der Kirche eins seyn.“ Er selbst, Theophrastus, behauptet dagegen, jenes Sinnbild habe einen gerade entgegengesetzten Sinn, denn der Prälat bedeute nur „die Kirchengüter, die von den Franzosen werden geraubt werden.“ Er fügt hinzu: „die Tempel und Gotteshäuser werden in Palläste und Jägerhäuser verwandelt werden, und eher wird eine Henne goldne Eyer legen, ehe noch eine Pfründe seyn wird, die nicht die Franzosenkammer verschlingen wird (S. 105).“ Wir mögen von dieser Prophezeihung halten was wir wollen, so ist doch erwiesen, daß unser Theophrastus Paracelsus schon vor 300 Jahren für möglich hielt, was nachher in Frankreich wirklich geschehen ist, die Plünderung der Kirchen und Aufhebung des Gottesdienstes während der Revolution.

Er geht noch weiter und thut Seite 106 folgenden auffallenden Ausspruch: „Nun ist aber das offenbar in der Figur coeli, daß einer aus Frankreich einfallen werde in das römisch-deutsche Kaiserthum, derselbige werde einen Streif thun und mit demselben Streif (auf diesem Kriegszuge) ihm (sich) selber einen Adler zueignen, und also sich einen Kaiser nennen, und mit solchem Pompa in Frankreich wieder einziehen, wird auch trefflich Schaden thun, aber nichts namhaftes besitzen oder inne haben (behalten).“ Dieß paßt eben so genau auf Napoleon, als das Obige auf die Revolution.

W. Menzel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Juli.

Der hiesige, im Juli 1821 gebildete Hülfsverein für die Griechen hat sich nun im Monat Juni 1829 aufgelöst und eine Schlußrechnung über seine Einnahmen und Ausgaben bekannt gemacht. Während der acht Jahre seiner Wirksamkeit hat derselbe die Summe von 34,683 Schweizerfranken für die Griechen gesammelt und solche nach bestem Vermögen, im Verein mit dem, was die übrigen gleichnamigen Schweizergesellschaften sammelten, für jene heilige Sache der Humanität verwandt. Der Schlußrechnung ist ein interessanter Brief von dem Philhellenen Hahn aus Bern, der seit 1825 in Griechenland für die Griechensache kämpft, angehängt. Er ist aus Nauplia im Oktober vorigen Jahrs geschrieben, und wir entheben ihm einige Angaben. Der Hauptmann Hahn hatte unter dem Oberst Fabvier der Expedition auf Scio (1827 und 1828) beygewohnt. Er erzählt die Begebenheiten umständlich und fährt dann fort: „Die wahren, völlig zuverlässigen Gründe des Mißlingens unserer Expedition sind folgende: nicht sowohl Mangel an Geld war daran Schuld, als weibische Bedenklichkeit, der schmutzige Geiz dieser Juden-kaufleute von Scio und die niederträchtige Feigheit der Scioten, längst zum Sprüchwort in Griechenland geworden. Frühe ließ es die Sciotenkommission, welche diese Expedition veranstaltet, an Geld fehlen, wodurch mancher brave Soldat mißvergnügt wurde und die Insel verließ; besonders aber ward ihr Geiz verderblich, weil er sie veranlaßte, die Blokade so elend einzurichten und nur den Nelson allein die See halten zu lassen, während man von Tschesme her mit günstigem Winde in einer Stunde, von Smyrna in 4 bis 6, von Mitylene in 6 bis 8 Stunden nach Scio gelangen konnte. Möchte

Oberst Fabvier noch so oft dieß dringend vorstellen, selbst drohen, diese schmuzigen Kaufleute meynten, sie könnten die größeren Kosten ersparen; die türkische Flotte sey ja bey Navarin verbrannt, also von der Seeseite her durchaus nichts zu fürchten; dazu kam die Feigheit der Scioten, die, sobald ein Gefecht drohte, eine Luftveränderung in den Bergen suchten. Sobald die türkischen Schiffe erschienen, schifften sich auch die elenden Schuften von der Kommission ein und überließen gefühllos ihre unglücklichen Landsleute von Neuem dem türkischen Joche, von dem sie dieselben so leicht hätten befreyen können. So mußten wir freylich an den Rückzug denken, der bey den Irregulären mehr einer Flucht glich. Auf diesem Rückzuge kamen wir durch die Mastixdörfer. Die Mastixpflanze ist ein kleiner Baum, aus dessen Stamm und Zweigen diese harzähnliche Substanz herausträuft; im Herbste wird dem Triefen dadurch nachgeholfen, daß man kleine Löcher schlägt; um den Mastix reinlich zu bekommen, breitet man leinene Tücher über dem Boden aus. Sonderbar ist, daß in diesen Gegenden weder Trauben noch Orangen gedeihen, und umgekehrt, wo diese Früchte wachsen, sich kein Mastix findet."

„Wollen Sie sich ein treues Bild von unserm Einzuge in Mesto, einem großen Dorfe etwa 15 Stunden von Scio, machen, so denken Sie sich ein Korps von 3000 Mann, die einen Schaafe und Ziegen oder Ochsen vor sich hertreibend, oder Hühner an die Gewehre gehängt, alles Vorrath aus den verlassenen Dörfern; andere mit geistlichem Vorrath versehen, mit ungeheuern Heiligenbildern und Centnerschweren Gebetbüchern beladen, oder hie und da einen mit einem kolossalen Kreuze, unter dessen Gewichte er schwankte. So erfreulich nun auch für uns dieser leibliche und geistliche Proviant war, so herzzerreißend war der Anblick der unglücklichen flüchtenden Familien; hier ein Hausvater, unter seiner Last fast erliegend, dort eine weinende Mutter, die ihren Kleinen Muth einzusprechen sucht, dort ein ehrwürdiger Greis, in dessen weißem Barte sich eine Thräne verliert, der vielleicht in seinem Innern den schmuzigen Geiz seiner Landsleute verwünscht, welcher Schuld an seinem neuen Unglücke ist. Einer meiner Grenadiere brachte mir ein Duzend Hühner und sagte zugleich, er habe noch etwas, wenn ich es annehmen wolle, griff in seinen Ranzen und überreichte mir ein drey Monate altes Kind, das er im Straßengraben gefunden; wie ich es auf meine Arme nahm, lächelte es mich so freundlich mit seinen hellen schwarzen Augen an, als ob Alles in Ordnung wäre; doch merkte es bald, daß etwas mit seiner Mutter vorgefallen seyn müsse, da es bey mir nicht die gewohnte Nahrung fand; diesem Uebel half ich indeß ab, indem ich seine unnatürliche Mutter mit einer Ziege ersezte, die ich melken ließ und so die Kleine besänftigte."

(Der Beschluß folgt.)

London, Juli.

(Fortsezung.)

Als diese Frauenzimmer den lezten verzweifelten Schritt begingen, sollen sie so arm gewesen seyn, daß sie kaum so viel übrig hatten, um ein Boot zu miethen. Es ist indessen billig, daß ich den Schwestern, nachdem ich sie getadelt, das Lob nicht versage, welches ihre treue Liebe gegen einander verdient: so wie sie sich im Tod nicht von einander trennen wollten, wollten sie es auch im Leben nicht. Denn es war eigentlich nur eine von ihnen, welche wegen ihrer Schulden eingekerkert war, und die beyden andern folgten ihr nicht nur freywillig, sondern erzwangen es auch durch die Drohung, sich zu erstechen, wenn man sie trennen wollte, daß man sie gegen die Gefängnißordnung bey ihr im Kerker schlafen ließ. Der Himmel weiß, was aus ihnen werden wird; die, welche sie gesehen und gesprochen haben, sind alle der Meynung, daß sie sich früher oder später auch entleiben werden.

Baron Ferussac ist hier in London in der Absicht, die Beschützer und Beförderer der Wissenschaften zur Theilnahme an seinem Institut des Bulletin universel zu vermögen. Die Aufnahme, die er bey ..sern wissenschaftlichen Männern fand, war sehr schmeichelhaft, indem dieselben sowohl öffentlich bey den Gastmahlen der königlichen, der Linné'schen und geologischen Gesellschaft, wozu sie ihn einluden, als durch persönliche Aufmerksamkeit ihre Achtung für den freysinnigen Mann zu erkennen gaben, der sich so große Verdienste um die Wissenschaften erworben. Mehrere unserer Vornehmen haben Aktien bey seinem Institut genommen, und auf den Antrag des Hrn. Brougham hat ein Ausschuß von der Gesellschaft für die Verbreitung nüzlicher Kenntnisse die Frage in Untersuchung genommen, auf welche Weise diese Gesellschaft mit der französischen in einen gemeinnüzigen Verein treten könne? Dieses Entgegenkommen der ausgezeichnetsten Männer zweyer sonst feindseligen Völker ist eines der Zeichen der Zeit; sind nur erst die Völker durch die Wissenschaften und den Handel so eng mit einander verknüpft, als sie es werden können, so ist auch die Aussicht zu einem ewigen Frieden unter der gesitteten Menschheit so utopisch nicht mehr, als Manche glauben.

Dem. Sontag gab bey ihrer neulichen Benefizvorstellung einige Bruchstücke aus der Zauberflöte in deutscher Sprache; das Stück war aber so zerstückt, daß die Vorstellung, troz den Bemühungen der Sänger, nur einen sehr mittelmäßigen Begriff von deutscher Kunst zu geben vermochte.

Wir haben ein neues Werk von Washington Irving, nämlich A Chronicle of the Conquest of Granada, angeblich nach dem handschriftlichen Werke des Fray Antonio Agapida bearbeitet.

Die Schwierigkeit, neue Ideen im Orient zu verbreiten, ist allgemein anerkannt, und die Europäer, welche bisher auf die Chinesen oder Hindus zu wirken suchten, haben meistentheils die Schwierigkeit dadurch vermehrt, ja oft unüberwindlich gemacht, daß sie keinen andern Weg dazu einschlagen wollten, als den sie bey Europäern verfolgt haben würden; so bestehen die Missionarien darauf, unter den Hindus die Bibel zu verbreiten und ihnen zu predigen, obgleich sie meistentheils durch beydes sich nur ihrem Spotte aussezen. Die Jesuiten verstanden es besser und borgten den Priestern und Regierungen das Geheimniß ab, dem Volke die Begriffe, die sie ihm vom Christenthume beybringen wollten, durch dramatische Vorstellungen einzuprägen. Leider aber blieben sie dabey beym Aeußerlichen, beym blos Geschichtlichen und vorzüglich beym Wunderbaren stehen, welches, seiner höhern Bedeutung beraubt, eine bloße Spielerey blieb und keine dauerhafte Wirkung hervorbringen konnte. Sir Alexander Johnston, vormaliger Statthalter der Insel Ceylon und einer der größten Wohlthäter, den Indien je gehabt — denn er hat das Geschwornensystem auf jener Insel eingeführt, welches seitdem über ganz Indien verbreitet worden ist, er vermochte Europäer und Eingeborne, allen seit dem 12. August 1816 auf der Insel gebornen Sklavenkindern die Freyheit zu geben, er hat allgemeine Lehranstalten unter ihnen verbreitet — dieser Mann hat, dem Fingerzeig der Jesuiten folgend, in Indien mit der Einführung von Dramen den Anfang gemacht, welche europäischen und christlichen Gesinnungen unter den Eingebornen Eingang verschaffen sollen.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 175.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 21. Juli 1829.

— Amor hält
Nicht Schloß noch Riegel auf, er kommt, wie's ihm gefällt.

Wieland.

Burg Gleichberg.

Eine Hennebergische Volkssage.

Vor langen Jahren lebte in der Grafschaft Henneberg Graf Hans von Gleichberg auf der Burg seiner Väter. Nachdem ihm seine Ehefrau für diese Welt Valet gesagt, hatte er sich noch mehr mit seinen Nachbarn herumgeschlagen als zuvor; denn er war ein finsterer Mann, mit sich und mit der ganzen Welt zerfallen. Aber er hatte in Krieg und Fehde kein Glück, verlor eine seiner schönsten Besitzungen um die andere, seine reisigen Männer fielen von ihm ab, und mit einem Herzen voll Gift und Galle und ohnmächtiger Wuth, schloß er endlich sich, sein einziges unerzogenes Töchterlein und dessen Amme in seine ihm noch übrig gebliebene Burg, den kleinen Gleichenberg, ein. Zur bestimmten Zeit mußten ihm die Bauern Wein, Brod und andere Bedürfnisse liefern; außerdem durfte Niemand die Burg betreten. Auch versuchte es keine Katze, geschweige ein Mensch, denn der alte mürrische Graf war weit und breit übel berüchtigt, und die Ritterschaft der Umgegend scheute ihn wie einen bösen Geist. Weil er nun von keinem seiner Nachbarn etwas zu fürchten hatte und auch nicht gesonnen war, in seinen alten Tagen noch großen Hader und Streit anzufangen und durchzufechten, so ließ er die Mauern seiner Burg verfallen, ohne daß er der Hand des Maurers je geboten hätte nachzuhelfen und auszubessern.

Hatte er doch keinen Sohn und Erben seines Namens und seine Beatrix sollte mit ihrem achtzehnten Jahre ins Kloster treten, für wen sollte er da noch bauen und sorgen? Wenn du erst in der Gruft deiner Väter moderst, dachte er, mag das alte Nest vollends zusammenfallen und dir als Grabstein dienen. So saß der mürrische Graukopf in seinem morschen Bau einsam und still, und lugte Stunden lang ins Thal hinab. Seine Tochter sah er nicht anders, als wenn er mit ihr speiste und seinen Becher Wein trank. Da wurde meist kein Wörtchen gesprochen; denn Beatrix fürchtete sich sehr vor dem Vater. Nach der einfachen Tafel ritt der Alte auf die Jagd und kehrte erst in der Nacht auf die Burg zurück, wenn Tochter und Amme längst in den Federn lagen.

So ging es einen Tag wie den andern, Sommer und Winter, bey gutem und schlechtem Wetter. Die Amme war allmählig auch alt, die kleine Beatrix aber zur stattlichen Jungfrau geworden, was weder der Herr Graf noch Frau Ursula zu bemerken schienen. Leztere erzählte nach wie vor der jungen Gräfin Mährchen von Feien, Wassernixen und andern überirdischen schönen Weibern, die in Liebe für tapfere Ritter entbrannt und dieselben gefreyt, von mächtigen Kämpfern, schönen starken Jünglingen, welche Riesen und Lindwürmer erlegt, und Alles, was sie selbst von der Welt in Lieb und Leid in ihren jungen Jahren erfahren hatte. Beatrix hatte diese Dinge wohl schon hundert Mal gehört und konnte sie auswendig, aber sonderbar genug ließ sie sich dieselben, je älter

sie wurde, desto lieber erzählen, so daß es endlich selbst der Amme verdächtig zu werden anfing. Beatrix träumte mit offenen Augen von den herrlichen, gewappneten Rittern, die da gefeite Prinzessinnen aus dem Schlosse des Elfenkönigs oder eines mächtigen Zauberers befreyt, und die Amme hatte viel zuzureden, daß dem Fräulein nicht zu Sinne kam, sich selbst für eine gefangene Prinzeß und ihren alten, grauen, geheimnißvoll aussehenden Vater für den Zauberer Merlin selbst zu halten. Je länger, je schlimmer; Beatrix wurde täglich heftiger, phantastischer, so daß sich die Alte nicht zu rathen und zu helfen wußte. Dem alten Grafen etwas von der Veränderung in der Tochter ganzem Thun und Wesen zu sagen, hielt sie aus guten Gründen für unersprießlich, und Beatrix hütete sich wohl, in des Vaters Beyseyn eine unvorsichtige Aeußerung zu thun, welche diesen hätte stutzig machen können, und so blieb Alles beym Alten. Als aber eines Nachmittags Beatrix gegen Frau Ursula den lebhaften Wunsch äußerte, die Burg auch einmal zu verlassen und durch die blumigen Thäler nach den fernen blauen Bergen zu wandeln, da fiel Frau Ursula ihrer Pflegebefohlenen laut jammernd um den Hals und beschwor sie, doch ja solchen Gedanken keinen Raum zu geben. Aber nach der verbotenen Frucht gelüstete es ja unser aller Ureltermutter am meisten, sie hat dieß Verlangen allen ihren Töchtern als Erbtheil hinterlassen, und so konnte Beatrix nun nicht mehr ruhen noch rasten, es schmeckte ihr nicht Speise noch Trank, und wenn Frau Ursula sie etwas fragte, so gab sie gewiß eine verkehrte Antwort. Der Gedanke war wie ein Funke in den Zunder ihres Herzens gefallen, und es stand in lichten Flammen, die sie nicht wieder zu löschen vermochte. Doch die Schlaue äußerte kein Wörtchen mehr, und täuschte so Amme und Burgpfaffen, den Frau Ursula zum Bundesgenossen geworben. Aber im Stillen brütete sie ein Plänchen aus und hoffte von der Zeit seine Erfüllung. Sie wußte, daß der Thorhüter, sobald der Vater fortgeritten war und er das Hauptthor geschlossen hatte, jezuweilen ein kleines Pförtchen, welches nur von innen verriegelt war, öffnete und hinaus schlüpfte, wohin, wußte sie nicht. Sie beschloß diesen Umstand sich zu Nutze zu machen, sobald sich wieder die Gelegenheit dazu darböte. Deßhalb machte sie jeden Tag, sobald der alte Graf in seinen Forst geritten war, die Runde um die innere Burgmauer und blickte aus dem verstecktesten Winkel derselben nach dem Thürchen, ob es verschlossen sey. Lange war sie vergeblich gegangen, aber eines Tags fand sie das Pförtchen nur angelehnt. Wer war glücklicher als Beatrix? Wie ein geschmeidiger Aal schlüpfte sie durch die Spalte, wie eine Gazelle hüpfte sie flüchtig den steilen Burgberg hinab. Als wenn ihr Flügel gegeben wären, eilte sie durch den blumigen Wiesenplan des Thales, lauschte mit Entzücken den wunderbaren Tönen des Bachs zu und staunte jeden neuen Gegenstand mit großen Augen an. So war sie durch Thal und Wald fortgeeilt und auf eine Straße gekommen; die Zeit, die väterliche Burg, die Amme und sich selbst hatte sie aber ganz und gar vergessen. Da geschah es, daß ein junger stattlicher Ritter des Wegs daher zog. Die Abendröthe spiegelte sich in seinem blanken Harnisch, die weißen und blauen Federn wallten majestätisch von seinem Helmsturz herab, das geöffnete Visir zeigte ein edles jugendliches Antlitz, sein Wuchs war schlank und voll; er ritt ein stolzes, reichgeschmücktes Roß. Beatrix blieb stumm vor Verwunderung am Wege stehen und verschlang den Rittersmann fast mit den Augen. Beatrix außerordentliche Schönheit, neben ihrer sonderbaren, verblichenen Kleidung, mußte dem jungen Manne auffallen, er hielt sein Roß an, und beyde betrachteten sich unverwandten Blickes. In Beatrix Gesicht ging das Erstaunen bald zum höchsten Entzücken über, und sie vermochte ihrer Zunge so wenig mehr Einhalt zu thun als ihren Geberden. „Du bist wohl ein wackerer Wigand," sagte sie, „und hast ein gefeites Schwert, womit Du den Alten bekämpfen möchtest, der mich gleich einem Drachen bewacht?" Noch mehr verwundert über diese sonderbare Frage, sprang der Ritter von seinem Roß, faßte die Schöne bey der Hand und fragte sie: „Bist du eine Fee oder ein Feenkind? Hielt Dich ein alter Zauberer in schnöden Banden? Wo ist er, daß ich ihn bestrafe?" — „Er ist jezt auf die Jagd geritten, wie er alle Tage zu thun pflegt, er wohnt aber dort auf jener Burg, und die Amme sagt, er sey mein Vater." — „Wie?" rief der Ritter, „Du bist die Tochter des alten Grafen von Gleichberg?" — „Ich sagte Dir ja, daß meine Amme so spricht." — „Und er hielt Dich stets auf seiner Burg eingeschlossen?" — „So ist's."

(Die Fortsetzung folgt.)

Mahmud II. und seine Staatsreformen vor dem Jahr 1812.

(Beschluß.)

Die Janitscharen hatten sich unterworfen, nachdem sie jede Spur von Neuerung ausgetilgt und wegen ihrer Rebellion um Verzeihung gebeten hatten; der Mufti war an der Spitze der Ulemas vor dem Sultan erschienen und hatte ihm zu der Wiederherstellung des reinen Mohametanismus Glück gewünscht, und dieser hatte Beyder Huldigung und Glückwunsch scheinbar mit größter Zufriedenheit aufgenommen. Aber bald zeigte es sich, daß weder sie ihr Mißtrauen gegen einen, in der Schule Selims gebildeten Monarchen abgelegt, noch er dem Plane, die von seinem Lehrmeister begonnenen Reformen auszuführen und sich an den Janitscharen für die ihm zugefügten Beleidigungen zu rächen, entsagt hatte.

Es war im November 1808, als er mit den beyden Körperschaften, welche seither den Sultan und den Staat beherrscht hatten, Friede schloß; aber nicht lange, so reizten die Ulemas die Janitscharen zum Aufstande, weil sie sahen, daß der Sultan sich mit Leuten umgab, die, wie Chelibi-Effendi, sich durch ihren Eifer für die Nizam-djedid und ihre Anhänglichkeit an Selim ausgezeichnet hatten. Die Janitscharen steckten die Stadt in Brand und zwangen den Sultan, seine Freunde zu entfernen. Kaum aber war der Sturm vorüber, so rief er sie wieder zu sich und vertraute ihnen die höchsten Staatsämter an. Auf's neue empörten sich die Janitscharen, die Stadt brannte noch einmal, und noch einmal mußte sich der stolze Herrscher entschließen, einem Soldatenpöbel zu Gefallen seine Räthe zu verbannen. Doch hiebey blieben die Rebellen aus der schon oft angegebenen Ursache stehen, nachdem sie den Sultan auf's Aeußerste gereizt und ihm ihre Vernichtung so zu sagen zur Pflicht gemacht hatten. Aber noch waren die Janitscharen zu mächtig, oder vielmehr es fehlte dem Sultan an Mitteln, sie offen und mit Gewalt anzugreifen; doch in Halet-Effendi fand er den Mann, der ihm die Mittel an die Hand gab, wie er durch heimtückische, machiavellische Mittel ihre Macht untergraben und sie endlich gänzlich zu Grunde richten könnte. Dieser Halet, welcher auf einer Gesandtschaftsreise nach Paris sich die europäische Politik und andere Künste zu eigen gemacht, ward der Günstling Mahmuds, und beherrschte mehrere Jahre lang, unter dem Titel eines Nizaniji oder Siegelbewahrers, den Sultan und das Reich mit unumschränkter Gewalt. Sein Grundsatz war, der Zweck heilige das Mittel, und in dem hartherzigen Sultan fand er einen bereitwilligen Schüler für solche Lehre. „Wenn ich einen Feind verderben will," pflegte dieser politische Mephistopheles zu sagen, „und zwar einen starken Feind, so erkläre ich ihm nicht etwa meinen Haß und mache ihn mit meinen feindlichen Absichten bekannt; nein, ich lulle ihn in Sicherheit, bis eine Tasse Kaffee oder der Dolch eines Weibes ihm den Garaus machen kann!" Dieß war das System, dessen man sich gegen die Janitscharen zu bedienen beschloß. — Geschenke und Ehrenstellen zogen die wichtigsten Männer von dem Korps ab, und andere, die sich nicht so leicht erkaufen ließen, verschwanden allmählig in den Wellen des Bosphorus; andere von weniger Bedeutung wurden zu Vergehungen gegen die Gesetze verleitet, oder durch geschickte Zwischenträger ihren Kameraden verhaßt gemacht, und verloren die Köpfe nach aller Form Rechtens; man säete Zwietracht und Mißtrauen unter die Regimenter, und allmählig wußte man es zu leiten, daß nur solche Leute zu den Offiziersstellen gewählt wurden, die bereit waren, das Korps vernichten zu helfen. Alles dieß geschah so langsam und behutsam, daß die Janitscharen nichts Böses ahnen konnten. „Der Maulwurf arbeitet im Stillen," soll Halet im türkischen Styl gesagt haben, „aber sein Weg führt zum sichern Ziele. Der Gang der Schildkröte ist langsam, aber wenn sie nur immer sicher vorwärts geht, so erreicht sie am Ende den höchsten Gipfel. Der Scorpion versteckt seinen Stachel, und ist ein stilles, verachtetes Insekt, bis er ihn mit Sicherheit in seinen Feind stoßen kann!" Zu gleicher Zeit bediente man sich eben solcher heimtückischen, blutigen Mittel, um die Macht ferner Paschas und der Ayans, oder des Landadels, zu schwächen oder zu lähmen. Dieser alte Adel stand als eine Schutzmauer zwischen dem Volke und den Eingriffen der Priesterschaft, so wie den Bedrückungen der Kronbeamten, und ihr Fall muß große und schädliche Folgen für die türkische Nation haben. Durch die Beschränkung der Paschas und die Unterdrückung der kriegerischen Räuber, welche das Land durchzogen und sich an den Meistbietenden vermietheten, beraubte der Sultan oder Halet-Effendi die Janitscharen des Beystandes, den sie hätten in den Provinzen finden können. Die Räuber erreichte jezt die lang verzögerte Strafe, die man ihnen namentlich wegen ihrer Verbindung mit den Janitscharen zugedacht; nachdem man sie durch List getrennt, wurden sie haufenweise zusammengehauen, verbrannt, gepfählt, und auf jede mögliche Weise gemartert.

Auf diese Weise schritt Mahmud auf seiner Bahn fort, bis er alle Pascha's gedemüthigt hatte, außer Ali von Janina und Mehemed von Egypten; diese allein wußten sich durch die regelmäßige Entrichtung des Tributs zu erhalten. Das Glück, das ihn in allen seinen Unternehmungen begleitete, bezeichnete ihn dem Volke als den Mann des Schicksals, und der Sieg seines Statthalters Mehemed über die ketzerischen Wechabiten umgab seinen Namen bey den frommen Moslims selbst mit einer Art von Heiligenschein, und eine Zeitlang lieh ihm der Fanatismus neue Kraft. Der Krieg mit Rußland von 1805 bis 1812, so wie der Abfall der Griechen befreite den Sultan auf der einen Seite von vielen der ihm verhaßten Janitscharen, und machte den Nutzen der neuen Kriegseinrichtung demjenigen Theile der Nation anschaulicher, welcher nicht zu den Janitscharen gehörte und darum kein persönliches Interesse dagegen hatte; eine Ueberzeugung, welche später durch die von den regulären egyptischen Truppen in Morea errungenen Vortheile noch bedeutend verstärkt wurde.

Deutsches Sprüchwort.

Heute nicht und auch nicht morgen,
Eher aber übermorgen,
Und wenn übermorgen nicht,
Etwa überübermorgen,
Wenn's jedoch an Zeit gebricht,
Ueberüberübermorgen.
Und wenn's dann auch nicht geschicht,
Nun so laßt das ewige Sorgen!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Miß Johanna Baillie hat, in Johnstons menschenfreundliche Absicht eingehend, unter dem Titel: die junge Gattin (the Bride), ein Schauspiel geschrieben, welches Sir Alexander in Indien in 56 der gewöhnlichsten Mundarten übersetzen läßt, damit solches in allen Gegenden des Landes und vor allen Volksklassen vorgestellt werden könne. Es behandelt vorzüglich die Leidenschaft der Eifersucht, zu welcher bekanntlich die Hindus bis zum Uebermaaß geneigt sind, und zeigt ganz leise, auf welche Weise diese sonst so verderbliche Gemüthskrankheit durch christliche Gesinnungen in Schranken gehalten werden kann. Das Original wird in Kurzem, von indischen Kostümen begleitet, hier bey Colburn erscheinen, und der aus dem Absatze des Werkes zu erzielende Gewinn ist zur Beförderung der von Sir Alexander Johnston auf Ceylon gebildeten Lehranstalten bestimmt. Wer muß nicht einem Unternehmen Glück wünschen, dessen Ziel nichts Geringeres ist, als die Bildung von mehr als 120 Millionen in der tiefsten Finsterniß befangener Menschen und ihre Vorbereitung zu den Lehren des Christenthums!

Sir Alexander Johnston ist jetzt Präsident des Korrespondenz-Ausschusses der hiesigen asiatischen Gesellschaft, deren letzter Bericht eben vor mir liegt. Je ausgedehnter die Plane dieser achtbaren Gesellschaft sind, desto thätiger hat sich dieser Ausschuß gezeigt, dieselben ihrer Ausführung näher zu bringen. Zu dem großen Unternehmen, nach und nach alle wichtigen asiatischen Werke übersetzen zu lassen, welche es noch nicht sind, hat sich derselbe des Beystandes der ostindischen Gesellschaft, der beyden Universitäten und vieler Großen des Landes versichert, und das Geschäft hat bereits begonnen. Der Ausschuß ist mit dem königlichen Institut, der medizinisch-botanischen Gesellschaft und dem Mechaniker-Institut in London in Verbindung getreten, um über orientalische Kunsterzeugnisse, über alle Gewächse, welche in irgend einem Theile Indiens als Nahrungs- oder Heilmittel dienen, und die Maschinen, welche dort im Gebrauche sind, die genauesten Berichte zu sammeln, und zwar in der Absicht, um in Indien sowohl als in England dasjenige einzuführen, was dem einen oder dem andern Lande fehlt und was das andere besitzt. In Indien und andern Theilen Asiens und Afrika's läßt er durch amtliche und andere Personen Nachrichten sammeln, einerseits über die an der östlichen Küste von Afrika, auf den Comoroinseln, auf der nordwestlichen Küste von Madagascar, den Küsten von Indien und Ceylon, auf den Lacadive- und Maldiveinseln, auf Sumatra und andern Eilanden der dortigen See wohnenden Araber, die sich seit dem 10ten Jahrhundert in jenen Gegenden niedergelassen und den mahomedanischen Glauben mit mancherley Modifikationen beybehalten haben, und zweytens, über die im südöstlichen Asien verbreiteten Buddhistischen Sekten, über welche übrigens die Gesellschaft bereits bedeutende Notizen besitzt. In seiner Korrespondenz mit den europäischen Höfen hat sich der Ausschuß eben so thätig bewiesen, und die Antworten von den meisten Höfen sind aufs befriedigendste ausgefallen, besonders von Kaiser Nikolaus, welcher der Gesellschaft zugleich ein vollständiges Exemplar von Pallas Werken schenkte. Auch die asiatische Gesellschaft zu Paris zeigt sich sehr eifrig, der hiesigen in ihren großen Zwecken behülflich zu seyn. Wenn diese Gesellschaft so fortfährt, wie sie angefangen hat, so darf man sie als die thätigste und nützlichste in Europa betrachten.

(Der Beschluß folgt.)

Bern, Juli.

(Beschluß.)

Nach mehreren Monaten eines beschwerlichen Seeaufenthalts erfolgte im Juni (1828) Befehl zur Rückkehr nach Samos. „Wir kamen," erzählt Kapitän Hahn, „nach Samos und ich ging ans Land, die Stadt zu besehen. Da ich Niemand kannte, folgte ich meinem Feldwebel zu einem Priester von seiner Bekanntschaft, der ein hübsches Weibchen hatte, diese aber eine noch viel schönere Schwester, die vor drey Stunden Mutter geworden war. Das Räuspern und die Aussprache konnte ich zuerst nicht verstehen, endlich merkte ich, daß ich das Kind über die Taufe halten solle. Anfangs machte ich einige Schwierigkeiten, willigte aber ein, da sie es für eine unermeßliche Ehre hielten, einen Kapitän der Taktiker und noch dazu einen Deutschen zum Gevatter zu bekommen. Mein Entschluß war bald in der ganzen Stadt bekannt, und von unserm Hause bis zur Kirche bildete sich eine Reihe von Menschen. Die Geschenke waren eingekauft; ein schöner Shawl wurde mir um den Hals gebunden, worin man das niedliche Mädchen mit seinen schönen schwarzen Augen legte, das ich nun bis zur Kirche tragen mußte; um dem Ding ein Ansehen zu geben, hatte ich zwey lange Grenadiere hinter mir. In der Kirche verrichtete ich alles mit der größten Ernsthaftigkeit, machte meine Kreuze und küßte die Bilder, so daß die Leute meynten, ich müsse ein Kalos Christianos (guter Christ) seyn. Aller Aufmerksamkeit war nun auf den Namen gerichtet, den ich dem Kinde geben sollte, und als ich mit lauter Stimme sprach: Albertina Athina, hielten sie sich beym ersten, ihnen unbekannten Namen nicht auf, wie sie aber den zweyten hörten, war die Zufriedenheit auf jedem Gesichte zu lesen. Nun warf der Priester das Kind ganz nackt in einen mit lauwarmem Wasser gefüllten Kessel, wobey mir um das Leben meiner Albertine bange wurde; auch mußte ich den Körper mit Oel einreiben, um ihn gegen alles Böse zu sichern, dann einige dem Kinde abgeschnittene Locken ins Wasser werfen, so wie noch mehrere Ceremonien beobachten. Nachdem ich mit der nämlichen Prozession wieder zu Hause angekommen war, übergab ich der Mutter das Kind mit dem griechischen Spruche: Gott möge es gegen alles Ungemach während seines irdischen Lebens bewahren! Vater und Mutter wollten sich mir zu Füßen werfen, um sich für die große Ehre zu bedanken, allein ich ließ es nicht zu; ich sollte noch die Nacht im Hause zubringen, ich mußte jedoch auf die Fregatte zurück. So übte ich nicht nur eine Christenpflicht aus, sondern wurde auch lebhaft an manche schöne Stunde in meinem Vaterlande erinnert. Wie wünsche ich doch, es möchte mir möglich werden, mein theures Vaterland wiederzusehen! Allein der Sold für einen Hauptmann, zwölf Thaler monatlich, ist kaum hinreichend für den Lebensbedarf, ohne die andern nothwendigen Ausgaben zu rechnen, wobey alles in so hohem Preise steht und der Offizier doch gleich den Europäern erscheinen soll. Ob der Staat Rücksicht nehmen wird auf unsere geleisteten Dienste, unser überstandenes Elend, weiß ich nicht, weil der Präsident besonders mit dem Militär sehr haushälterisch verfährt. Alles ist sehr gespannt, ob Griechenland ein Freystaat werden, oder unter einer der drey Mächte stehen soll; mich dauert das arme Volk, das gewiß viel besser ist, als man in der Welt ausschreit, so wie das Blut der Europäer, wenn wir hier vergeblich sollten gelitten und gekämpft haben."

Beylage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Juli 1829.

Es schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück;
Wie Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Goethe.

Aufgang des organischen Lebens im Pflanzenreich.

Von Schubert.

Wie die Handlungen eines überlegenden Mannes plötzlich aus der unsichtbaren und unerkennbaren Region der Gedanken und innern Vorsätze hervortreten und nun erst dem Auge sichtbar werden, so tritt mit einem Male die Welt des Lebens, die Welt des Organischen in das Gebiet der Zeit herein, aus einem Umfange, welcher für sich selber unsichtbar und unerfaßbar, erst durch sein Hineinwirken in die Elemente der unorganischen Natur erkennlich und verständlich wird. Er selber ist überall und immer da, wie das Sonnenlicht im Raume der Planetenbahnen. Wie aber jenes erst zum sichtbaren und wärmenden Lichte wird, wo es in den Regionen des lichtlosen Aethers der festen, undurchsichtigen Oberfläche eines Planeten begegnet, so werden die Bilder und Rathschläge eines ewigen Denkens für unsere Seele erst wahrnehmbar und wirksam, wenn und wo sie sich der Behausung der Leiblichkeit nahen.

Es ist hier kein Uebergang. Die Nacht, welche die Oberfläche der Erde umschattet, würde für sich selber nie aufhören Nacht zu seyn, würde für sich selber nie zum Tage werden, wenn nicht eine Sonne von obenher aufginge und in den nordischen Winter, in das Dunkel der Nacht den Tag brächte. Ein trefflicher, tiefblickender Naturforscher, Berzelius, hat mit überwiegender Kraft der Erfahrung gezeigt, „daß dieses Etwas, welches wir Lebenskraft nennen, gänzlich außerhalb den unorganischen Elementen liege." In der That, wer aus einer Steigerung der Kälte die Wärme, oder, was dasselbe ist, wer aus einem Geschäfte der unorganischen Elemente die Welt des Lebens herleiten und schaffen will, der gleicht jenem Landmanne bey Hans Sachs, welcher aus den Käsen einer Kuh Kälber ausbrüten wollte.

In der unorganischen Natur gestaltet sich immer nur das, was der Grundform nach und in seinen Elementartheilen bereits schon sinnlich wahrnehmbar vorhanden war; der in die salzige Auflösung eingetauchte, bereits gebildete Krystall drängt freylich durch seinen polarisirenden Einfluß der Flüssigkeit alsbald einen gleichartigen Krystall nach dem andern ab; wenn aber in ihr der Vorrath des schon vorhandenen, nur noch nicht zur festen Gestalt gewordenen Salzes erschöpft ist, hört dieses wetteifernde Nachahmen der Bildungen auf. So können überall die in der unorganischen Welt selber wirkenden Kräfte nichts anders, als die schon in diesem bestimmten Maaß, in dieser bestimmten wechselseitigen Beziehung vorhandenen Stoffe vereinen oder wieder trennen.

Dagegen erzeugt das organische Leben etwas, das dem niederen Element unmöglich war; es schaffet aus einem Umfange, der für viele verschiedenartige Wesen derselbe und gleiche ist, ein in den herbeygezogenen, ernährenden Elementen weder begründetes, noch aus ihnen, nach dem Gesetz der niederen Anziehungen herzuleitendes System der Gestaltungen und Wechselwirkungen, welches entsteht,

seine Zeit hindurch wächst, seines Gleichen erzeugt und wieder vergeht. In diesem Akt eines selbstständigen Schaffens, in dieser Kraft, seines Gleichen zu erzeugen, liegt ein Hauptunterschied der organischen von der unorganischen Natur. Dieß wird schon in dem alten, heiligen Schöpferworte angedeutet: „Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besaame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage, und habe seinen Saamen bey sich auf Erden.“

Jener Phanes der Egypter, darstellend als Widder des Thierkreises die allgebärende Frühlingszeit des Jahres, trägt schon das alle Lebenskeime der Dinge enthaltende Ey im Munde, und nach ihm folget dann als Stier die Gebärerin der beyden Zwillingsgestirne des Tages und der Nacht, der Sonne und des Mondes. So geht das still wachsende Pflanzenreich dem Thierreich voran, gleich wie der Zustand des noch unbefruchteten Eyes, dem vom oberen, selbstständigen Leben bewegten Zustande des befruchteten.

In diesem einfachen Bilde erscheint das eigentliche, innere Verhältniß des Pflanzen- zum Thierreich klar und deutlich:

Die weibliche gebärende Kraft der Thiere, namentlich der Vögel, erzeuget für sich selber das Ey, ein Gebilde, in welchem die Masse, die nachmals vom zeugenden Prinzip überkleidet, und durch dieses von Neuem geboren, zum selbstständig bewegten, lebenden Thier wird, schon ganz als dieselbe vorhanden ist. So ist und wirkt in der Pflanze dieselbe Kraft, welche im Ey wächst, welche die Häute mit ihrem zarten Gewebe, welche Dotter und Eyweiß sammt ihren Banden aus dem wäßrig Flüßigen gestaltet und zusammenfügt; das entstandene Gebilde weiß aber noch nichts vom Ein- und Ausathmen der Luft, noch nichts vom Bewegen und Empfinden. Ein Augenblick der neuen, höheren Geburt und Belebung — die Befruchtung — kommt hinzu; die Masse des Eyes wird von einem nie wägbaren, dem Auge nie sichtbaren Einflusse überkleidet, und wie wird nun das Alles so anders! Ein Herz pulsirt zwischen Eyweis und Dotter, Muskeln bewegen sich; mitten unter den Häuten und Flüssigkeiten entstehen Nerven und Knochen, Gehirn und Augen und Glieder.

So ist das Pflanzenreich, im Vergleich mit dem Thierreiche, das Werk einer blos mütterlich gestaltenden, den belebbaren Stoff bereitenden Kraft. Die Wurzel ist für beyde dieselbe und dennoch von einem zum andern kein Uebergang. Es ist ein Moment, ein unsichtbar Hinzutretendes, und was vorhin gefühllos wachsende, unbewegliche Pflanze war, das ist durch jenen Moment mit einem Male zum beweglichen, empfindenden Thier geworden.

Das Pflanzenreich gleichet mithin dem Ungebornen im Mutterleibe; das Thierreich dem Ausgebornen, selbstständig Athmenden und Bewegten. Das Ungeborne im Mutterschooße, es gestaltet sich nicht durch eigene, inwohnende Kraft, sondern es wird gestaltet durch die Lebenskraft der Mutter. Man sagt, daß die Gedanken, das Sehnen, die Gefühle der Leztern auf das Ungeborne gestaltend einwirken, in ihm sich spiegeln. So spiegeln sich im Pflanzenreiche die Gedanken und Empfindungen einer unsichtbaren, die Sichtbarkeit im Schooße tragenden und gebärenden Mutter. Denn die Lebendigen alle, sie sind die zur sichtbaren That gewordenen, vorhin unsichtbaren Gedanken und Willensmeynungen einer ewigen Weisheit, die sie trägt und kennt.

(Der Beschluß folgt.)

Burg Gleichberg.

(Fortsetzung.)

Von des Ritters Seite erfolgten nun Fragen auf Fragen, und von der ihrigen die naivste Erzählung ihres ganzen Jugendlebens mit allen Ammenmährchen, allen Träumen und Wünschen, so daß der Ritter endlich, von Seligkeit berauscht, zu ihren Füßen stürzte, was Beatrix gar nicht übel gefiel. Sie sezten sich scherzend und kosend unfern des Wegs auf eine Rasenbank unter einer breitästigen Linde, und bemerkten nicht, wie der Tag sich zu neigen begann und die Sonne zur Ruhe ging; aber des Ritters Rößlein, welches seither auf der fetten Weide gegrast, erinnerte sie, herbeykommend, an Zeit und Stunde. Da wurde Beatrix gar traurig, als sie von ihrem Geliebten vernahm, wie sie sich nun trennen müßten, aber als er ihr mit Hand und Mund versprach, sie morgen wieder auf der Burg aufzusuchen, ergab sie sich getrost in ihr Schicksal. Der Ritter begleitete sie bis an den Burgberg, schwang sich dann auf seinen Gaul und trabte davon, Beatrix aber schlüpfte rasch durch das noch geöffnete Pförtchen. Die Liebe macht nicht allein verliebt, sie macht auch listig; Beatrix stahl sich durch die Dämmerung in den Burggarten, bettete sich in einem entfernten Winkel desselben unter einem blühenden Fliederbaum in's Gras, und stellte sich, als ob sie schliefe. Dabey konnte sie ungestört ihren Gedanken an den Ritterjüngling nachhängen und sich das Entzücken des Wiedersehens am morgenden Tag ganz ausmalen. Da ertönte der Amme angstvoller Ruf plötzlich durch den dunkeln Garten, und Beatrix antwortete aus ihrem Grasversteck mit schwacher Stimme. „Beym heiligen Antonius! was habt Ihr hier zu schaffen?“ rief die erstaunte Amme. — „Ey, ich habe geschlafen,“ entgegnete Beatrix unschuldig. „Hab' ich daran etwa auch eine Sünde gethan? Im Schatten dieses Fliederbusches ruhte sich's so sanft, ich bin entschlummert, und eben jezt bin ich auf Deinen Ruf erwacht, gute Amme.“ — „Aber ich

habe Euch doch schon seit drey Stunden durch die ganze Burg gesucht und wohl hundert Mal Euren Namen im Garten und ganz nahe an diesem Platze mit der lautesten Stimme gerufen." — „Das macht der Flieder," versezte Beatrix. „Ihr habt mir ja selbst gesagt, daß die Fliederblüthe den Schlaf befördere und daß man unter einem blühenden Fliederbusche wie ein Todter fest schlafe und wunderliche Träume habe. So ist es mir nun heute ergangen; denn ich habe Euer starkes Rufen durchaus nicht vernommen, sondern einen wunderschönen, gar seltsamen Traum gehabt." — „Ei, so erzählt doch, liebstes Fräulein," rief die Amme, auf einmal ausgesöhnt; denn Träume hörte sie ganz besonders gern. Die schlaue Beatrix hätte das schönste und herrlichste Geheimniß ihres Lebens unmöglich ganz für sich behalten können — wo wäre ein weibliches Herz, das solches vermöchte? — deßhalb hatte sie schnell eine List ersonnen, mittelst welcher es ihr gelang, der Amme ihr ganzes Glück mitzutheilen und sich doch nicht zu verrathen; denn sie erzählte die Ereignisse des verflossenen Nachmittags als ihren Traum. Dabey schmückte ihre Phantasie den Ritter und alle Umstände ihres Abentheuers mit so glühenden Farben, daß der guten Amme nicht einmal die leiseste Ahnung kam, als sey dieß Alles wirklich geschehen. Ja Frau Ursula wurde durch Beatrix Beschreibung so sehr für den Traumritter eingenommen, daß sie nichts sehnlicher wünschte, als er möchte auch ihr einmal erscheinen. Ein Umstand des Traums beschäftigte sie vorzüglich stark, nämlich daß der Ritter ihrer Milchtochter versprochen, sie den folgenden Tag wieder heimzusuchen, und sie quälte sich die ganze Nacht, ob das wieder von einem Traume oder von der Wirklichkeit zu verstehen sey. Wie dem aber auch seyn mochte, der Ritter besaß ihre Gunst im vollsten Maaße.

Der Morgen kam; der Traumritter spukte noch immer in Ursula's Kopfe, aber Beatrix wollte vor Ungeduld vergehen, als eine Stunde nach der andern verfloß, ohne daß sich eine Spur vom Ersehnten blicken ließ. Schon waren sie mit Bereitung des Mittagsmahles beschäftigt und die Jungfrau tröstete sich in ihrem Innern eben mit der Annahme, der feine Ritter werde wohl in der Abwesenheit ihres Vaters ihr die Aufwartung machen, und das sey jedenfalls auch das Vernünftigste; da ertönten plötzlich drey Trompeten vor dem Thore, ein Ton, welchen seit Menschengedenken auf der Burg Niemand vernommen hatte. Frau Ursula, aufs höchste überrascht, Beatrix, entzückt, warfen die Löffel aus den Händen und flogen über die ausgetretenen Stufen in den Hof und der Ringmauer zu. „Er ist's! er ist's gewiß!" rief die Jungfrau und umarmte freudetrunken die Amme, und diese kreuzte und segnete sich, und verkündete dem Fräulein, daß es der Elfenkönig oder der Bergkönig seyn müsse; denn nur diese Majestäten könnten einem so natürlich im Traume erscheinen und nachher selbst kommen. Endlich war man oben und der Blick hinab vergönnt. Wie schlug da die gute Amme ihre Hände zusammen! Welch' unwillkührliche Töne trunkener Lust entfuhren ihr! Ein schmucker Ritter im herrlichsten Staate hielt mit drey Trompetern und zehn Reisigen vor dem Thore. Die Pracht ihres Anzugs blendete fast das Auge. Unter allen aber ragte der Ritter an Gestalt, Schönheit und Pracht hervor. Seine Rüstung strahlte wie lauter Diamanten, seine Binden waren von Gold und Silber, und ein Fähnlein führte er, blau und roth, die Farben der Liebe und Treue. Beatrix wußte vor Entzücken und Wonne nicht wo sie war, da ertönten wieder die Trompeten und der Herold rief mit lauter Stimme: „Graf Treumann von Hoheneck begehrt ritterlichen Einlaß auf die Burg Gleichberg. Er hat dem Grafen etwas Wichtiges zu entdecken. Er verspricht auf sein ritterliches Wort, die Burg nach einer Viertelstunde zu verlassen." Zu aller Zuschauer ungemessener Freude öffnete sich das Thor, und da ging es nun an ein Händedrücken und Verneigen herüber und hinüber, und die alte Amme trieb's schier noch bunter, als ihr junges Milchtöchterlein. Die Freude des Bewillkommens wurde aber bald durch den alten Grafen gestört, welcher sich auf den Hausstufen zeigte, um den zudringlichen Gast zu empfangen und nach dessen Begehr zu forschen. Der Ritter stieg vom Pferde, ging auf den Grafen los und verneigte sich tief vor ihm. „Was führt Euch auf diese meine Burg?" fragte der Graf barsch. „Ich bin in minniglicher Absicht gekommen," erwiederte der Ritter, „damit ich bey Euch, wie sich ziemt, um die Hand Eurer Tochter anhalte, welcher ich in ritterlicher Minne zugethan bin."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, Juli.

Daß Chateaubriand nicht lange zu Rom aushalten würde, wußte man schon im Voraus; für diesen genialen Mann ist Paris das einzige Element; er muß frey sprechen und frey schreiben können, über Literatur und Politik, mit geistesverwandten Personen; was kümmern einen solchen Mann die kleinlichen Intriguen einer Curia? Kaum war er wieder in Paris angelangt, so regten sich auch seine Verleger wieder, denen vermuthlich angst war, die Sammlung seiner Werke möchte unvollendet bleiben; was ließ sich von Chateaubriands Aufenthalte unter den Kardinälen und den Diplomaten hoffen? Hier in Paris aber reizt ihn jeden Augenblick etwas; bald hält er eine Rede in der Pairskammer, bald schreibt er eine Flugschrift über Zeitereignisse, bald ist es wieder etwas anderes, was seine rege Phantasie und seine Feder in Bewegung sezt, und der listige Buchhändler Ladvocat ist sogleich dahinter, um es in die Sammlung der Chateaubriandschen Werke einzutragen, ohne das Urtheil der Nachwelt abzuwarten, oder sich auch nur darum zu bekümmern, ob das, was Chateaubriand heute schreibt, nach Verlauf von einigen Jahren noch interes-

sant genug seyn wird, um einen Platz in der Sammlung der Schriften des Verfassers zu verdienen. Diese bändereiche Sammlung ist schon kostbar genug, und könnte füglich bey den eigentlichen literarischen Schriften Chateaubriands stehen bleiben; allein Hr. Ladvocat hat eine halbe Million Franken für das Verlagsrecht der sämmtlichen Schriften bezahlt, folglich muß auch alles mit hinein, was sich nur auffinden läßt; je mehr Bände, desto besser, denn das Exemplar läßt sich theurer verkaufen. Nun wußte man, daß Chateaubriand schon seit langer Zeit ein Trauerspiel „Moses" gedichtet habe. Diese Dichtung war bisher im Pulte verborgen geblieben; jezt aber, da Ladvocat das Eigenthum der sämmtlichen Geistesprodukte des Verfassers erworben hat, muß auch das Trauerspiel heraus. Natürlich drangen die zahlreichen Freunde Chateaubriands darauf, er möchte ihnen dasselbe vorlesen. Zu den Verehrern des großen Schriftstellers gehört auch die berühmte Mad. Recamier, die, obwohl jezt fünfzigjährig, doch noch immer schön und reizend ist, und die sich zwar aus dem großen Getümmel dieser Hauptstadt in eine einsame Wohnung zurückgezogen hat, aber noch immer einen großen Cirkel von Freunden, meistens Schriftstellern und Künstlern, Abends um sich versammelt. Dieser Freundin nun hatte Chateaubriand versprochen, seinen Moses an einem Sonntag vorzulesen, und seine auserlesenen Freunde, ungefähr 60 an der Zahl, waren bey ihr am Abend zum Anhören des längst dem Titel nach bekannten Trauerspiels beschieden worden. Man kann leicht denken, daß Niemand fehlte. Es war ein merkwürdiger Anblick, die berühmten Männer aus der Pariser Schriftsteller- und politischen Welt, als Keratry, Barante, Villemain, die hübsche Dichterin Delphine Gay und so viele andere um den genialsten Schriftsteller Frankreichs und um die Frau, die vor 20 Jahren als die schönste im ganzen Reiche gepriesen ward, versammelt zu sehen. Mad. Recamier wohnt in dem äußern und nicht verschlossenen Theile des Nonnenklosters, Abbaie-aux-bois genannt. Schon der Umstand, daß die schönste der Frauen, die sonst in einem Bankierhôtel, das einem Kloster so unähnlich sieht, und in dem glänzenden Cirkel von Weltleuten den Vorsitz führte, jezt in einem Kloster wohnt, hat etwas Auffallendes; allein ihre gewöhnliche Gesellschaft hat nichts Klösterliches; die am vorigen Sonntage versammelte war nun auch ganz und gar nicht klösterlich, und ihr Gesellschaftssaal sieht auch nicht aus, wie ein Kloster, denn es hängt da das große Gérardsche Gemälde, Corinna am Gestade des neapolitanischen Meerbusens, und dieses Gemälde wird Abends auf eine geschickte Art beleuchtet, so daß das Licht ganz auf die hehre Gestalt Corinnens fällt, welche dadurch gleichsam magisch glänzt, indeß der übrige Theil des Gemäldes, das heißt die Küste und das Meer, noch dunkler erscheint, als ihn der Künstler gemalt hat. Schon das bloße Anschauen dieses Kunstwerkes wäre ein Genuß für den Abend gewesen; aber wie viele andere waren hier noch für die Gäste bereitet! Gegen 9 Uhr trat Chateaubriand hervor und begann mit dem Vorlesen seines Trauerspiels, wovon er aber selbst nur die lezten Aufzüge vorlas; die ersten wurden von Lafond, Schauspieler des Théâtre français, vorgelesen. Bey dem Trauerspiel Moses hat dem Dichter unstreitig Racines Athalia vorgeschwebt; Moses ist ganz in diesem Geiste und nach diesem Muster gedichtet. Die eigentliche Handlung im Stücke ist die halb menschliche, halb göttliche Gesetzgebung des Anführers des israelitischen Volkes. Während Moses auf dem Berge Sinai die Gesetztafeln empfängt, stiftet Aarons Sohn, der eine Moabiterin liebt, einen Aufruhr unter dem Volke an und wirft sich zum Anführer der Israeliten auf, die er zur fremden Religion verführen will. Moses kommt mit den Gesetztafeln vom Berge herab. Nun beginnt der Kampf zwischen Religion und Abgötterey, Nationalität und fremder Herrschaft, bis endlich Aaron unterliegt und ins Verderben gestürzt wird.

(Der Beschluß folgt.)

London, Juli.

(Beschluß.)

Der Redakteur einer nordamerikanischen Zeitung, des Harrison-Telegraph, in dem neuen Staate Ohio, beschwerte sich neulich, daß er vom 1. August bis zum 1. März von seinen Subscribenten nicht mehr als 2¼ Buschel Weizen, 2 Buschel Maiz, 6 B. Kartoffeln (wovon die Hälfte erfroren), 127 Pfund Schweinefleisch, ¼ Centner Rind- und ¼ Kalbfleisch empfangen habe, aber nicht so viel Geld, „als das Papier für die Zeitung gekostet;" und er meldet seinen saumseligen Subscribenten, daß er „ohne Papier, ohne Dinte, ohne Mehl, ohne Grütze, ohne Rindfleisch, ohne Schweinefleisch, ohne Geld, ohne Kredit, in schrecklich übler Laune sey und ein wenig zu tief in Schulden stecke." In Europa mag es gar manchem Zeitungsschreiber nicht besser gehen, aber es hat wohl keiner die naive Ehrlichkeit, es dem Publikum bekannt zu machen, bis es sich aus dem Eingehen des Journals und oft einem kleinen Bankerott errathen läßt.

Am 27. Juni gab die Gartenbaugesellschaft ihr jährliches Frühstück in ihren Gärten zu Chiswick, wobey wie gewöhnlich 5 bis 600 der vornehmsten Herrn und Damen zugegen waren. Das Wetter war trübe; doch hoffte man, es werde nicht regnen, und die meisten hatten ihre Wagen in die Stadt zurückgeschickt, als gegen 10 Uhr plötzlich ein heftiger Regen sich ergoß und in Kurzem die schönen Kiespfade in Pfützen und die zierlichen Damenanzüge in nasse Lumpen verwandelte. Umsonst flüchtete man sich in die Zelte, denn hier fand man zwar reichlich zu essen und zu trinken, aber auch bald Wasser bis über die Schuhe. Zulezt, da es gar nicht besser werden wollte, rettete man sich in die nahen Dörfer, bis die Wagen herbeygeholt werden konnten, und wer mit einem bloßen Schnupfen davon gekommen ist, kann von Glück sagen.

Die beyden großen Theater Drurylane und Coventgarden wurden vorige Woche nach einer sehr unvortheilhaften Saison geschlossen. Das englische Opernhaus wurde mit einer englischen Bearbeitung von Mozarts Cosi fan tutte eröffnet. Die italienische Oper geht auch in ein Paar Tagen zu Ende; das französische Lustspiel ist geschlossen.

Der Krieg im Osten und die großen Veränderungen in den türkischen Sitten und Gebräuchen, welche der Sultan erzwungen hat, haben uns hinsichtlich der türkischen Angelegenheiten sehr wißbegierig gemacht. Ein eben erschienener Quartband aus der Feder eines hellsehenden, unpartheyischen Reisenden, Macfarlane, welcher sehr viele Gelegenheit gehabt zu haben scheint, Nachrichten über ältere und neuere Begebenheiten an Ort und Stelle zu sammeln, wirft auf vieles, was uns schon früher bekannt gewesen, ein neues Licht, und theilt Manches mit, was meines Wissens noch nicht bekannt war. *) Ein anderes Werk von Hrn. Madden beschreibt eine Reise durch die Türkey, Egypten und Nubien, und enthält auch sehr viel Neues. Beyde Bücher werden sehr vieles dazu beytragen, um den Nimbus zu zerstören, womit manche Schriftsteller in England sowohl, als auf dem festen Lande die Türken im Gegensatz zu den Griechen zu umgeben gesucht haben, und sind schon deßwegen empfehlenswerth.

*) Wir haben in unsern vorigen Nummern bereits etwas aus diesem Werke mitgetheilt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 175.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Juli 1829.

— Pfaffentrug und Weiberlist
Gehn über Alles, wie ihr wißt.

Bürger.

Burg Gleichberg.

(Beschluß.)

„Nimmermehr!“ lachte der Graf bitter, und die Amme sammt dem Fräulein wurden bleich vor Schreck. „Laßt Euch die stolzen Gedanken vergehen, Graf; meine Tochter wird keines Mannes Weib, sie wird dem Himmel verlobt; wäre dieß aber auch nicht, Euer würde sie nimmermehr; denn Euer Vater war einer meiner bittersten Feinde, und die Burg da drüben, die Ihr jezt bewohnt, jüngst noch mein Eigenthum.“ — „So gebt mir die Tochter, damit ich ihr wieder zu ihrem rechtmäßigen Erbe verhelfe.“ — „Nein! sag' ich, und ein Wort so gut als hundert: Ihr werdet nicht mein Tochtermann.“ — „Beatrix liebt mich, sie wird nicht von mir lassen, fragt sie selbst.“ — „Ihr seyd ein Thor. Meine Tochter sah Euch nie.“ Beatrix war unterdessen laut jammernd ihrem harten Vater zu Füßen gefallen und schluchzte laut, und die Amme knieete daneben und rief: „Er ist ihr gestern im Traum erschienen, gnädiger Herr Graf! Erkennt Ihr in diesem Wunder Gottes Finger nicht?“ Der Ritter lächelte; der Graf aber trieb Amme und Tochter mit harten Scheltworten von dannen. „Ist das Euer leztes Wort, Graf Gleichenberg?“ fragte der Ritter. „Mein leztes!“ versezte jener; „und nun seyd so gut und verlaßt meine Burg.“ „Nicht eher, als bis ich Euch den Bescheid gegeben, daß zwischen uns von dieser Stunde an Fehde ist. Morgen um diese Zeit bin ich mit allen meinen Reisigen und Knechten vor Eurer Burg, um mir, so Gott will, das Fräulein zu erkämpfen. Rüstet Euch!“ Damit ritt er von dannen; der alte Graf aber stand zitternd und bebend vor Zorn, und wußte nicht, was er beginnen sollte. Aber bald sich ermannend, ließ er es seine erste und vorzüglichste Sorge seyn, die Mauern seiner Burg in Augenschein zu nehmen, und was er seit so vielen Jahren vernachläßigt hatte, sollte nun in einem Nachmittage geschehen. Aber wie wüst und verfallen waren die Mauern! wie leicht konnte der schwächste Feind durch sie in die Burg dringen! Sogleich gab der Graf Befehl, daß Alles, was auf der Burg lebte und zwey Hände hätte, sich an der Mauer einfinden sollte, Beatrix und die Amme nicht ausgenommen. Da ging's nun an ein Arbeiten und Bauen; die boshafte Amme aber warf immer in des Herrn Rücken wieder ein, was die Andern gebaut hatten, und auch bey diesen war keine rechte Lust zu der Arbeit, die sie in Jahr und Tag nicht zu vollenden hoffen durften, geschweige in einigen Stunden. Sie spotteten des Grafen, und als er gegen Abend wie toll in seinen Waffensaal rannte, um die rostigen Waffen hervorzusuchen und in Stand zu setzen, gingen sie lachend davon und erwarteten ruhig den folgenden Tag, wo sie in die Gewalt des Ritters zu fallen hofften. Als nun der Graf bey eingebrochener Nacht wieder herauskam und den Uneifer seiner Leute gewahrte, ergrimmte er über die Maaßen, und Verzweiflung erfaßte sein altes, felsenhartes Herz. Wie ein Wüthender sprang er auf dem Hofe herum, auf welchem sich außer ihm nur noch die Amme befand. Diese

hatte in der Dämmerung noch stark daran gearbeitet, ein Stück Mauer niederzureißen und einen guten Weg in die Burg zu bahnen. Als sie aber ihren Herrn kommen hörte, verbarg sie sich aus Furcht vor seinem Zorn in einem Winkel. „Der Himmel will mir nicht beystehen," rief der Graf, „er, dem ich doch mein Kind habe schenken und verloben wollen! Der Tag wird anbrechen, und der junge Fant wird meine Burg ersteigen, ich aber werde ihm mit Schande und Spott erliegen. So wollte ich denn, der Teufel käme und stände mir bey, dafür wollte ich Beatrix nicht Gott, sondern ihm übergeben." Kaum hatte er diese verruchten Worte zum gräßlichen Schrecken der Amme ausgesprochen, da sammelte sich urplötzlich über der Burg ein schwarzes Gewölk, das senkte sich tiefer und tiefer zu des Grafen und der Amme Erstaunen, und als die Leztere genau hinsah, bemerkte sie mit Entsetzen, daß die Wolke die Gestalt einer scheußlichen Larve hatte. Aber die Sinne vergingen ihr fast, als die Wolke sich vor dem Grafen im Hofe niederließ und aus derselben ein großer Mann in einem Purpurmantel und mit einer Hahnenfeder auf dem schwarzen Hute heraus und auf den Grafen zutrat. „Ich bin der, welchem du eben gerufen hast," redete er den zitternden Alten an und seine Augen glühten dabey wie Kohlen. „Dir soll geholfen seyn, wenn Du mir noch einmal zugelobst, was Du eben aussprachst." Der Graf besann sich nicht lange und erwiederte: „Gut, ich will Dir meine Tochter versprechen und zusagen, wenn Du bis morgen diese meine Burg so befestigst, daß ich meine Feinde von der Mauer herab höhnen kann, und sie mit Spott und Schande abziehen müssen." — „Ich will's!" sagte der Böse. „Vor dem ersten Hahnenschrey soll Alles fertig und im ganzen Lande keine Burg so fest seyn als die Deinige." — „Ein Wort, ein Mann!" sagte der Graf, und der Handel war richtig. Der, dessen Namen man nicht gern ausspricht, verschwand wieder in der Wolke, und diese segelte schnurstracks über die Gebäude hin und zerrann in der sternenlosen Nacht. Der Graf aber ging hohnlachend in sein Gemach, um sich schlafen zu legen. Obgleich Frau Ursula fast kein Glied vor Schrecken und Entsetzen rühren konnte, so war doch ihr Geist nicht in gleichem Maaße gelähmt. Sie trat aus ihrem Versteck hervor, kreuzte und segnete sich, fiel dann auf ihre Knie und betete inbrünstig zu allen Heiligen, zu ihrem Schutzpatron aber ins Besondere, daß er ihr ein Mittel an die Hand geben möchte, die geliebte Pflegetochter den Stricken des Satans zu entreißen. Ihr Gebet blieb nicht unerhört. Urplötzlich kam ihr ein Gedanke, und der mußte ihr gar trefflich dünken, denn sie schlug ein Schnippchen in die Luft und ging hohnlachend, gleich dem Grafen, in ihre Kammer. Beatrix erwartete sie dort schon mit Thränen und Seufzern; schon war das Kissen naß von ihrer Thränenfluth, und doch freute sie sich innerlich auf den morgenden Tag und wußte eigentlich selbst nicht, weßhalb sie so gar traurig war. Aber die Amme schwieg klüglich von des Vaters bösem Pakt und von ihrem Vorhaben, und erzählte, um die Betrübte einzuschläfern, ein Mährchen nach dem andern. Als sie endlich überzeugt war, ihr Pflegling sey der süßen Wirkung derselben unterlegen, erhob sie sich leise vom Lager, kleidete sich an und schlich auf den Zehen aus der Kammer, sonder Furcht und Beben, vielmehr muthig und im Bewußtseyn eines gottseligen Werkes. Sie verfügte sich in die Küche und wartete daselbst unter frommen Gebeten die Mitternachtsstunde ab. Und siehe, als diese eintrat, entstand ein gewaltiges Getöse und Gebrause in der Luft, nicht anders, als ob der wilde Jäger über die Burg hinzöge. Frau Ursula schlug ein Kreuz vor sich, sprach ein Paternoster und trat mit dem Rosenkranz in den Händen ans Fenster. Da sah sie den Höllenfürsten mit all seinen Gesellen, den großen und kleinen Teufeln; durch die schwarze Nacht in den Lüften einherfahren, und ein langer feuriger Streif, gleich wie wenn eine Sternschnuppe zur Erde fährt, bezeichnete eines jeden Bahn. Das Herz erbebte der frommen Frau zwar im Busen, nichtsdestoweniger sah sie genau hin nach den bösen Geistern, und da gewahrte sie, wie dieselben ungeheure Felsenblöcke durch die Lüfte herbeyführten, womit der Meister eine dreyfache gewaltige Mauer um die Burg zog. Unter Hämmern und Pochen und Stoßen thürmte sich die furchtbare Mauer hoch und höher. Schon begann der Himmel im Osten zu grauen und in einer halben Stunde wäre sicher das ganze ungeheure Werk vollendet gewesen, da hörte Frau Ursula auf mit Beten, griff nach dem Feuerzeug und zündete die Laterne an. Mit dieser schlich sie unter lauten Segnungen zum Hühnerstall in den Hinterhof hinab, öffnete ihn behutsam und stellte die Laterne davor, so daß das Licht volle Strahlen hinein warf. Dann trat sie vor das Hühnerhaus und klatschte mit beyden Händen aus Leibeskraft auf ihre steifleinene Schürze, und siehe, alsobald wurden die Hühner munter, und der Hahn, die Hellung erblickend, meynte nicht anders, als der Tag sey schon angebrochen, hüpfte heraus, trat auf die Leiter und krähte, so laut er nur immer vermochte. In demselben Augenblick erscholl ein erschreckliches Krachen rings um die ganze Burg, so daß der Amme die Haare zu Berge getrieben wurden. Nach kurzer Frist aber wurde es wieder still und ruhig, und als die Geängstete die Augen aufhob, sah sie die Höllenschaar wieder durch die Lüfte entweichen. Frau Ursulas Herz ward nun ruhiger, und da allmählig der Tag anbrach und die schönste Morgenröthe der Sonne voranschickte, so wagte es die schlaue Amme, auf den Söller zu steigen und sich nach des Teufels Werk umzusehen. Aber welche Zerstörung erblickte sie da! Die bösen Geister hatten wohl auf Befehl ihres betrogenen Meisters die beynahe vollendeten drey Mauern selbst wieder zerstört. Und so lagen denn in drey Ringen um die Burg

ungeheure Steinhaufen unordentlich durch einander, über die man aber jedenfalls mit leichter Mühe hinwegsteigen konnte. Triumphirend ging sie nun hinab, löschte die Laterne, gab dem guten Hahne ein vortreffliches Futter und harrte verborgen des Grafen. Wie stuzte der böse Graukopf, als er die unordentlichen Steinhaufen sah statt der Mauern, und wie verfluchte er den Teufel, daß er sein Wort so schlecht gehalten! Aber wie freute sich Frau Ursula über die Wuth des Mannes, welcher sein einziges engelschönes Kind dem Teufel verhandeln konnte! Indem sie ihn aus ihrem Winkel hervor unbemerkt belauschte, warf sie ihre Augen hinab in das Thal, und siehe, da blizte die Morgensonne in den blanken Waffen rüstiger Knechte und bepanzerter Ritter. Die waren früh aufgebrochen, und schritten rasch und munter vorwärts über Steinhaufen und Mauer in die Burg hinein. Da war aber gar kein Feind zu bekämpfen; denn als sie der alte Graf in solcher Masse anrücken sah, stürzte er sich auf der andern Seite von der Mauer in die gräßliche Tiefe hinab, daß seine Gebeine an den Felsen zerschellt wurden. Die Knechte öffneten das Thor, und der junge Graf ritt herein, von Frau Ursula gegrüßt und bewillkommt. Als aber nach kurzer Frist Beatrix, angethan mit den kostbarsten Kleidern ihrer Mutter, aus ihrem Gemache trat, war seines Weilens nicht länger in dem bösen Neste; er sezte die Braut auf einen Zelter, und geleitete sie im Triumphe heim auf sein Schloß.

Schon lange ist die Burg auf dem kleinen Gleichenberg bey Hildburghausen in der Grafschaft Henneberg verfallen, aber bis diese Stunde sieht man noch die drey Steinwälle, aus großen Basaltstücken bestehend, welche den Gipfel des Bergs wie drey Ringe umgürten.

Aufgang des organischen Lebens im Pflanzenreich.

(Beschluß.)

Die ewige Weisheit ist höher als alle Kreatur. Ist doch im unvollkommenen Abbilde die leibliche Mutter höher, als das in ihr verschlossene lebende Ungeborene, höher, als das schon selbstständig gesonderte, ausgeborne Leben des schwachen, der Pflege bedürftigen Kindes. Aber je zärter und schwächer dieses noch ist, desto anhaltender und sorgfältiger wird es gepflegt, und das Ungeborene stehet der Mutter noch näher, ist noch Ein Leben mit ihr. So hat auch das Pflanzenreich das noch vor dem Thierreich voraus, daß jenes so ruhend, so treu, so unmittelbar den waltenden, belebenden Einfluß jener jungfräulichen Werkmeisterin, der bildenden Weisheit, empfängt, wie die noch wachsende Blüthe und Frucht den Saft des tragenden Stammes.

Und das ist der eigenthümliche Reiz, das mächtig Anziehende, welches das Pflanzenreich, voraus vor dem Thierreich, für die Seele des Menschen hat: es ist ein Gefühl von der noch unmittelbareren, wesentlicheren, gleichsam leiblicheren Nähe und Einwirkung der bildenden Mutterkraft. Es sind die Gedanken, die Gefühle der jungfräulichen Bildnerin selber, welche da, strahlend in den Farben des Regenbogens und in sinnvollen Gestalten, dunkel in ihrer Bedeutung, aber tief ergreifend, wie die Bildersprache des Traumes, dem denkenden Geist begegnen. Da sind die Kräfte, nährend und heilend, welche noch unmittelbar aus dem Quell des Lebens und der Gesundheit der Wesen kommen; es sind die Pulsschläge des mütterlichen Herzens selber, welche gefühlt und bemerkt werden, wenn auch in dieser stummen, schlafenden Welt nirgends noch eine Stimme oder selbstständig entgegenkommende Bewegung der fragenden Mutterliebe antwortet, wenn auch das Bild, das da erscheint, dem Ebenbild der Urform, welchem zulezt das Thierreich sich nahet, eben so unähnlich und unvergleichbar ist, als der Bildungssaft, aus welchem das Auge sich gestaltet, jener Sichtbarkeit, welche einst in der kleinen Welt des Auges sich abspiegeln soll. Denn wer sollte in der Gestalt des innern und äussern Ohres die Welt der Harmonieen erkennen und errathen, welche da nachmals aus- und eingehen und walten wird? wer sollte in der Gestalt der Netzhaut und Krystallfeuchtigkeit, in der der Linse und der künstlich gewebten Iris des Auges jene ganze sichtbare Schöpfung, vom leuchtenden Sterne bis zum schweren, festen Stein, errathen und ahnen, welche bald hernach hier aufgehen und innerlich sich gestalten soll? wer in der Gestalt des Gehirns die Gedankenwelt des Geistes?

So äußerlich unähnlich denn, als die empfindenden Organe dem Kreis ihrer künftigen Empfindung, so unähnlich als die dunkle Zeichen- und Gestaltensprache des Traumes der wachen Wortsprache, so anscheinend unvergleichbar als das Geschäft der Seele der Thätigkeit des Geistes, ist das Pflanzenreich dem Thierreich. Und dennoch stehen alle diese äußerlich und anscheinend so unvergleichbaren und unvereinbaren Gegensätze innerlich und wesentlich in einer nahen und unmittelbaren Beziehung zu einander, so wesentlich als die Gestalt und Ernährung der Raupe zur Gestaltung des künftigen Schmetterlings oder der physische Akt der Entzündung und des Verbrennens zu dem Akt der Bildung und Entwickelung des brennbaren Wesens.

Es ist nur ein Moment, und eine Thätigkeit des Geistes überkleidet, wie das Leuchten der Flamme die Bewegung der Wärme, so das ihr entsprechende Streben der Seele; nur ein Moment, und die niederwärts gehende, blos bildende und gestaltende Richtung des Schlafes und

Traumes wird in die aufwärts gehende, geistig erkennende und sprechende des Wachens hinaufgerückt.

*

Bemerkungen. Das organische Leben hat die Fähigkeit, die Elemente und Grundstoffe nicht blos in anderm Verhältniß zu verbinden, sondern sie ganz zu verwandeln. Zwar ist nicht zu läugnen, daß bey den Pflanzen die Mischung des Erdbodens und des Wassers, wovon die Pflanzen sich nähren, einen bedeutenden Einfluß auf ihre Bestandtheile habe, und daß sie, vorzüglich die niedern Ordnungen derselben, allerdings mehr Theil an der Mischung der Substanzen nehmen, von denen sie umgeben sind, als die Thiere. Indessen bleibt doch im Ganzen das Naturgesetz standhaft, daß jeder Organismus aus den Urstoffen, die ihn umgeben, seine eigenthümlichen Bestandtheile bildet und daß der Kalkgehalt der Pflanzen, die im klaren Sande gewachsen sind, oder die auf Granit stehen, um nichts geringer ist, als der Gehalt an diesem Bestandtheil in solchen Pflanzen, die auf Kalkboden wachsen. In Beziehung auf die Erzeugung der Kalkerde waren auch die Versuche mit Pflanzen, die man in porzellanenen Geschirren gezogen und blos durch kohlensaures Wasser ernährt hatte, sehr überzeugend. Eben so scheinen auch die Kieselerde, ja nach Döbereiner die Metalle, welche man in vielen Pflanzen findet (Kiesel besonders in Rohrgewächsen, Kupfer in den Knollen der Scitamineen, Eisen und Mangan fast in allen Familien), durch den Vegetationsprozeß aus Kohlen- und Wasserstoff wirklich neu erzeugt, geschaffen zu seyn.

Im thierischen Leben liegt die verwandelnde, neuerschaffende Kraft noch viel deutlicher vor Augen. Kalkerde und Phosphor und eine Menge für ganz unzerlegbar gehaltener Grundstoffe werden da offenbar, wie zum Theil Versuche bewiesen, z. B. mit Hühnern, nicht durch die Nahrung als solche in den Körper gebracht, sondern hier aus den ganz andersartigen Elementen, woraus die Nahrungsmittel bestehen, erzeugt.

Bey den Bewegungen der Planeten und anderer Weltkörper um ihren Centralpunkt besteht und erhält sich weder die eine, beständig zum Centrum hinziehende, noch die andere, beständig in gerader Linie von der Bahn hinwegtreibende Kraft (eine wie die andere wird beständig durch ihren Gegensatz aufgehoben und vernichtet), sondern es besteht und erhält sich blos die aus dem gegenseitigen und immerwährenden Aufheben der einen durch die andere hervorgehende dritte, die Bahnbewegung. So erhält sich im organischen Leben weder die eine noch die andere der zwey einander entgegengesezten, zulezt als Unterschied der Geschlechter erscheinenden Richtungen; aus der sich wechselseitig aufhebenden Gegenwirkung beyder wird aber das Fortbestehen der Art erhalten, so wie das Fortbestehen des Lebens- und Bildungsprozesses des einzelnen Organismus.

Ein sehr alter, vielverbreiteter Volksglaube nahm die Verbindung von einer geisterhaften, lebenden Natur mit dem Pflanzenreiche an, eine Welt der Dryaden und Hamadryaden, deren Daseyn und Leben z. B. mit jenen des Baumes in einer sehr innigen, nahen Beziehung stände. Das Kind, wie der im Einklang und beständigen Umgange mit der Natur lebende Mensch fühlt den Schauder oder die Lust der Nähe einer unsichtbaren Geisterwelt an der stummen, schlafenden Pflanzenwelt noch mehr, als an der des wachen, immer bewegten Thieres. «Selbst gewisse Züge aus der Geschichte des Lebensmagnetismus lassen in den lebenden Pflanzen äußere Leiter, Verbindungsglieder für die oberen überirdischen Lebenseinflüsse erkennen oder errathen, als in den Thieren. Je unvollkommener das erscheinende, sichtbare Wesen eines organisch Lebenden, desto höher und vollkommener ist das dazu gehörige unsichtbare Complement dieses Lebens. M. v. Schuberts allgem. Naturgeschichte, Erlangen 1826, auf S. 637.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Nach Racines Beyspiel hat Chateaubriand Chöre angebracht, welche nach biblischer Weise den Herrn lobpreisen; besonders merkwürdig ist ein Wettstreit zwischen einem israelitischen und einem moabitischen Chore, welcher der Göttin Astarte Lob verkündigt. Die dramatische Handlung ist etwas leer und greift den Zuschauer nicht stark genug an; allein die Sprache ist durchaus poetisch, und Chateaubriand, der sich bisher nur in Prosa als Dichter bewiesen hatte, erscheint hier auch als ein sehr geschickter metrischer Dichter. Mehrere Tagesblätter haben folgende schöne Verse mitgetheilt, welche Maria, Arons Schwester, an die Israelitinnen richtet:

Mes enfans, c'est assez; allez, toujours dociles,
Vous livrer au repos sous vos tentes tranquilles.
Voici l'heure pesante accordée au sommeil.
Tout se tait à présent sous les feux du soleil,
Les vents ont expiré. Du palmier immobile
L'ombre se raccourcit sur l'arène stérile;
L'Arabe fuit du jour les traits étincelans,
Et le chameau s'endort dans les sables brûlans.

Aus einer Vorlesung läßt sich indessen nicht wohl ein Trauerspiel beurtheilen; es wäre möglich, daß es auf der Bühne ganz anders erschiene, als in einem Saale, wo alles zum Wohlwollen gegen den Dichter gestimmt ist. Mit den Singchören kann das Stück auch wiederum ganz andere Wirkung hervorbringen, als ohne dieselben, obschon bisher die Chöre im französischen Trauerspiel wenig Beyfall gefunden haben; vielleicht haben die Tonsetzer bisher noch nicht den rechten Styl getroffen, in welchem solche tragische Chöre gesezt werden müssen, oder sie haben ihnen zu viel Ausdehnung gegeben, wodurch die Aufmerksamkeit des Publikums zu lange in Anspruch genommen worden ist. Dem sey, wie ihm wolle, so hat das Théâtre français große Lust, Chateaubriands Trauerspiel aufzuführen, und es wird nun in den Staatsminister gedrungen, er möge geruhen, seinen Moses aufführen zu lassen. Die Einwilligung wird wohl nicht lange ausbleiben, und dann wird das Publikum in Menge herbeyströmen, um den ersten und vermuthlich auch lezten tragischen Versuch des berühmten Schriftstellers und Staatsmannes auf der Bühne darstellen zu sehen; der Buchhändler Ladvocat wird sich vor Freude die Hände reiben, und das Théâtre français wird froh seyn, auf diese Weise den Schaden ersetzen zu können, den ihm Cas. Delavignes Abfall und Uebergang zum Theater der Porte St. Martin verursacht hat. Eine merkwürdige Erscheinung in der französischen Literatur aber würde es seyn, wenn Frankreich ein zweytes Meisterwerk, wie Athalia eins ist, bekäme, und zwar zu einer Zeit, wo die Religiosität eben nicht ein hervorstechender Zug der Pariser ist. Allein wenn sie an dem Rossinischen Moses schon so großes Gefallen bezeigt haben, so können sie auch sehr wohl den Chateaubriandschen mit Enthusiasmus aufnehmen, ohne eben so religiös zu seyn, wie man es zur Zeit war oder zu seyn vorgab, als Racine seine Athalia dichtete. Freylich herrschten zu jener religiösen Zeit Maitressen am königlichen Hofe, der sich an den religiösen Chören erbaute, und jezt herrscht die Verfassungsurkunde.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 176.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. Juli 1829.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.

Bürger.

Eine wahre Begebenheit aus den Tagen der Ueberschwemmung bey Danzig.

Erzählt von Ludwig Robert.

„Ein schwerer Traum! . . . Es ist noch Nacht . . .
„Das hat was zu bedeuten.
„Hör' ich denn recht? es braust, es kracht,
„Ja! helf' uns Gott!! sie läuten:
„Zünd' Licht an, Weib! geschwind! geschwind!
„Nur Eile kann hier retten.
„Das Wasser schon in's Zimmer rinnt;
„Ihr Kinder! aus den Betten!“
„„Was ist gescheh'n?““ — „Hört Ihr denn nicht
„Die Glocken und die Fluten?
„Wenn nur das Eis den Damm nicht bricht!!
„Greift zu! Ihr müßt Euch sputen!
„Nur frisch! Was hilft das Weinen? Schweig!
„Jezt ist nicht Zeit zu Jammer.
„Tragt Betten, Linnen, Silberzeug
„Rasch auf die Giebelkammer!“ —

Und auf den Speicher war gebracht
Der Leute beste Habe.
Da sitzen sie in dunkler Nacht,
Gleichwie am offnen Grabe.
Sie sehen nichts, sie hören nur
Und fühlen, kalten Grauses,
Den lauten Aufruhr der Natur,
Das Beben ihres Hauses.

Und immer höher schwillt die Flut,
Bis zu dem Giebel droben,
Und immer näher scheint die Wuth
Des Elements zu toben;
Und Thier-Geheule zwischenein,
Nothschießen, Sturmgeläute,
Und wie die Flut, so steigt die Pein,
Die Angst der armen Leute.
So sitzen sie und schauen stier
In finsteres Verhängniß;
Kein Ausweg zu entrinnen hier
Dem schrecklichen Gefängniß.
So sitzen sie in Dunkelheit,
Von Schrecken festgebunden,
Am offnen Grab, zum Tod bereit;
Die Nacht währt hundert Stunden!

Endlich und endlich entfliehen
Die nächtlichen Schatten;
Da knieen die Gatten,
Die Kinder knieen
Nieder zum Morgengebet.
Und der Vater fleh't,
In aller Namen,
Zu Gott auf, Ihnen beyzusteh'n,
Und alle sprechen in Thränen: „Amen!
„Sein heiliger Wille, er möge gescheh'n!“ —

Und nun erst dürfen sie sich getrauen,
In's offne Feld hinauszuschauen.....
In's Feld?... Ach, nein!... O Graus!... o Schrecken!
So weit das Auge reicht umher,
Seh'n sie ein sturmgeschlagnes Meer
Die reiche Niederung bedecken.
Nur verschonte Bäume strecken
Ihre höchsten kahlen Reiser,
Ihre Giebel nur die Häuser
Aus den Wellen rings empor.
„Weint nicht, Kinder! gebet Ruh'!
„Liebes Weib! Du mußt Dich fassen.
„Gott wird uns nicht so verlassen,
„Schickt gewiß uns Hülfe zu.
„Hör' ich recht? Ja ja, es klingen
„Drüben, fern am Festungswall,
„Trommelwirbel, Hörnerschall.
„Das gilt uns! uns beyzuspringen!
„Darf ich's glauben! Herr im Himmel!
„Oder täuscht mich mein Gesicht?
„Nein, mein Auge trüget nicht.
„Das sind Truppen! Welch Gewimmel!
„Seh't Ihr nicht? Zur Weichsel nieder
„Drängen sich die braven Blauen.
„Auf den Beystand edler Brüder
„Soll und darf der Preuße bauen! —
„Ein Boot! Ein Boot!
„Hieher, Ihr Freunde! hier!
„Wir sind in höchster Noth!
„Ein weißes Tuch mir!
„Um Gott! das Haus sinkt!
„Winkt, Kinder! winkt!!
„Hieher, hier! — Sie haben's vernommen!
„Sie kommen!“
Wer kommt? Großmüthige Retter?... Nein! —
Es durchschneiden die Wellen,
Es steigen zum Giebel ein
Entmenschte Raubgesellen!
Und während die Jubelnden droben
Sie preisen und loben,
Sie dankbar begrüßen mit Wort und Geberde,
Reißen die Sünder
Den Vater zuerst, dann Mutter und Kinder
Nieder zur Erde;
Umwinden den Mund, erstickend den Segen,
Zu dem er so eben geöffnet noch war,
Und binden die Hände, die ihnen entgegen
Die Hülflosen streckten in Todesgefahr.
Dann greift das Gesindel
Nach Kisten und Bündel,
Und schafft sie in's Boot,
Und läßt die Armen,
Ohn' Erbarmen,
Allein und gefesselt, zur Beute dem Tod!

Wer kommt auf dem Nachen an?
Das sind die Pioniere!
Wie viele sind's? Es sind drey Mann
Mit ihrem Unt'roff'ziere.
Getrost! Bald endet Eure Pein;
Die — lösen Eure Ketten!
Sie schlagen rasch die Ruder ein,
Sie kommen Euch zu retten;
Sie halten schon am Giebel, ja!
Betreten schon die Kammer,
Und ... stehen wie versteinert da
Bey solchem Gräu'l und Jammer.
„Die Tücher los!“ ruft der Sergeant,
„Laßt Euch nicht lange bitten!
„Und nun die Stricke von der Hand!
„Nur rasch entzwey geschnitten! —
„Wer that Euch das?“ — „„Gott segne Euch!““
„Ich bin genug gesegnet!
„Den Räubern nach! Nur fort! und gleich!
„Sie sind uns hier begegnet.
„Nur fort! Wir holen sie noch ein;
„Marsch, marsch! Schnell in den Nachen!
„Ich will kein preußisch Landskind seyn,
„Schaff' ich nicht Eure Sachen!
„Das Segel auf! Gut ist der Wind;
„Es soll sich bald entscheiden.
„Sie merken nichts... Dorthin!... Geschwind!
„Vom Land sie abzuschneiden.“
Und so mit Wind und Ruderschlag —
Es durfte Keiner rasten —
Ging pfeilschnell es den Räubern nach,
Die sie jezt seitwärts faßten.
Hier starren, angelegt, gespannt,
Sechs Läufe ihm entgegen;
Doch flink in's Boot springt der Sergeant —
Er hat, im Nu, verwegen,
Entrissen schon das Mordgewehr
Dem nächsten Raubgesellen;
Da, hinterrücks gefaßt, stürzt er
Kopfüber in die Wellen.
Er sinkt!!... Nein, nein! Der schafft sich Rath,
Wie er sich tapfer wehrte:
Er ist ein preußischer Soldat,
Den man das Schwimmen lehrte.
Denkt er an sich jezt? Nein, o nein!
Er ist ja noch am Leben,
Und so muß es gehalten seyn
Das Wort, das er gegeben.

Auch sollt' er wohl — als Gotteslohn —
Ganz seine That genießen:
Er sieht in nächster Nähe schon,
Herbeygelockt vom Schießen,
Ein mächtiges Ponton, bemannt
Mit braven Kameraden,
Er winkt mit hocherhob'ner Hand,
Ruft: Mord! ruft: Scharf geladen! —
Und in dem Fahrzeug ist er jezt,
Und rudert unverdrossen;
Es wird den Buben nachgesezt
Und tüchtig nachgeschossen.
Sieg! Sieg! Geborgen ist das Gut,
Die Armen sind gerettet.
Und knirschend liegt die Räuberbrut
An das Ponton gekettet.

* * *

Denkt man so grauser Unthat nach,
Und muß sich selbst dann sagen,
Daß man auch Mensch ist — diese Schmach,
Sie wäre nicht zu tragen,
Wenn uns der schöne Trost nicht bliebe,
Ein Land, ein ganzes Land zu seh'n,
Wo, dort der Muth, hier reiche Liebe
Sich eilt, dem Nächsten beyzusteh'n.

Skizzen aus Ostindien.

Die Dayaks auf Borneo.

Wer so glücklich ist, in das Innere dieser großen Insel zu dringen, dessen warten ohne Zweifel noch große Entdeckungen. Man hat vielleicht bisher die Gefahr, die von den wilden Eingebornen droht, übertrieben, denn die Chinesen, die doch in Asien nicht für das beherzteste Volk gelten, besuchen Borneo seit Jahrhunderten, und haben daselbst bedeutende Niederlassungen. Von der Geschichte der Insel wissen wir nichts, aber einzelne von Europäern gemachte Entdeckungen beweisen, daß sie wohl nicht uninteressant ist. Man stößt auf alte zerstörte Städte, Tempeltrümmer, Statuen, und, was noch merkwürdiger ist, auf Inschriften in einer, den jetzigen Bewohnern von Borneo unbekannten Sprache. Vor alten Zeiten scheinen Japaner und Chinesen in genauer Verbindung mit den Insulanern gestanden zu haben, und schon daraus läßt sich auf einen gewissen Grad von Kultur in frühern Zeiten schließen, während jezt das Land in tiefe Barbarey versunken ist. Sicher hatten jene Völker blühende Kolonien auf einer Insel, wo es Goldminen gab, und sie haben wohl auf Borneo die Rolle gespielt, welche einst die Phönizier und Karthager in Spanien spielten. Zeugen ihrer Niederlassung sind an verschiedenen Orten der Insel vorzüglich Porcellangefäße, namentlich Krüge, welche die Eingebornen im Innern sehr suchen und theuer kaufen, denn sie glauben, diese Krüge haben einst die Asche ihrer Ahnen enthalten.

Hört man von der schrecklichen Barbarey der Eingebornen im Innern, so muß man bedauern, daß die Chinesen ihre Kolonien nicht über die ganze Insel verbreitet und sie nach ihrer Art civilisirt haben. Besonders bey den Gebirgsbewohnern herrscht der abscheuliche Gebrauch der Menschenjagd, der leider auch auf andern Inseln vorkommt, mehr als irgendwo, und bedenkt man, daß diese Sitte vielleicht seit Tausenden von Jahren besteht, so muß man das Menschengeschlecht bedauern, daß es solcher Verirrungen fähig ist. Nach einem holländischen Reisenden, Palm, der im Jahr 1779 die Dayaks oder Biadjos besuchte, haben sie so gut wie nichts von bürgerlicher Verfassung und Religion; sie leben mit ihren Sklaven in großen hölzernen Hütten; oft wohnen hundert und mehr Menschen in solchen düstern, räucherigen Häusern, die in kleine Zellen für die verschiedenen Familienglieder abgetheilt sind. Sie glauben an einen Schöpfer der Welt, scheinen indessen von Gottesdienst nichts zu wissen, sind aber deßhalb doch sehr abergläubisch und lassen sich wahrsagen, bevor sie etwas von irgend einiger Bedeutung unternehmen; sie tatowiren sich und gehen fast ganz nackt. Sie kommen zuweilen von ihren Bergen herab an die Küste, und vertauschen ihr Gold, ihre Rohre und ihren Reis gegen Zeuge, Geschirr, Werkzeuge und Glaswaaren. Dieses Volk, das indessen doch nicht auf der untersten Stufe der Barbarey zu stehen scheint, ist der Schrecken der benachbarten Königreiche, besonders Banjer-Massings. Für jeden Dayak ist es Ehrensache, außerhalb des Stamms auf die Menschenjagd zu gehen und einen Menschenkopf in sein Dorf zu bringen, um mit dem schrecklichen Siegeszeichen seine Hütte zu schmücken. Jeder Jüngling, der sich auszeichnen will, bevor er ein Weib nimmt, jeder Wittwer, der sich wieder heirathen will, begibt sich mit seinen Bekannten auf die Jagd; er folgt dem Laufe des Banjerflusses, schleicht sich in ein friedliches Dorf, überfällt einen Menschen, schneidet ihm den Kopf ab und trägt ihn triumphirend nach Hause; die Einwohner gehen dem Sieger, oder besser gesagt dem Mörder, entgegen, singen sein Lob und feyern ihn wie einen Helden. Palm erzählt, er sey einmal in eine Hütte getreten, und habe mit Entsetzen vor allen Zellen Köpfe aufgehängt gesehen, die zum Theil ganz frisch abgeschnitten schienen. Wie kommt ein Volk dazu, einen feigen Mord wie eine Heldenthat zu feyern? Europa hat sich leider früher mit Grausamkeiten befleckt, die, wenn auch nicht so empörend, doch gleich verdammlich waren; sie lassen sich indessen aus den Leidenschaften, zu denen man die Menschen steigerte, oder aus den Vorurtheilen erklären, die sie mit der Muttermilch einsogen. Sollte nicht auch ein Umstand in der Geschichte der Dayaks den Ursprung des entsetzlichen Gebrauchs der Menschenjagd erklären? Vielleicht wurde

dieses Volk einst von einem grausamen Eroberer in die Gebirge der Insel zurückgedrängt und hat sich seitdem, zu schwach, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, durch Einfälle in das Gebiet der Eroberer gerächt. Lange haftet bey den Völkern das Andenken an das verlorne Heimathland und die Verzweiflung macht sie wüthend, gleich den Thieren, denen man ihre Jungen raubt. Die Gold- und Diamantminen Borneos haben furchtbare Wächter an diesen Menschen. Vor einigen Jahren wurde in England der Plan einer Kompagnie zu Ausbeutung dieser reichen Minen entworfen; aber welche Gesellschaft wird es auf sich nehmen, jenen Barbaren Menschlichkeit zu predigen? Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß es der Regierung der Niederlande am Ende gelingen wird, die Dayaks völlig zu unterjochen, deren viele ihr bereits als Soldaten dienen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Werfen wir einen Blick auf die neuesten Erzeugnisse der hiesigen Literatur, so fallen uns zuerst zwey Werke als unnöthig, ja schädlich auf: Armorial genevois et suisse, contenant 40 planches, chacune avec 30 écussons, und in genauer Beziehung zu diesem stehend: Glanures ou pièces et citations historiques et philosophiques par M. le baron de Grenus. Was soll uns ein Wappenbuch? was brauchen wir Klagen über die hier eingerissene Geringschätzung des Adels, der Titel und Orden? was soll das alles uns, die wir so hochverdiente und doch so bescheidene Männer haben wie Dumont, Decandolle, Chateauvieux und Andere? Das ist unser Adel, den auch die Erleuchtetsten im Ausland anerkennen und ehren. So sagte das Edinburgh-Review über erstern, als er J. Benthams Gerichtsverfassung übersezt hatte: „Können je diese Friedenseroberungen (Gesezgebung) gemacht werden, so ist es auf einer andern Stelle unsers Erdballs, auf einem Pünktchen unserer Halbkugel, in einer kleinen Republik ohne Gebiet, ohne Armee, ohne Finanzen, die aber durch ihren geistigen Einfluß schon viel für die politische und religiöse Freyheit Europa's und Amerika's gewirkt hat. Glücklicherweise für die Sache der Vernunft und der Menschheit lebt dort einer der eifrigsten und geschicktesten Schüler Benthams, es lebt dort Dumont als Bürger und Mitglied des repräsentativen Raths. Dieser kleine Staat beschäftigt sich ernstlich mit der Abfassung eines peinlichen Gesezbuchs nach Benthams Grundsäzen, und Dumont steht an der Spize dieses neuen Werks. Beyspielgebend wird auch hierin Genf dastehen; wie vor drey Jahrhunderten mehrere Strahlen von dort ausgingen, welche das dicke Gewölk des Aberglaubens zerstreuten, welches damals auf Europa lastete, so können wir nun von da das erste Beyspiel erwarten, daß eine neue Gesezgebung, auf Wahrheit und Vernunft gegründet, aus dem Dunkel steigt, das unsere peinliche Legislation noch umfängt.“

In verjüngtem Maaßstabe gehört auch Sellon hierher, der bereits einen zweyten Theil seiner Reflexions hat erscheinen lassen. Sie sind wie der erste Theil reiner Ausdruck eines für die gute Sache der Menschheit begeisterten Herzens. Alles, was er bey seinem fleißigen Lesen hierhergehörig fand, hat er ausgezogen und kurz commentirt. Manchmal sind die Uebergänge etwas schroff; dieß kann aber in einer Compilation dieser Art nicht anders seyn. Der Verfasser ist ein steinreicher Mann, der seine Sachen auf eigene Kosten drucken läßt und dann zu Hunderten vertheilt. Da in ihnen Alles aufgenommen wird, was ihm in Beziehung auf Regierung, Verwaltung, Justiz, peinliches Recht, Legislation, konstitutionelles und Internationalrecht, ja für das bürgerliche Zusammenleben und die Civilisation der Gesellschaft überhaupt in neuen französischen Werken und Zeitschriften interessant scheint, so wäre es ihm leicht, einige zwanzig Bände zusammenzuschreiben, die immer anziehend, unterrichtend und nüzlich für die wären, welchen die neuesten Literaturerzeugnisse gar nicht oder nur spät zu Gesicht kommen. Die Abschaffung der Todesstrafe und die Unrechtlichkeit alles Angriffskriegs sind die Angeln, auf denen sich alles Denken, Schreiben, Reden und Handeln des wackern Mannes herumdreht. Möchte er erleben, daß seine Bemühungen wenigstens in Genf die erwünschte Folge hätten; zwar nicht in Beziehung auf den Angriffskrieg, denn zu diesem werden wir uns aus mehreren Gründen nicht leicht entschließen, aber hinsichtlich der Abschaffung der Todesstrafe. Aber auch dazu hat es keinen Anschein, denn in dem Projekt des neuen Kriminalgesezbuchs ist die Todesstrafe beybehalten und die Jury nicht angenommen. Nun kommt aber noch Alles auf den Erfolg der Diskussion über das Projekt an.

Notice sur les livres apocryphes de l'ancien testament, en reponse à la question: Faut il les supprimer? par C. E. T. Moulinié, pasteur à Genève. In der schottischen Bibelgesellschaft wurde vor drey oder vier Jahren die Frage aufgeworfen, ob künftig die apokryphischen Bücher aus dem alten Testamente weggelassen werden sollten oder nicht? Ihre Weglassung wurde entschieden. Die Bibelgesellschaft in London tadelte dieß höchlich, denn sie fand, daß die Bibeln diese Bücher nach wie vor ohne allen Uebelstand enthalten könnten. Die schottische Gesellschaft ging aber darum nicht von ihrer Entscheidung ab, so daß die Londoner, um kein Schisma zu machen, nachgab und ihre Bibeln auch ohne apokryphische Bücher drucken und vertheilen ließ. Dagegen erhebt sich hier Hr. Moulinié, einer unserer ausgezeichnetsten Geistlichen, und hält sich nach seinen Untersuchungen überzeugt, daß die Apokryphen nicht allein nicht aus der Bibel weggelassen werden dürfen, sondern daß sie sogar recht nüzlich darin sind; denn nach seiner Ansicht enthalten sie nicht allein nichts gegen christliches Dogma und Moral, sondern auch gute Lehren der Frömmigkeit und gute Beyspiele von Tugend. Hierauf spricht er von den Nachtheilen, die aus ihrer Weglassung hervorgehen, worunter wohl der obenan steht, daß das Volk bey ihrem Verschwinden aus der für Gottes Wort ausgegebenen Bibel, worin sie so viel Jahrhunderte gestanden, auf den geringen Werth des ganzen Buchs schließe, von dem Geistliche nach Willkühr ganze Stücke weglassen können. In dieser Beziehung ist die katholische Kirche viel klüger, denn sie erkennt diese Bücher für kanonisch. Bekanntlich waren sie dieß bey den Juden nicht, wegen der fabelhaften und irrigen Erzählungen, welche darin vorkommen.

Auch für unser Kirchenthum haben des Baselschen Professors Vinet zwey Schriftchen: Observations sur l'article sur les sectaires, inséré dans la Gazette du 13. Mars 1829, und Nouvelles observations sur un nouvel article de la Gazette de Lausanne (du 27. Mars 1829) sur les sectaires besonderes Interesse, wiewohl unsere Regierung keine tadelnswürdigen und irrigen Maaßregeln gegen die religiösen Sekten ergriffen hat, wie der waadtländische Staatsrath, wodurch die gehässigen Volksscenen, so wie alle die Reibungen, Anfeindungen und Gewaltmaaßregeln ab irato u. s. w. vermieden wurden, die dort täglich vorfallen und eines kultivirten Landes so unwürdig sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 177.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Juli 1829.

Ich schweig' und staune nur, blick' auf und nenne
Die Sonnen jener Nacht,
Die Welten! — blick' tiefer noch und kenne
Den Abgrund seiner Macht,
Die Seelen, mehr als Welten! —

Herder.

Das Thierreich.

Von Schubert.

Die untere, der Schwere und der gröberen Leiblichkeit unterworfene Welt der Planeten, eine Schöpfung des jüngsten Aeons, ist sie nicht ein Abbild einer oberen, ursprünglicheren Welt der Gestirne, in den Verhältnissen der Bewegungen und Zeiten? Sie wäre dieses Abbild nicht, stünde nicht leuchtend, wie die obere Lichtwelt selber, die Sonne da, den um sie kreisenden Welten Zeiten gebend und Bewegung. Die Erde zwar, sie erglänzet während der langen Polarnacht in dem phosphorischen Schimmern des Nordlichts; an den sonnenferneren Planeten dämmert, je ferner sie stehen, desto deutlicher, ein eigenthümliches, in ihnen selber wohnendes Leuchten, und es ist ein selbstständiges Prinzip der Helle in den Atmosphären und festen Oberflächen der Planeten; ein Prinzip, welches nur durch das gleichnamige, aber übermächtige, das von der Sonne ausgeht, gebunden und unwirksam gemacht wird. Dennoch ist dieses planetarische Schimmern gegen das Licht der Sonne nur wie ein Traum gegen das Wachen; denn das Ebenbild des oberen Urbildes erwacht erst mit und in der Sonne. Das leuchtende Gewölbe zertheilt sich in einzelne Welten, ein Lichtträger ruhend in ihrer Mitte, und zugleich nun beginnen die eigenthümlichen Bewegungen des Suchens und sich Fliehens, Gebens und Nehmens (Wirkung und Rückwirkung), wodurch die unaufhaltsam nach dem Gesetz eines inwohnenden Lebens bewegten Weltkörper, wie dieß schon das Alterthum erkannte, mitten unter den ruhenden, gleichsam nur vegetirenden Lichtnebelgebilden der obern Räume, den von inneren, selbstständigen Kräften bewegten Thieren gleichen.

Wir erkannten im Aufsatz über den Aufgang des organischen Lebens im Pflanzenreich eine noch ruhende, schlafende Welt des Lebens. Ein einziger Augenblick des Erwachens ist es, und mit ihm wird das vorhin in sich selber verschlossene, schlafende Wesen ein ganz neues, anderes. Und doch war es an Gestalt und Beschaffenheit der Glieder, in den inneren Bewegungen der Säfte und ihren Ausscheidungen derselbe Mensch, der eben noch da lag und schlief, und der nun wacht und aufsteht. Die Kraft des erwachten Gesichtssinnes, des erwachten Gehörsinnes, vorhin blos ein Vermögen, welches das für's Licht empfängliche Auge, das für den Schall empfindliche Ohr bildete und ernährte, dehnt jezt auf einmal den Kreis ihrer Wirksamkeit auf Welteräume aus: das Auge sieht die Millionen von Meilen entfernte Sonne und Sterne, das Ohr vernimmt Töne, welche aus Weiten, tausend Mal größer als die Ausdehnung des Leibes, herüberkommen.

Es wird schwer für einen solchen Sprung, für ein solches mächtiges Hinausflammen eines vorhin nur auf den engen Kreis seines leiblichen Umfanges beschränkten Wesens, in unserer Sichtbarkeit ein entsprechendes Bild zu finden.

Unter den unorganischen Körpern erinnert am öftesten das Wasser an eine solche plötzliche Entfaltung des

schlafenden Zustandes zum wachenden: vorhin tropfbar flüssig, nur ein Saamenkorn gegen den ausgewachsenen Baum, dann als Dampf auf einmal zum siebzehnhundertfältigen Raum ausgedehnt. In dieser Gestalt des Dampfes wird das Wasser der Erde an Umfang und Gestalt gleich, wird ein Urbild der tragenden und bergenden Erde selber.

So pflegen auch die brennbaren Stoffe im Moment des Verbrennens des Volumens, die Gestalt des Sauerstoffs anzunehmen. Es ist ein Augenblick, und die vorhin in einem mehrhundertfach kleineren Raum zusammengedrängte Kohle wird an Gestalt (Volumen) dem höheren Gegensatz gleich, der jezt um ihre Verbindung wirbt. Und weil nur das Gleichartige das Gleichartige erkennt, so wird der Moment des Gleichwerdens zugleich der des Erkennens, sich dem betrachtenden Sinne durch das, mitten aus dem Rauche erwachende helle Licht der Flamme verkündend.

So ist auch das Wachwerden, das zum Thiere werden des Lebens der Sichtbarkeit ein Entfalten dieses Lebens zur Gleichartigkeit, zum Ebenbild eines obern Urbildes. Das tropfbar flüssige Wasser wurde gehalten durch den Zug der Schwere, so lange es nur ein Theil des Ganzen, der Gesammtmasse war. Als es aber in Gasform sich zur Ebenbürtigkeit, zur Gleichgestaltung dieses Ganzen selber erhob, lößte sich das Band der Schwere und das Gas stieg über die Erdoberfläche empor, welcher es sich jezt mit gleicher Kraft der Ausdehnung (Selbstständigkeit) entgegenstellt.

So war auch das Pflanzenleben, gleich wie der Stein von dem unteren Zug der Schwere und des Zusammenhaltes mit der Gesammtmasse, ganz von den Kräften und dem belebenden Zug einer oberen Licht- und Lebenswelt durchwirkt und umschlossen, ohne dieß zu erkennen und zu schauen. Das Thierreich ist jener Befangenheit, jenem Umschlossenseyn entwachsen; ein Ebenbild des oberen Lebens, hat sich sein unsichtbarer Wirkungskreis, schon in der Thätigkeit der Sinne, nach der Höhe und Tiefe auf Welträume erweitert, es erhebt sich außer und neben seinen bisherigen Lebensträger, diesen als Gleichartiges erkennend und empfindend; zugleich aber auch nun, als ein Aeußerliches, bald ihn suchend bald fliehend, bald ihm gehorchend, bald sich ihm widersetzend.

Es erscheint hier zwischen Pflanzen und Thierleben ein Verhältniß, welches an die alte Dichtung von Eros und Psyche erinnert. Im Dunkel der Nacht, ungesucht und noch ungeliebt, naht sich der Gott. Psyche besizt ihn, ist von seinem Arm umschlossen, ohne ihn zu sehen und zu erkennen. Sie genießt ungestört seine Nähe, bis es sie gelüstet, den Schlafenden beym Licht der Kerze zu sehen. Da entflieht der nun gekannte, geschaute Gott. Aber erst jezt, im Augenblick des Erkennens und der Trennung zugleich, erwacht in Psyche die Liebe und mit ihr das Sehnen, das Suchen, das Hinausbewegen nach dem Geliebten.

Das Thierreich, in seinem beständigen, unruhigen Bewegen, in seinem mannigfachen, öfteren Wechsel der Gestalten und Arten, scheint ein Etwas zu suchen, das in der Sättigung des Hungers und des Durstes, in der Lust des Geschlechts oder der Bewegung und des Ausruhens noch nicht allein gefunden wird. Wie in der Seele des Kindes und aller noch nicht verbildeten Völker das Ahnen eines höheren, unsichtbaren Geisterreiches, das neugierige Forschen darnach, verbunden mit den Unruhen der Furcht oder des hoffenden Sehnens, so wird im Thierreich ein neugieriges Hindrängen nach einer, scheinbar ihm selber völlig nutzlosen und unverständlichen Region des geistigen Bewegens bemerkt, deren Herrscher und Eigenthümer der Mensch ist. Neugierig horchend, streckt die zarte, eßbare Leguaneidechse den Hals der Schlinge entgegen, wenn der Klang der indianischen Zitter ertönt; das Sehnen nach dem Tone der singenden Menschenstimme und der Saiten wirket mächtiger als die Todesfurcht, wenn am Abend, mühsam an's Land kriechend, der harmlose Manati oder der Seehund sich der Gesellschaft ihrer Jäger nahen, und es läßt sich durch den Klang der geschlagenen Cymbel selbst der mit lautem Getös hinwegziehende Schwarm der Bienen in seinem Laufe zurückhalten und lenken. So nahen sich auch, unfähig dem Reiz einer dunkeln Wißbegierde zu widerstehen, der Seehund und die Schaaren der Fische dem von Nordländern angezündeten Feuer; neugierig nach dem Anblicke des vorüberziehenden Menschen, strecken die Bewohner der Tiefe ihre Häupter aus dem Meere hervor; Seefahrer, welche an nie besuchte Inseln oder Küsten kamen, sahen sich hier von einem sie anstaunenden Gedränge der Vögel umgeben, die sich, das Spiel in den Zweigen verlassend, dem Menschen wie dem Wunder einer höhern Welt genaht. Der Blick selbst des sterbenden Thieres sagt es öfters seinem, „mit Vernunft begabten“ Pfleger oder Mörder, daß es die geisterhafte Tiefe des menschlichen Wesens, wo nicht verstehe, doch ahne.

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen aus Ostindien.

Das Königreich Palembang auf Sumatra.

Das Königreich Palembang, das der Mussyfluß durchströmt, ist etwas besser bekannt als die übrigen Landstriche von Sumatra. Das Küstenland ist sumpfig, das Hochland dagegen gesund und sehr fruchtbar. Im Jahr 1821 wurde das Land von den Holländern, die kurz vorher vom Sultan vertrieben worden waren, völlig mit Gewalt der Waffen unterworfen und der Sultan vom Thron gestoßen. Sie fanden diesen herrlichen Landstrich im kläglichsten Zustande. Das Land trägt Pfeffer, Zucker, Kaffee, Tabak, Indigo, die schönsten Tropenfrüchte, fast ohne Anbau; im Hochland findet sich Goldstaub, Lak, Drachenblut; es wimmelt auf dem Mussy von chinesischen und malaischen Handelsfahrzeu-

gen; aber der Despotismus hatte, wie gewöhnlich, alles verdorben, der Schatz war leer, und der Hof wußte nicht, von was er leben sollte. Der König gab dem Adel Länderepen zu Lehen, und dieser erpreßte von den Dörfern, die seiner Habsucht preisgegeben waren, was er konnte; jedes Fahrzeug, das bey Palembang anlegte, mußte dem Sultan ein Geschenk geben, die hohen Beamten verlangten ein Gleiches, und der auswärtige Handel war, statt den Schatz zu füllen, nichts als ein weites Feld für Plackereyen aller Art. Die Holländer verstehen sich nun freylich besser auf ihren Vortheil; ihre Douane ist aber auch für ganz Palembang ein Gegenstand der Bewunderung. Ehe die Holländer in das Land kamen, wußten die Eingebornen nichts von einer Schrift und jezt erst fangen sie hie und da an, das Malaische mit europäischen Buchstaben zu schreiben. Sie kennen kein Buch als den Koran. Die Bildung dieses Volkes muß also von den allerersten Elementen ausgehen. Die Palembangesen haben indessen Geschick und Geschmack in mechanischen Künsten; sie arbeiten sehr gut in Eisen, Kupfer, Zinn, Elfenbein, sie gießen Kanonen, ihre Weiber sticken sehr schön mit Gold und farbigen Fäden, gemeine Fischer verzieren mit bewundernswürdiger Kunst die Dolchgriffe, wie sie die Reichen tragen, mit Fischgräten. Sie lieben auch den Handel, und doch ist er größtentheils in den Händen der Chinesen und Araber, die sich in Palembang niedergelassen haben. Er ist indessen bey weitem nicht, was er bey der günstigen Lage des Landes, bey der leichten Verbindung mit China, Bengalen, den Molukken, Java und Borneo seyn könnte. Palembang müßte, wenn es mit der Zeit civilisirt würde, sich zu einem bedeutenden Rang unter den Staaten Asiens aufschwingen, und die Regierung der Niederlande hat allerdings die Verpflichtung dazu übernommen; denn was fragt der Eingeborne darnach, ob sein Oberhaupt der Sultan Mahmud-Badar, oder der König der Niederlande ist, wenn er nicht an Wohlfahrt gewinnt, was er an Unabhängigkeit einbüßt?

Es ist interessant zu sehen, wie Plackerey und Erpressung, an sich überall dieselben, sich auf verschiedenen Punkten des Erdbodens in so verschiedenen Formen wiederholen. Im Königreich Palembang bildeten die Diebe eine Art von Kaste, Sumbauwaresen genannt. Es waren meist arme, den Einwohnern zugehörende Sklaven, die sich zu Allem, selbst zum Morde, brauchen ließen und mit unglaublicher Frechheit bey Tag und bey Nacht stahlen. Ihre Herrn bekamen einen Theil von der Beute, ebenso der Anführer, und dieser theilte wiederum mit dem Großschatzmeister des Reichs. Ertappte man sie auf der That, so wurden sie oft zur Verstümmelung verurtheilt, meistens aber, wenn der Handel ernstlich wurde, machte sich der Anführer verbindlich, das Gestohlene wieder herbeyzuschaffen, und damit war Alles abgethan. Nach einem andern sonderbaren Gebrauche konnte der König sich das Eigenthum der reichsten Leute zueignen, ohne dafür angesehen zu werden, als hätte er es geraubt. Er brauchte nur einem reichen Manne die Würde eines Schatzmeisters zu verleihen, so gehörte von Stunde an das ganze Eigenthum desselben dem Schatze; durch seine Hände gingen alle Wohlthaten, die von der Krone ausflossen, er selbst aber hatte gar kein Eigenthum mehr und konnte bey seinem Tode über nichts verfügen. Je mehr Nachfolger ihm nun der König gab, desto besser befand sich natürlich sein Schatz dabey.

Auch ihre gesellschaftlichen Verhältnisse haben manches Sonderbare. Den Priaps oder dem Adel steht das Volk gegenüber; aber auch der Adel hat verschiedene Stufen; die höchsten sind die Pangherans; der König ertheilt diesen Titel, der nicht erblich ist; die zweyte Klasse heißt Radins, ein Titel, der den Söhnen der Pangherans beygelegt wird, wenn sie Mädchen aus ihrer Kaste geheyrathet haben; hat aber ein Pangheran mit einem Mädchen aus dem Volke eine Mißheyrath eingegangen, so sinken seine Söhne zur dritten Rangstufe herab. Gewöhnlich suchen die Priaps Frauen von einer höhern Kaste als die ihrige zu bekommen; diese Weiber sind aber sehr stolz auf ihre Abkunft und eifersüchtig auf ihre Macht. Manche halten es unter ihrer Würde, sich gegen ihren Mann einer andern Sprache, als der Volkssprache, d. h. eines schlechten malaiischen Dialekts zu bedienen, während er unterthänigst die Frau auf hochjavanisch oder in der Hofsprache anredet. Diese Frauen dulden keine Kebsweiber und die armen Männer müssen für die Sucht, sich vornehm zu verheyrathen, hart büßen. Bis jezt hat der Wechsel der Dynastie nach dem Sturze der eingebornen Fürsten auf den tief gesunkenen sittlichen Zustand des Volks noch keinen wohlthätigen Einfluß geäußert.

Indianische Vogelnester.

Es ist bekannt, daß die Nester einer Meerschwalbenart in Indien und China für einen kostbaren Leckerbissen gelten und nur auf die Tafeln der Reichen kommen; sogar die europäische Feinschmeckerey hat diesen Artikel in ihre Sphäre gezogen. Diese Nester bestehen aus einem schleimigten oder gallertartigen Stoff, den der Vogel, wie es scheint, aus seinem Magen nimmt; man glaubt, er nähre sich blos von Wasserinsekten, die er am Meeresufer aufsucht. Die Nester kleben an Felsen, an welche die Woge schlägt, und man bringt sie daher nur mit Mühe und Gefahr herab; die Erndte ist dreymal jährlich. Glücklich ist, wer einen Nesterfelsen sein Eigenthum nennen kann; es ist ein herrliches Besitzthum, das nichts zu unterhalten kostet und ein schönes Geld einbringt; es gibt aber Nesterdiebe, und Felsen im Meer sind nicht gut hüten. Die phlegmatischen Chinesen, die überall auf kräftige Nahrungsmittel ausgehen, bilden sich ein, diese Schwalbenne-

ster seyen außerordentlich stärkend; die Europäer glauben es aber nicht und eigene, damit angestellte Versuche haben es auch nicht bestätigt; frisch ist der Stoff erhitzend und könnte leicht als Arzneymittel Dienste leisten, aber der Chinese läßt es sich nicht nehmen, daß ihn die Nesterkost zu einem Herkules machen werde. Auch ist der Handel mit dieser sonderbaren Waare, die übrigens so gut, wie alle indischen Produkte, verfälscht wird, auf den sundischen Inseln ganz in den Händen der Kaufleute dieser Nation. In der Gegend von Batavia gibt es zwey an Nestern sehr reiche Felsen, die Calappa-Nongal und Sampia heißen; früher waren sie ein Eigenthum der holländisch-indischen Kompagnie, da ihr aber der Schleichhandel zu viel zu schaffen machte, so entschloß sie sich, die Felsen zu einem sehr bedeutenden Preise zu verkaufen. Sonderbar ist, daß, obgleich die beyden Felsen nicht sehr weit von einander entfernt sind, die Nester von Sampia dreymal mehr gelten, als die von Calappa-Nongal, und die Nester, die von den kleinen Inseln ostwärts von Borneo kommen, werden noch weit mehr geschätzt. Batavia ist die Hauptniederlage für diesen Handelsartikel. Ehe die Gebirgsbewohner von Java auf das Nestersammeln ausziehen, schlachten sie einen Büffel und salben sich mit wohlriechendem Oel; ein Büffel wird überhaupt vor jeder gefährlichen Unternehmung geschlachtet. Die javanischen Jäger verehren sogar eine besondere Göttin, die Fürstin der Südsee genannt, und feyern alle Freytage einen Gottesdienst in den Höhlen der Nesterfelsen, wo eine reich aufgeputzte Bildsäule der Göttin steht. Man verbrennt Weihrauch vor diesem Bilde; jeder Jäger berührt dasselbe, ehe er den Felsen erklimmt, und glaubt dadurch vor dem Sturze bewahrt zu seyn; dennoch sind Unglücksfälle sehr häufig, besonders bey den Nesterdieben, die nicht alle nothwendigen Vorsichtsmaßregeln anwenden können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Ich fasse die Hauptideen von Vinets Schriften zusammen. Wohl alle Billigdenkenden wollen die Freyheit und Unabhängigkeit religiöser Meynungen. Dieser Grundsatz steht in der Theorie fest. Darf man nun in der Praxis davon abgehen, weil die Freunde der Einigkeit bedenkliche Folgen für die Ruhe fürchten, wenn der Grundsatz aufrecht gehalten würde? Dieß muß mit einem runden, kategorischen Nein beantwortet werden. Wer die Religionsfreyheit ernstlich und ehrlich will, muß sie mit all ihren Folgen annehmen. Wenn Andere nicht unserer Meynung sind, wenn sie sich aus wahrer Ueberzeugung, aus Eitelkeit, aus Stolz oder aus irgend einem Grunde kirchlich von uns absondern, eine eigene Gemeinde bilden, um einem andern religiösen Glauben zu huldigen, so müssen wir sie dulden, so lange sie nicht auf entschiedene Weise die bestehende öffentliche Ruhe und Ordnung stören. Sie mögen sich unter sich versammeln, auf ihre Weise singen und beten, sich von der Landeskirche trennen, ja sich auch allenthalben bemühen, Proselyten zu machen; was hat das zu bedeuten? So wie sie einmal nicht mehr denken und glauben wie wir, ist es besser, daß sie dieß mit ihren Glaubensbrüdern laut aussprechen, als daß sie Glaubenseinigkeit mit uns heucheln und mit Verstellung in unsere Kirchen gehen. Sie wollen uns bekehren und ihre Religionsansichten immer mehr ausbreiten. Wenn aber einmal freye Diskussion in allen Dingen herrscht, wenn es erlaubt ist, in Allem unsere Meynung zu sagen und Andern plausibel zu machen, warum nicht in dem wichtigsten Gegenstand? Wenn unsere Glaubensansicht besser ist als die ihrige, so haben wir nicht zu fürchten, daß sie uns abtrünnig machen; sind wir aber im Irrthum, so dürfen wir doch gewiß die nicht strafen, die es für ihre Pflicht halten, uns daraus zu reißen. Man mag sagen: die Separatisten ziehen allgemeinen Haß auf sich, man ist allgemein ungehalten über sie und sieht ihre Vereine mit Unwillen; wenig fehlt, so werden sie gesteinigt, fast überall erhebt sich das Volk in Masse gegen sie. Zugegeben. Auf welcher Seite ist denn aber der Skandal? Ist er in den Vereinen, wo die Sektirer auf ihre Weise zu Gott beten und singen, oder bey den lärmenden Volkshaufen, die sie öffentlich verhöhnen, ausspotten und beleidigen? Wie kann man den Separatisten einen Vorwurf wegen der Beleidigungen und Thätlichkeiten machen, die gegen sie geübt werden? Dieß wäre wohl ungerecht. Auch das ist wenig gegründet, daß sie Uneinigkeit und Feindschaft in den Familien hervorbringen, zu Ueberspannungen, Exaltationen und selbst zu manchem Unglück Veranlassung geben. Möchte es zu den Familienzwisten keine andere Veranlassung geben, als die Religion! Diese entstehen aus ganz andern Dingen. Ueberspannung und mystische Exaltation ist allerdings bey den Separatisten zu beklagen; dagegen aber helfen nicht die im Kanton Waad angewendeten Mittel. Gewalt und Zwang nützen nichts und sind nicht an ihrer Stelle. Ueberdieß sind sie eine gefährliche Maaßregel. Heute wird Gewalt gegen eine religiöse Meynung angewendet, die der Regierung im Wege steht, morgen gegen politische Meynung, die hinderlich und unangenehm ist. Was wird dann aus der gepriesenen Freyheit und bürgerlichen Selbstständigkeit?.. Wer in der Kunst, der Wissenschaft, dem Gottesdienst die althergebrachte Weise verließ und einen neuen, eigenen Weg ging, ward immer Anfangs für einen gefährlichen Abtrünnigen gehalten, der mit Gewalt zur Ordnung gebracht werden müsse; daher die Christenverfolgungen, daher die Scheiterhaufen. Nach einiger Zeit begann man seine neue Meynung zu prüfen; hier und da fand sie Anhänger; endlich wurde der Abtrünnige zum Weisen und oft zum Reformator. Dergleichen ist zwar von den Häuptern unserer Momiers nicht zu erwarten, aber wir nehmen auch für sie die Freyheit in Anspruch, die wir für uns und für Alle wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 171:
Palindrom.

Palindrom.

Ich dunkles Kind der Erde,
Gezeugt in warmen Zonen,
Kehrst du mich um, so bin ich
Ein helles Kind des Himmels,
Und falle meiner Mutter,
Die mein mit Sehnsucht harret,
Mit Thränen an die Brust.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 178.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 27. Juli 1829.

Ihr habt euch zu der Schuld bekannt,
Der Buchstab des Gesetzes soll euch richten.

Raupach.

Chinesische Justiz.

Der Kapitän und dreyzehn Mann vom französischen Handelsschiff Navigateur hatten sich im verflossenen Sommer in Cochinchina auf einer chinesischen Jonke nach Macao eingeschifft. Als sie auf die Höhe der Insel Hainan kamen, wurden sie plötzlich von der Mannschaft der Jonke überfallen und umgebracht. Nur einem portugiesischen Matrosen, Namens Francisco, gelang es, sich in die See zu stürzen, und da er ein guter Schwimmer war, erreichte er ein Fischerboot, das ihn bey Macao an das Land sezte. Der portugiesische Gouverneur ließ auf die Anzeige des Matrosen Passagiere der Jonke, die in Macao ausgestiegen waren, verhaften, und von diesen erfuhr man den Namen des Kapitäns und des Eigenthümers des Fahrzeugs. Am 28sten August 1828 meldeten die Portugiesen den Fall der chinesischen Regierung, und diese ernannte sogleich eine Kommission von Mandarins und ließ den Prozeß einleiten. Während der ganzen Verhandlung wurde Francisco auf Kosten der chinesischen Regierung unterhalten, und sie bewies überhaupt große Achtung vor den Rechten fremder Nationen. Diese Rechte erkennen die Chinesen, wenn es sich wahrhaft darum handelt, immer an; halten es aber für unnöthig, das Gleiche zu thun, wenn diese Rechte nur Einbildungen europäischen Stolzes sind. Man erfuhr, die Jonke sey bey Emouy gestrandet; eilf Mann von der Bemannung wurden ergriffen, bekannten vor dem Untersuchungsrichter in Emouy den an den Franzosen begangenen Mord, und wurden nach Canton gebracht, um gerichtet zu werden.

Am 24sten Januar 1829 war das Verhör im großen Saale der Kaufmannschaft. Fast sämmtliche in Canton sich aufhaltende Fremde waren zugegen. Die Gefangenen saßen in Bambuskäfigen, drey Fuß lang und hoch, zwey Fuß breit, mit leichten Ketten an Hals, Arm und Fuß; ihre Lage war äußerst unbequem, und sie konnten blos den Kopf oben zu einem Loch herausstrecken; an jedem Käfig hing ein Zettel mit dem Namen des Gefangenen, seinem Verbrechen und der Strafe, zu der er verurtheilt war. Einer namentlich, ein Mann von fünfzig Jahren und einnehmender Gesichtsbildung, fiel den Zuschauern auf; er gab durch Deuten auf Mund und Ohren den Fremden zu verstehen, er möchte gerne mittelst eines Dolmetschers mit ihnen reden; einer, der Chinesisch kannte, ging hin, verstand aber, weil der Mann blos seinen Provinzialdialekt sprach, nichts, als man habe ihn fälschlich der Theilnahme am Mord der Franzosen angeklagt. Neben seinem Namen Tchai-fong-tchao stand: than-fan, „soll geköpft werden.“ Die Folter schien ihm das Bekenntniß der Schuld abgedrungen zu haben.

Die Sitzung des Tribunals eröffnete die gewöhnliche Proklamation der Gerichtsdiener; darauf wurden die Gefangenen zu drey und drey hereingeführt. Sie mußten auf den Knieen liegen, während man sie mit Francisko konfrontirte. Er erkannte fast alle auf den ersten Blick, und sobald er einen für schuldig erklärt hatte, machten die

Richter ein rothes Zeichen hinter seinen Namen. — Der Portugiese hatte wiederholt eines Mannes erwähnt, den er seinen Retter nannte, weil er ihm von dem Komplott der Mannschaft gegen die französischen Passagiere einen Wink gegeben hatte; diesen, sagte er, wünsche er rechtfertigen zu können. Derselbe Tschai-fong, von dem oben die Rede war, befand sich unter den lezten Gefangenen, die hereingebracht wurden. Kaum trat er vor Francisko, als sich beyde erkannten. Dieser Auftritt war sehr rührend; sie umarmten einander, und der Portugiese ließ seinem lebhaften Gefühle, das ein Hauptcharakter seiner Nation ist, freyen Lauf. Auch die Richter schienen sich, wie Jedermann, des Vorfalls zu freuen, und machten statt des rothen Zeichens eine Anmerkung hinter den Namen des Unglücklichen. Er mußte aber doch wieder in seinen Käfig kriechen, denn wenn er gleich vom Verdachte des Mords freygesprochen war, so möchte es ihm doch vielleicht schwer fallen, von der Anklage, an der Plünderung des Guts der Ermordeten Theil genommen zu haben, sich loszumachen. Man glaubt, er werde blos verbannt werden.

Die Richter und ihre Beysitzer flößten durch ihren Ernst und ihre Würde der ganzen Versammlung Achtung ein, und der Akt war überhaupt äußerst imposant. Die Gefangenen wurden aber allgemein bemitleidet; alle waren krank und abgemagert, und an den meisten waren Spuren der Folter sichtbar.

Die Hinrichtung hatte am 30sten Januar am Ende einer Straße statt. Der Platz war mit einem Bambusgitter umgeben; am Eingang hatte man für die Gerichtspersonen einen offenen, 200 Fuß langen, 30 Fuß breiten Saal gebaut; am Zugang war eine doppelte Reihe von Soldaten und Polizeybedienten mit Piken aufgestellt. Außer den Fremden und der Dienerschaft der Beamten wurde kein Zuschauer zugelassen. Ein Kreuz war für den zur härtesten Strafe verurtheilten Verbrecher errichtet. Die Werkzeuge zur Hinrichtung lehnten an der Mauer, so wie Fässer für die Köpfe, die in die Heimath der Mörder geschickt werden sollten, um daselbst begraben zu werden. Die Richtschwerdter sind sehr schwer, drey Fuß lang, zwey bis drey Zoll breit und sehr scharf. Die Zuschauer durften sie nach Gefallen besehen. — Um zehn Uhr kamen die Ngan-tcha-sser oder oberste Kriminalrichter, die Bezirksrichter von Canton und zwey Kriegsobersten. Gleich darauf wurden die Gefangenen in Körben gebracht; jeder hatte auf dem Rücken ein langes hölzernes Bret, worauf sein Name und der Urtheilsspruch standen. Sie mußten sich je zu zwey auf die Knie niederlassen; zwischen jeder Gruppe war ein Zwischenraum von acht Fuß; allen waren die Arme mit einem Strick gebunden, den ein Mann so hielt, wie es für die Hinrichtung am bequemsten war. Auf ein vom Befehlshaber der Truppen gegebenes Zeichen, führten sechs Henker den ersten Streich mit großem Geschick, und eilten dann, auch die Uebrigen abzuthun. Alle Verurtheilten waren reinlich gekleidet, und sahen ganz anders aus als zuvor in ihren Bambuskäfigen. Nur Einen hörte man vor dem Tode seufzen, alle Uebrigen starben mit großer Kaltblütigkeit. Einer wurde an das Kreuz gebunden; die Gliedmaßen sollten ihm lebend abgeschnitten werden, aber Menschlichkeit wußte die Strenge des Gesetzes zu mildern; ein Dolchstoß ins Herz hatte ihn getödtet, ehe das grausame Geschäft seinen Anfang nahm. Die Henker zeigten nicht allein kalte Gleichgültigkeit, sie waren sogar sichtbar froh, ihre Geschicklichkeit sehen lassen zu können, und diese war allerdings nicht gering. An der Mauer des Richtplatzes lief ein vergitterter Raum hin, der gegen hundert Menschenschädel enthielt, wovon einige in kleinen Käfigen waren. Zwey Männer in groteskem Aufzuge, mit karmosinrothen Atlasröcken und hohen grünen Federn zu beyden Seiten des Kopfes, wohnten auch der Hinrichtung bey; es waren die eigentlichen Amtsnachrichter, die aber nicht selbst Hand anlegten.

Das Thierreich.

(Beschluß.)

Jenes Sehnen nach einem unbekannten Etwas drückt der, wie um ein Verlorenes klagende, Gesang des Vogels aus; es verräth uns sein Geheimniß, da wo es das Thier zu mancher, außer dem Kreis des gewöhnlichen Bedürfnisses liegenden Aeußerung des Instinktes und Kunstfleißes antreibt, unerklärlich wie jene Lust, mit welcher eine Ameise des wärmeren Amerikas in ihrem Baue die glänzenden, für sie ungenießbaren Steine (Hialithe) aufhäuft. Jenes Sehnen, da überkleidet mit wildem Zorn und vergiftender Zerstörungslust (beyde wären mit dem räthselhaften Sehnen zugleich auf immer befriedigt und gestillt), dort mit einer beständigen Unruhe des Bewegens, brüllt uns aus dem Löwen und Tiger, zischt uns aus der Schlange, plärrt uns aus dem Affen entgegen, oder scheint anderwärts stille, bildend und duldend, auf einen endlichen Ausgang der Räthsel zu sinnen.

Was ist denn dieses Etwas, nach welchem das Leben, das in dem Thiere lebt, bald deutlicher, bald verhüllter, zugleich aber so unaufhaltsam sich hinringt, wie die Pflanze nach dem Licht, der fallende Stein nach dem Boden?

Der Stein suchet die Erde, von welcher er genommen, deren Theil er ist; das Leben, das im Thiere lebt, suchet den Quell des Lebens, aus welchem es gekommen, dessen Ausfluß es ist. Denn es ist ein Funke jenes erkennenden Geistes, jener ordnenden Weisheit, durch welche die Welt geschaffen worden, selber, und dieser Funke ist es, der in der Biene, der im bauenden Termiten Bildungen eines berechnenden, weislich ordnenden Verstandes vollbringt; es ist jene Harmonie, nach deren

Lauten der Gang der Welten geordnet worden, welche mit selbstständiger Kraft aus der Brust des singenden Vogels ertönt. Der Albatroß schwimmt und taucht im Meer nach Fischen und achtet nicht des Standes der Sonne und der Gestirne. Wenn aber seine Zeit gekommen, erhebt er sich von seinem Orte, in derselben Kraft, welche den Gang der Sonne vom Südpol hinauf nach dem Nordpol lenkt. Die schlafende Distel erwacht nicht durch eigene Kraft, sondern wird am Morgen durch die Sonne geweckt; im Thiere aber wohnt jene obere Lichtwelt, deren sammlender Brennpunkt für uns die Sonne ist, selbstständig und eigenthümlich, und weckt aus der tönenden Bienenkönigin noch lange vor dem dämmernden Morgen die schlafende Schaar der Arbeiter, oder aus der singenden Nachtigall, mitten in finsterer Nacht, das Sehnen der sie hörenden Wesen. Endlich aber, wenigstens im höhern Thierreich (wir wissen jedoch nicht, wie weit die traumartig bildende Kraft der Phantasie in der Reihe der Lebendigen hinabreiche), kann ein selbstständig geistiges Vermögen der Erinnerung das Licht der untergegangenen Sonne und alle Farbenpracht des vergangenen Tages selbstständig sich zurückrufen; kann die längstverklungenen Harmonieen noch einmal sich ertönen lassen, und mitten in die Oede des Winters einen lieblichen Frühling hineinbauen. Denn es waltet und wohnt da dieselbe Schöpferkraft, welche im Frühling das Erdreich mit den mannigfachen Blüthen bekleidet und Wald und Flur mit lebendigem Gewimmel erfüllt.

Wie die rastlos bewegten Planeten durch die in ihrer Mitte ruhende Sonne die Kraft und Gemeinschaft der obern Lichtwelt empfangen, so ist es in der Mitte der Thierwelt der Mensch, welcher den andern Lebendigen das Licht einer Welt des Göttlichen zurückstrahlt. Denn das Thier erkennt Gott nicht; es fragt nicht nach einem ewigen Jenseits. Wohl aber ahnet es im Menschen, dem Ebenbilde Gottes, eine wärmende, belebende Flamme, welche aufwärts nach Gott strebt, und wie die thierische Form nachbildend immer mehr dem Mittelpunkt, der Menschenähnlichkeit sich naht, so drängt sich ein dunkles Sehnen im Thierreich immer mehr und näher nach der Gesellschaft, nach dem Umgang des Menschen hin, um an seiner lebenden Flamme sich zu sonnen. Diese Sonne, in der Mitte der Lebendigen, flammte einst hell, nun aber ist sie verdunkelt, und es dringt kein Strahl durch das Gewölk, die schlafenden Blüthen des Feldes zu wecken. Dennoch ist auch die verdüsterte Sonne noch die Ursache der, wenn auch schwachen Tageshelle in Wald und Flur.

So ist denn das Thierreich in allen seinem Suchen und Bewegen ein äußeres Abbild der Thätigkeit des Geistes im Menschen, wie im Leben der Pflanze sich das Geschäft der Seele abspiegelt. Jene Richtung der innern Kräfte, welche, wie das zum Gas gewordene Wasser oder die leichte Flamme nach oben steiget, jenes Sehnen, welches ausgeht, nach dem Anfange des Lebens zu forschen und die Vereinigung mit ihm zu suchen, mithin die eigentliche, mit freyem Willen sich bewegende Kraft des innern Menschen, ist der Geist. Nur der Geist auch, selber göttlicher Natur, empfindet, bemerkt, erkennt die Welt des Göttlichen. Die Seele aber, gleich jener niederwärts steigenden Richtung in der Körperwelt, wodurch ein vorhin leichtes, flüchtig bewegliches Gas in der Verbindung mit seinem basischen Gegensatz zu einem, jezt selber festen, die feste Masse bildenden Elemente wird, folget willenlos dem Zuge zu dem Leiblichen, ist für sich allein der freyen Bewegung (der freyen Wahl zwischen geistig gut und böse) und der Erkenntniß der oberen Welt des Lichtes beraubt. Zwar auch in dem Geschäft der Seele spiegeln sich nachmals die leuchtenden und wärmenden Strahlen des Geistes; sie selber aber würde ohne seinen Einfluß nicht Licht seyn.

Das Thierreich ist denn auf diese Weise ein Buch, welches die Entwicklungsgeschichte des Geistes im Menschen vorbildlich erzählt. Seine Hieroglyphensprache erscheint jedoch dem jetzigen Menschen so dunkel, daß er sie erst dann verstehen lernt, wenn ihm der Inhalt des Buchs selber bereits vertrauter geworden.

Es ist das von oben gegebene Wort der Menschensprache, voll tiefen, hehren Sinnes, welches den Geist im Menschen zum Leben weckt, gestaltet und aufwärts bewegt. Dieses Wort waltet und spielet mit dem noch sprachlosen, „unmündigen“ Kinde, leitet und gängelt das innre Verständniß in mütterlicher Kraft, bis der Geist mündig, des Wortes mächtig, zum selbstständigen, freywilligen Aufflnge fähig geworden. So leitet und gängelt eine bildende, schaffende Weisheit die Bewegungen des stummen, niederen Thierreichs als kunstvollen Instinkt, der das Insekt zu bewußtlosem, und doch das Ferne und Künftige erfassendem Wirken antreibt. Das Thierreich, je unmündiger es ist, desto weniger begreift es dieses mit ihm waltende Wort, diese das Verlassene und Geringe am sorgfältigsten bedenkende Weisheit. Der Mensch aber erkennt und versteht dieß, und in seinem Verhältniß zum Thiere wiederholt sich von Neuem, auf einer höheren Stufe, jene Entfaltung, durch welche das Leben aus dem stille aufnehmenden Wesen der Pflanze zu dem selbstständig bewegten des Thieres sich erhebt.

*

Bemerkung. An den drey sonnenferneren Planeten, z. B. Uranus, welcher wenigstens viermal so hell strahlt, als eine nur von Sonnenlicht erhellte, gleich große Erde oder Venus an seiner Stelle im Weltraume leuchten würde, Saturn, welcher ein wenigstens dreymal so helles Licht zeigt, als er nach der gewöhnlichen Ansicht haben sollte, verräth sich auch der unvollkommensten Beobachtung ein eigenthümliches, nicht mehr blos von der Sonne abhängiges Prinzip der Erleuchtung und wahrscheinlich auch der Erwärmung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Es ist viel besser, einige vorübergehende Irrthümer und Unannehmlichkeiten zu tragen, als irgendwo den freyen Umschwung der Idee, die freye Entwickelung der Wahrheit zu hindern. So dachte und handelte die Regierung in Genf, als vor einigen Jahren die stolzen und eiteln Methodisten im Lande erschienen und nur ein Bischen Druck und Verfolgung wünschten, um rechten Bestand zu gewinnen und sich als Märtyrer zu brüsten. So wohl ward es ihnen jedoch in Genf nicht und seit einem Jahre ist die unverfolgte Sekte, um die sich Niemand bekümmert, im Abnehmen. Eine religiöse Meynung hingegen, die man mit Gewalt unterdrücken will, bekömmt größere Bedeutung und wächst immer mehr an.

Einem großen Bedürfnisse für Einheimische und Fremde hat das Itinéraire et abrégé du voyage à Chamouny, autour du Montblanc, au grand et petit St. Bernard, autour du lac de Genève, et dans les différentes vallées de Sixt, Boëge etc. abgeholfen, das durch seine Gründlichkeit, Bestimmtheit und Ausführlichkeit alle bisherigen Itinéraires und Guides de voyageur weit übertrifft. Es gehörte deutscher Fleiß und deutsche Beharrlichkeit zu solch einem übrigens anspruchslosen Werkchen. Verfasser ist der als guter Statistiker bekannte v. Malten, der seit mehreren Jahren hier lebt, all' diese Reisen selbst zu Fuß gemacht und dabey Alles genau verzeichnet hat. Es herrscht darin ein wahrer Luxus von Angaben, die geringsten Stellen, Ruhepunkte, Pfade, Aussichtspunkte, von denen vorher auf keiner Karte und in keinem Buche die Rede war, sind hier mit trigonometrischer Genauigkeit angegeben, und dabey mit kurzen Worten manches sonst Merkwürdige von kleinen und größern Ortschaften, Schlössern, Ruinen, Gasthöfen u. s. w. angeführt. Die Entfernung der Orte ist nach Minuten genau bestimmt, wie in W. Gells trefflichem Itinerary durch Morea und Griechenland. Hier und da sind kleine Irrthümer mit untergelaufen.

Dieß wären so ziemlich unsere bedeutendsten Literaturerscheinungen. Dazu kann ich noch eine französische Uebersetzung von Göthe's Werkchen über die Pflanzenmetamorphosen fügen. Bekanntlich erschien es 1790 zu Gotha. Dieß hindert aber einen hiesigen Literator nicht, in einem Artikel über das Buch zu sagen: „Wer hätte es glauben sollen, daß der berühmte Dichter, der Verfasser Werthers sich auch in die ernsten Wissenschaften wagen würde?“ Diese wenigen Worte sind ganz bezeichnend. In der That wissen hier nur sehr Wenige, daß Göthe außer Werther noch etwas geschrieben hat, denn er heißt immer nur l'auteur de Werther. Des großen Dichters naturwissenschaftliche Studien und Schriften sind völlig unbekannt, und als neulich in einem literarischen Kreis von seinem Buch zur Morphologie die Rede war, hielt ein Professor einen andern Göthe für den Verfasser.

Wir hatten dieß Jahr nur Einen Literaturkurs, und ihm gebührt allerdings Lob. Adolph Peschier las über die französische Literatur im 17ten Jahrhundert. Es ist freylich nichts leichter und bequemer, als diesen Gegenstand zu behandeln, über den in Frankreich seit zweyhundert Jahren so viel geschrieben und gesagt worden ist, und wo es bey einigem Lesefleiß nicht an einer reichen Erndte von Materialien und anziehenden allgemeinen Bemerkungen fehlen kann. Dazu Villemains gedruckte Literaturvorlesungen, welche Fund- und Schatzgrube! noch so neu und von so Wenigen gekannt, besonders nicht von den Damen, die bey uns zu drey Vierteln die Literaturvorlesungen füllen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Westphalen, Juli.

Es mag wohl wenige Gegenden geben, die den Einfluß einer freysinnigen und wahrhaft um das Wohl ihrer Unterthanen sich bekümmernden Regierung auf Kultur und Wohlstand so sehr bewähren, als die preußische Provinz Westphalen. Freylich hat seit den lezten dreißig Jahren, seit Zertrümmerung des heiligen römischen Reichs durch eine Reihe von Umwälzungen, ganz Deutschland schnell und rasch eine höhere Kultur, einen geistigeren Aufschwung bekommen; in dem Grade und mit der Schnelligkeit, wie Westphalen, mag sich aber wohl kein anderer Theil unsers deutschen Vaterlandes gehoben haben. Wer vor dreyßig Jahren in den Ländern Münster, Paderborn, Arnsberg (das Herzogthum Westphalen) und in den übrigen kleineren Theilen der jetzigen Provinz Westphalen war, und nun diese Länder wieder zu Gesichte bekommt, dürfte sie kaum wieder erkennen. Nicht nur ihre äußere Gestalt hat in jeder Hinsicht gewonnen, auch die Bildung und Wohlhabenheit ihrer Bewohner. Gegenden, deren Wege in frühern Zeiten dem Reisenden schon Grauen erregten, wenn er sie nur nennen hörte, erfreuen sich jezt breiter, dauerhafter Chausseen; wo man früher ganze Tage, oft Wochen nöthig hatte, um mit Lebensgefahr durchzukommen, da reiset man jezt, ohne zu ahnen, daß der Reisende hier früher mit Gefahren oder Strapatzen könne zu kämpfen gehabt haben. Unsere Schulhäuser waren ehemals dumpfe Hütten, auf dem Lande oft nur Löcher, die mit dem Viehstalle eines Bauern sich selten messen durften; die Schullehrer waren alte Kammerdiener, entlaufene Korporals; helle, geräumige Schulhäuser findet man jezt überall in dem geringsten Dorfe, und Schullehrerseminarien sorgen für die Ausbildung der Lehrer. Fabriken und Handel lagen darnieder, oder lebten ein kümmerliches Leben; jezt gedeihen und blühen sie; Halden, die früher Stundenweit sich erstreckten und kaum zu übersehen waren, sind jezt belebt und bebaut. Der Einwohner hat nicht nur ein netteres, gewandteres Aussehen bekommen, der Kreis seines Wissens in Sachen der Religion sowohl als des Lebens ist nicht nur erweitert, mit dem bessern Wissen ist ihm auch eine höhere Aufklärung geworden; namentlich hat der strenge Gegensatz, in den Katholiken und Protestanten sich früher stellten, wenn er auch nicht ganz aufgehoben ist, doch wenigstens viel von seiner Schroffheit verloren und die Gemüther haben sich bedeutend genähert. — Die Grafschaften Mark und Ravensberg und das Fürstenthum Minden, preußische Erbstaaten und seit Jahrhunderten unter preußischem Scepter, erfreuten sich immer eines entschiedenen Vorzugs an Bildung und Wohlhabenheit vor den übrigen genannten Theilen der Provinz, und auf sie paßt das Bild der Verwahrlosung nicht, das eben von den übrigen Theilen Westphalens entworfen wurde. Indeß hatten sie doch von dem französischen Drucke viel gelitten, und insofern bedurften auch sie einer nicht unbedeutenden politischen Regeneration, die ihnen nach ihrer Wiedervereinigung mit Preußen denn auch nicht entgehen konnte. Westphalen, das früher, unberühmt und unbeachtet, gleichsam nur vegetirte, ist jezt auf dem Wege, eine der kultivirtesten und gewerbfleißigsten Provinzen eines großen Staats zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Juli 1829.



— Wenn Uebermuth des Mächt'gen fordert,
Soll keiner arm, soll keiner dürftig seyn.

Johnson.

Zalim Khan.

Eine Erzählung aus dem neueren Persien.

„Der Khan will also heute noch hier seyn?“ fragte der Ketkhoda (Schultheiß) des Dorfes Gurbadeh in unruhigem Ton einen stattlichen, rothwangigen Mann mit starken Augenbraunen und einem großen schwarzen Bart, der behaglich an der Thüre des Ketkhoda auf einem Teppich sitzend, und von zwey wildaussehenden Burschen bedient, seine Pfeife rauchte. „Gewiß,“ versetzte der Angeredete, „Ihr dürft Euch darauf verlassen, daß, ehe noch die Sonne sich hinter jenem Berge versteckt, Seine Hobeit, der Zalim Khan, in diesem Dorfe seyn wird, wo es sein erhabener Wille ist, diese Nacht zuzubringen; habt daher Sorge, daß alles nach der Euch gegebenen Liste herbeygeschafft und zubereitet wird.“ — „Es ist unmöglich,“ entgegnete der Ketkhoda, „wir können nicht so viel Weizen, Korn und Stroh auftreiben; die gesammten Felder des Dorfes liefern so viel in zwey Jahren nicht; und wo sollten wir den feinen Reis bekommen? — wir, die wir nie einen Pillau sehen, die wir froh sind, wenn wir einen Bissen Gerstenbrod und ein wenig saure Milch haben?“ — „Das geht mich Alles nichts an,“ fiel der Andere ein, „ich sage blos, Ihr müßt diese Dinge zur Stelle schaffen.“ — „Und weißen Zucker, allerley Backwerk, Rosinen von Bochara und getrocknete Aprikosen von Cabul!“ unterbrach ihn der Dorfschulze, „woher, in Allahs Namen, glaubt Ihr, daß wir dergleichen bekommen? Woher sollen Leute, die zur Würze ihrer einfachen Nahrung nichts haben oder verlangen, als den Hunger, das Eingemachte, die Spezereyen, die süßen und sauren Brühen bekommen, die Ihr haben wollt?“ — „Alles das mag schon wahr seyn,“ entgegnete der Andere mit unverschämter Gleichgültigkeit, „aber trotz dem, was Ihr sagt, erkläre ich Euch, daß Ihr den Befehlen des Khans Genüge leisten, oder für die Folgen stehen müßt. Ihr dürft weder die schon erwähnten Früchte vergessen, noch auch die leckern Melonen von Ispahan, die Granatäpfel von Caschan, oder die Orangen und Limonen von Mazanderan. Vor allem aber ermangelt nicht, für Seine Hoheit ein passendes Geschenk zu rüsten; Shawls von Caschmir, Brokate oder Waffen von ausgesuchter Arbeit werden angenehm seyn; baare Gelder aber sind fast immer willkommen. Und hört, Bursche, vergeßt des Khans würdigen Nazir nicht, wenn Ihr seinen Gebieter Euch geneigt machen wollt. So sollt Ihr Gnade finden vor dem großen Zalim Khan, und die Rose der Sicherheit soll aus dem Saamen aufgehen, den die Hand der Freygebigkeit ausgestreut hat.“ — „Allah kerim! Gott sey mir Unglücklichen gnädig!“ rief der geängstigte Ketkhoda, und sein Gesicht verlängerte sich, bis sich in jedem Zuge der höchste Schrecken malte. „Welch ein Staub ist auf mein Haupt gefallen! Und reißt Ihr mir die Glieder Stück für Stück vom Leibe, ich könnte nicht den zehnten Theil von dem, was Ihr verlangt, aufbringen; ich schwöre es bey Eurem Haupt!“ — „Und doch muß es zur Stelle, und dieß ohne Zeitverlust,“ erwiederte der Nazir kaltblütig, nachdem er eine dicke Rauchwolke von sich geblasen. „Ein einziger Artikel, wel-

cher fehlt, wird den Zalim Khan auf Euch aufmerksam machen, und Ihr sollt der Folgen in Euren lezten Tagen noch gedenken. Ihr wißt, Freund, daß Seine Hoheit selten ohne die nöthigen Mittel reist, seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Es wollte verlauten, daß die Vorrathskammern des würdigen Ketkhoda wohl das Durchsuchen verlohnen; auch fehlt es uns nicht an Falken, die auf ihr Wild zu stoßen wissen. Dann gibt es auch noch Steuerrückstände bey gewissen Personen, deren Gedächtniß geschärft werden muß."

Während der Nazir dieß mit ruhigem, aber bedeutungsvollem Tone sprach, ging der Ausdruck der Aengstlichkeit und Bestürzung, welcher sich über das Gesicht des Ketkhoda verbreitet hatte, allmählig in den stieren Blick des höchsten Entsetzens über, seine Knie schlotterten und er rang in der Angst seiner Seele die Hände. „O Mahomed! o Allah!" rief er endlich, „was wird aus mir werden! Was kann ich thun! O würdiger Nazir, habt Erbarmen mit einem Unglücklichen! Ich habe keine Vorrathskammern — kein Geld — keine Güter! Nichts als die armseligen Lumpen, die alten zerrissenen Teppiche und die Kleider meines Weibs und meiner Tochter! Schmuck hab' ich keinen; dieser wurde mir, als der Fürst das lezte Mal dieses Weges kam, von einem seiner Läufer weggenommen, und das sind jezt vier Jahre her! Ich habe nichts zu geben. Ein wenig rohen Weizen, einige Gerste und geschnittenes Stroh mag sich finden; vielleicht auch einige Trauben mit etwas Honig und Butter; aber weiter nichts, weiter besitze ich nichts; ich schwöre es beym Haupt meines Vaters, und bey dem Leben des Khans, bey Eurer eigenen Seele!" — „Hm, das ist in der That verdrießlich," erwiederte der Nazir kalt. „So seh ich denn keinen Ausweg; ich muß es berichten, der Khan selbst soll Richter seyn; Ihr wißt, ich bin nur sein Diener. Vier Jahre, sagt Ihr? — Vier Jahre, seit der Fürst durchkam? — ein Weib und eine Tochter? — auch Söhne, ohne Zweifel? sind's schöne Jungen?" — „Nein! nein! Gott helfe ihnen; der eine ist lahm, der andere von Blattern verunstaltet!" — „Und die Tochter? eine liebliche Rose ohne Zweifel?" — „Ach nein! 's ist ein armseliges Ding!" — „Gut, Freund, kehrt Alles zum Besten; ich habe blos meine Pflicht gethan und Euch des Khans Befehle entboten; Euch liegt ob, denselben nachzukommen. Ich muß jezt Sr. Hoheit entgegengehen." — „Ach! ich darf seine Ankunft nicht erwarten!" schrie der Ketkhoda, indem er verzweifelnd die Hände rang, während der Nazir wieder sein Pferd bestieg, das an der Thüre in Bereitschaft stand. „Aber Ew. Excellenz werden doch nicht ohne eine zweyte Pfeife gehen?" fuhr er fort, „und der Tag ist heiß. Seht, meine Frau hat eine Flasche köstlichen kühlen Sorbets für Euch bereitet; wollte Gott wir hätten mehr davon für den Khan! allein es ist das Lezte von einem kleinen Geschenk, das mir mein Bruder von Ispahan gesendet hat. Verweilt nur einen Augenblick, würdiger Nazir, und kostet ihn; oder begebt Euch wenigstens mit mir in mein inneres Gemach, wo Ihr's behaglicher finden werdet."

Der Nazir warf einen durchdringenden Blick auf seinen Wirth und bedachte sich einen Augenblick; dann gab er seinen beyden Dienern ein Zeichen, zu bleiben wo sie waren, und folgte dem Ketkhoda. Das innere Gemach war von der äußern öffentlichen Stube blos durch einen kurzen Gang und eine Mattenthür getrennt, den Boden deckte ein von Motten zerfressener Teppich, und Decken von rohen Fellen waren an dem oberen Ende ausgebreitet. Von Reichthum war hier nichts zu sehen, alles verrieth kaum mäßigen Wohlstand. Als aber der Nazir einen flüchtigen Blick umher warf, ruhte sein Auge einen Moment auf einigen Bündeln, welche eilig aufgerollt schienen und nur nachläßig mit grobem Kattun bedeckt waren. Der kurze scharfe Blick argwöhnischer Forschung entging dem Wirthe des Nazirs nicht, er machte aber einem verächtlichen Lächeln Platz, als der Ketkhoda bemerkte: „Entschuldigt die Unordnung hier, mein Herr, mein Weib war nicht wohl, hier liegt ihr Bett aufgerollt; das nachläßige Mädchen hat es noch nicht weggeschafft; doch wir müssen uns schon darein fügen! — Husseini bringe den Sorbet!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Jean Paul an A.

Hof, den lezten Herbsttag 95.

Edle Freundin, ich hoffe, ich habe jezt die Minute, die zwischen Kälte und Wärme, zwischen Empfindlichkeit und Empfindsamkeit so das Mittel hält, daß ich mit Ihnen von Ihnen selber mit der reinen Gleichmüthigkeit voll Wohlwollen sprechen kann, als wenn ich in der zweyten Welt einer abgeschiedenen Seele die Ihrige zu malen hätte. Wäre es möglich, daß jeder von uns zweymal da wäre, und im moralischen Sinn sich selber sähe, so wäre jeder besser; wüßten wir gewiß, wir haben gewisse Fehler, wir legten sie ab.

Ihre Selbstbeschauungen, wie ich aus Ihren Tageblättern, aus Ihren Gesprächen, aus Ihren Briefen weiß, bewahren Sie größtentheils vor dem Einfluß Ihrer Umgebungen; aber mehr oder minder leiden wir alle darunter.

Sie verlangen, meine Theure, viel von mir, wenn Sie mich als Ihr zweytes Ich auffordern, oder vielmehr als Ihren Schatten betrachten, um sich selbst zu erkennen, und ich betheure Ihnen, ich denke jezt an den Ewigen und an sein Auge, vor dem mein enthülltes Herz mit dem enthüllten Vorsatz liegt, ohne Einmischung meines Ichs die kleinen Schatten des Ihrigen zu schildern. Aber da Sie diese Schilderung wünschen nicht nur, sondern da Sie mir meinen eignen, größern Schatten und Flecken gezeigt haben, so geben Sie mir wohl nicht das Recht, aber den Muth.

Alle kraftvolle Menschen halten das Recht des Stärkern für ein Recht, sie leiden über sich keinen Scepter,

weil sie selber einen führen wollen. Daher sind die meisten Genies egoistisch. Das Talent, das sie erst verdienen müssen, machen sie zu einem Vorwand größerer Forderung; das Geschenk ist ihnen ein Recht auf Tribut. Die ganze Dankbarkeit, die der geistig Reichere gegen den Schöpfer hat, besteht darin, daß er desto mehr von den ärmer Gelassenen fordert, anstatt daß gerade die Menschen vom meisten Werth den andern am meisten — schuldig sind, und nichts zu fordern, sondern nur mehr zu geben haben.

Ihr Egoismus kommt von etwas Besserm her als von Ihrer Erziehung, und so ist Ihre Seele wieder umgekehrt von andern, dieser Erziehung anhängigen Mängeln ganz rein, z. B. von Verstellung.

* * *

Ich fange, vielleicht ohne wieder einzutunken, die Fortsetzung des Briefs an Sie mit dem Tropfen Tinte an, womit ich den heitern an Otto beschloß. Ihrer überraschte und erquickte mich so, wie die blühenden Nelken, vor denen ich in Bernek einathmend vorüberging. Im Winter, A…, schmiegen sich diese duftenden Kinder der Frühlingswärme erstlich wie Epheu an die Brust, und dann gar ans Herz. So oft ich diese Stelle des Ihrigen sehe, zumal im Hintergrund von 12 Stunden, so steigt in mir über die nahe Vergangenheit glänzend die Ferne herauf und ich vergesse, um mich zu erinnern. Wenn wir nur ein Jahr auseinander gewesen wären, so würden alle kleinen Flecken verlöschen, wir würden in Briefen nur den bessern Theil unsers Wirs im Fluge sehen und — ich würde mich unendlich nach Ihnen sehnen. Gleichwohl thut mir das schleichende Nervenfieber in Ihrer Seele weh, weil es dagegen nur Einen Arzt und gerade den gibt, den der Mensch nie braucht — Sie selber. Ihr Absterben und Abstumpfen der Gefühle ist gerade das Gegentheil. Die Wage ruht, wenn leere Schaalen, aber auch, wenn gleiche Lasten an ihr hängen. Sie haben nämlich nicht absterbende, sondern gesättigte Gefühle. Es fehlt ihnen nicht die Wärme, sondern der Stoff. Es ist der höchste Grad von Lebenskraft, wenn — anstatt daß sonst das Bedürfniß die Wünsche macht — umgekehrt die Wünsche das Bedürfniß machen. Sie sehnen sich nach der Sehnsucht. Leider (oder gottlob) wird Ihre Seele, wie meine, von Jahr zu Jahr nur wunder und weicher. Stellen Sie sich jezt zum Beweis nur einen äußerst fröhlichen oder trüben Zufall vor, der sich plözlich auf Ihrem Lebenswege aufrichtete, und sehen Sie, wie Ihr Inneres schlagen, zucken, bluten oder wallen wird.

Sie haben sich daran gewöhnt, immer von der nächsten Zukunft zu erwarten oder zu befürchten; da aber jezt jede nächste hinter ihrem sehr transparenten Schleyer Ihnen jede Ruhe und Frieden zeigt, so verliert Ihre nur in Unruhe sich fühlende Seele über die Ruhe die Ruhe. Eines Theils brauchen Sie einen eigenen Kreis voll mehrerer Pflichten, andern Theils brauchen Sie statt der Erde den — Himmel.

Ihnen, wie allen idealischen Menschen, wird auf der begränzten Erde die begränzte Brust voll unbegrenzter Wünsche zu enge. Daran ist nicht Hof, sondern die Erde Schuld. Horchen Sie auf Ihre leisesten Antworten: sie werden Ihnen die jetzige Unzufriedenheit in jeder Lage versichern, die Sie sich — träumen. Denken Sie mehr auf fremdes Glück, so wird Ihr eigenes näher rücken. Sie bedürfen ein unendlich entferntes Ziel; es gibt nur zwey solche, die Tugend und die — Wissenschaften. Sie besitzen die erste, und lieben und treiben die lezten. Diese unerschöpflichen erschöpfen und erfüllen den Menschen, und sind das beste Mittel gegen geistige Ueberfüllung.

Sie können mir einwenden, Ihre Sorge komme noch von einer zweyten Sorge her; aber die zweyte unbestimmte würde ohne die Ueberfüllung keinen Eindruck machen.

Sie folgen noch überall zu sehr Ihren Gefühlen, und können daher die Ewigkeit keines Ihrer Zustände verbürgen. Sehen Sie den Abstand, den zwischen diesen eine einzige Musik macht, so sind Sie gewiß nach dem wärmsten Briefe, eben weil Sie sich nicht ausgeströmt haben, der Kälte am nächsten, und nach dem Zorne der Güte. Um sich zu heilen, muß man sich recht hart und durchgreifend fragen: was man denn will. Oft verstecken sich zwanzig Gefühle wie Kinder hinter einander, und das Lezte will nicht reden.

Ihr ewiger Freund
Richter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Westphalen, Juli.

(Beschluß.)

Es ist gewiß, daß nur eine freysinnige, das Wohl ihrer Unterthanen fördernde Regierung solche Zwecke erreichen konnte; es ist aber auch eben so gewiß, daß eine solche Regierung dieß nur durch einen Mann vermochte, der so ausgezeichnet an Geist, Kenntnissen und Unverdrossenheit an der Spitze der Verwaltung der Provinz steht, wie unser Oberpräsident, der Geheimerath Freyherr von Vincke. Der Name dieses Mannes ist (auch literarisch, besonders durch sein Werk: „Ueber die Verwaltung Großbritanniens“ 1805) zu bekannt, als daß hier noch Notizen über ihn gegeben werden dürften. Westphalen verdankt ihm Alles, seine ganze jezige Gestaltung, alle seine schönen, wohlthätigen und nützlichen Einrichtungen. Unter seiner Direktion ist die Provinz vermessen, und dadurch für dieselbe ein berichtigter und verhältnißmäßiger Maaßstab der Grundsteuerbelastung hergestellt worden; unter seiner Einwirkung wurden Marken und Haiden getheilt und bebaut; seinem Eifer verdankt Westphalen die Menge von Chausseen, die es gegenwärtig nach allen Richtungen durchschneiden; unter seinen Auspizien wurden Weserschifffahrt und Weserhandel regulirt und ihm gelang die Schiffbarmachung der Lippe, jezt von Lippstadt an. Er errichtete (1820) ein Landarmenhaus zu Benninghausen, dem jede Kommune der Provinz ihre Bettler und ihr unnützes, liederliches Gesindel zubringen kann, und zwar fast ohne Kosten, da Einrichtungen getroffen sind, daß die Gefangenen ihren Unterhalt sich fast ganz selbst verdienen. Er rief eine Taubstummenanstalt für die Provinz ins Leben, zuerst bey Hamm, jezt in Münster. Er errichtete die beyden Schullehrerseminarien für die Provinz, ein evangelisches zu Soest und ein katholisches zu Büren, und sorgte

für Verbesserung des Unterrichts und der Schulhäuser; er gab der Provinz Handwerks- und Gewerbsschulen, zu Münster, Minden und Hagen; er sorgt, wo er nur kann, für Verbesserung der Land- und Forstwirthschaft.

Gegenwärtig arbeitet er an einem Plan, von dem auch bereits die Allgemeine Zeitung gemeldet hat, nämlich die Weser durch eine Eisenbahn mit dem Rheine zu verbinden. Es ist kaum zu berechnen, welche Vortheile durch ein solches Unternehmen für Westphalen entstehen müssen. Wie es heißt, schwankt man noch über das Wie? der Ausführung, ob nämlich die projektirte Eisenbahn von der Weser direkt bis an den Rhein, vom Rheine unweit Minden bis Köln, oder ob sie nur bis nach Lippstadt geführt und von hier die Kommunikation mit dem Rhein vermittelst des von diesem Orte an schiffbaren Lippeflusses unterhalten werden soll. Schon dieser zweyte Weg würde viele und große Vortheile hinsichtlich des leichteren und wohlfeileren Transports sowohl, als des vermehrten Austausches von Waaren und Produkten darbieten. Von dem entschiedensten Vortheile ist aber der zuerst genannte Weg, indem dieser nicht nur, was bey dem andern nicht der Fall ist, gerade die fabrikreichsten Gegenden Westphalens, vielleicht Preußens, in der Grafschaft Mark, Iserlohn, Hagen, Enneperstraße u. s. w., worin auch das benachbarte gewerbreiche Wupperthal, durchschneidet und ihnen für ihre Fabrikate den bequemsten Absatz verschafft, sondern indem er auch eine Konkurrenz Bremens mit Holland auf dem Rhein, im Bergischen und in den westlichen Theilen Westphalens eröffnet, die dem holländischen Handel nach Deutschland eine ganz andere Gestalt, und der Rheinschifffahrt von einer andern Seite plötzlich eine Freyheit geben dürfte, welche man ihr bisher vergeblich gegen die Sperrungen Hollands zu erringen gesucht hat. Man hat nämlich berechnet, daß durch Vermittlung dieser Eisenbahn Bremen künftig alle Artikel seines Seehandels um 2 Grot wohlfeiler als Rotterdam nach Köln wird liefern können. Mögen die Untersuchungen, die über diesen Gegenstand gegenwärtig geführt werden, nur recht bald ein erfreuliches Resultat geben.

Mit der steigenden Bildung ist auch die Industrie in Westphalen gestiegen, Fabrikation wie Oekonomie. Nur in wenigen Gegenden Westphalens findet man noch unbebaute Steppen, in Münster und Paderborn, wo ein unfruchtbarer Boden zu viele Kulturkosten verlangt und wo ohne Uebervölkerung wohl schwerlich ein Anbau erfolgen wird. Diese abgerechnet, hat Westphalen im Ganzen einen guten Boden und liefert reichlich alle Arten von Korn und Gemüse. Die fruchtbarste Gegend ist derjenige Theil der Grafschaft Mark, den man den Hellweg nennt; es ist dieß der nördlich der Ruhr gelegene Theil derselben, eine hügelichte Ebene von Lippstadt über Soest, Hamm, Dortmund, die Kornkammer Westphalens. In uralten Zeiten war hier die große Heerstraße der Römer vom Rhein zur Weser, daher noch jezt der Name Hellweg oder Heerweg. — Hauptgegenstände der Industrie Westphalens sind Leinwand in den Regierungsbezirken Münster und Minden, bekannt ist besonders das feine Garn der Grafschaft Ravensberg, ferner Garn- und Leinwandbleichen, besonders in Warendorf und Bielefeld; Zuckersiedereyen, in Vlotho an der Weser, Minden, Schwelm; ganz vorzüglich aber die vielen und mannigfachen Stahl-, Eisen- und Messingfabriken in der Grafschaft Mark, in Iserlohn, Altena, Hagen, Enneperstraße, in einer Strecke von 5 — 6 Meilen, wo Hammer an Hammer, Rolle an Rolle, Fabrik an Fabrik grenzt. Die Leinwandfabrikation scheint gegenwärtig im Sinken zu seyn, wozu der seit einigen Jahren verminderte Absatz nach Amerika und die Konkurrenz Irlands wohl das Meiste beygetragen haben.

Genf, Juli.

(Beschluß.)

Peschier hat mit Geschmack zusammengestellt und kannte sein Publikum genug, um schöne Sprache, Reiz des Styls, die sogenannten rhetorischen Floskeln als die Hauptsache zu betrachten. Hier und da kamen auch artige eigene Bemerkungen, recht gute historische Aperçus und hübsche Witze vor. Peschier hat keine literarische Farbe, sondern hält sich zwischen französischem Klassicismus und Romantismus, bald diesen, bald jenen lobend. Da er selbst bisher nichts Dichterisches geliefert hat, so läßt sich nicht sagen, welches Element ihm am meisten zusagt. Peschier hat im Sinne, künftiges Jahr nach Deutschland zu gehen, um dort seine Literaturvorlesungen in französischer Sprache in München, Berlin, Dresden oder auf irgend einer Universität zu halten. Wir wünschen ihm glücklichen Erfolg und hoffen sogar darauf, wiewohl er dort ein anderes Publikum finden wird, als hier, wo eine Menge Verwandtschafts-, Gesellschafts- und Cotterie-Rücksichten gelten, auf deren Hülfe bey uns ein fremder Literator nicht rechnen darf.

Unsere Société de lecture hat vor einiger Zeit ihren Jahresbericht abgestattet, der sehr erfreuliche Resultate gab und von Neuem darthat, daß diese Anstalt eine der trefflichsten in ihrer Art ist, deren Einrichtung, Konstitution und Polizey bedeutende Städte Europa's für ähnliche Institute nachahmen und sich deßhalb mit ihr in Korrespondenz setzen. Sie zählte das vergangene Jahr 382 ordentliche Mitglieder, und hat damit ungefähr das Maximum erreicht, das sie ohne Unbequemlichkeit für Alle nicht überschreiten darf. Die Zahl der für kurze oder längere Zeit mit großer Liberalität — am längsten für dreyzehn Monate — ganz unentgeldlich zugelassenen Fremden belief sich fast auf das Doppelte, nämlich 620, darunter 177 Engländer, 116 Franzosen, 72 Genfer, die nur für kurze Zeit in der Stadt sind, 74 Schweizer, 63 Deutsche, 38 Italiener, 35 Polen und Russen, 17 Amerikaner, 12 Savoyer, 9 Griechen, 9 Holländer oder Belgier, 5 Spanier, 2 Portugiesen, ein Schwede. Die mehrsten waren im Juli, August, September und Oktober hier. Die Bibliothek hat jezt 21,000 Bände, welche alle Zweige der Literatur umfassen; die mehrsten gehören jedoch der schönen Literatur, der Geschichte, periodischen Werken, politischen Zeitschriften und Reisen an. Es sind in Paris, London und Edinburg neue Verbindungen angeknüpft worden, um von da die interessantesten Broschüren und gedruckten parlamentarischen Verhandlungen so schnell wie möglich zu erhalten. Die Bibliothek erhielt von In- und Ausländern, von ordentlichen Mitgliedern und Fremden bedeutende Geschenke. Der Umschwung des Lesens ist erstaunlich, denn immer sind 700 Bände im Kurs. Es besteht ein eigener Verein für die deutsche Sprache, der im Winter in dem sogenannten deutschen Zimmer seine Sitzungen hält; darin darf nur deutsch gesprochen werden. Die Einnahme betrug 38,475 Genfer Gulden, die Ausgabe 35,090 Gulden. Für Bücher wurden 8413, für Karten 191, für Zeitschriften 6355, nämlich für französische 1856, für englische 1224, für deutsche 109 (denn fast alle deutsche Zeitschriften werden unentgeldlich hierher gegeben) und für italienische 164 Gulden ausgegeben. Der Zahl nach stehen die französischen Journale oben an, dann kommen die deutschen, englischen und italienischen. Unser Bischof zu Freyburg hat den katholischen Geistlichen zu Genf und in der Gegend den Besuch dieser Société de lecture ernstlich und bey Kassation untersagt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Juli 1829.

Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. —

Goethe.

Der Sabbath.

Von Schubert.

Es ist in der Natur ein beständiges Bewegen, welches keine Ruhe hat Tag und Nacht. Denn schneller als ein Weberspul fleugt es von der Geburt zum Tode, und eilet vom Tode wieder zur neuen Geburt; nach kaum genommenem Anfange suchet es schon das Ende und kann dieß nirgends finden, denn das scheinbare Ende ist nur der verhüllte Anfang eines neuen Ausgehens und Suchens nach dem Ende.

Die Wasser alle laufen ins Meer, und dennoch wird dieses von ihnen nicht voller, denn sie kehren bald wieder um an den Ort, daher sie gekommen. Ein Geschlecht der Lebendigen vergeht, und ein anderes ist wieder da an seiner Statt; der einschlummernde Schwan, er singt im Augenblick des Scheidens: es ist Alles eitel und voll Mühe, und dennoch, so oft er zum neuen Leben erwacht, eilet er wieder der neuen Welle nach, bis er, des Spieles müde, von Neuem einschlummert.

Jenes Bewegen, jenes Streben und Suchen in der Natur könnte nicht bestehen, wäre nicht, wie innerhalb den Bahnen der Planeten die Sonne, so mitten unter dem Bewegten ein Ruhendes da, ginge nicht mitten durch das Jauchzen der Lust, durch das Geschrey der Angst und der Mühe, eine tiefe, heilige Stille des Sabbaths.

Was ist denn das Ruhende, das die Bewegten trägt und das diese suchen, und wo ist der Tempel, zur Feyer jenes Sabbaths bestimmt?

Die Wasser, so sagt ein alter persischer Spruch, sie rauschen vom Gebirge herab, und eilen hinaus in alle Lande, suchend, ob sie den Herrn der Erde fänden; die Flamme des Feuers, sobald sie erwacht, schaut den Boden nicht mehr an, sondern geraden Zuges richtet sie sich empor zum Himmel, ob sie den Herrn des Himmels erblicken möchte; die Erde, sie hat hier, sie hat dort die hohen Warten der Gebirge aufgestellt; diese ragen weit empor und schauen sehnend hinauf und umher, ob der Richter der Welt noch nicht komme?

So ist in der ganzen Welt des Sichtbaren, ohne den Menschen, das Warten und Hoffen auf ein Etwas, das gewesen und das künftig ist; ein Etwas, dessen nur der Geist des Menschen als eines gegenwärtigen genießt. Jene Welt des Sichtbaren gleicht der Arbeit und Mühe der Woche, welche nach einer Feyer des Sabbaths hinringt, deren geweihter Tempel der Mensch ist.

Ein Ahnen, ein Vorgefühl dieser Feyer ist schon in der Natur. Wenn da oben, wo das Gebirge sich aufmacht und sein Haupt über das Gedräng der Ebene hebt, daß es mit den Wolken des Himmels und ihren Stürmen allein sey, der einsame Adler hinausblickt nach dem Grauen des Morgens, ob der Tag noch nicht komme? wenn der Rabe am Felsenbach horcht, ob die Gemse noch nicht wiederkehre von der nächtlichen Weide im Thale, und wenn dann bald die aufgehende Sonne den Duft der Gewürz-

gärten der Höhe weckt, die Alpenblumen mit dem tiefen Blau des Himmels und mit der Gluth der Abendröthe: da erwacht auch in der Natur, dieß bemerkt der sie verstehende Geist des Menschen, das Ahnen einer zukünftigen Offenbarung der Herrlichkeit Gottes. Dieses Ahnen erwacht, wenn in der Trunkenheit der Lebensfülle Feld und Wald am Mittage ruhen, und durch die Stille nur noch das Summen der von Blume zu Blume fliegenden Bienen und der Gesang der Cicade aus den Zweigen der Mannaesche ertönt; es erwacht, wenn am Abend die singende Lerche zwischen den duftenden Weingärten emporsteigt, oder wenn in der späteren Stunde der Nacht Orion zum Aufgange sich rüstet.

Aber das Ahnen wird zur Gewißheit, das Harren der Kreatur zur Erfüllung im Geist des Menschen. Siehe da, eine Hütte Gottes im Lande der Sichtbarkeit, eine Arche der Ruhe und der Errettung auf den sturmesbewegten Wellen des Sehnens und Suchens der Leiblichkeit.

Das Licht der Sonne und der Sterne geht durch den Aether, und wird da nirgends sichtbar und bemerkt; die Planeten eilen mit mehr als Sturmesschnelle durch den Weltraum, und ihr Gang wird nicht gehört; wo aber das Sonnenlicht der festen Fläche des Planeten, wo der Sturmwind der Wand der Felsengebirge begegnet, da wird jenes gesehen, dieser gehört. So wird die Herrlichkeit Gottes sichtbar und wird geschaut, wo sie einem gleich ihr Unwandelbaren, Feststehenden, im Geiste des Menschen begegnet.

Die belebende und ernährende Kraft der Mutter ging vorhin durch das Ungeborne, und dann wärmend und ernährend durch das Neugeborne, und das geschlossene Auge von jenem oder das bewußtlos dem Lichte geöffnete Auge von diesem bemerkt die Mutter nicht. So erging sich die schaffende, belebende, bildende Herrlichkeit Gottes durch das ganze Reich der Sichtbarkeit, und kein Auge war da, sie zu erkennen, bis der Mensch geschaffen worden, ein Tempel und Ebenbild jener Herrlichkeit.

Dieser ist ein Gebirge an der Gränze zweyer Welten; sein Fuß steht in der einen, der Gipfel ragt hinauf in die andere. Es werden von da die ganze Mannigfaltigkeit und die Erquickungen der zurückgelegten Bahn des Vergangenen und Vergänglichen überblickt, und zugleich wird im Aufgang der Morgenglanz der Ewigkeit bemerkt. In diesem Tempel der Höhe beginnt die Feyer eines Sabbaths, der nie aufhört; es ist hier ein Bleiben, eine Ruhe der Herrlichkeit Gottes, noch diesseits des Grabes.

Dahin kommen nie die Stürme oder die verheerenden Gewässer des niedern Grundes. Das Gedräng der leiblichen Mühe und der Angst und der Schmerzen geht in dieses geweihte Innere nicht hinein; mitten in den Flammen, welche die äußere Hütte verzehren und den Vorhof des Tempels reinigen, werden die ersten Töne eines Liedes vernommen, welches nie verstummt, denn es singt das Lob dessen, welcher ohne Aufhören derselbe ist.

So spiegeln sich uns denn in der Natur des Menschen beyde Welten, die des Endlichen und jene des Ewigen ab.

Zalim Khan.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte der Nazir seinen Sitz in der obern Ecke des Zimmers genommen, als ein junges Mädchen, dessen Gesicht dicht verschleyert war, durch eine innere Thüre eintrat und auf einer weißen Metallplatte einen großen Napf Sorbet trug, worin ein künstlich gearbeiteter Löffel von Birnholz schwamm. Obgleich ihre Kleidung, grob in Stoff und schlecht in Schnitt, durchaus nicht geeignet war, ihre Gestalt vortheilhaft zu heben, so konnte doch ihr leichter Gang, ihr schlanker, zierlicher Wuchs dem durchdringenden Blick des erfahrenen Nazirs nicht entgehen. Er nahm den Napf, recitirte einen Vers aus Hafiz über die doppelt berauschende Kraft des Weins, wenn er von der Hand der Schönheit dargeboten wird, und bedauerte in einer zweyten Strophe, „daß so ein schöner Mond fortwährend durch Wolken verdunkelt werde.“ Allein das Mädchen blieb stumm; der Nazir sah ihren Vater an, dieser stand auf und trat zu seiner Tochter: „Hast Du kein besseres Gewand denn dieses, um darin vor dem geehrten Gast Deines Vaters zu erscheinen? — Ach daß wir so arm sind! Dessen ungeachtet aber solltest Du, was Du hast, mit anständiger Zierlichkeit tragen; muß ich Deine Nachläßigkeit gutmachen?“ Mit diesen Worten that er, als wollte er etwas an ihrem Anzuge zurecht machen, und löste unbemerkt das Band ihres Schleyers, so daß, als sie auf seinen Befehl sich beugte, den Sorbet wegzunehmen, er von ihrem Haupte fiel und ein Gesicht enthüllte, so jung, so reizend, daß sie der Nazir in sprachloser Verwunderung anstarrte. Groß war die Verwirrung des armen Mädchens über den vermeintlichen unglücklichen Zufall, aber die Röthe, die sich über ihre Wangen ergoß, und der niedergeschlagene Blick ihrer großen schwarzen Augen, hinter den langen, seidenen Wimpern, erhöhten mächtig ihren Liebreiz, so daß der Nazir, in Bewunderung verloren, dem Ketkhoda zurief: „Du ein armer Mann! Du ein Bettler! Bey all den verheißenen Freuden des Paradieses, Du besitzest einen Schatz, der würdig ist, in den Pallast des Königs der Könige versezt zu werden!“ — „O welch ein Unglück! ich geschlagener Mann!“ rief der Ketkhoda und rang wieder die Hände, geberdete sich aber lange nicht mehr so erbärmlich. „Ach! ich bin verloren! Meine Ehre ist für immer dahin! Fort, meine Tochter! Fort, unglückliches Mädchen, zu Deiner Mutter! und sorge dafür, daß Dein Schleyer ein ander Mal besser befestigt sey, wenn Du gerufen wirst,

Deines Vaters Gäste zu bedienen!“ — „Barik illah!“ sprach der Nazir, „gut gemacht! Freund Hussun, Du verstehst Dich allerliebst darauf, das Federspiel zu werfen, um einen scheuen Falken zu locken. Wie, Mann? dieß ist ja ganz, wie es seyn sollte! Deine Ehre ist ganz im Trocknen. Sind wir nicht als Freunde hier? Und nun was in's Ohr! Halte Dich nur an den Nazir Mehdi, und verlasse Dich auf seinen Schutz!“

Nun begann ein vertrauliches Gespräch, worauf der Nazir sein Pferd bestieg und davon ritt; der Ketkhoda aber kehrte, nachdem er ihm den Steigbügel gehalten, langsamen Schrittes, gebeugt, wie es schien, unter großer Sorgenlast, in seine Behausung zurück, indem er vor sich hin murrte: „Der Schurke! möge sein Vater im Feuer umkommen, sein Grab geschändet werden! — Welcher böse Feind hat ihn hieher gebracht!“

An demselben Abend zog Zalim Khan in dem Dorfe ein, wie der Nazir angekündigt hatte, mit all seinem Gefolge, das sich auf volle dreyhundert Köpfe belief, die sich mehr wie Feinde in einem durch Sturm genommenen, der Plünderung preisgegebenen Platze benahmen, denn als Freunde gegen Landsleute, die demselben Herrscher unterthan sind. Das wenige Eigenthum, das sie fanden, ward geraubt, die Weiber mißhandelt, und die Thiere, deren sie habhaft werden konnten, ohne Umstände geschlachtet. Die Einwohner aber, welche aus früherer Erfahrung wußten, daß es so kommen werde, hatten ihre beste Habe und die Mehrzahl ihrer Weiber geflüchtet und nur wenige zum Empfange des Khans zurückgelassen. Der Ketkhoda allein blieb mit seiner ganzen Familie zurück. Er hatte mit den Einwohnern sich zur Lieferung von minder kostspieligen Artikeln, die als Sursat (so heißt in Persien die für Gäste und Reisende von Bedeutung erzwungene Kontribution) verlangt wurden, verstanden, und hoffte, daß der Einfluß, den er bey dem Nazir gewonnen zu haben schien, ihn für den Mangel der übrigen geforderten Bedürfnisse entschuldigen würde. Das Haus des Ketkhoda ward von seinem armseligen Hausrath gesäubert und mit prachtvollen Teppichen aus den Reisekisten des Khans geschmückt und dieser nahm Besitz davon, ohne im Geringsten zu bedenken, welche Unbequemlichkeit er hiedurch seinem Eigenthümer verursachte. Als er endlich in seinem Staate da saß, mit einem glänzenden, mit Zobel besetzten Scharlachmantel angethan, und aus einer goldemaillirten Pfeife rauchte, Kaffee und wohlriechenden Sorbet vor sich hatte, gab er seinen Dienern Befehl, den Ketkhoda zu rufen. „Schurke!“ sprach der Khan, „wie kam es, daß Du meinen Befehlen zu gehorchen verabsäumtest und die gebotenen Vorräthe nicht herbeyschafftest? Ha! sprich, weißt Du nichts von dem Fellick und dem Baton?“ *) — „Möge Euer Sklave das Opfer Eures Willens werden!“ antwortete zitternd der Unglückliche; „aber Allah ist gnädig und Ew. Hoheit wird es sicherlich gleichfalls seyn; — Ewr. Hoheit würdiger Nazir hat ohne Zweifel berichtet“ — „Was sagt der Hund?“ brummte der Khan. „Mehdi Nazir, trete vor, erkläre, was der Schurke meynt!“ Der Nazir machte, die Hände in die Hüften gestemmt, eine tiefe Verbeugung, trat vor und flüsterte dem Khan von hinten einige Worte ins Ohr. „Ha! — gut — wir wollen sehen; aber bey dem Bart des Propheten, wenn es nicht ist, wie Ihr sagt, so nehmt Euch alle in Acht! Er hat die Erlaubniß abzutreten.“

*) Der Block und die Schlinge, womit die Füße derjenigen, welche die Bastonade bekommen, befestigt werden.

Der Ketkhoda zog sich zurück und der Khan begab sich, nachdem er einen Theil des Abends geschmaucht, mit seinen Leuten gesprochen, einige Schreiben seinen Sekretären diktirt und auf die Schmeichelreden seiner Diener gehört hatte, in sein inneres Gemach zurück.

Als das Gefolge sich am Morgen auf Befehl des Khans zum Aufbruch in Bereitschaft sezte, bemerkte man, daß der Zug desselben mit einer dicht verschleyerten weiblichen Gestalt vermehrt worden war. Der Khan rauchte seine lezte Pfeife, der größere Theil seines Gefolges zog voraus und die Weiber schlossen sich eben unter der Aufsicht ihrer Eunuchen demselben an, als man plötzlich einen Lärm vernahm und ein junger Mann von einnehmendem Aeußern, dessen unordentlicher Anzug und wilde Blicke die höchste Leidenschaft verriethen, sich durch die Menge Bahn machte und rechts und links Jeden von sich stieß, der sich seinem Vordringen widersetzen wollte. Umsonst suchten die Ferasche durch Worte und Schläge ihn zurückzuhalten; er warf sie bey Seite und rannte gerade auf die Vorderseite des offenen Gemachs zu, wo der Khan noch saß. „Beschützer der Verlassenen!“ rief er, „Schatten der Unterdrückten! lange lebe der König und glücklich! Neige ein Ohr dem Flehen Deines Sklaven, dessen Herz zerrissen ist und dessen Lebenslicht, ohne Deinen wohlthätigen Beystand, finsterer als der Abgrund des Verderbens werden muß.“ — „Sprich!“ versezte der Khan mit einem wohlgefälligen Blick auf die schöne männliche Gestalt, indem er seinen Dienern gebot, von ihm abzulassen, „sprich und sag an, wer Du bist und was Dein Begehr ist.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, Juli.

Die deutsche Schauspielertruppe ist wieder abgereist, nachdem sie nur noch eine einzige Vorstellung außer den zwölf versprochenen gegeben hatte. Die Pariser Musikliebhaber hoffen, daß es die deutschen Schauspieler bey diesem ersten Versuche nicht werden bewenden lassen und daß auch in den folgenden Jahren, während der Ruhezeit der italienischen Oper, eine deutsche die sich nach allerley Genuß sehnenden Pariser ergötzen werde. Es ist ja nun einmal bewiesen, daß sie deutsche Schauspieler reden und singen hören können, ohne zu

lachen oder zu gähnen; in dieser Hinsicht haben sich in Paris sowohl als in London die Sitten sehr geändert; denn auch ein Londoner Blatt macht bey Gelegenheit der von einer deutschen Schauspielergesellschaft auf einer Londoner Bühne gegebenen Vorstellung die Bemerkung, daß es wirklich an John Bull zu verwundern sey, wie er sich so gut betrage, da er sonst bey Anhörung fremden Gesanges und fremder Sprache einen gewaltigen Anfall von Patriotismus bekam, und in seinem Nationalstolze alles Fremde weit von sich wies. Der lange Friede hat offenbar äußerst wohlthätig gewirkt, indem er die Verhältnisse der Nationen zu einander auf mannigfache Weise verschlungen und vervielfacht, und ihre Geistes- und Kunstprodukte gegenseitig so verbreitet hat, daß sie beynahe Gemeingut geworden sind. Auch hat die Bildung bey allen europäischen Völkern zugenommen; die Rohheit einiger hat sich abgeschliffen und sie haben eingesehen, daß diejenigen Nationen, auf die sie sonst mit Stolz oder Nationaleitelkeit herabblickten, auch manches Schöne und Nachahmungswerthe hervorgebracht haben, dem man Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse, wenn man für gebildet gelten wolle. Die Pariser verläugnen aber auch mitten im Genusse fremden Gutes ihre Nationalität nicht; sie wollen wählen, was ihrem besondern Geschmacke behagt. Die deutsche Truppe war in der Absicht hierher gekommen, die Pariser eine Auswahl deutscher Opern hören zu lassen. Allein Mozart mußten sie fahren lassen; nur eine einzige Oper des großen Meisters konnten sie darstellen und auch diese nur zweymal aufführen; einigermaaßen lag die Schuld an ihnen, da einige Rollen schlecht besezt und mittelmäßig ausgeführt wurden; das Orchester, welches zu wenig Zeit gehabt hatte, die Partituren einzustudieren, mochte auch Schuld seyn; aber unstreitig hat die Oper selbst Einiges zur kalten Aufnahme beygetragen. Es kommen in der „Zauberflöte“ Arien vor, welche bereits etwas veraltet sind, weil der Styl, worin sie gesezt sind, noch zu sehr an Opern erinnert, die zwar sonst die Zuhörer entzückten, aber jezt durch Rossini's Styl dem Publikum verleidet worden sind. Dazu kommt, daß in dieser Oper viel gesprochen wird; den meisten Franzosen aber war dieser Text unverständlich; dagegen kannten sie den „Freyschütz“ schon aus der französischen Nachahmung, und in Fidelio's Texte haben sie eine Bearbeitung eines französischen Stückes von Bouilly erkannt; „Freyschütz“ und „Fidelio“ waren ihnen also bekannt, nicht aber die „Zauberflöte;“ denn in den Mystères d'Isis, die eine französische Bearbeitung dieses Stückes seyn sollen, war man vom deutschen Texte ganz abgegangen. Also im Ganzen sind den Parisern durch die deutsche Truppe nur drey Opern vorgeführt worden. Den meisten Genuß gewährte den Kunstkennern wohl Beethovens Fidelio; erst seit einem oder zwey Jahren kennt man den genialen Tonsetzer recht in Frankreich durch die Konzerte am Musikkonservatorium, und seitdem war man begierig, auch die dramatische Musik eines solchen Riesen kennen zu lernen. Nun hat seine Oper freylich nicht so elektrisch auf die Zuhörer gewirkt, wie bey den Winterkonzerten einige seiner Symphonieen; indessen erkannte man doch den großen Meister an einigen Arien und besonders an dem Finale, welches enthusiastischen Beyfall erregte. Zulezt wurde noch zur Benefizvorstellung Haizingers, welcher wohl ein Benefiz verdient hatte, „die weiße Frau“ gegeben; eine sonderbare Wahl in Paris, wo man beständig das Originalstück aufführen sieht. Es hatte jedoch für manche Pariser etwas Anziehendes, Haizinger mit Ponchard zu vergleichen, welcher dieselbe Rolle (des schottischen Offiziers) in der Dame blanche spielt; man bemerkte, daß Haizinger die Rolle etwas anders aufgefaßt hatte, als der beliebte Pariser Schauspieler; aber die Darstellung des deutschen Sängers gefiel; zweckmäßiger wäre es jedoch gewesen, ein den Parisern unbekanntes deutsches Stück aufzuführen; wahrscheinlich fehlte es an Zeit, um es vom Orchester einstudieren zu lassen. Es war schon keine Kleinigkeit, in Zeit von sechs Wochen drey große, in fremder Sprache geschriebene Opern auf die Pariser Bühne zu bringen und vor Kunstkennern aufzuführen, ohne daß etwas daran fehlte. Ein anderes Jahr werden sich die deutschen Schauspieler besser einrichten und eine größere Auswahl von Opern oder Bruchstücken deutscher Opern den Parisern darstellen können. — An der französischen komischen Oper haben Boyeldieu's „beyden Nächte“ bereits über zwanzig Darstellungen erlebt; aber einen Zulauf wie die „weiße Frau“ erregt dieses Stück doch nicht; es wird dem „umgeworfenen Wagen“ desselben Tonsetzers gleichgestellt, und wahrscheinlich zu seinen Stücken zweyten Ranges gerechnet werden. Cas. Delavigne's „Marino Faliero“ wird dagegen zu den besten Stücken dieses Dichters gerechnet und jeden Abend fleißig vom Publikum besucht. Auch ist bereits eine Parodie dieses Trauerspiels auf die Bühne des Variétéstheaters gebracht worden. Schon ehe Delavigne's Trauerspiel aufgeführt wurde, hatte es einem Vaudevilledichter lustig geschienen, den Streit, den der tragische Dichter mit dem Théâtre français gehabt hat, komisch darzustellen. Er hatte daher eine Posse gedichtet, worin er den Dogen Marino Faliero als zu Paris ankommend darstellt. Er kehrt in einem Gasthof ein, Théâtre français genannt, oder vielmehr in der Richelieustraße liegend, wo sich das Théâtre français befindet. Er kommt aber bald wieder heraus, weil er darin übel bewirthet wird. Nun suchen sich andere Gastwirthe seiner zu bemächtigen; er gibt endlich den dringenden Vorstellungen des Gastwirthes der Porte St. Martin nach und kehrt bey ihm ein. Diese Posse ist mit allerley Scherzen und witzigen Anspielungen gewürzt. Die Parodie, welche, seitdem das Trauerspiel so vielen Beyfall hat, auf der Variétésbühne gegeben wird, heißt Merinos Beliero und stellt einen geplagten Ehemann aus der ärmern Volksklasse dar, welcher von einer jungen Gattin hintergangen worden ist und sich in seinem drolligen Mißmuthe verleiten läßt, an einem Auflaufe Theil zu nehmen, wie der Doge Marino Faliero an einer Verschwörung gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes Theil nimmt. Nun gibt es aber schon so viele Theaterstücke, in welchen die betrogenen Ehemänner eine Hauptrolle spielen, daß diese Parodie, die übrigens auch nicht allzu reichlich mit Witz ausgestattet ist, wenig Pikantes enthält; übrigens haben es sich die Verfasser derselben angelegen seyn lassen, öffentlich ihre Verehrung Cas. Delavigne's auszusprechen; denn sie legen am Ende der Posse einer Person derselben folgende Verse in den Mund:

> Quand vous ferez des vers aussi sublimes,
> Partout, sans interrompre, on vous écoutera,
> Et malgré vos défauts, chacun vous absoudra.
> Toutefois, croyez moi, ne tentez pas la chance,
> Celui dont vous parlez, n'a point d'égal en France.

Das Lob ist etwas übertrieben, beweist aber doch die hohe Achtung, die man für den Verfasser des Marino Faliero hegt, und die ihm alle Schauspieldichter in Paris gern zollen. Wenige Schriftsteller können sich überhaupt eines Beyfalls rühmen, wie ihn Cas. Delavigne genießt, und wenn man die Schmähungen abrechnet, womit die scheelsüchtige Gazette de France ihn überhäuft, wie so manche achtbare Männer, so sind alle Partheyen, politische und literarische, mit ihm höchst zufrieden und sehen ihn als eine Hauptzierde der französischen Literatur an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Juli 1829.

Weiche, melodische Zauberformeln
Lispelt dein Römermund.

Platen.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Die Singanlage der Römer.

Schon seit Jahrhunderten hat man den Italienern vorzügliche Anlagen zur Komposition und zum Gesange zugestanden; unter ihnen aber besitzen wiederum die Römer das meiste Talent für den Gesang. Ich weiß nicht, in wiefern diese Beobachtung schon von andern gemacht worden ist; aber mir hat sie sich nicht allein in den ersten Tagen meiner Ankunft in Rom aufgedrungen, sondern, was mehr sagen will, ich erhalte davon täglich überzeugendere Beweise. Schon die materielle Stimme der Römer hat einen so unterscheidenden Charakter, daß wahrlich nur ein ganz gewöhnliches Ohr, ist es einmal aufmerksam gemacht, dazu gehört, um nicht allein unter hundert Nordländern (die Aufgabe wäre nicht schwer), sondern unter eben so vielen andern Italienern einen einzigen Römer herauszufinden. Das Organ der hiesigen Einwohner ist eben so weit von der kreischenden, magern, schwächlichen Höhe, als von der rauhen, heisern Tiefe der Nordländer entfernt; es klingt wie Metall; dieser gewöhnliche Vergleich ist so bezeichnend, daß ich nicht lange nach einem andern suchen will. Dabey ist ihm eine solche Fülle eigen, daß man unwillkührlich auf die Vermuthung geräth, ein solches Organ könne nur aus einer, auf eine besondere Weise geformten Brust kommen. Dieß ist nun auch wirklich der Fall; ihre Brust hat gewiß einen größeren Umfang und eine erhabenere Wölbung als man sie in der Regel bey andern Völkern, besonders den Nordländern, findet. Eine andere hieher gehörige Erscheinung möchte nicht weniger Aufmerksamkeit verdienen. Wie bekannt, wechseln im übrigen Europa, besonders im Norden, die Knaben in der Regel bald nach dem vierzehnten Jahre die Stimme, und haben dann meistens mehrere Monate, oft gar ein ganzes Jahr lang, jenes zwitterartige Organ, welches dem Ohre so widerlich klingt. Erwägt man, daß in Rom der Körper wenigstens um zwey Jahre früher reift als im Norden, so sollte man glauben, daß hier nur noch unter Knaben von weniger denn zehn Jahren Diskantstimmen angetroffen würden, und daß sich der Stimmwechsel bey ihnen, ihres sonoren, metallreicheren Organs wegen, besonders auffallend zeigen müßte; aber gerade das Gegentheil: nicht allein hört man den Stimmwechsel gar nicht, so daß man fast glauben sollte, er fände nicht statt, und ich versichere, daß mir während meines ganzen Hierseyns kein einziger Knabe mit dem Zwitterorgan aufgestoßen ist, sondern die Jungen reden bis ins sechszehnte, siebzehnte Jahre im schönsten, lieblichsten Diskant. Der Zufall hat gewollt, daß während voller zwey Jahre jeden Abend unter meinen Fenstern ein Rudel der ausgelassensten Buben, welche sämmtlich schon erwachsene Männer zu seyn schienen, ihr Unwesen trieb, und unter diesen befanden sich so reine Diskantstimmen, daß ich oft meinen Ohren nicht traute und vielfältig hinschaute, ob vielleicht Mädchen darunter seyen. Diese Erscheinung für eine Folge der Sittenreinheit nehmen zu wollen, wäre bey den hiesigen Verhältnissen Unsinn. Aber

wo liegt die Ursache? Mich dünkt, im schon erwähnten kräftigern, solidern Baue der Brust, und folglich der Stimmwerkzeuge. Ganz Rom kennt den jungen Mann, der, jezt schon im ein-und-zwanzigsten Jahre, in der Kapelle der Peterskirche fortwährend Diskant singt.

Einmal im Besitze von so vollendeten Stimmwerkzeugen, fühlen sich natürlich die Römer auch geneigt, einen entsprechenden Gebrauch davon zu machen. Dieser Umstand möchte der Grund zu dem seyn, was wir bey ihnen die Anlage zum Singen nennen, große physische Tauglichkeit und daraus sich ergebender vorzüglicher Trieb zur Anwendung und Ausbildung desselben. Der Trieb zum Singen zeigt sich jedoch im Volke bey dem männlichen Geschlechte überwiegender als bey dem weiblichen. Den Grund dieser sonderbaren Erscheinung habe ich nirgends anders finden können als in der Sitte der Weiber aus den untern Ständen, Winters nicht allein sehr leicht bekleidet zu gehen, sondern auch Kopf und Hals blos zu tragen. Die Männer wickeln sich dagegen nicht allein bis über die Nase in ihre Mäntel, sondern verhüllen den Kopf doppelt mit Mütze und Hut. Diese Vermuthung bestätigt der Umstand, daß die Fuhrmannsknechte, Winzerbursche u. d., welche Hals und Brust Sommer und Winter offen tragen, die wenigste Anlage, und folglich auch die wenigste Lust zum Singen haben. Was diese Menschen von Gesang hören lassen, klingt wie das Gebrüll eines wilden Thieres. In meinen Augen ist es erwiesen, daß die hiesige Luft auf die Hals- und Brustnerven, besonders wenn die Theile erhizt sind, einen nachtheiligen Einfluß ausübt, und daß hierin die aria cattiva besteht, über welche sich die Römer so sehr beklagen. Aus demselben Grunde ist hier die Anzahl der Brustkranken überwiegend groß, und die Krankheit selbst in der Regel von schlimmem Ausgange.

Beweise von der Anlage der Römer zum Gesange findet man bey jedem Schritte. Personen, welche die Theater besuchen, singen gleich nach den ersten Vorstellungen einer Oper ganze Stücke, ja sogar mehrstimmige Nummern aus derselben, mit einer Treue, einer Kunstfertigkeit ab, welche den Nordländer in Erstaunen setzen. Die Erfahrung läßt sich in allen Kaffee- und Speisehäusern, ja Abends auf allen Gassen machen. Noch dazu sind dieß sämmtlich Leute, welche in ihrem Leben keine Note gelernt haben; denn in der Regel ist hier der Musikunterricht aus allen Bürgerhäusern verbannt und nur auf die adlichen Familien beschränkt. Mir ist im vergangenen Karneval ein Beyspiel von einem solchen Gesangstalente aufgestoßen, dessen ich vorzugsweise erwähnen will. Auf einer meiner Streifereyen in den hiesigen Ruinen schallte mir aus einem, in einer entfernten Stadtgegend gelegenen, kleinen Kaffeehause ein männlicher Gesang von zwey Stimmen entgegen. Die Schönheit desselben, so wie der vortreffliche Vortrag, zogen dergestalt meine Aufmerksamkeit auf sich, daß ich in's Kaffeehaus trat. Hier war ein Rudel junger Leute, Tischler- und Schneidergesellen, versammelt, von welchen sich zwey als Sänger hören ließen. Ich erkannte alsbald in dem von ihnen vorgetragenen Gesangstücke das nichts weniger als leichte Duett aus dem zweyten Akte der Rossinischen Semiramis, zwischen Semiramis und Arsaces, dasselbe, welches der Komponist späterhin für Wien statt des zuerst in Venedig gesezten, fast zu galanten komponirt hat. Daß diese jungen Leute keinen Begriff von Musik hatten, ergab sich daraus, daß sie, ohne alle Kenntniß der Tonlage des Duetts, zwey bis dreymal zu hoch anfingen, und folglich nicht auskommen konnten. Die Semiramis hatte ohngefähr ihre sechste Vorstellung erreicht. Selbst vorausgesezt, daß diese jungen Leute alle sechs Vorstellungen besucht hatten, woran sich jedoch sehr zweifeln läßt, weil es eben nicht schien, als ob sie im Stande wären, sechs Mal hinter einander jedesmal dreyßig Bajocchi wegzuwerfen, mußte die bewunderungswürdige Virtuosität, mit welcher sie das schwere Duett ohne Instrumentalbegleitung vorzutragen wußten, dennoch jeden Musikverständigen mit Erstaunen erfüllen. So gibt es hier ein halbes Dutzend Speise- und Kaffeehausaufwärter, welche gemachte Sänger sind, ob sie gleich, wie ich bestimmt weiß, keine Note verstehen.

(Der Beschluß folgt.)

Morgenwunsch.

O wie auf den Triften
  Alle Blumen sich schmücken mit Perlenschnüren,
O wie in den Lüften
  Alle Vögel königlich jubiliren,
    Weil die Sonne sich hebt!
Wer so schmücken könnte,
  Schmücken die Welt mit tausend Thränen der Wonne,
Wer so füllen könnte,
  Füllen die Welt mit tausend Tönen der Wonne,
    Einem Bilde zu lieb!

A. Schöll.

Zalim Khan.

(Fortsetzung.)

„Zuflucht der Unglücklichen!" erwiederte der Jüngling, „mein Vater ist ein naher Verwandter des Ketkhoda dieses Dorfs, und sie waren Freunde von Jugend auf; unsere Familien lebten zusammen und es war die Absicht unserer Eltern, ihre Freundschaft durch die Vereinigung ihrer Kinder noch fester zu knüpfen. Lange habe ich die Tochter dieses Greises geliebt; sie war die Gespielin meiner Kindheit und sollte bald meine Gattin werden, als ich hörte, daß in der verflossenen Nacht einige Eurer Diener mir

meine Verlobte entrissen haben. Ich eilte herbey und fand die Nachricht nur zu gegründet. O Khan, laßt diese grausame That nicht geschehen! laßt sie mir zurückgeben, die mir lieber als mein Leben ist! Möge Allah's Gnade Euer Glück erhöhen, bis Ihr es mit den Freuden des Paradieses vertauschet!"

Mit diesen Worten warf sich der Jüngling dem Khan zu Füßen und begrub sein in Thränen gebadetes Gesicht in den Teppich, auf welchem Se. Hoheit saß. Das Wohlgefallen, womit das Auge des Khans anfänglich auf dem Jüngling geruht hatte, ging im Verlaufe der Erzählung in den starren Blick des Erstaunens über. „Der junge Mensch ist verrückt!" bemerkte er gegen den Nazir, welcher neben ihm stand; „schafft ihn fort, was geht mich seine Husseini an?" — „Ach, um Allah's Willen! beym Haupte Eures Vaters, Khan!" rief der junge Mann, als man ihn unsanft hinwegzog, aber seine Worte erstarben im Getümmel. Der Ketkhoda war bey all' dem zugegen, obgleich aber seine Lippen sichtbar bebten, so sprach er doch kein einziges Wort. Als die Diener den Jüngling eine Strecke weit fortgeschleppt hatten, ließen sie ihn los und sein Auge fiel auf das Harem des Khans, das eben aus dem Dorfe zog. „Da ist sie!" schrie er; „sie ist unter ihnen. — Ich sehe, wie sie sich sträubt! — Ich will sie befreyen, und wenn es mein Tod seyn sollte! — Husseini! Husseini! sprich! zeige Dich! — Ibrahim ist in Deiner Nähe." Mit diesen Worten stürzte er auf die Gruppe der reitenden Weiber zu, hinter ihm her die Hälfte von des Khans Dienern und der Pöbel des Dorfes, und ohne Zweifel wäre er dem Tode nicht entgangen, denn Schwerter blitzten und Keulen erhoben sich wider ihn, als eine Gestalt in der gewöhnlichen Tracht eines Verheyratheten sich durch die Menge drängte, den Jüngling mit kräftigem Arme ergriff, sich über ihn beugte und ihm die bedeutungsvollen Worte zuflüsterte: „Laß ab! Wozu dieser nutzlose Streit! Willst Du Rache, so schweig' und folge mir!" Ergriffen von dieser Rede, blickte der Jüngling wild auf; seine Kraft war erschöpft, er sank zu Boden. Die Aufmerksamkeit der Verfolger ward von dem beynahe leblosen Jüngling auf ihren Gebieter gelenkt, der jezt laut nach seinem Pferde rief. „Triff mich zwey Stunden von hier an dem Imam zadeh, eine Parasange ostwärts von dem Dorfe!" sprach der Fremde mit gedämpfter Stimme, indem er sich entfernte, und bald war er hinter den Einfriedigungen des Dorfes verschwunden.

Als der Jüngling aufstand und um sich blickte, zog der Khan, umgeben von seinen Gholams und andern Dienern, in einem glänzenden Zuge lustig dahin und verschwand bald in den Windungen des hügeligten Grundes, über welchen der Weg nach Ispahan führt, und das Dorf sank in tiefe Stille, wie nach einem furchtbaren Sturme. Die Bewohner, als fürchteten sie immer noch Mißhandlungen, schlichen nur schüchtern aus ihren Schlupfwinkeln hervor und flüsterten sich zu. Der Ketkhoda stand in düsterem Nachsinnen vor seiner Thür, als der Jüngling vor ihn trat. „Dieß ist eine schöne Geschichte, Vater!" sprach er. — „Was konnt' ich thun, mein Sohn? konnt' ich der Gewalt des Khans widerstreben? Ist nicht mein Unglück größer noch als selbst das Deine?" — „Größer als das meine? Allah! aber Worte nützen nichts. — Mein Vater, ich verlasse Euch. Entweder kehr' ich mit Husseini zurück, oder Ihr sollt mich nie wieder sehen!" — „Nein, Ibrahim, nein, mein Sohn!" Aber der Jüngling entfernte sich mit Gebärden der Ungeduld, und der Ketkhoda schüttelte, nachdem er ihm eine Zeitlang mit den Augen gefolgt, den Kopf und trat in seine Wohnung zurück.

Eine Stunde nach Mittag erreichte Ibrahim Imam zadeh; dieß ist eine Ruine von beträchtlichem Umfang und hohem Alterthum, ehedem durch ihre Heiligkeit berühmt, jezt aber vernachläßigt und gemieden als der Aufenthalt von Gespenstern und Räubern. Der Unbekannte erwartete ihn am Eingang. „Gegrüßet seyst Du, Jüngling!" sprach er, „Du suchest Rache, sie soll Dir werden, wenn Dein Muth der Ausführung gewachsen ist." — „Fremdling," entgegnete Ibrahim mit feuersprühendem Auge und glühenden Wangen, „allerdings suche ich Rache, aber nicht Rache allein; ich suche sie wieder zu gewinnen, die mir entrissen ward durch die Grausamkeit eines Tyrannen, den Allah verderben möge; zeige mir den Weg und sieh, was mein Muth vermag!" — „Gut, der Weg steht Dir offen, aber unter einer Bedingung: ich verlange Dein volles Vertrauen; wer oder was ich bin, sage ich Dir nicht, und Du sollst es nicht zu erforschen suchen. Ich verspreche dagegen, Deinem Wunsch zu willfahren und Dir die Mittel zur Wiedererlangung der Geliebten in die Hände zu geben; Du mußt Dich aber gänzlich meiner Leitung überlassen; willigst Du ein? sprich, wir haben keine Zeit zu verlieren!" — „Halt!" erwiederte der Jüngling, „ich verstehe Dich nicht; wie kann ich mich blindlings der Führung eines Fremden übergeben, dessen Denkungsart und Absicht mir unbekannt ist? einem Manne, der unbedingtes Vertrauen von mir verlangt, und mir verbietet, zu forschen, in wie weit er dazu berechtigt ist? Ich kann nicht! Ich habe Freunde, Genossen, die mir beystehen werden, auch ist mein Arm nicht unmächtig; damit versuche ich die Befreyung meiner Geliebten; ich kann blos siegen oder sterben." — „Jüngling," entgegnete der Unbekannte mit finstrer Stirne, „meine Gewalt übersteigt Deine kühnsten Wünsche, aber ich kann mich Dir nicht entdecken. Unterwirf Dich mir, und erreiche das Ziel Deiner Wünsche, verwirf meine Hülfe, und entsage jeglicher Hoffnung. Deine Macht! Deine Freunde! Dein Arm! Unglücklicher! was hülfe Dir all dieß gegen die hohen Mauern und die be-

wachten Thürme, die Deine Verlobte in dem Harem Zalim Khans umschliessen? In diesem Augenblick schon ist seine Beute außer dem Bereich Deiner schwachen, säumigen Hülfe. Keine Macht auf Erden, außer der meinigen, vermag ihn einzuholen und sie seinen Klauen zu entreißen! Entscheide! Der Augenblick flieht, ich muß diese Stelle verlassen; vertraue und folge mir unverweilt, oder entsage Deiner Geliebten und der Rache auf ewig." — Der Jüngling schwieg unschlüssig, aber bald erkannte er die Wahrheit der Rede des Fremdlings. Das kühne, achtunggebietende Wesen des Mannes lud zum Vertrauen ein, und die vollen Töne der tiefen, gebieterischen Stimme bestärkten ihn in seinem wankenden Entschluß. „Fremdling," sprach er, „ich nehme Dein Anerbieten an. Mit Freuden setze ich ein Leben aufs Spiel, das ohne Husseini für mich werthlos ist; ich vertraue mich und meine Sache der Ehre eines Mannes, der, wie mir ein unbekanntes Etwas zuflüstert, das Anvertraute nicht verrathen wird. Führt mich, ich folge Euch." Das wohlwollende Lächeln, welches über die Züge des Unbekannten flog, war feiner, als die Kleidung, die er trug, erwarten ließ. „Jüngling," sprach er, „Du sollst dieses Vertrauen nicht bereuen; genug, hier sind Waffen und Pferde nicht fern; wir müssen eilen." Mit diesen Worten gürteten sie die Schwerter um, ergriffen die Büchsen und verließen die Trümmer; in einem tiefen Hohlweg fanden sie zwey wohl bewaffnete und berittene Diener mit einem Paar starker, edler Rosse. Kein Wort wurde gesprochen; sie schwangen sich auf und sprengten quer über das Land nach der Gebirgs-Kette jenseits des Dorfs. „Wir sind spät genug auf," sprach der Unbekannte mit gedämpfter Stimme zu Ibrahim; „wir dürfen weder Pferde noch Reiter schonen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

In seinem lezten Trauerspiele hat Delavigne, der bisher als die Stütze der klassischen Dramatik angesehen wurde, es versucht, sich der romantischen Schule zu nähern, und Lord Byron nachgeahmt, ohne jedoch sich von den, als Gesetz auf der französischen Bühne geltenden Einheitsregeln zu entfernen; dadurch hat er den Klassischen sowohl als den Romantischen Genüge geleistet, und daher kommt das einstimmige Lob, das ihm in allen Zeitungen gespendet wird und das er wirklich verdient, denn Niemand dichtet jezt in Frankreich mit solcher Energie, Eleganz und Korrektheit, wie Cas. Delavigne; mit der Erfindung sieht es vielleicht nicht so glänzend aus, denn sein Marino Faliero ist eine Bearbeitung des Byronschen, aber freylich eine geschmackvolle, freye Bearbeitung, die beynahe das Verdienst eines Originalstückes hat. Andere Theater wollen nun auch ihre Marino Faliero's haben, und schon hat eins derselben eine „Anaïolina" von Theaulon aufgeführt, die eine ganz willkührliche Variation desselben Thema's ist. In diesem Stücke hat die Dogaressa die Hauptrolle und der Doge ist nur eine Nebenperson. Es ist etwas ganz Gewöhnliches in Paris, daß sich ein Dutzend Dichter mit einem beliebten Thema abgeben und es, jeder auf seine Weise, zurichten, so daß es zulezt kaum noch kenntlich ist. Dem berühmten Scribe haben neulich zwey junge Dichter den Streich gespielt, daß sie eine Fortsetzung seiner „Heyrath aus Vernunft" auf die Bühne gebracht und in dieser Fortsetzung der Handlung eine ganz andere Richtung gegeben haben, als der Dichter beabsichtigt hatte. In dem Scribe'schen Vaudeville nämlich thut das unschuldige Bauernmädchen Verzicht auf die Liebe des Sohnes des Generals, heyrathet einen Invaliden und ist mit diesem glücklich. In dem zweyten Theile aber, welchen die beyden jungen Dichter hinzugesezt haben, fällt diese Heyrath schlecht aus, und die Moral, die Scribe hatte dramatisch darstellen wollen, geht hier ganz in Rauch auf. Ob sie wohl daran gethan haben oder nicht, eine dramatische Handlung in ihrem moralischen Zweck wider den Willen des Dichters zu entstellen, will ich hier nicht entscheiden; allein ein possierlicher Einfall war es doch, das Blatt umzukehren und der guten Heyrath, womit ein beliebter Dichter sein Stück endet, in einem andern Stücke eine üble Wendung zu geben, was im wirklichen Leben häufig vorkommt. Uebrigens hat Scribe, den gewisse Blätter wegen des moralischen Zweckes seines Stückes sehr gelobt hatten, es seitdem selbst mit ihnen verdorben; denn er hat in einer neuen Zeitschrift, Revue de Paris, dramatische Skizzen eingerückt, die etwas zu freymüthig schlechte Sitten schildern und daher mit Recht getadelt worden sind. Scribe hat sich hier in einer Gattung versuchen wollen, worin andere Dichter gelungene Stücke geliefert haben, nämlich in den sogenannten Proverbes dramatiques, einer in Frankreich sehr beliebten Gattung von Literatur; denn solche Proverbes dramatiques, wenn sie heiter und witzig sind, werden eben so gern in Gesellschaften gelesen, als dargestellt. In der lezten Zeit hat sich besonders Theodor Leclerc durch seine Sammlung von Proverbes dramatiques einen grossen Ruf erworben, und Scribe hat mehrere derselben für die Bühne bearbeitet, die seitdem als Werke seiner Phantasie bewundert werden, wiewohl die Ehre dem wahren Erfinder Leclerc gebührt. Man hat es auch einigemal Scribe'n als etwas Ungerechtes vorgeworfen, daß er die Arbeit eines Andern als ein Gemeingut behandle und Gewinnst daraus ziehe; denn bekanntlich bringen die Scribe'schen Stücke viel ein, wogegen Th. Leclerc nichts empfängt, als das Honorar des Verlegers seiner Proverbes dramatiques. Die Versuche, die Scribe nun so eben geliefert hat, scheinen zu beweisen, daß er mit Th. Leclerc nicht wetteifern kann und daß er besser thun wird, wenn er sich an seine Vaudevilles und Operetten hält; denn hier ist er ganz in seinem Elemente. Als Skizzen von Darstellungen aus dem Leben der grossen Welt sind indessen auch jene Versuche nicht ohne Werth; nur sollten sie nicht Proverbes dramatiques heißen; denn dieß sind sie nicht. Vor zwey Jahren hatte Scribe bekanntlich ein Vaudeville für das Théâtre de Madame geliefert, worin er die Gesellschaft vor, während und nach der Revolution in drey Abtheilungen schilderte. Dieses dreyfache Gemälde erhielt vielen Beyfall; allein die Ultraparthey fand sich durch die possierliche Schilderung der Anmaaßungen und der Aufgeblasenheit eines Adelichen aus dem alten Regime beleidigt, welcher sich einbildet, die Dinge müßten jezt so seyn, wie sie es vormals waren, und welcher sich in die neuen Staatseinrichtungen und die daraus für Gemeinwohl entsprungenen Vortheile gar nicht fügen kann, und auf eine komische Weise seinen Unmuth darüber äußert.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 182.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 31. Juli 1829.

> Verfolge muthig die betretne Bahn;
> Denn wiss', es kann kein Hinderniß entstehen,
> Das fähig sey, zu stören deinen Plan;
> So daß du nicht den Räuber, der verwegen
> Dein Gut geraubt, zu Boden solltest legen.
>
> Ariosto.

Zalim Khan.

(Beschluß.)

Mit diesen Worten stieß der Fremde seine scharfen Bügel dem Pferd in die Seiten, und lenkte es plötzlich rechts die steile, steinigte Bergwand hinan; der Boden war sehr uneben und gefährlich, kein Weg weit und breit; oft ritten sie abschüssige Anhöhen hinauf, die ganz mit lockern Steinen bedeckt waren, oder drückten sich an bodenlosen Abgründen hin, in deren Tiefe die Gebirgswasser tosten, oder glitten mit den Pferden so steile Abhänge hinab, daß Ibrahim, obgleich mit Gebirgsreisen vertraut, doch zu glauben versucht war, ein Berggeist oder Kobold spiele mit seinem Leben. Aber die Rosse trugen sie wacker dahin, und er entschloß sich, alles zu wagen. Das scharfe Auge seines Führers ruhte mehrmals mit wohlgefälligem Blicke auf ihm. Sobald wieder wegsamer Boden kam, stießen sie den scharfen eisernen Bügel ihren keuchenden, aber unermüdlichen Rossen in die Seite, und langten endlich nach mehreren Stunden in einer kahlen Felsenschlucht an, die so eng war, daß kein Sonnenstrahl zu dem düsteren Bache drang, der durch dieselbe hinfloß. Hier hielt der Führer zum ersten Mal an, sezte ein kleines Horn an den Mund und ließ einen gellenden Ton hören. Ehe noch das Echo erstorben war, erhoben sich Gestalten von Menschen und Pferden überall in der Schlucht, in wenigen Minuten sah sich der erstaunte Ibrahim von mehr denn hundert wohlbewaffneten und gutberittenen Männern umgeben, und nicht lange blieb er im Zweifel, welches ihr Oberhaupt sey; denn jeder machte vor dem Unbekannten eine tiefe Verbeugung.

„Nun, junger Freund,“ sprach endlich dieser, indem er den erstaunten Blick Ibrahims mit huldreichem Lächeln erwiederte; „wie gefällt Dir dieß? Bist Du mit meiner Macht zufrieden? Zweifelst Du immer noch an meinem guten Willen? Glaube mir, nie soll Dich gereuen, daß Du Assad Alli Khan Feili vertraut hast! Du staunst? aber es ist Wahrheit, dieser gefürchtete Häuptling steht vor Dir. Bedenke, der Löwe der Gebirge, die Geissel habsüchtiger Statthalter, der Plünderer übermüthiger Khane und reicher geiziger Kaufleute konnte sich nicht entdecken, als er allein war, in der Verkleidung eines armen Landmanns; nur im Kreise dieser wackern Männer, mit denen er seine Feinde bestrafen und seine Freunde beschützen kann, nennt er seinen Namen. Doch treffen wir uns nicht zum ersten Mal, junger Mann; gedenke des kranken, verwundeten Wanderers vom Gebirge Desattu, dessen Wunden Du pflegtest, den Du mit Nahrung und Kleidung versahest, und dem Du in Deiner Höhle so viel Sorgfalt schenktest.“ — „Allah!“ rief Ibrahim, „ist es möglich? Und doch, diese Stimme, sie war mir bekannt, ich konnte mich nicht täuschen; jener Reisende —“ — „War ich; ich schwor, Dir zu vergelten, wenn der Tag kommen werde, und er ist gekommen. Du siehst hier nur wenig von der Macht, die gleich einem Zauber auf diesem Landstriche liegt. Niemand durchreist das Land

ohne mein Vorwissen, meine Kundschafter sind überall; die Reise dieses ausschweifenden Khans war mir nicht verborgen, ich kenne seinen Reichthum, seine Macht, ja selbst unter seinem Gefolge lauern Leute, die mir ergeben sind; seine Schätze, sein Reisegeräth sind bereits ausersehen, meine Kisten zu füllen. Aber keine Zeit ist zu verlieren!" — „Möge Dein Stern in ewigem Glanze schimmern! Möge Dein Pfad stets glücklich und siegreich seyn, mächtiger Häuptling!" rief der Jüngling mit funkelnden Augen, „gieb mir die Möglichkeit, diesen Schändlichen zu züchtigen, die verlorene Husseini wieder zu gewinnen, und ich bin Dein Sklave bis zu den Thoren der Verdammniß!"

Kein Wort wurde weiter gesprochen; der Haufen verfolgte seinen Weg die enge Schlucht entlang, bis sie zwischen den Felsvorsprüngen, die deren Eingang beynahe verschlossen, ferne Gebirge jenseits eines breiten Thales gewahrten; es wurde zum zweyten Male Halt gemacht, und der Häuptling warf einen besorgten Blick umher. „Nun sind wir der Stelle nah," sprach er; „der Paß muß untersucht werden, verbergt Euch, während Ibrahim und ich mit vier andern vorreiten." In weniger als einer Minute war der ganze Trupp hinter den Wellungen des Bodens verschwunden, weder Pferd noch Mann sichtbar; kein Laut ließ sich vernehmen.

Der Häuptling ritt in größter Stille mit Ibrahim vorwärts an eine Felsenecke, wo sich die Aussicht auf den ganzen Paß und das unten liegende Thal öffnete; zu ihren Füßen lag eine tiefe Schlucht, an deren einer Seite der Weg sich hinschlängelte, bis er zu einer ebenen Stelle führte, wo Wanderer mit ihren Thieren nach mühsamem Steigen eine Weile ausruhen konnten.

Als der Häuptling diesen hohen Punkt erreicht hatte, warf er einen scharfen Blick umher und horchte lange und ernst. Seine Miene verfinsterte sich, als die Zeit verstrich, ohne daß man einen Laut in der Luft vernahm, als den kurzen Schrey des Bergrebhuhns oder das Gekreisch der Raubvögel, die aus ihren Nestern aufgescheucht in lustigen Kreisen hoch über ihren Häuptern schwebten. „Was kann dieß bedeuten?" murmelte einer der Begleiter seinem Kameraden zu. „Sicherlich sind sie noch nicht vorbeygekommen, und doch sollten wir sie hören, wenn wir sie auch noch nicht sehen können." — „Wie?" fragte der ungeduldige Ibrahim, ängstlich flüsternd; „das wolle Gott verhüten, daß sie uns entkommen!" — „Seyd unbesorgt!" antwortete Assad Alli grimmig, „sie sind noch nicht vorüber, ohne mein Vorwissen konnten sie's nicht, wenn nicht etwa —" — „Horcht!" fiel der Jüngling lebhaft ein, „ich höre etwas, gewiß, es konnte der Wind nicht seyn! — nein — nein — ich höre es wieder, es ist der Sang eines Maulthiertreibers! hört! noch einmal! das sind die Maulthierschellen! Wo aber sind die Leute? Warum sehen wir sie nicht?" — „Du hast Recht," versetzte der Häuptling, „Dein Ohr trügt Dich nicht, es ist der Zug des Khans; dieß ist der kunstgerechte Sang von eines großen Mannes Maulthiertreibern, und die Schellen sind größer und lauter als die eines gewöhnlichen Cafilah. Sie sind noch hinter jenem Hügels, doch, gepriesen sey Allah, jezt sind sie unser!"

Tiefe Stille herrschte, bis die vordersten des Reitertrupps hinter dem Hügel vorkamen und den Zickzackpfad heraufzogen. Der Häuptling gab jezt in wenigen Worten seine Befehle. „Laßt sie ziehen, bis die Bewaffneten vorne jene Höhe gewinnen, mit ihnen haben wir nichts zu thun, das Gepäck kommt hinter ihnen und dann das Harem mit seinen Wachen; das ist Dein Ziel, Ibrahim, meine Leute werden sich mit den beladenen Maulthieren begnügen. Laßt diese die Plattform auf dem Berge erreichen, und dann Bismillah! auf sie los! Und Ibrahim — Rache ist süß! — der Khan wird nicht ermangeln, zur Vertheidigung seines Eigenthums heranzusprengen, und dann mögt Ihr ihn zur Rechenschaft ziehen!"

Die arglosen Reisenden zogen langsam die steile Höhe herauf, und als der Vortrab des Zuges endlich über den Bergrücken weg war und wieder hinabstieg, erspähte der Häuptling mit scharfem, beweglichem Auge den wahren Zeitpunkt, und war eben im Begriff, das Zeichen zu geben, als er noch einmal in seinen Versteck zurücktrat. „Es kommt immer besser!" bemerkte er mit gedämpfter Stimme; „die Maulthiere halten eine Weile auf dem Bergrücken, um frischen Athem zu schöpfen; laßt die Uebrigen sich anschließen; dann haben wir sie auf einem Haufen beysammen, wo sie weder fechten noch fliehen können, und wir werden ihrer mit geringerem Verluste auf unserer Seite Meister."

Das Gepäck und der Harem hatten jezt die Spitze des Berges erreicht; die Diener bereiteten Pfeifen für den Khan und sein Gefolge, und alle genossen arglos der Ruhe, als ein einziger, schriller Ton aus einem Horne über ihnen vernommen ward. Dieses Signal hatte kaum Lärm gemacht, als hundertstimmiges Geschrey in der Schlucht wiederhallte, und die Bergseite von bewaffneten Reitern belebt ward, die auf das bestürzte und hülflose Volk des Khans niederstürzten. Alles war voll Schreck und Verwirrung, die Maulthiertreiber schnitten die Stricke an den Lasten ihrer Thiere ab und suchten zu entfliehen, andere sprengten hin und wieder durch die Menge, wodurch sie die Verwirrung noch erhöhten, bis sie in den Abgrund stürzten und dort ihren Tod fanden. Die Frauen schrieen, die Männer riefen um Hülfe oder Gnade. Indessen war Ibrahims Aufmerksamkeit nur auf einen Gegenstand gerichtet; bald vernahm er die Stimme Husseinis, machte sich Bahn zu ihr, spaltete dem Eunuchen, der ihm mechanisch den Weg zu versperren suchte, den Kopf, flüsterte ihr seinen Namen zu, hieß sie außer Sorge seyn,

hob sie hinter sich auf sein Pferd, lenkte dieses aus dem Kampf und sprengte dem steilen, felsigen Hinterhalte zu, aus welchem sie den Zug angegriffen hatten. Als er aber einen Blick zurückwarf, sah er, daß das Glück des Tages nicht mehr zweifelhaft war; denn die Leute des Khans waren von panischem Schrecken ergriffen, in der allgemeinen Verwirrung einzig auf ihre Rettung bedacht, indeß ein gutes Drittheil bereits unter dem Schwerte der Räuber gefallen oder über die Felsen in den Abgrund gestürzt war. Der Khan allein war nicht feige; er rief, als er den Tumult des Angriffs hörte und die Gefahr seiner Leute sah, seinen Golams und zuverläßigsten Anhängern, und sprengte mit verhängtem Zügel den engen, gefahrvollen Pfad herauf zu ihrer Rettung herbey. In diesem Augenblick fiel das Auge Ibrahims, der mit Husseini, welche ihre Arme um ihn geschlungen hatte, das Gebirg hinauf eilte, auf den Khan, und von Siegeslust und Wuth entbrannt, rief er laut: „Ha, Tyrann, bist Du hier! Du eilst Deinem Schicksal entgegen, empfange den Lohn deiner Grausamkeit!" Der Khan hörte den Ruf und erkannte die Stimme, da vergaß er vor Begierde, den Schmähenden zu züchtigen, die Gefahr seines Gefolges, warf sein Pferd herum und sprengte wüthend nach der jähen Felswand seinem Feind entgegen. Ibrahim aber hielt sein Pferd an, drehte sich kaltblütig im Sattel, nahm den wüthenden Khan auf das Korn und schoß ab. Die Kugel traf sein Pferd mitten auf die Stirn; es bäumte sich, überschlug mit dem unglücklichen Reiter, beyde rollten an den Rand des Abgrundes, und stürzten plötzlich in die finstere Tiefe. Dieser Fall entschied das Schicksal des Tags. Der Tod des Khans ward nicht sobald bekannt, als auch jeder Widerstand aufhörte, alles, was Füße hatte, floh, und die Räuber achteten, nachdem sie sich derjenigen versichert hatten, deren Gefangennehmung ihnen reiches Lösegeld versprach, der Uebrigen nicht. In weniger als einer halben Stunde nach dem Angriff waren die Gefallenen eine Beute für die Thiere der Wüste und die Vögel des Himmels, und die Sieger auf dem Weg nach dem Felsenverstecke Assad Alli Khans.

Der Schluß der Geschichte ist bald erzählt. Ibrahim blieb, im Besitz seiner geliebten Husseini, bey seinem Freunde, dem Häuptling Feili, bis der Lärm über den Vorgang in dem Passe Karakothul sich etwas gelegt hatte, und ein Wechsel der Herrscher es ihm möglich machte, wieder in seine Heimath zurückzukehren. Dahin begab er sich endlich, bereichert durch die Freygebigkeit des gütigen Assad, um daselbst den Rest seiner Tage zu verleben.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Beschluß.)

Die beste Gelegenheit, über die Singanlage der Römer ein Urtheil fällen zu lernen, bietet sich ungefähr vier Stunden nach Untergang der Sonne dar, wo die Leute aus den Trattorien und Weinschenken nach Hause aufbrechen. Von Speise und Trank zur Freude gestimmt, machen sie ihrer Begeisterung im Freyen ohne Zwang dermaßen Luft, daß man ihr Talent in seinem ganzen Umfange schätzen und bewundern kann.

Wer sollte nicht glauben, daß eine so vorzügliche Anlage auch einen entsprechenden Dilettantismus zur Folge haben müßte? Aber hier zeigt sich, wie auffallend diese interessante Nation sich vor vielen andern, besonders der deutschen, auszeichnet. Im ersten besten deutschen Krähwinkel wird mehr musikalische Liebhaberey getrieben, als in Rom. Schon oben habe ich gesagt, daß der Musikunterricht aus allen Bürgerhäusern, mit Ausnahme einiger reichen Wechsler, Kaufleute und Fruchtaufkäufer (Mercanti di Campagna), verbannt ist; wer hier singt, thut es aus roher, natürlicher Eingebung seines musikalischen Genius. Der Gesang ist kein Luxus, sondern erstes, nothwendigstes Lebensbedürfniß, so zu sagen das geistige Brod, welches der Römer Tag für Tag ißt. Wie es aber Niemanden einfällt, mit einem Gerichte Brod offene Tafel zu halten, so prunkt der Römer mit seinem Gesang keineswegs; während die deutschen Dilettanten Thür und Fenster aufsperren, wenn der Musikdämon über sie kommt, macht der Römer (und dieß habe ich unzählige Male gesehen, besonders wenn es Weiber waren), gehorcht man ihn bey seinem Gesange, beyde zu, weil ihn, der auf seinen Gesang nicht den geringsten Werth legt, dünkt, man wolle sich lustig über ihn machen.

Daß diese Fähigkeit der Römer von keinen äußern Umständen erzeugt oder wenigstens begünstigt werde, ergibt sich daraus, daß sie weniger Musik hören, als die Einwohner anderer großen Städte Europa's. In der Regel geht der römische Bürger nur während der Karnevalszeit ins Theater; hat er einmal die komische, einmal die ernste Oper und dann der Reihe nach die übrigen vier oder fünf recitirenden Schauspiele, nebst den verschiedenen Marionettentheatern, von denen er bey seiner Kindlichkeit ein eben so großer Freund ist, als seine Kinder, besucht, so sind seine theatralischen Freuden für das Jahr zu Ende. Die übrigen drey Theaterzeiten (Stagioni) existiren eigentlich nur für den Adel, für die Elite der höhern Bürgerschaft und die Künstler. Die Masse des römischen Volks ist gewöhnt, seine körperlichen, wie seine geistigen Freuden nur im Karnevale zu suchen, eben weil diese Zeit, seit Menschengedenken, die eigentliche Zeit der Freude und ihr vorzugsweise, ja ausschließlich gewidmet ist.

Schon der Gebrauch, das ganze Jahr hindurch die Theater erst zwey Stunden nach Untergang der Sonne zu öffnen, macht besonders im Sommer, wo die Vorstellungen in den längsten Tagen um 10 Uhr (europäisch) beginnen, der arbeitenden Klasse den Besuch derselben unmöglich. Wer in einer der größeren Pfarren wohnt, kann an einem oder dem andern hohen Fest- oder Patronstage einer gesungenen Messe oder Vesper beywohnen; die päbstlichen Messen werden, theils der Art von Toilette, welche hier erforderlich ist, besonders aber ihres antiken Styls wegen, von den Eingebornen gar nicht besucht. Rechnet man die Harmoniemusik, welche mit den im Mausoleum des August während der drey heißesten Sommermonate gegebenen vortrefflichen Feuerwerke verbunden ist, hinzu, so ist damit der Cirkel der musikalischen Freuden des Römers abgeschlossen.

Ich ende mit einer Bemerkung, welche mir die Wahrheitsliebe abnöthigt, ob sie gleich keineswegs den Nordländern zur Ehre gereichen dürfte: wer, der Musik zugethan, ihrer kundig und als Denker darüber reflektirend, die Gesangsfähigkeit der Italiener und besonders der Römer beobachtet, wer die Virtuosität zu würdigen weiß, zu welcher es hier Menschen aus den untersten Ständen ohne allen Unterricht bringen, dem wird begreiflich, daß der Gesang eigentlich nur in Italien und, im engeren Sinne, hauptsächlich in Rom zu Hause, und daß das, was die nordischen Nationen davon besitzen, kaum als der Schatten desselben zu betrachten ist.

Mittagstraum.

Still schau' ich in's Tiefgrün,
In der Gebüsche dunkles Grün,
Wo Schatten das Licht deckt,
Wo sich der kleine Vogel versteckt.
O vielgrüne Ruh!

Sink', Herz, in den Traum ein,
In den verschwiegenen Traum hinein,
Wo die Lieder so still sind,
Heimliche Schmerzen schlummern so lind.
O vielstille Lieb'!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Die Ultraleute bewirkten, daß jenes Scribe'sche Gemälde auf dem Théâtre de Madame, das einigermaßen von der Gunst der Herzogin von Berry abhängt, nicht mehr aufgeführt wurde, so daß sich das Publikum mit dem gedruckten Texte begnügen mußte. Andere Theater nahmen nun aber denselben Stoff vor, und obschon er nicht mit demselben Talente behandelt wurde, wie unter den Scribe'schen Händen, so wurden diese Gemälde doch nicht übel aufgenommen; seitdem sind einige Theater noch weiter gegangen und haben die Gräuel der Revolution zu schildern versucht; so hat das Theater der Porte St. Martin unter dem Titel Sept heures ein Stück vorgebracht, worin die kühne That Charlotte Cordays und Marats Tod, wiewohl unter fremden Namen, dargestellt wird. Einige Tageblätter haben zu beweisen gesucht, daß die Darstellung solcher Gräuel aus der jezigen Zeit, deren Helden oder Schlachtopfer noch in so frischem Angedenken seyen, nichts Aesthetisches habe. Auf einer Volksbühne behauptet aber die Aesthetik selten ihr Recht; dem Volke gefallen solche gewaltsame Auftritte; auch ist es längst an die Darstellung derselben gewöhnt und läßt sich nicht abhalten, denselben beyzuwohnen. Auf einem andern Theater, dem Ambigu comique, hat man sogar die berüchtigte Pariser Bluthochzeit aufzuführen versucht. Das Stück heißt Nostradamus, wie ein bekannter Sterndeuter aus dem Mittelalter; dieser Name bedeutet hier aber nicht viel; in dem Stücke selbst wird nicht gesagt, wo und wann eigentlich die Handlung vorgeht; genug, es wird darin weidlich gemordet und der Mond scheint darin so helle und so schön, daß dieses Mondstück allein des Sehens werth ist; weßhalb auch einige Journale dem Publikum gerathen haben, sich erst bey dem dritten Aufzuge einzufinden, wann der Mond zu scheinen beginne, indem es nichts dabey verliere, wenn es den ersten Aufzügen nicht beywohne. Dieses Theater besizt einen neuen hübschen Saal; allein es kostet der Direktion viele Mühe, denselben zu füllen, oder, was dasselbe ist, gute Stücke zu bekommen, welche das Publikum herbeyziehen; denn des Grausenden hat man in den Melodramen bereits so viel angebracht, daß es schwer hält, das schaulustige Volk mit etwas Neuem zu bewirthen. Nachdem das Gaitétheater die „Pest" auf die Bühne gebracht hatte, konnte sein Nebenbuhler, das Ambigu comique, nichts Besseres darstellen, als die Pariser Bluthochzeit. Dies ist nun geschehen; was bleibt aber noch übrig, nachdem man die Bühne mit Pestkranken und mit Ermordeten angefüllt hat, und nachdem auf der Bühne der Porte St. Martin Charlotte Corday in einem blutrothen Hemde zum Schaffot geführt wird? Die Vaudevillebühnen haben jezt sehr mit den „Spioninnen" zu thun. Nachdem nämlich zwey Theater einen „Spion" nach dem bekannten Cooperschen Romane dargestellt hatten, kam Scribe mit einem seiner Gehülfen auf den Einfall, nach dem vorgeblichen Théâtre de Clera Gazul von Mérimé die Spionin zu dramatisiren, die von der Napoleonschen Polizey dem spanischen General Romana nach Dänemark nachgeschickt worden seyn, aber anstatt ihn auszuspioniren, zu seiner Parthey übergetreten und seine Geliebte geworden seyn soll. Da so etwas auf der Bühne viele Schwierigkeit gefunden haben würde, so hat Scribe nach seiner Weise diesen Stoff zugerichtet und weder von Romana, noch von Napoleon Meldung gethan. Die „Spionin" ist keins von seinen bessern Stücken, hat aber doch interessante Züge und wird am Théâtre de Madame gut gespielt. Andere Bühnen haben nun auch ihre „Spioninnen" haben wollen. Es ist gut, daß sie nur noch im Vaudeville zu thun haben. Unter Napoleon und unter dem lezten Ministerium gab man ihnen Beschäftigung in der Gesellschaft. Jezt scheint dieß verächtliche Amt ganz aufgehört zu haben, und in der That kann die Regierung aus den freyen Zeitungen zehnmal mehr erfahren, als aus den ungetreuen Berichten elender Spione.

D g.

Beylagen: Literaturblatt Nr. 61. u. Monatsreg. Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1 8 2 9.

August.

> Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
> Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
> Dann werden selbst der Apollonia
> Eifrigste Priester euch nicht verkennen.
>
> Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 2 9.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Geschichte.

Naturwissenschaftliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 62.

Deutsche Kunst in Genf. (Beschluß.) — Archäologische Untersuchungen in Frankreich. (Beschluß.) — Fulda. — Nekrolog.

Nro. 63.

Architektur. Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms von Köln, von Sulpiz Boisserée. — Neueste Ausgrabungen in Pompeji. — Lithographie. 1) Malerische Ansichten der Ritterburgen Deutschlands. 2) Oken und Berzelius. 3) Dignum mundo, angelis et hominibus Christi patientis spectaculum. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 64.

Poetische Kunsturtheile. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 65.

München im Juli 1829. — Weimar im Juni 1829. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 66.

Notizen über die wichtigsten, dermalen im Bau begriffenen Denkmale der Architektur in Paris, im Jan. 1829. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 67.

Der Schlachtenmaler G. P. Rugendas. Ein biographischer Beytrag. — Rom. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 68.

Der Schlachtenmaler G. P. Rugendas. (Forts.) — Drey Blätter lithographirter Ansichten, 1) der berühmten Eggersteine, 2) und 3) der Residenzstadt Detmold. — Subscriptionsanzeige. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 69.

Ueber Jakob Callot, sein Leben und seine Werke. — Der Schlachtenmaler G. P. Rugendas. (Beschluß.)

Nro. 70.

Venus beschützt Paris gegen Menelaos, und Priamos bittet Achilles um Hektors Leichnam. — Ueber Jakob Callot, sein Leben und seine Werke. (Forts.) — Canovas Gedanken über Kunst. — Berichtigung.

Literatur-Blatt.

Nro. 62.

Aristoteles und die neuen Dramatiker.

Nr. 63.

Aristoteles und die neuen Dramatiker. (Forts.)

Nro. 64.

Aristoteles und die neuen Dramatiker. (Forts.)

Nro. 65.

Aristoteles und die neuen Dramatiker. (Beschluß.) — Archäologie. Die Christin im heidnischen Hause, vor den Zeiten Konstantins des Großen, von Fr. Münter.

Nro. 66.

Poetik und Staatswissenschaft. 1) Du courage civil et de l'éducation propre à inspirer les vertus publiques, par H. Corne. — 2) Das Königthum und die Repräsentation, von Dr. König.

Nro. 67.

Literargeschichte. Geschichte der römischen Literatur von Dr. J. C. F. Bähr. — Statistik. Schweizerisches Archiv für Statistik und Nationalökonomie, von Prof. Bernoulli. — Die alte und neue Erzdiözese Köln in Dekanate eingetheilt, von Dr. A. J. Binterim.

Nro. 68.

Französische Romantik und Romane. 1572. Chronique du temps de Charles IX. Canon d'alarme, par Baour-Lormian. Epître aux Anti-Romantiques, par Ch. N. — Erzählungen. Für ruhige Stunden, von Fr. Rochlitz.

Nro. 69.

Notiz über: Francisco de Moncada. Zug der Katalonier und Arragonier gegen Türken und Griechen. — Dichtkunst. Lied der Liebe (,) das älteste aus dem Morgenlande. — Naturkunde. Botanie für Damen, Künstler und Kunstfreunde der Pflanzenwelt überhaupt.

Anzeige.

No. 183.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. August 1829.

Mörder. Herr, söhnt Euch aus mit Gott, denn Ihr müßt sterben.
Clarence. Hast du die heil'ge Regung in der Seele,
Und bist der eignen Seele doch so blind,
Daß du, mich mordend, Gott betriegen willst?

Shakespeare.

Der Schiffskoch.

Erzählung von O. L. B. Wolff.

Eine völlige Windstille war eingetreten. Die Matrosen saßen hier und da vertheilt auf dem Schiff und flickten die Segel. Das Fahrzeug selbst lag ruhig auf der spiegelglatten Fläche des Meeres zwischen dem 21sten und 22sten Grade nördlicher Breite. Es regte sich kein Lüftchen, und langsam ging die Sonne unter. Da fing mit einem Male Jakob, ein Matrose, an ein Lied zu pfeifen, das eine rasche, einem Tanz ähnliche Melodie hatte. Zürnend eilte der Kapitän, der auf dem Verdeck hin- und herging, auf ihn zu, und rief ergrimmt: „Kerl, plagt Dich der Teufel, daß Du jezt anfängst zu pfeifen! Willst Du den Sturm herauf rufen? Im Augenblick hältst Du das Maul, oder das getheerte Ende fliegt Dir um die Ohren und pfeifr Dir ein Lied.“ Jakob antwortete ihm nichts und pfiff ruhig weiter. — Wüthend hob der Kapitän den Arm, um nach dem Pfeifenden zu schlagen, da packte ihn der Schiffskoch von hinten und warf ihn zu Boden; die beyden andern, auf dem Schiffe dienenden Matrosen, traten hinzu, und ließen in ihren drohenden Mienen deutlich lesen, daß sie nichts Gutes im Schilde führten. „Um Gottes Willen, Kinder,“ rief der Kapitän, „was soll das, was wollt Ihr? Wollt Ihr Meuterey anzetteln?“ — „Was das soll, Seehund von einem Patron,“ sagte der Schiffskoch in breitem Inseldänisch, „was das soll? Das kannst Du doch wissen. Hast Du wohl vorgestern den fliegenden Holländer gesehen? der winkte Dir. Und der Sturm, den der Jakob herauf gepfiffen hat, der ist auch für Dich; denn wir haben's satt, schwedische Katze, uns von Dir länger kujeniren zu lassen; darum bet' Dein Vaterunser, Deine Stunde ist gekommen; grüß Deinen Bruder, den Hay.“ — „Um Gottes Willen, habt Erbarmen,“ erwiederte, an allen Gliedern zitternd, der noch immer auf dem Boden liegende Schiffsherr; „denkt an meine arme Frau und an meine Kinder; ich will Alles thun, was Ihr wollt, schont nur mein Leben; ich will dem das Kommando übertragen, den Ihr wählt, will gar nichts mehr zu sagen haben, will als Passagier, als Spielvogel, als Kochsmaat mitgehen; nur schenkt mir das Leben.“ — „Daß wir Narren wären!“ sagte der riesige Schiffskoch, „damit Du wieder nach Tönningen kämest und uns anklagtest wegen Meuterey. Da verstehen die Landratten keinen Spaß, und wir könnten, ehe wir uns dessen versähen, Klöppel in der großen Feldglocke werden. Hast Du kein Erbarmen mit uns gehabt, haben wir kein's mit Dir; meynst Du, daß wir vergessen haben, woran Hans Steen gestorben ist? Du hast ihn umgebracht, denn er war noch nicht todt, und hätte davon kommen können, vom schwarzen Fieber nämlich, das er sich holte, weil Du bey dem Löschen ihm nicht erlaubtest, sich auszuruhen. Da gabst Du ihm, dem Todtkranken, als wir wieder in See stachen, einen Schlag auf den Kopf, und wir mußten ihn in's Salzwasser werfen, mit einem Stein um den Hals; der arme Junge fuhr ab, ohne Vaterunser und Gebet. Aber den Abend haben wir's

geschworen, so wie Du wieder Einen schlecht behandeltest, solltest Du selbst Salzwasser saufen; und jezt halten wir Wort."

Sprachlos lag der Kapitän auf dem Boden und blickte die Meuterer mit flehenden Mienen an. „Glaub' nicht, daß wir Dir an Hab' und Gut wollen," sagte Wilm Kundsen, ein dritter Matrose; „bey Heller und Pfennig überliefern wir Alles an die Rheder; Du kannst Dein Testament aufsetzen, und wir wollen's redlich abgeben. Schreib!" Bey diesen Worten gab er ihm Bleyfeder und Papier hin. „Ich muß mit Dinte schreiben," sagte der Kapitän; „das Bley verwischt sich; laßt mich in die Kajüte." „In die Kajüte?" grinste der Schiffskoch; „behüte, das würde den Steuermann sein Leben kosten, der sich zum Schlafen in die Kajüte gelegt hat; denn wenn er darum wüßte, so müßten wir ihn Dir zur Gesellschaft mitgeben, damit er uns nicht verriethe; wir brauchen ihn aber zu nothwendig, er soll uns zurückbringen. Wir wollen nur unsern Kameraden rächen; Schiff und Ladung wird redlich an die Rheder abgeliefert, denn wir sind ehrliche Dänen, und keine schwedischen Schufte; also schreib hier gleich." Sie richteten ihn in die Höhe. Unerschrocken blickte er sie an, mit der Resignation eines Mannes, der dem Tode mehr als einmal kühn entgegen trat; ein eigenes Lächeln zog um seinen Mund, als es schrieb. Dann reichte er das Blatt dem Schiffskoch hin und sagte: „Schwört mir, daß Ihr den Zettel an den Rheder überliefern wollt, und wenn auch nur Einer von Euch am Leben bleibt; so Ihr aber Schiffbruch leidet, so gelobt mir, ihn in eine Bouteille zu thun und in die See zu werfen." — „Lies erst einmal, Wilm Kundsen," sagte Jakob, „unwissentlich muß man keinen Eid schwören." Wilm las:

„Ich, Jens Lundquist, Kapitän der Amalia, bin geneigt zu sterben, habe mich eigenhändig umgebracht am 16ten Juni 181—. Von den Matrosen, welche mir dienten, Jakob Roloffsen, Wilhelm Kundsen, Peer Hansen, dem Schiffskoch, Kund Ywersen, hat mir ein jeder versprochen, diesen Zettel, wenn er glücklich in Tönningen ankommt, dem Rheder, Herrn Julius Torsten, zu übergeben. Ihm, Herrn Julius Torsten, trage ich auf, mein ganzes kleines Besitzthum meiner Frau zu übergeben und für sie zu sorgen, auch bey den Gerichten zu klagen, wofern ihr Jemand noch etwas schuldig ist und nicht bezahlen will. Der Steuermann, Johann Petersen, hat keinen Theil an meinem Vermögen, und in der That nichts zu fordern, obgleich er mein Vetter ist. Geschrieben am 16ten Juni 181 —, unter dem 21ten Grade nördlicher Breite, auf dem Schiffe Amalia."

Jens Lundquist aus Gothenburg.

„Das ist ein kurioses Testament," sagte der Schiffskoch; „nun, Jedem sein Wille, besonders wenn's der lezte Wille ist. Habt Ihr weiter nichts, Kapitän?" — „Weiter nichts; so Ihr mir aber das Leben schenkt, so schwöre ich, Euer keinen zu verrathen, und Euch von Stund' an zu behandeln wie meine leiblichen Brüder." — „Hört, laßt ihn leben," sagte Kund Ywersen. — „Junge, denk an Hans Steen," erwiederte der Schiffskoch. „Hast Du auch Gelüst nach dem Salzwasser? Das Gewisse für's Ungewisse. Seyd Ihr fertig, Kapitän?" Der Kapitän betete. Es dauerte den wilden Gemüthern zu lange. „Laßt die Litaney," sagte Jakob, „und hört unsern Eid." Sie schwuren unter gräßlichen Betheurungen, sein Testament abzuliefern, oder es im Falle eines Schiffsbruchs auf die oben beschriebene Art den Wellen anzuvertrauen. Der Kapitän betete noch fort. Ein leichter Wind erhob sich. Auf der Höhe zeigte sich ein dunkles Segel. „Seht Ihr Jungen? da kommt der Holländer wieder; das war ein eben solcher Strick wie Du," rief der Schiffskoch, riß den Betenden nieder, befestigte mit Jakobs und Wilms Hülfe einen schweren Stein an seine Füße und stieß ihn dann vom Verdeck hinunter in die See. Der Unglückliche wollte sich anklammern, Jakob aber zerschmetterte ihm mit einer Axt die Hand. Da rief er: „Peer Hansen, über Dich das Gericht und meine Sünde!" sank unter, und ward nicht mehr gesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Leib des Menschen.

Von Schubert.

Der Mensch theilet, seinem Leibe nach, mit dem blöckenden Thiere, dessen Milch ihn ernährt, dessen Wolle ihn bekleidet, das Loos des vergänglichen Lebens. Denn er wird, gleich einem solchen Thiere, unter Lust und Schmerzen gezeugt und geboren, nimmt athmend die Luft des Himmels, wird von einer Mutter an Brüsten gesäugt, gewärmt und gepflegt. Gleich dem Thiere bewegt er sich auf künstlich gegliedertem Gebein, mit dem Thiere zugleich suchet er nach dem nährenden Kraut und der süßen Frucht der Gewächse, oder nach dem Wasser des Quells. Denn auch ihn, den Dränger der andern Lebendigen, treibt der Stachel des Hungers und des Durstes; auch ihn ängstet die auflösende Hitze der Sonne und der beengende Frost, auch ihn gesellet und entzweyt das Bedürfniß des Geschlechts, in Liebe und eifersüchtigem Haß. Zwar es sind seine Glieder vor den Gliedern der andern Thiere zu künstlichen Verrichtungen geschickt; doch mit den Werken der Hände wetteifern ungestraft die webende Spinne und der bauende Termit; spottend über die geringere Schärfe seiner Sinnen, fragt das Auge des Falken den Menschen: wohlauf, siehst Du dort die Lerche im fernen Thale? es fragt ihn das Ohr des Auerhahns: hörst Du auch das Säuseln da unten am Grashalm, das ich vernehme? und es wird der Mensch

von vielen Thieren an Schärfe der einzelnen Sinne, wie an Stärke der Muskeln übertroffen.

Erfreuet ihn etwa, blickend in den Bach, das Bild der eignen, vergänglichen Gestalt, siehe da ein Bild und Gleichniß dieser Gestalt, welches ein Maler mit Grausen erregendem Ernst auf die Tafel der Natur gezeichnet: der spät geborne Affe. Es grinzt aus diesem den Menschen sein eignes, verzerrtes Ebenbild an; ein Schein ist da, welcher trügerisch das Höhere vorspiegelt, aber unter dem äffenden Schein verbirgt sich die giftige Bosheit und die gräuliche Wollust der Schlange. Der Maler, er scheint im Wesen des Menschen jenen Zug, von welchem Furcht und Schrecken ausgeht über alle Lebendige, für den wesentlichsten und bezeichnendsten gehalten zu haben, denn er hat die Menschenähnlichkeit am öftesten in der Gestalt von solchen Thieren ausgedrückt, welche, im Bunde mit der Furcht und dem Schrecken, auf Blut lauern.

Rühmt sich etwa der sichtbare „Beherrscher" der Erde jener innern Beugsamkeit und Lenksamkeit des Leibes, welche diesen zum Ertragen aller Climate, zum gedeihlichen Genusse der verschiedensten Nahrungsmittel geschickt macht, und ihm ein längeres Leben als den meisten ihm näher stehenden Thierarten sichert: siehe, es ereilt und zerschmettert ihn der fallende Stein mitten im Laufe des Lebens, eben so leicht als den weidenden Stier; die Seuche, welche das Thier ergreift, legt ihre tödtende Hand auch an ihn, und die Gierde des Tigers so wie des Wurmes, wenn sie seinen noch im Blute rauchenden oder verwesenden Leichnam verzehren, sagt zum Menschen: du bist Fleisch wie andres Fleisch.

Mit dieser Handvoll Staubes, dem Leibe des Menschen, spielt, so lange sie lebend sich bewegt, ein Strahl des Geistes, der von oben kommt und nach oben wieder entflieht. Gleich der Lampe, welche in einsamer Kammer neben dem starren Angesichte eines Todten glimmet, beleuchtet jener Strahl an dem Menschen des Fleisches und des Todes nur den Zug des Grausens und des Elendes. Denn in jenem Lichte sieht der Mensch den nahenden Tod, welcher den andern Lebendigen ungesehen, im Dunkel begegnet; in jenem Lichte, mitten inne schwebend zwischen Hoffen und Furcht, sieht und empfindet er schon die fernstehende Noth, die künftigen Schmerzen, welche an dem Thier unbemerkt vorübergehen, oder dasselbe unversehens im Laufe ereilen. Doch siehe! ein Lebenshauch von oben weht in die Kammer herein, und an dem glimmenden Dochte der Todtenlampe entzündet sich die Flamme, welche aus dem unansehnlichen Staube das lautere Gold scheidet, mitten im Menschen des Fleisches den Menschen des Geistes weckt und gestaltet, welchem der Tod ferner kein Leid thut.

* * *

Bemerkungen. Der Mensch ist Säugethier, gehört zu der Classe von Thieren, bey welchen das vorhin außerhalb des sichtbar leiblichen Wesens fallende, unsichtbare Complement des thierischen Daseyns und Wesens leiblich und sichtbar geworden ist; jenes Complement, das als waltende, für Alle sorgende Mutterliebe (wie der Geist über den Wassern) in und über allen lebenden Wesen der Natur webt und schwebt. Die Biene wie der Vogel müssen zu Aufnahme des noch ungebornen Eyes kunstreich eine Zelle, ein Nest bereiten, müssen über Berg und Thal das für das Junge zuträgliche Futter suchen. Das Säugethier trägt den Bergungsort, worin das Ey sich entwickelt, in seinem Leibe, braucht kein Nest zu bauen, nicht zu brüten. Es hat die Nahrung für die Jungen als Milch in seinem Leibe. Das Complement, das, so lange es noch nicht leiblich geworden, als wundervoll prophetischer Instinkt erschien, ist hier zur Erfüllung, zu Fleisch geworden.

Merkwürdig bleibt es immer, daß man unter den Ueberresten der vor der großen Katastrophe auf unserer Erdoberfläche heimisch gewesenen Thiere noch niemals Spuren von einem wahrhaft affenartigen Thiere gefunden hat. Der Affe scheint wenigstens nach der großen Katastrophe ungleich häufiger geworden zu seyn, sich mehr ausgebreitet zu haben, als vor derselben.

Sonderbar ist die Angrenzung, ja der Uebergang des unruhig bewegten Affen in das Faulthier. Die trägen, langarmigen Affenarten, wie Ateles hypoxanthus, und in anderer Beziehung der mühsam sich bewegende, in verschiedenen Zügen des innern Baues mit dem Faulthier übereinstimmende Lori (Stenops Tardigradus) bilden den Uebergang. — Die faulthierartigen Formen waren vor der großen Erdkatastrophe in mehreren Arten und auf verschiedenen Punkten der Erdoberfläche verbreitet.

Nächst den Affen haben die fleischfressenden Säugethiere, besonders die vom Katzengeschlecht am meisten Menschenähnliches in ihrem Körperumriß. Wenigstens haben sie dieses alle viel mehr, als die von Pflanzen lebenden Arten.

Diese Angrenzungen des Thierreiches an den Menschen zeigen sämmtlich, so wie der Wahnsinn, was die Menschennatur mit ihren Leidenschaften und Begierden ohne eine leitende, herrschende Vernunft wäre. Jene (platonischen) Rosse, welche im menschenähnlichen Thiere noch vor dem Wagenlenker und ohne ihn vorhanden und zubereitet sind, werden freylich brauchbar und nützlich zur Reise durch das Leben, sobald der des Weges und seines Zieles kundige Menschengeist die Zügel in die Hand nimmt.

Die Annäherungen, welche ihrerseits die menschenähnlichsten Thierformen an das Faulthier und manche im Wasser lebende Säugethiere machen, erinnern an die, auch durch ihren physischen Sinn höchst bedeutungsvollen, in der Naturgeschichte oft vorkommenden puppenähnlichen Zustände, welche, wie der scheintodähnliche, tiefe Schlaf die Munterkeit und Thätigkeit des Wachens, ihrerseits eine höhere Entfaltung des Lebens begründen.

Krankheiten des Menschen gehen mit ansteckender Gewalt auf (Säuge-) Thiere (in furchtbar eckelhafter Art namentlich auf den Affen) über, und umgekehrt manche Arten der Krankheiten der Säugethiere auf den Menschen, der sich ja in der Vaccination dieser ansteckenden Kraft zu seinem Vortheile bedient. Auch hierin, wie in der Möglichkeit des Pfropfens der einen Baumart auf die andere, zeigt sich die nahe, leibliche Verwandtschaft des Menschen mit dem menschenähnlichen Säugethiere.

Korrespondenz-Nachrichten

Frankfurt a. M., Juli.

Gleich andern ansehnlichen und reichen Städten ist auch Frankfurt zur gegenwärtigen Zeit des Jahres ziemlich verödet, indem ein beträchtlicher Theil der guten Gesellschaft die Stadt verlassen hat, um in die Bäder zu gehen oder die schöne Jahreszeit in ihrer Fülle auf dem Lande zu genießen. Folgen wir derselben auf einen Augenblick dorthin, insofern sie sich nicht zu weit aus dem Gesichtskreise unsers individuellen Standpunkts verliert, um einige Worte über die Oerter zu sagen, welche sie vorzugsweise, nach den Geboten des Geschmacks oder den Launen der Mode, als ihr Wanderziel gewählt hat. Darunter verdient Soden zuerst genannt zu werden. Es ist dieser Ort drey Stunden von hier, am Fuße des Taunusgebirges, gelegen; es verbindet derselbe mit allen Reizen, die einen ländlichen Sommeraufenthalt nur immer zu schmücken vermögen, den Vorzug, sich im Besitze von Mineralquellen zu befinden, deren Wirksamkeit sich freylich mit den berühmteren Bädern eben jenes Gebirges nicht vergleichen läßt, die aber dennoch vielen Familien und Individuen einen Beweggrund mehr gewähren, daselbst für Wochen und Monate ihren Wohnsitz aufzuschlagen. In ältern Zeiten war Soden wegen seiner Salzsiedereyen bekannt; daher auch sein Name. Seit einer Reihe von Jahren sind jedoch dessen Salzwerke eingegangen, wogegen seine Mineralquellen immer größere Beachtung zu erhalten scheinen. An der Hauptquelle hat das Wasser, das zum Trinken und Baden benutzt wird, 19 Grad Wärme, schmeckt angenehm salzig und etwas eisenhaft; es ist dasselbe in kurzen Worten ein Eisen-Säuerling mit vielem Kochsalz versezt. Für die bequeme Aufnahme der Kurgäste ist aber bis jezt in Soden noch sehr wenig gesorgt. Das, was dem Aufenthalte daselbst seinen vorzüglichsten Reiz verleiht, ist die wahrhaft pittoreske Gegend, in deren Mittelpunkt es liegt und wohin denn auch, sofern die Witterung es nur gestattet, tagtäglich, vornämlich aber an Sonntagen, wo viele Frankfurter hinauswandern, um die ihnen befreundeten Kurgäste zu besuchen, häufig Ausflüge in zahlreichen Parthieen gemacht werden. Unter den Zielpunkten dieser Ausflüge nennen wir nur die Ruinen der alten, anderthalb Stunden von Soden gelegenen Feste Königstein, den Ort Kronenberg nebst seinen, an historischen Erinnerungen so reichen Ruinen, die Ueberreste des Schlosses Falkenstein, Eppstein u. s. w. — Nächst Soden kommen die Frankfurt ganz nahe gelegenen Ortschaften Rödelheim, Hausen und Bockenheim mit jedem Jahre mehr in Aufnahme durch die von hier aus dorthin für den Sommer übersiedelnden Familien. Mehrere unserer angesehensten Bankiers und Handelsleute besitzen in jenen Orten eigene Villen, die zum Theil mit großem Luxus eingerichtet sind. Auch erheben sich, vornämlich in Bockenheim, artige Wohnhäuser in immer grösserer Menge, deren Anlage ganz besonders zur Beherbergung von Freunden des ländlichen Aufenthalts berechnet ist. Die Zahl dieser aber vermehrt sich unter allen Klassen der Bevölkerung sichtlich, so daß man den Hang dazu eine Idyllomanie nennen könnte, die sogar bereits unsere Theaterkünstler ergriffen hat, weßhalb sich denn auch die Theaterdirektion, Kraft ihrer Autonomie, vor nicht gar langer Zeit gemüßigt fand, jenen Künstlern das Gesez aufzudrängen, ihre Wohnsitze nicht außerhalb der Stadt zu nehmen. — So groß indessen auch die Vorliebe der Frankfurter im Allgemeinen für jene Genüsse ist, so ward dennoch dadurch die lobenswürdige Thätigkeit unsers physikalischen Vereins keineswegs unterbrochen. Wir vernahmen daselbst vielmehr in der Zwischenzeit unter Andern einen Vortrag, der sowohl wegen des Gegenstandes, den er betraf, als auch wegen seiner Ausführung großes Interesse gewährte. Es war nämlich in jenem Vortrage, der vom jüngeren Hrn. Albert gehalten wurde, von der Polarisation des Lichts die Rede, die bekanntlich der französische Gelehrte Malus im Jahr 1811 durch einen Zufall entdeckte. Albert wiederholte die von jenem Gelehrten angestellten, höchst merkwürdigen Versuche mittelst eines von ihm selber konstruirten, sehr einfachen Apparats, der sich, da er, durch das Sonnenlicht erleuchtet, die nämlichen Versuche auf zwey matten Glastafeln in einem verfinsterten Zimmer objektiv darstellt, ganz vorzüglich zum Gebrauche bey öffentlichen Vorträgen eignet. Auf Anregung eben dieses Vereins sind vom 17. Juli an die schon seit drey Jahren durch denselben veranlaßten 24stündigen meteorologischen Beobachtungen in der Stadt sowohl, wie auf dem Feldberge wiederholt angestellt worden. Die Resultate derselben, wie auch die ähnlichen Beobachtungen, die gleichzeitig zu Wiesbaden, Worms, Mainz, Essen in Westphalen, Würzburg, Jena und an mehreren andern Orten seither stattfanden und die dem hiesigen Vereine mitgetheilt wurden, sollen von diesem in Kurzem in lithographirten Tabellen herausgegeben werden. Die Uebersichten von den Ergebnissen der ersten zwey Jahre sind bereits in der Zeichnung vollendet. — Im Lokale des Städelschen Kunstinstituts ist dermalen Hr. Zwerger, den der Ruf als einen der vorzüglichsten Schüler Danneckers nennt, damit beschäftigt, die Büste des Stifters dieser Anstalt für dieselbe zu fertigen. Frühere Leistungen von dem nämlichen Künstler berechtigen zu der Erwartung, daß auch dieses Werk, dessen möglichste Vollendung für Frankfurt ein ganz besonderes Interesse hat, seinen Ruf bestätigen werde. — Bey der bekannten Achtung, welche die Frankfurter für tonkünstlerische Verdienste hegen, durfte man wohl erwarten, daß die kürzlich zum Besten der Erben Maria v. Webers gegebene Benefizvorstellung seines lezten Werkes, Oberon, einen zahlreichen Zuspruch erhalten würde. Dem war aber nicht also; das Haus, besonders die Logen, war ziemlich leer, so daß sich die ganze Einnahme nur auf 300 fl. belaufen haben soll, da doch ein volles Haus wohl an die tausend Gulden erträgt. Die Ursache dürfte indessen weniger in dem abnehmenden Kunstsinne des Publikums, oder in einem Nicht-Anerkennen der Verdienste des betreffenden Tonsezers, als vielmehr in den Verhältnissen der Jahreszeit zu suchen seyn. — Der verflossene Juni war auch noch durch eine jedes Maaß früherer Erfahrungen übersteigende Anzahl von Selbstmorden merkwürdig. Man muß wohl annehmen, daß die unmittelbaren Motive dazu in der Witterung lagen, die auf krankhafte Körper oder überspannte Gemüther einwirkte und sie zu dem Entschlusse brachte, ihren physischen oder moralischen Leiden willkührlich ein Ziel zu sezen. Nach einer Angabe, deren Glaubwürdigkeit wir jedoch nicht verbürgen wollen, sollen in jenem Monat auf diese Weise gegen 40 Individuen ihre irdische Laufbahn beendigt haben.

Auflösung des Palindroms in Nr. 177:
Neger. Regen.

Palindrome.

Ihr könnt recht guten Käse von mir essen,
Doch kehrt mich um, so werd ich selbst ihn fressen.

*

Ein Sack voll Reis wird umgekehrt, o Wunder!
Ein Geldverwalter steckt darunter.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 184.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 3. August 1829.



Wer kennt ihn nicht?
Die hohe Miene spricht
Dem Denkenden. Der Denkende allein
Kann Philosoph, kann Held, kann beydes seyn.

Lessing.

Peter der Große in Paris, im Jahr 1717 *).

Als der Regent von Kurakin, dem russischen Gesandten, die bevorstehende Ankunft des Czars von der See her erfuhr, schickte er die Equipagen des Königs nach Dünkirchen, ihn daselbst zu erwarten, ihn und sein Gefolge bis Paris ganz frey zu halten, und ihm überall dieselbe Ehre wie dem König selbst erweisen zu lassen. Der Monarch gedachte hundert Tage dieser Reise zu widmen. Man möblirte für ihn im Louvre die Gemächer der Königin Mutter, zugleich aber lies man das Hôtel Lesdiguières, bey dem Arsenal, für ihn und sein Gefolge einrichten, weil man nicht wußte, ob ihm nicht vielleicht eine Privatwohnung, wo er alle seine Leute um sich haben konnte, lieber seyn würde als das Louvre. Man möblirte das Haus vollständig und prachtvoll mit königlichem Geräthe.

Der Czar stieg am 7ten Mai um neun Uhr Abends am Louvre ab und ging überall in den Zimmern der Königin umher. Sie waren ihm viel zu prächtig eingerichtet und beleuchtet; er stieg daher alsbald wieder ein, und begab sich in das Hôtel Lesdiguières. Auch hier fand er die für ihn bestimmten Zimmer viel zu schön, und ließ sogleich sein Feldbett in einem Garderobezimmer aufschlagen. Der Marschall von Tessé, der mit dem Ehrendienste im Hause halte und bey der Tafel beauftragt war, begleitete ihn überall hin, wohnte, um beständig in seiner Nähe zu seyn, im Hôtel, und hatte viel damit zu thun, ihn zu begleiten, oft auch wohl hinter ihm her zu rennen. Das Gefolge bestand aus vierzig Personen aller Art, worunter vierzehn bis fünfzehn an sich oder durch ihre Aemter sehr vornehme Herrn, die mit ihm speisten. Bewundern mußte man den Monarchen ob seiner ausnehmenden Wißbegier, wobey er immer seine Plane im Regierungswesen, für Handel, öffentlichen Unterricht, Polizey im Auge hatte. Diese Wißbegier verbreitete sich über alles und ließ das Geringste nicht außer Acht. Die auffallendsten Eigenschaften seines Geistes waren Verstand, richtige Urtheilskraft, schnelle Auffassungsgabe; aus allem ersah man, wie ausgebreitet seine Kenntnisse waren, und daß überall bey ihm Konsequenz herrschte. Er vereinigte in ganz erstaunlichem Grade eine Würde, so hoch, so stolz, so leicht verletzlich und sich gleich bleibend, als man sich nur denken kann, die einem aber dabey lediglich nicht lästig fiel (war er anders ganz wohl auf, wenn er sie fühlen ließ), mit einer Artigkeit gegen Jedermann und in allen Fällen, wobey aber jene Hoheit durchblickte und er der Herr war und blieb. Diese Artigkeit hatte indessen Abstufungen je nach den Personen. Er hatte eine gewisse Familiarität, deren Quelle sein Freysinn war. Die alte Barbarey seines Landes fühlte man ihm aber doch noch stark an, und daher kam es, daß er in allem, was er that, rasch, ja stürmisch war, und daß sein Wille schwankte, wobey er aber

*) Ungedrucktes Fragment aus St. Simons Memoiren.

nie weder Hinderniß noch Widerspruch leiden mochte. An seiner Tafel ging es oft nicht ganz anständig zu, noch weniger nachher; manchmal äußerte sich auch die Rücksichtslosigkeit eines Königs, der überall zu Hause ist, frank und frey. Hatte er sich vorgesezt, etwas zu sehen oder zu thun, so geschah es, ohne daß ihn die Mittel und Wege dazu kümmerten; alles mußte sich nach seinem Gefallen und seinem Worte fügen. Der Wunsch, alles zu sehen, die Last, sich angaffen lassen zu müssen, die gewohnte schrankenlose Freyheit machten, daß er oft lieber in Miethkutschen, ja in Fiakern fuhr; er sprang in die nächste beste Kutsche, die etwa Leuten gehörte, die bey ihm im Hause waren und die er nicht kannte, und ließ sich in der Stadt herum oder auf's Land hinaus führen. Dieß begegnete einmal Frau von Mattignon, die aus Vorwitz hergekommen war; er nahm ihre Kutsche nach Boulogne und an andere Orte auf dem Lande, und sie wunderte sich nicht wenig, als sie sich zu Fuße sah. In solchen Fällen hatten der Marschall von Tessé und sein Gefolge, denen er auf diese Weise entschlüpfte, nichts zu thun, als hinter ihm her zu rennen, konnten ihn aber nicht immer auffinden. Er war sehr groß, gut gewachsen und ziemlich hager; das Gesicht fast rund, die Stirne hoch, die Augbraunen hübsch, die Nase ziemlich kurz, doch gar nicht zu viel, unten dick, die Lippen waren etwas aufgeworfen, die Gesichtsfarbe röthlich braun; die schönen Augen schwarz, groß, lebendig, durchdringend, gut gespalten; der Blick majestätisch und graziös, wenn er Acht auf sich hatte, sonst aber streng und wild; er konnte, was aber nicht oft geschah, einen Ausdruck annehmen, der die Augen und alle Züge entstellte und Schrecken einflößte. Solch ein wilder, gräßlicher Blick dauerte einen Moment, dann war alles wieder wie zuvor. Aus seinem ganzen Aeußern sprach sein Geist, sein sinniges Wesen und seine Größe, auch ermangelte es keineswegs eines gewissen Anstandes. Er trug blos einen Kragen von Leinwand, eine runde, braune Perrücke ohne Puder, die nicht bis auf die Schulter reichte, ein braunes Kleid, einen glatten Leibrock mit goldenen Knöpfen, Weste, Beinkleider, Strümpfe, weder Handschuhe noch Manschetten, den Stern seines Ordens auf dem Rock, das Band darunter; sein Kleid war oft ganz aufgeknöpft; sein Hut lag auf einem Tisch, saß nie auf dem Kopf, selbst nicht auf der Straße. Troz dieser Einfachheit, und mochte er einen noch so schlechten Wagen, ein noch so geringes Gefolge haben, war er an dem Zug von Größe, den ihm die Natur eingeprägt, leicht kenntlich. Kaum glaublich ist es, wie viel er an zwey ordentlichen Mahlzeiten aß und trank, ohne das Bier, die Limonade und die Getränke aller Art zu rechnen, die er zwischen dem Essen zu sich nahm; noch weit mehr trank sein ganzes Gefolge. Eine oder zwey Flaschen Bier, ebensoviel, manchmal mehr Wein, darauf seine Weine, zu Ende der Tafel Liqueur, ein Schoppen und zuweilen eine Pinte, das war so das Gewöhnliche über jede Mahlzeit. Sein mitspeisendes Gefolge trank noch mehr und aß verhältnißmäßig dazu, um eilf Uhr Morgens und acht Uhr Abends. Wurde das Maaß nicht größer genommen, war es, als ob nichts geschehen wäre; es war auch ein Priester mit bey Tisch, der gut zur Hälfte mehr aß als einer; der Czar, der ihn wohl leiden konnte, hatte vielen Spaß mit ihm.

Der Czar verstand gut französisch und hätte es, glaube ich, gesprochen, wenn er anders gewollt hätte, aber um des Anstandes willen bediente er sich beständig eines Dolmetschers. Latein und verschiedene andere Sprachen sprach er sehr gut.

In einem Saale des Hauses waren königliche Garden, er litt aber fast nie, daß sie ihn beym Ausgehen begleiteten. Er wollte, so groß seine Neugierde war, keinen Fuß aus dem Hôtel Lesdiguières setzen, überhaupt kein Lebenszeichen von sich geben, bevor ihm der König nicht die Aufwartung gemacht hätte.

Am Sonnabend Morgens, den Tag nach seiner Ankunft, besuchte ihn der Regent. Der Czar trat aus seinem Kabinet, ging ihm einige Schritte entgegen, umarmte ihn mit vieler Hoheit, wies auf die Thüre seines Kabinets, drehte sich auf einmal, ohne weitere Höflichkeitsbezeugung um, und ging hinein. Der Regent folgte, und hinter ihm Kurakin, der als Dolmetscher dienen sollte. Sie fanden zwey Lehnstühle einander gegenüber; der Czar sezte sich in den am obern Ende, der Regent in den andern. Die Unterhaltung dauerte gegen eine Viertelstunde, wobey von Geschäften nicht die Rede war; darauf trat der Czar aus seinem Kabinet, der Regent hinter ihm, und dieser verabschiedete sich vom Czar mit einer tiefen Verbeugung, die halbwegs erwiedert wurde, am selben Platze, wo er ihn beym Kommen begrüßt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

Kund Ywersen betete still für sich hin. „Bete laut," sagte der Schiffskoch; „er hat seine Strafe, nun wollen wir für ihn bitten, daß Gott ihm Ruhe gibt." Er that, wie ihm geheißen ward, die andern stimmten ein. „So, nun wär' er geliefert," sagte, nachdem sie ihr Amen gesprochen hatten, der Schiffskoch. „Nun müssen wir noch schwören, daß keiner, was auch komme, weder vor Gericht noch sonst gegen irgend eine Menschenseele die andern verräth, oder überhaupt sich etwas von der That merken läßt. Denn seht, Ihr Kinder, die Schleswiger Landratten, die würden so lange bugsiren, bis sie uns dem Scharfrichter in die Hände gelootst hätten; sie würden nichts darauf geben, daß

wir ehrliche Leute sind, und würden sagen, wir hätten einen Mord —" Hier hielt er plötzlich erbleichend inne, dann rief er: „schwört nun! schwört." Und sie schwuren abermals einen fürchterlichen Eid, einander nicht zu verrathen, es möchte auch kommen was das wollte. „Jetzt will ich den Steuermann wecken," hob der Schiffskoch wieder an. „Aber erst komm Du einmal her, Jakob Rolofsen." Dieser that, wie ihm geheißen ward. Der Schiffskoch ließ schnell einen Eimer in die See, füllte ihn, zog ihn heraus und goß ihn dem Jakob über den Kopf. „Zum Teufel, Peer, bist Du toll?" „Toll, Junge? habe den besten Verstand. Es bleibt nun genau so, wie wir es verabredet haben. Der Kapitän hat sich in's Wasser gestürzt, Jakob ist ihm nachgesprungen, wir haben ihn aber schnell wieder herausreißen müssen, weil ein Hay herbeygeschossen kam, der auch gleich dem Kapitän nachtauchte." — „Du bist ein Pfiffkopf, Peer Hansen," sagte Jakob. „Jetzt dran, den Steuermann zu wecken," erwiederte dieser, stieg in den Raum hinab und kam bald darauf mit ersterem, einem jungen Manne von 21 Jahren zurück. Der Steuermann, der zum ersten Mal eine Reise in dieser Qualität machte, konnte sich Anfangs gar nicht von seinem Schrecken erholen, allmählig gewann er jedoch seine Fassung wieder und begab sich nun in die Kajüte hinab, um als des Kapitäns Verwandter und der Erste im Dienst, sowohl dessen als die Schiffspapiere in Verwahrung zu nehmen.

Während er unten war, sagte Kund Ywersen zum Schiffskoch: „Du hast ihm ja gar nicht des Kapitäns Testament gezeigt." — „Kommt Zeit, kommt Rath," erwiederte dieser; „wir haben ja auch nicht geschworen, das zu thun." — „Ich wollte, wir hätten das verfluchte Testament gar nicht angenommen," fiel Jakob ein; „ich wette, es bringt uns Unglück; wir wollen es in's Wasser werfen." — „Nein," erwiederte Kund Ywersen; „wir haben einen leiblichen Eid darauf abgelegt, wenn wir glücklich in Tönningen ankommen, es dem Rheder zu überliefern." „Das ist wahr," versetzte der Koch; „auf jeden Fall will ich es in eine Flasche thun und diese verpichen. Da ist es gut aufgehoben." — „Thue das," sagten die andern. Und es geschah, das Gericht des Herrn aber blieb nicht aus.

* * *

Drey Tage später erhob sich ein gewaltiger Sturm; die Amalia gerieth auf eine Sandbank und scheiterte; die Mannschaft warf sich in das lange Boot und wurde glücklich von einem nach Norwegen bestimmten Schiffe gefunden und aufgenommen. Als der Schiffskoch sich auf dasselbe begab, entfiel ihm die Flasche, die das Testament des Kapitäns enthielt, und die er aus innerem Drange, von dem er sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte, gerettet hatte. Der noch immer tobende Sturm führte sie ihm bald aus dem Gesicht. Laß sie schwimmen, dachte er, so hat der Zufall meinen Eid gelöst.

Zur großen Verwunderung der Matrosen der Amalia erzählte der Steuermann der Mannschaft des Schiffes, durch das sie gerettet waren, sein Kapitän sey vom Bord gewaschen worden. *) Als ihn später jene darum befragten, antwortete er: „Wollt Ihr denn, daß ich von meinem leiblichen Vetter erzähle, er sey ein Selbstmörder, so unbegreiflich mir auch seine That ist, und noch mehr, was ihn dazu trieb?" Dann gab er ihnen gute Worte, dasselbe auszusagen, was sie auch, aus leicht zu errathenden Gründen, gern versprachen.

Die Motive, die jene Leute antrieben, den Kapitän zu ermorden, müssen dem Leser noch für eine Weile, damit wir nicht dem Gange dieser wahren Begebenheit vorgreifen, verhüllt bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Von einer Welle herabgerissen.

Bonaparte in Ermenonville.

Nach Girardin.

Bonaparte frühstückte in Ermenonville. Er besah die Gärten, die ihm noch unbekannt waren. Auf der Pappelinsel angelangt, blieb er vor Jean Jacques Grabmal stehen und sagte: „Es wäre besser für Frankreichs Wohl, dieser Mann hätte nie gelebt." — „Und warum, Bürger Konsul?" — „Er hat die französische Revolution vorbereitet." „Ich dächte, Bürger Konsul, Sie hätten sich eben nicht über die Revolution zu beklagen." — „Nun, die Folgezeit wird lehren, ob es für die Ruhe der Welt nicht besser gewesen wäre, wenn weder Rousseau noch ich gelebt hätten." Bonaparte setzte, in Nachdenken verloren, den Spaziergang fort.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Frankreich, Juli.

— Man kann sich wohl von der kleinen Zahl von Käufern ernsthafter, wirklich belehrender Schriften, die nicht Tagsmaterien im schneidenden Partheyton behandeln, in Deutschland kaum eine Vorstellung machen. Es wird eben so sehr befremden, als es vollkommen richtig ist, daß die gründlichsten, durch wichtige Resultate und musterhafte Darstellung gleich ausgezeichneten Werke nur kümmerlichen Absatz finden und höchstens den Verleger schadlos halten; dahin gehören Raynouards Histoire du droit municipal, worin die, für die Gegenwart so wichtige Thatsache des nie unterbrochenen Besitzes einer unabhängigen Municipalverwaltung und Theilnahme an den Bischofswahlen in

frühern Zeiten, von Seite der größten Zahl der Städte des Reichs, unumstößlich dargethan ist; Monteils Histoire des français des divers états, wo das Ergebniß zwanzigjähriger Forschung in einer meisterlichen, die Schilderung von Alt-Griechenland im Anacharsis an Treue weit übertreffenden Darstellung des Mittelalters, dem nach Gemälden jener Zeit sonst so lüsternen Publikum dargeboten wird; die Education progressive von Madame Necker de Saussure, durch Stoff, feine Beobachtung und Styl gleich anziehend; Benjamin Constants Werk de la réligion; A. Thierrys Histoire des Gaulois, ja selbst die von Guizot, dem Herzog de Broglie, C. Remusat u. s. w. verfaßte Revue française. Auch müssen die meisten Schriftsteller die Früchte lang anhaltender Arbeit und eines unbestrittenen Talents auf ihre eigenen Kosten drucken lassen. Dieses ist meines Wissens der Fall mit vielen schäzenswerthen Produkten, zum Beyspiel den Schriften des Baron Massias, Bigot de Morognes, E. Salverte und anderer mehr. Kaum dürfte eine andere Erscheinung Deutschlands Ueberlegenheit in intellektueller und wissenschaftlicher Hinsicht auffallender beurkunden. Bey näherer Ueberlegung ist sie übrigens nichts weniger als unerklärbar. Ohne des Hanges der Deutschen für geistige Beschäftigung und ideelle Thätigkeit, der Vorliebe der Franzosen für gesellschaftliche Gemeinwirksamkeit zu gedenken, steht offenbar einer aufgeklärten Geistlichkeit, die an allen philologischen, historischen und philosophischen Arbeiten innigen, mit ihrer eigenen Existenz unzertrennlichen Antheil nähme, kein ähnliches Publikum in Frankreich gegenüber. Die eigentlichen Gelehrten oder Savants, d. i. die Naturforscher und Mathematiker, denn einem Philologen oder Metaphysiker wird der Titel S a v a n t durchaus verweigert, interessirt die Literatur (so nennt man hier alle moralischen und historischen Fächer) nur als Spielwerk, oder insofern sie mit den politischen Angelegenheiten zusammenhängt. Die Staatshaushaltungskunst ist der einzige dieser Rubrik angehörige Zweig, der dem Savant einigen Respekt einflößt. Und doch ist Says Oeconomie politique in Deutschland ungleich bekannter, als in seinem Geburtsorte.

Sollte man dieser Darstellung das Institut, worin Humanisten und historische Forscher von der ersten Größe glänzen, entgegensetzen, so ist die Antwort: Paris leuchtet, in intellektueller, wie in politischer Rücksicht, gleich dem israelitischen Gosen mitten in der egyptischen Finsterniß; mit Ausnahme von Straßburg ist in dem ganzen übrigen Reiche weder geistiges noch bürgerliches Leben. Paris ist ganz eigentlich der Konsummationsort für alle literarischen Erzeugnisse; was sich davon anderswohin verirrt, kommt, merkantilisch wie moralisch, in keinen Anschlag.

Bey meiner lezten Wanderung durch die Touraine (Departement d'Indre et Loire) habe ich zu nicht geringem Erstaunen in einer Gegend, die intellektuell zu den unbedeutendsten des Reichs gehört, die öffentliche Meynung um vieles weiter vorgerückt gefunden, als ich sie vor zwey Jahren unter Villèle fand. Gegen die Deputirtenkammer herrscht wegen ihrer übertriebenen Furchtsamkeit und verschwenderischen Gefälligkeit gegen den Hof und die Minister auffallendes Mißvergnügen. Diese Spuren aufwachenden Gemeingeistes in einer Provinz, die so sehr in Bildung und Freysinnigkeit zurücksteht, sind erfreulich; allein ob dieses Leben in dem Fortschritte der bürgerlichen Kultur und dem Einflusse der Publizität hinreichende Pflege und kräftigen Schuz gegen entgegenstrebende Elemente finden und sich zu einem selbstständigen Daseyn entfalten wird, kann erst die Zeit lehren. Die Priestergewalt greift immer mehr um sich, und ohne redliche Entgegenwirkung von Seite der Regierung, wozu vor der Hand wenig Hoffnung ist, sehe ich weder in der religiösen Indifferenz, die allerdings im Volke herrscht, noch in der Verstandesentwickelung der Individuen, deren Fortgang nicht in Zweifel gezogen werden kann, wahrhafte Beruhigungsgründe. Aller Kulturfortschritt dieser Nation, nicht blos in der Masse, sondern auch bey den Städtebewohnern, (Paris und Straßburg indeß ausgenommen) besteht in negativer Aufklärung, die so gut wie keine ist. Freylich ist aufgeräumt worden; aber in die leere Stelle können die feindseligsten Unholde so gut als freundlichere, der Menschheit und ihren Kräften Hand bietende Geister einziehen.

Prag, Juli.

Die Religionsgebräuche der Katholiken zeichnen sich immer durch eine gewisse Wärme der Andacht und hellen Farbenschmelz vor dem Kultus anderer Glaubensverwandten aus. Diese Eigenschaften wurden in erhöhtem Grade bey dem ersten hundertjährigen Jubiläum der Heiligsprechung St. Johanns von Nepomuk sichtbar, welches im Laufe des vorigen Monats hier feyerlich begangen wurde. Das Volk der Böhmen betrachtete dasselbe als ein ächtes Nationalfest, und schien mit gerechtem Stolze das Gedächtniß des Triumphes eines Landesgenossen zu feyern, der schon Jahrhunderte vor seiner Canonisation als erster Blutzeuge des Beichtsiegels, als Muster des Priesterthumes, als Held des Glaubens im Kampfe gegen Tyrannenwuth verehrt, als Fürbitter und Vertheidiger des guten Leumunds von dem frommen Glauben angerufen ward. Schon damals wurde sein Grabmal von Schaaren der Gläubigen häufig besucht, man hing silberne Lampen und Votivtafeln an demselben auf und brachte Almosen zu seinem Ruhme dar. Die hundertjährige Wiederkehr des Festes war seit mehreren Monaten das allgemeine Gespräch, der Gegenstand der Sehnsucht und Neugierde, und die Stadt füllte sich in den lezten Tagen vor dem Feste so mächtig an, daß sie kaum die Zahl ihrer Gäste zu fassen vermochte. In langen Zügen strömten die Landleute, betend und singend, heran, und eine lange, ununterbrochene Wagenreihe, vom glänzenden Wiener Reisebatard bis zur einfachsten Landkarrete und dem bescheidenen Einspänner herab, durchschnitt die Straßen der Stadt. Die Bevölkerung derselben schien sich mit einem Male beynahe verdoppelt zu haben. Am Vorabend des 8. Juni verkündigte das feyerliche Geläute aller Thurmglocken der weiten Stadt das Beginnen des Festes, und mit dem Erwachen des folgenden Tages weckte der Donner der Kanonen die Bewohner. Die Wände des imposanten Gotteshauses, die Chöre und Pfeiler waren mit rothen Damastdecken behängt. Unter dem purpurfarbenen, reich mit Silber gestickten Sammt-Baldachin und am Fuße der pyramidenförmigen Verkleidung des Hochaltars war der krystallene Sarg Johanns von Nepomuk zur Verehrung ausgestellt, auf ihm das goldene, mit Edelsteinen besezte Gefäß mit der heiligen Zunge, und demselben zur Seite die kolossalen silbernen Büsten der vier Landespatrone: St. Adalbert, Siegismund, Veit und Wenzel. Nach und nach füllte sich die Kirche, und Alles nahm nach der vorgeschriebenen Ordnung seinen Platz ein.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 185.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 4. August 1829.

— Du wirthlich Dach,
Du gastlich Feu'r, willkommen mir,
Nach Wintersturm und Ungemach.

W. Hauff.

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

Mitten durch das gesegnete Holstein zieht sich ein breiter Haiderücken, der sich in langer Ausdehnung fast bis an die Ufer des Lymfiord erstreckt, und eine Fortsetzung der Lüneburgischen Haide ist. Der Weg über denselben ist, wie es sich leicht denken läßt, eintönig und still, und wird nur von Zeit zu Zeit durch einzelne Bauernhäuser unterbrochen, da die bedeutenderen Dörfer seitwärts oder in gerader Richtung meilenweit von einander entfernt liegen. Am unangenehmsten ist er aber im Winter, zumal für Fußreisende, da die hindurch führende Landstraße, die von der Regierung noch nicht zu dem Range einer Chaussee erhoben ist, leicht verschneit, wodurch der Wanderer bey einbrechender Nacht sich verirrt, und Gefahr laufen muß, statt das gehoffte Ziel zu erreichen, weit von demselben abzukommen und erst nach stundenlangem Umherirren ein schützendes Obdach zu erreichen.

Es war im Januar 18—, Abends gegen fünf Uhr, als sich zwey Kieler Studenten in dieser Verlegenheit befanden. Sie hatten sich in Bramstedt, einem bedeutenden Flecken, auf dessen Markte noch ein zertrümmerter Roland prangt und an die Vergänglichkeit irdischer Dinge erinnert, zu lange aufgehalten, und mußten jezt befürchten, nicht mehr vor gänzlicher Dunkelheit das nächste Nachtquartier, Kaltenkirchen, zu erreichen. Troz dem, daß der Himmel trübe war, hatte die Kälte doch einen ungemein hohen Grad erreicht, so daß die Tabakspfeifen, diese beständigen Begleiter unserer deutschen studierenden Jünglinge, mehr als einmal erloschen und überhaupt nicht recht mehr brennen wollten. Die beyden Musensöhne gaben endlich auch den Versuch auf, sich durch den Dampf des narkotischen Krautes die Zeit zu verkürzen, und schritten rüstig, aber stumm neben einander her. Nur von Zeit zu Zeit machten sie sich mit einem derben, halb burschikosen, halb seemännischen Fluche Luft über die zunehmende Dunkelheit, welche die Witterung und die einbrechende Nacht verursachte. Sie hefteten dabey die Augen scharf auf den Boden, um die Wagenspur, die ihnen andeutete, daß sie sich noch auf der rechten Straße befänden, nicht zu verlieren; durch diese Bemühung wurde aber ihre Sehkraft bedeutend angestrengt, denn der Schnee leuchtete kaum genug, um den Weg zu erhellen. So verharrten sie noch eine geraume Zeit im Schweigen. Endlich fing der Eine, ein schlanker, lebhafter, junger Mann, dem die rothe Mütze und der mit vielen Schnüren besezte Pelzrock gar wohl standen, an: „Siehst Du, Bruder, das ist der Einfluß des kategorischen Imperativs; hätte der Großmogul den Hugo Grotius de jure belli et pacis nicht als Stiefelzieher gebraucht, so würden ohnmaßgeblich die beyden wandernden Burschen, Cajus und Sempronius, nicht die Erde zu ihrer Füße Schemel, und —“ — „Fängst Du schon wieder an?“ unterbrach ihn hier ungeduldig der andere; „mit Deinem verdammten Babylonischreden hast Du mich nun gestern und heute entsezlich ennuyirt; auf der Holsterstraße

fingst Du an, und wirst noch plappern, wenn wir in Altona auf der großen Freyheit sind.“ — „Undankbarster aller Undankbaren, die da sind, seyn werden und schon waren,“ entgegnete der Erste; „er hört, daß der Bräutigam seiner Schwester, der von Meriko kam und per Schiffbruch über Norwegen nach Altona ging, angelangt ist, und findet es ganz ersprießlich, denselben zu besuchen, die Ferien, welche der hochbelobte Kieler Umschlag den Musensöhnen gewährt, benutzend. Er hat aber keine Baaria; ich leihe sie ihm, lasse mich überreden, mit ihm bey zwanzig Grad Kälte diesen Spaziergang zu machen, und nun schimpft er, wenn ich als Vorbereitung auf mein nahes Examen mich übe, babylonisch oder gelehrt zu sprechen. — Aber halt,“ rief er auf einmal,“ siehst Du dort das Licht?“ — „Wo?“ — „Nun da!“ — „Da? Ja! Gehen wir drauf los?“ — „Cur non, mi domine? es muß ja dort ein Mensch logiren. Der Herr mit Schwanz und Pferdefuß wird dort nicht residiren; hin, cito, hin! schon wittere ich ein gutes Gläschen Doppelkümmel, um die erstarrten Glieder zu heizen,“ erwiederte halb mit Langbein der lustige Musensohn, den wir Werner nennen wollen, so wie seinen Begleiter Runge.

Sie verdoppelten nun ihre Schritte und erreichten nach einer guten Viertelstunde das Haus, aus welchem ihnen das Licht so freundlich entgegengeleuchtet hatte. Es war ein einsames, ziemlich bedeutendes Gehöft. Unsere jungen Freunde, mit der Einrichtung der holsteinischen Bauernwohnungen genugsam bekannt, schritten sogleich über die große Tenne, auf welcher sie sich den Schnee abschüttelten, nach dem Hintergrunde zu, wo auf dem Feuerheerde eine lustige Flamme prasselte. Ein sehr hübsches Mädchen sagte ihnen freundlich guten Abend und öffnete ihnen die Stubenthüre, wo eine alte rüstige Frau sie wohlwollend empfing, ihnen geschäftig Holzpantoffeln, wie sie in jenen Gegenden üblich sind, herbeybrachte, und dann, nachdem sie ihren erstarrten Gästen Stühle an den Ofen gerückt hatte, sich mit demselben Eifer anschickte, ein kräftiges Abendbrod zu bereiten, das ihnen auch bald entgegendampfte. Unsere beyden Musensöhne machten sich eben so schnell darüber her, und die Hausfrau sah mit Vergnügen zu; denn der lustige Kieler Student ist dem holsteinischen Bauer immer ein willkommener Gast, da er gern und viel verzehrt, willig bezahlt, immer guter Laune ist, und mit dem Landmann in dessen Sprache schwatzt; als plötzlich das junge Mädchen in die Thüre trat und auf Plattdeutsch rief: „Mutter, wie bin ich auf den Tod erschrocken; ich will eben die Kartoffeln vom Feuer nehmen, da klopft mir etwas derb auf die Schulter und eine bekannte Stimme sagt: „Guten Abend, Annemarie, Du bist ein schmuck Mädchen geworden;“ so daß ich beynahe den Topf fallen lasse. Und wer steht hinter mir? Kein anderer als Peer Hansen.“ — „Peer Hansen?“ entgegnete die Alte verdrießlich; „was will der?“ — „Was der will, Trinilse?“ antwortete statt des jungen Mädchens eine tiefe Stimme auf Plattdeutsch, jedoch mit dänischem Dialekt; „was der will? nu mein' Seel, das könnt' Ihr wohl denken; er will sich einmal umsehen, wie's mit Euch steht, Möhm, und warten, bis die Elbe aufgeht, und er wieder in See stechen kann.“ — „Wir haben keinen Platz,“ erwiederte die Frau; „Peter hält Fastnacht Köste, und bis Maitag wohnen die jungen Leute bey uns, dann ziehen sie hinüber nach Küßdorf.“ — „Ach Fanden gale mig,“ *) erwiederte der Fremde, „die alte Koje wird wohl noch leer seyn für mich, Alte?“ Während dieser Reden war er in die Stube getreten, und unsere Studenten hatten Muße, ihn genau zu betrachten. Es war eine riesige Figur, mit rothem Gesicht, hellblondem, fast weißen Haar und kleinen Augen, welche scharfe, aber doch nicht eben stechende oder tückische Blicke hervorsandten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Teufel krähe mir. — Dänischer Fluch, häufig im Munde des gemeinen Mannes.

Peter der Große in Paris.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Montag besuchte der König den Czar. Dieser empfing ihn am Wagen; er ging in gleicher Linie mit dem König zu seiner Linken, bis in das Zimmer, wo zwey gleiche Lehnsessel standen; der König nahm Platz im rechten, der Czar im linken; Kurakin war Dolmetscher. Man war sehr erstaunt, als man sah, wie der Czar den König unter beyden Armen nahm, ihn zu seiner Gesichtshöhe aufhob und ihn so schwebend umarmte, und nicht minder darüber, daß der König, da er doch so jung war *) und darauf nicht hatte vorbereitet werden können, durchaus keine Angst bekam. Man konnte sich nicht genug wundern über die Liebenswürdigkeit, die Peter dem König gegenüber entwickelte, den zärtlichen Ton, den er gegen ihn annahm, über seine Artigkeit, die von Herzen ging, worin sich aber doch das Gefühl der Größe und des Rangs, und ganz leise das Bewußtseyn der Altersüberlegenheit mischten; denn alles dieß ließ sich deutlich herausfühlen. Er lobte den König vielfältig, schien entzückt von ihm, und überzeugte Jedermann davon; er umarmte ihn zu wiederholten Malen. Der König sprach seine kleine, kurze Anrede äußerst artig, und Herr du Maine, der Marschall von Villeroy, und was von vornehmen Personen zugegen war, führten die Unterhaltung. Der Besuch dauerte eine kleine Viertelstunde; der Czar begleitete den König zurück bis an den Wagen.

*) König Ludwig XV. war sieben Jahre, Peter 45 Jahr alt.

Dienstag besuchte der Czar den König zwischen vier und fünf Uhr. Er wurde vom König am Kutschenschlag empfangen und war überall zur Rechten des Königs. Man hatte sich, ehe der König ihn besuchte, über das ganze Ceremoniel verständigt. Der Czar war so liebreich und artig gegen den König wie den Tag vorher, und der Besuch dauerte eben so lang. Worüber er sich aber sehr wunderte, war das Volksgedränge. Seit Morgens acht Uhr hatte er die Plätze Vendôme und des Victoires besucht, und Tags darauf war er im Observatorium, in der Gobelinsmanufaktur und im königlichen Arzneygarten. Ueberall untersuchte er alles mit großem Interesse und machte eine Menge Fragen.

Am 13ten Mai nahm er ein Abführungsmittel, ging aber nichtsdestoweniger nach Tische zu mehreren Handwerkern von Ruf . . .

Am 14ten besuchte er im Palais Royal Madame, die ihn durch ihren Ehrenkavalier hatte bekomplimentiren lassen; den Lehnstuhl ausgenommen, empfing sie ihn, wie sie den König würde empfangen haben. Der Herzog von Orleans holte ihn von hier in die Oper ab; sie saßen in seiner großen Loge allein auf der vordern Bank. Nach einiger Zeit fragte der Czar, ob kein Bier zu haben sey. Sogleich brachte man einen großen Becher auf einem Credenzteller; der Regent stand auf, nahm ihn und präsentirte ihn dem Czar; mit einem Lächeln und einer Verbeugung ergriff dieser den Becher ohne weitere Umstände, trank und stellte ihn wieder auf den Credenzteller, den der Regent fortwährend hielt. Als er ihn weggab, ergriff dieser einen Teller mit einem Handtuch und präsentirte es dem Czar; ohne aufzustehen, nahm dieser das Handtuch, wie zuvor das Bier, worüber sich die Zuschauer nicht wenig zu wundern schienen. Beym vierten Akt ging er zum Nachtessen, und gab nicht zu, daß der Regent seine Loge verließ. Tags darauf bediente er sich einer Miethkutsche und besah eine Menge Seltenheiten bey den Handwerkern.

Am 16ten, am Pfingstfeste, ging er zu den Invaliden, wo er alles sehen und untersuchen wollte. Im Speisesaal kostete er die Suppe der Soldaten und ihren Wein, trank auf ihre Gesundheit, klopfte ihnen auf die Schulter und nannte sie Kameraden. Er bewunderte die Kirche, die Apotheke und den Spital sehr, und schien entzückt von der Ordnung im Hause. Der Marschall von Villars machte ihm hier die Honneurs; die Marschallin, seine Gemahlin, war als Voyeuse hergekommen, um ihn zu sehen, er erfuhr, sie sey es, und war äußerst zuvorkommend gegen sie.

Am 19ten ließen die Herzogin von Berri und die Herzogin von Orleans, nach dem Beyspiele von Madame, den Czar durch ihre Oberststallmeister bekomplimentiren; sie hatten sich auf ein Kompliment oder gar auf einen Besuch gefaßt gemacht; sie wurden es endlich müde, als sie nichts von ihm zu hören bekamen, und besannen sich eines andern. Der Czar ließ ihnen antworten, er werde kommen und sich bedanken. Um die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt kümmerte er sich so wenig als um die vornehmsten Herrn bey Hof, und zeichnete sie um nichts mehr aus. Er hatte es mißfällig aufgenommen, daß die Prinzen vom Geblüt Schwierigkeiten gemacht hatten, ihn zu besuchen, wenn sie sich nicht darauf verlassen könnten, daß er den Prinzessinnen vom Geblüt einen Besuch abstatten würde, eine Zumuthung, die er in sehr hohem Tone von sich wies, so daß ihn keine zu Gesicht bekam, außer als Voyeuse (als Neugierige); nur die Prinzessin von Conti sprach ihn zufällig.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Juli.

(Beschluß.)

Der Erzbischof von Prag mit dem Domkapitel und seinen hohen geistlichen Gästen, unter denen der Abt der Mechitaristen-Kongregation, Azaria, Erzbischof von Cesarea in partibus infidelium, durch sein orientalisches Kostüm allgemeines Interesse erregte, versammelten sich in den Gemächern der kaiserlichen Burg und verfügten sich gegen 8 Uhr durch den Oratoriumgang in die Kirche herab, wo sie von dem Metropolitan-Klerus, den Stadtpfarrern und den nicht infulirten Domherrn empfangen wurden. Der 80jährige Erzbischof von Prag, den Hirtenstab in der Hand, und mit ihm 30 infulirte Häupter in goldstrotzenden Pluvialen, begaben sich auf ihre Plätze, und nachdem das Chor der Sänger den Hymnus: „Invictus Heros!" geendet hatte, setzte sich der Zug in vorgeschriebener Ordnung in Bewegung. Die hohe Geistlichkeit erhob sich und nach dem: „Procedamus in pace!" des Diakonus übernahm der Erzbischof die Zunge des Heiligen aus den Händen des Archi-Diakonus und schloß sich mit den gesammten infulirten Bischöfen, Prälaten und Chorherrn dem Zuge an, der sich langsam und feyerlich aus der Domkirche durch die eigens vor der St. Veitskapelle errichtete Triumphpforte und die Schloßhöfe auf den Hradschinerplatz begab. Nach einem vor dem an der Marienstatue erhöhten Altar verrichteten Gebet übergab der Erzbischof die heilige Zunge dem Kardinal von Ruduay, der sie in die Kirche zurücktrug, woselbst sie der Archidiakon wieder auf dem Sarg aufstellte. Der Domdechant hielt eine deutsche Predigt in der Kirche und ein anderer Domherr eine böhmische an dem im Schloßhofe errichteten Altar, und der Kardinal-Erzbischof von Gran hielt das Hochamt, dessen Feyerlichkeit durch eine dazu eigens von Witasek mit vielem Geist und Gemüth komponirte Messe erhöht wurde. Durch die ganze Oktave dieser Feyer zogen täglich einige Pfarrgemeinden, manche bey den fürchterlichsten Regengüssen, auf das Schloß. Auch aus allen Kreisen kamen täglich lange Züge frommer Pilgersleute an und wanderten mit frommem Gesange durch die Stadt zum Sarge des Heiligen. Täglich hielt einer der fremden Bischöfe das Hochamt, zahllose Messen wurden an den Seitenaltären gelesen. Tausende und aber Tausende legten ihre Beichte ab und empfingen das Sakrament, und die hiesigen Domherrn predigten in- und außerhalb der Kirche in deutscher und böhmischer Sprache. Zum Schlusse der Jubiläumsfeyer erfolgte den 15. Juni der zweyte Umgang bey noch größerer Volksmenge. Nachmittags wurde die Vesper gehalten und nach einer herkömmlichen Rede des Rektors der

Universität, Dr. Kanka (welche 5 — 6 Bogen in groß Folio stark ist und worin er meynt, er wolle an Weisheit und Kenntniß wohl den Rektoren nachstehen, welche vor ihm 1729 und 1779 diese Pflicht erfüllt, doch nicht an Gottesfurcht, welche ihm sein Vater — der gleichfalls Johannes geheißen! — in der zartesten Jugend eingeimpft), der Ambrosianische Lobgesang unter dem Klange aller Kirchenglocken und dem Donner des Geschützes abgesungen. — Verschiedene Denkmünzen zu dieser hundertjährigen Jubelfeyer der Heiligsprechung des heiligen Johann von Nepomuk in Gold, Silber, Eisen und andern Metallen und Kompositionen wurden in großer Menge geprägt und ausgegeben. Die vorzüglichsten sind die beyden von dem Münzgraveur Lang. Kupferstiche und lithographirte Bilder zeigen den Heiligen in allen Größen, in allen Gruppirungen und Momenten seines Lebens und Wirkens. Auch die Literatur war nicht unthätig und von hundert Stimmen wurde der Held des frommen Festes gefeyert. Ein junger Böhme, Eduard Hadel, weihte dem Patron seines Vaterlandes ein episches Gedicht in zwey Gesängen: „Johann Hasil von Nepomuk.“ Hr. Welleba, seit Jahren als fleißiger Sänger religiöser Gegenstände bekannt, lieferte „die Glorie der hellstrahlenden Sterne des heil. Johann von Nepomuk.“ Lebensbeschreibungen, Betrachtungen, Predigten und Gebetbücher drängen einander, und auch die Todten trugen dazu bey, denn bey dieser Gelegenheit wurden die Predigten des weil. Domherrn Pallas de Lauro auf den heil. Johann zum Vortheil des Privatvereins für Hausarmen aufgelegt. — So glänzend nun auch dieses Säkularfest ausgefallen ist, hält es doch freylich noch keinen Vergleich aus mit der ersten Feyer der Heiligsprechung Johanns (am 8. Oktober 1729). Ganz Prag war damals in einen Freudentaumel versezt. Jubeltöne und fromme Gebete schallten vereint zum Himmel empor, überall flossen Freudenthränen und die Domkirche konnte das wogende Gedränge des andächtigen Volkes nicht fassen, welches sich den ganzen Tag in die Nähe der theuern Ueberreste drängte. Die kirchlichen Feyerlichkeiten wurden mit einigen hundert Glocken eingeläutet und die Pracht des Umganges, welcher vom Strahof durch zwey hohe Triumphpforten in die Schloßkirche zog, blendete durch den Glanz des Goldes und der Edelsteine. Die Stadt schwamm in den Nächten vom 9. bis 16. Oktober 1729 in einem durch Lampen, Windfackeln und Pechpfannen erzeugten Feuermeer. Im Kloster Strahof, auf den Inseln und in den Gärten vieler Palläste wurden Feuerwerke abgebrannt. Hunderte von Spielleuten schifften in geschmückten Booten bis an die Brücke und erfüllten die Luft mit ihren Symphonien. Viel tausend Fackeln, Wachskerzen und Lampen brannten in und an allen Kirchen und Gebäuden, und von allen Bergen strahlten während der ganzen Oktave des Festes nächtliche Freudenfeuer. E.

Genf, Juli.

Bey unserer Akademie geht es langsam vorwärts. Da in der Fakultät der schönen Wissenschaften eine Professur erledigt ist, so wird dafür nächstens ein Konkurs stattfinden. Wer aus Deutschland hierher kommt, dem scheint dieß unzweckmäßig, ja sogar unwürdig für Männer, die sich fühlen. Unser wackerer Professor Humbert, der Vorstreiter in Allem, was rationellen Unterricht und Erziehung betrifft, hat kürzlich darauf aufmerksam gemacht und die Besetzung der akademischen Professuren und der Regentenstellen beym Kolleg durch Vocation oder Ruf vorgeschlagen, wie dieß in Deutschland, Frankreich und England der Fall ist. Die Konkurse beweisen durchaus nicht sicher die Summe der positiven Kenntnisse bey den Kandidaten. Manches wahre Talent wird bey einer öffentlichen Prüfung aus Befangenheit und Schüchternheit unterliegen, während ein oberflächliches Subjekt durch Zuversicht, Sprachtalent und lebhafte Antworten den Preis davon trägt, ohne ihn verdient zu haben. Die mehrsten Menschen halten ohnehin den Redefluß für Talent und Genie. Wenn man meynte, Konkurse und Examen hinderten Kabalen, Rücksichten und Begünstigungen, so wäre man sehr im Irrthum. Jeder Kandidat hat unter den Mitgliedern der Akademie seine guten Freunde und Protektoren; sie sind von seinen Fähigkeiten und Kenntnissen, von seinem Eifer und seiner Moralität überzeugt und werden nicht anders von ihm denken, sie werden ihn nicht verlassen, wenn er auch in der sehr ungewissen Probe des Examens nicht besonders besteht. Dieß ist auch ganz recht; denn in einer kleinen Stadt, wo sich Jedermann kennt, wo die Gelehrten, Professoren und Geistlichen alle mit einander umgehen und im Allgemeinen durch tägliche Berührung so richtige Ideen von ihrem gegenseitigen Werth haben, sind Konkurse und Prüfungen ganz überflüssig und bestimmen die Akademie in ihrer Finalentscheidung nicht. Die Stelle erhält doch immer der, welcher auch dazu berufen worden wäre. Seit zwölf Jahren hat die Akademie sich oft für die entschieden, welche im Examen am wenigsten gut antworteten. Man hat dieß auch getadelt, aber sehr mit Unrecht; man hätte nur sagen sollen, Konkurs und Examen sind also ganz unnütz. So ist es wirklich.

Die Frage, welche uns lange beschäftigt hat und über die viel hin und her gestritten worden ist, die Frage: ob neben der lateinischen Schule noch eine Industrieschule für die Kinder der Handwerker, kleinen Kaufleute u. s. w. gegründet, oder ob künftig bey der lateinischen Schule auch Unterricht in allgemein nützlichen und industriellen Gegenständen gegeben werden soll? ist nun auf die lezte Art durch große Stimmenmehrheit entschieden. Ich selbst habe meine Ansicht in dieser Beziehung geändert und begreife, daß es in unserer kleinen Republik unpolitisch wäre, die Schulanstalten zu trennen. Früher oder später würde sich Neid und Rivalität zwischen den Schülern erheben; die wohlhabende Klasse würde ihre Knaben immer in die lateinische Schule schicken; diese würden die Schüler der wohlfeilern Industrieschule bald gering schätzen und verachten; dadurch würde eine Spaltung in unserer Jugend und vielleicht einmal bedenkliche Unruhen in unserer Republik entstehen. In unserer lateinischen Schule sind die Knaben aller Stände gemischt; die Buben des Syndiks, des Staatsraths, des Millionärs und der sogenannten du Haut-Familien sitzen neben, unter oder über den kleinen Schustern, Schneidern und Handschuhmachern; in den Spielstunden sind sie mit vollständiger Gleichheit untereinander gemischt, die Armen sind gewöhnlich stärker und prügeln daher die Reichen und Vornehmen, diese heulen und schreyen, aber es fällt ihnen nicht ein, sich zu beklagen; nach einer Viertelstunde sind sie und die kleinen Plebejer wieder die besten Freunde, und empfangen wohl von ihnen eine Birn oder einen Apfel, den diese in der Tasche haben. Dafür bewirthen sie sie ein andermal in der Stadt oder auf den schönen Campagnen; die vornehmen Aeltern sind freundlich mit ihnen und stellen sie gar manchmal ihren eigenen Knaben als Muster im Lernen vor. So verschwindet früh bey den Kleinen alle Idee von Stand und Kaste, oder vielmehr sie entsteht gar nicht, und für das ganze künftige Leben sind sich die Genferkinder nah und helfen sich gegenseitig, wo sie nur wissen und können. Dieser große Vortheil verschwände ganz, wenn die Schulen getrennt würden. Es ist daher sehr wohl gethan, auch hier die Einheit zu erhalten und zu bewahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 186.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. August 1829.

Der König ist der König, und das Maaß,
Das ihr an and're Menschenkinder leget,
Paßt nicht für ihn. —

Johnson.

Peter der Große in Paris.

(Beschluß.)

Freitag den 21. besuchte Peter die Frau Herzogin von Berri im Luxenbourg, wo er wie der König empfangen wurde. Am 26. war er in Bercy bey Pajot d'Ons-en-Bray, dem Hauptpostdirektor, dessen Haus voll Seltenheiten und Curiositäten aller Art ist, natürlicher wie künstlicher. Der berühmte Pater Sebastian vom Karmeliterorden befand sich auch da. Er vergnügte sich daselbst den ganzen Tag und bewunderte verschiedene schöne Maschinen. — Am 23., Sonntags, besuchte er unter andern die Herzogin von Orleans im Palais-royal, wo er zwar voll Artigkeit war, aber nichts destoweniger gar hoch herabsah. Am 21. begab er sich bei guter Zeit in die Tuilerien, bevor der König aufgestanden war. Er trat bei dem Marschall von Villeroy ein, und dieser zeigte ihm die Kronjuwelen. Er fand sie schöner und zahlreicher, als er gedacht hatte, sagte aber, er verstehe nicht viel davon. Er äußerte, aus schönen Sachen, die nur einen eingebildeten oder Geldwerth hätten, mache er sich nicht viel. Von da wollte er den König besuchen, der aber seinerseits auch in die Zimmer des Marschalls von Villeroy herüberkam; so war es nämlich ausdrücklich veranstaltet worden, damit es kein förmlicher Besuch wäre, sondern als ein zufälliges Zusammentreffen erschiene. Der König hielt eine Rolle Papier in der Hand und reichte sie dem Czar mit der Bemerkung, es sey die Karte seiner Staaten. Diese Artigkeit gefiel dem Czar ausnehmend wohl, und er war überhaupt so höflich, freundschaftlich und liebreich wie das erstemal, neben vielem Anstand, großer Hoheit und fester Haltung.

Am 25. besah er Versailles, Trianon und die Menagerie. Sein vornehmstes Gefolge wurde im Schloß untergebracht; sie hatten Frauenzimmer bei sich, die sie in den Zimmern, welche Frau von Maintenon gehört hatten, schlafen ließen. Bloie, der Gouverneur von Versailles, nahm großes Aergerniß daran, daß dieser Tempel der Prüderie so entheiligt werden sollte; die Göttin und er waren alt; es gab eine Zeit, wo sie weniger Aergerniß daran genommen hätten. Sich Zwang anzuthun, war des Czars und seiner Leute Sache gar nicht. Am 26. ergötzte er sich sehr an der Maschine von Marly, und Tags darauf zeigte ihm der Marschall von Tessé die Frohnleichnamsprozession zu Unserer lieben Frauen.

Der Haushalt dieses Herrn kostete täglich 600 Franken, obschon er gleich in den ersten Tagen seine Tafel bedeutend eingeschränkt hatte. Er bekam einmal Lust, die Czarin, die er sehr liebte, nach Paris kommen zu lassen; er besann sich aber bald eines andern und hieß sie nach Aachen oder Spaa gehen, wohin sie wollte, um einstweilen die Bäder zu gebrauchen. Den 30. Mai ging er mit Bellegarde, D'Antin's Sohne, nach Petitbourg, um bei D'Antin zu speisen, der ihn Nachmittags nach Fontainebleau führte, wo er über Nacht blieb. Tags darauf war Hirschjagd. Der Ort gefiel ihm mittelmäßig, ganz und gar nicht aber die Jagd, wobei er fast vom Pferde gefal-

len wäre. Er wollte bei der Rückkehr in das Schloß allein mit seinen Leuten speisen; da hielten sie sich denn schadlos für ihre Beschwerden. Er fuhr allein mit dreien seiner Leute nach Petitbourg zurück; wie sie so im Wagen saßen, schien es, als hätten sie in reichem Maaße gegessen und getrunken. Den 1. Juni ging der Czar zu Wasser von Petitbourg nach der Stadt zurück und wollte unter allen Brücken von Paris durchfahren.

Nachdem er in den ersten Tagen dieses Monats noch einmal mit Muße Versailles, Trianon und Marly besehen, ging er am 11ten von Versailles nach St. Cyr *), woselbst er das ganze Haus besah und die Fräulein in ihren Klassen besuchte. Er verlangte auch Frau von Maintenon zu sehen, aber diese hatte sich, weil sie solche Neugier ahnte, zu Bette gelegt und alle Vorhänge zugezogen, bis auf einen, der nur halb geschlossen war. Der Czar trat in ihr Zimmer; sein Erstes war, daß er auf die Fenster zuging und die Vorhänge aufzog; dann trat er vor die Bettgardinen, betrachtete Frau von Maintenon ganz behaglich, sagte kein Wort zu ihr, sie keines zu ihm, und zog wieder ab, ohne ihr auch nur die kleinste Verbeugung zu machen. Ich erfuhr, sie habe sich sehr verwundert, noch mehr aber habe sie der Auftritt gekränkt; — aber der hochselige König war nicht mehr am Leben!

*) In St. Cyr hatte Frau von Maintenon die berühmte weibliche Erziehungsanstalt gestiftet, in die sie sich, nach Ludwigs XIV. Tode, im Jahr 1715 zurückzog.

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

Der Leser wird bereits wissen, daß jener Peer Hansen und der riesige Schiffskoch eine und dieselbe Person sind. — Nachdem er die Studenten freundlich begrüßt hatte, setzte er sich auf die Ofenbank, griff in einen Sack, den er bei dem Eintreten auf den Tisch gelegt hatte, und holte ein sauberes seidenes Tuch hervor, das er der jungen Dirne mit den Worten gab: „Da, Anne Marie! Kind, Du sollst nicht sagen, daß Peer Hansen nach Lurup gekommen sey, ohne Dir etwas mitgebracht zu haben.“ Noch ehe Anne Marie sich bedanken konnte, sprang Runge todtenbleich vom Stuhle auf und rief: „Lurup heißt das Gehöfte hier, Lurup?“ — „Ja,“ erwiederte die Hausfrau, „ja, Lurup.“ — „Was ist Dir denn in die Glieder gefahren?“ fragte Werner. Runge antwortete nicht, sondern versank in dumpfes Hinbrüten. Alle Anwesenden starrten ihn befremdet an. Endlich brach er in ein lautes und heftiges Weinen aus. „Aber mein Gott, was ist Dir, Bruderherz?“ fragte Werner noch einmal theilnehmend; „so habe ich Dich noch nie gesehen. Komm, Du weißt, ich habe ein Herz für Dich, schütte Deinen Gram aus, zu Zweyen trägt er sich besser. Oder bist du krank? Das kann ich mir doch nicht denken; das Essen hat Dir noch eben so gut geschmeckt. Antworte doch, lieber Runge.“ — „Runge heißt der junge Herr?“ fragte der Seemann aufmerksam. Auf Werners Bejahung fuhr er fort: „Und ist aus Altona? der Sohn des verstorbenen Kapitän Runge?“ — „Derselbe.“ — „Nun, so will ich's Euch erklären. In dieser Gegend ist der Mann vor neun oder zehn Jahren erschossen worden und hat hier in diesem Hause seine Augen für immer zugemacht.“ — „Gott bewahre,“ rief die Hausfrau, „was Ihr doch nicht Alles wißt, Peer Hansen! Hier in diesem Hause, in Lurup? Davon habe ich ja nie etwas gehört.“ — „Das glaube ich wohl, Trinilse, Du bist erst vor vier Jahren hergezogen, als Dein Mann seliger starb und Du die Holländerey in Arensburg aufgabst. Da sind nachher die Kriegstroubeln dazwischen und der Schwede, den Gott verdamme, mit sammt den Russen und Mecklenburgern in das Land gekommen, und da hat man den Einzelnen vergessen. Aber Du kannst Dich darauf verlassen, Möhm. Ich kam damals von Hamburg und ging nach Eckernförde, von wo ich meinen Kapitän nach Tönningen begleitete, und da war hier die That in frischem Andenken. Keine tausend Schritte von hier fanden sie den Mann; er hatte eine abgeschossene Pistole in der Hand, als hätte er sich selber das Leben genommen. Aber das glaube ich nun und nimmermehr; dazu sah er noch im Tode zu ehrlich aus.“ — „Habt Ihr ihn denn gesehen, Hansen?“ fragte das junge Mädchen. Er stutzte bey der Frage, dann antwortete er: „Gesehn! Gott bewahre! Er war ja schon drey Wochen todt, als ich hier durch kam.“ — „Ja, woher wißt Ihr denn so genau —“ — „Nu, ich hab' mir's erzählen lassen, vom Küßdorfer Bauernvogte. Was die Liese fragt!“ setzte er dann halb unwillig hinzu.

Mittlerweile hatte sich der Student von seinem Schmerze erholt, und bat nun den Fremden, ihm Alles, was er wüßte, mitzutheilen. „Nein, junger Herr,“ erwiederte dieser, „Ihr seyd ein guter Sohn, das sieht man wohl; denn Eurem Alter nach wart Ihr noch ein Kind, als dem Vater das Unglück aufstieß, und Ihr weint noch so um ihn; aber das taugt Euch nicht; lebendig macht Ihr den Mann doch nicht dadurch, und Euch verderbt Ihr den Abend und die Nacht damit; denn wenn Einem was im Kopf herumgeht, und noch dazu so etwas Trübes, so bleibt der Schlaf aus, man mag laviren, wie man will, im Bett. Laßt es gut seyn.“ — „Ihr redet recht vernünftig, Schiffer,“ entgegnete Werner, „erzählt uns lieber etwas von der See und stopft Euch einmal von meinem Taback.“ — „Dank, junger Herr,“ erwiederte Hansen und zog eine Pfeife mit einem sehr künstlich aus Fischbein gemachten Rohr heraus. Runge betrachtete dasselbe sehr aufmerksam

und sagte dann: „Gerade ein solches hatte mein Vater auch; er hatte es einmal von den Shetlandsinseln mitgebracht; ich erinnere mich, daß ich als Kind eine große Freude daran hatte, aber Niemand weiß, wo es nachher hingekommen ist.“ — „So?“ erwiederte der Seemann mit gedehntem Ton, „hm! meines habe ich einmal von einem hübschen Mädchen bekommen, als ich auf einer Altonaer Heringsbüse, die dem Fischereyinstitute gehörte, mitging und wir nach den Shetlands verschlagen wurden. Wir mußten die Büse kalfatern und ich ging an's Land; da mochte mich die Dirne leiden und schenkte mir das Schmauchrohr.“ — „Hört, verkauft mir das Rohr,“ sagte Runge. „Nein, junger Herr,“ antwortete Hansen trocken. „Ich gebe Euch einen Species,“ versetzte Jener. „Haltet Ihr mich für einen Juden oder für einen Holländer?“ erwiederte dieser verdrießlich. „Fanden gale mig, ich verkaufe nicht, was man mir einmal geschenkt hat, und dann, wenn ich aus der Pfeife schmauche, denke ich an die Kitty, und da wird mir's wohl über den ganzen Körper.“ — „Ich gebe Euch zwey Species,“ sagte Runge dringend, obgleich Werner ihn verdrießlich anstieß. — „Nein, nein, junger Herr, was Peer Hansen einmal gesagt hat, dabey bleibt es, und nun geruhige Nacht. Ich will morgen früh bey Zeiten weiter. Kommt, Trinilse, leuchtet mir nach der Koje.“

Die Alte ergriff das Licht und that, wie er ihr geheißen hatte. Als sie hinaus waren, sagte Werner zu seinem Begleiter, daß er ein Thor sey, so viel Geld für ein schlechtes Rohr zu bieten. — „Ich gebe ohne Bedenken meinen ganzen Wechsel,“ erwiederte Runge; „denn als ich das Rohr sah, stieg mir aus der tiefsten Seele der Gedanke auf, ich würde den Mörder meines Vaters, der, wie du weißt, bis jetzt unentdeckt blieb, auffinden, und da gelobte ich mir heilig, nicht eher zu ruhen, als bis es mir gelungen sey. Um mich aber beständig daran zu erinnern, wollte ich das Rohr kaufen, wozu mich, ich weiß nicht welcher innere Drang trieb.“ — „Du bist ein merkwürdiger Kauz, Runge,“ erwiederte Werner, „aber laß uns auch zu Bett gehn.“ — Die freundliche Anne Marie leuchtete ihnen nach ihrer Schlafstätte und unsere beyden Freunde empfing ein erquickender Schlaf und fesselte sie bis zum hellen Morgen.

Es war spät, als sie erwachten; die Wintersonne schien freundlich auf ihr Lager und trieb sie an, dasselbe zu verlassen, obgleich sie die fünf Meilen, welche noch vor ihnen lagen, bequem bis zum frühen Abend zurücklegen konnten. Auf Werners Ruf erschien die freundliche Annemarie, brachte ihnen den Kaffee und forderte, als sie darnach fragten, eine äußerst billige Zeche. Werner gab ihr das Geld, und da er bemerkte, daß das Mädchen noch etwas auf dem Herzen habe, drang er, als Runge das Zimmer verließ, in sie, ihm ihr Begehren zu offenbaren. „Ich habe einen kuriosen Auftrag für den andern Herrn,“ sagte sie schüchtern und gutmüthig, „und scheue mich, da er schon gestern Abend so weinte, als von seinem Vater seliger die Rede war, es ihm zu bestellen.“ — „Sag' es mir,“ entgegnete Werner. — „Ja, sagen ist nicht genug,“ erwiederte sie, „ich soll ihm auch etwas geben, und soll es ihm selbst übergeben.“ — „Etwas übergeben? von wem?“ — „Von Peer Hansen.“ — „Von dem Schiffer?“ — „Ja; aber ich fürchte, es greift dem Herrn zu sehr an's Herz.“ — „Nun, so sag und gieb es mir,“ versetzte Werner, „ich will es redlich an den rechten Mann bringen, und gebe Dir diesen Kuß zum Pfande.“ — „Ach,“ sagte sie halb ärgerlich, „da nehm' Er und laß Er die Possen seyn.“ Bey diesen Worten gab sie ihm das Pfeifenrohr, das er voll Verwunderung empfing; dann setzte sie hinzu: „Nun bestell' Er aber auch dabey einen schönen Gruß von Peer Hansen an den jungen Herrn Runge, und er hätte sich nicht geirrt, das Rohr hätte wirklich seinem Vater seliger zugehört; er möchte es als ein Andenken an Peer Hansen behalten. Der Mörder seines Vaters wär' auch schon bestraft, den hätte Gottes Gericht auf der See heimgesucht. Gerade so hat er mir gesagt, und ich danke Gott, daß ich's bestellt habe.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

In unsern Lancasterschulen, die trefflich gedeihen, ist jezt das Linearzeichnen mit ausgezeichnetem Erfolge eingeführt worden. Die Kinder betrachten es wie ein Vergnügen, wie eine Belohnung, die sie sehr zum Lernen und zur Aufmerksamkeit bey den andern Lehrgegenständen aneifert. Zum Zeichnen werden nur diejenigen gelassen, die sich sonst im Lernen und im Betragen ausgezeichnet haben. Wahrhaftig, allen Schul- und Unterrichtsanstalten wäre ein Gleiches zu wünschen, auf daß Lernen und Anstrengung bey den Schülern anziehend würden, und die Strafen mit ihren Thränen und ihrer Demüthigung, besonders aber die Preiße verschwänden, die einen so schädlichen Keim von Eitelkeit und Neid in die jungen Herzen pflanzen. Den Kindern gelingt immer, was sie gern thun; daher ist auch hier ihr Zeichnen trefflich. Die Linien aus freyer Hand auf der rauhen Schiefertafel, in Sand oder auf der großen schwarzen Tafel sind so fest, gerade und gleich, die Drey-, Sechs- und Achtecke, die Kreise und Pyramiden kommen so vollständig aus ihren kleinen Händen, als wenn dazu Cirkel und Lineal gebraucht worden wären. Wie leicht wird Alles den Kindern bey so geübtem Auge und sicherer Hand werden, wenn sie einmal weiter in der Zeichnung kommen, oder wenn sie sich mit Malen, Kupferstechen u. s. w. beschäftigen wollen, deßgleichen in den Vorlesungen über Mechanik und Geometrie. Dieß ist um so erwünschter, da alle industriellen Künste Lebensprinzip für Genf sind.

In allen Sphären nimmt der Unterricht zu; in allen

öffentlichen Schulanstalten vermehren sich die Schüler; nicht nur in dem Kolleg oder der lateinischen Schule, sondern auch in den Lancasteranstalten in und außer der Stadt. Ja auch die interessante Schule für kleine Kinder in dem St. Gervais-Stadttheile steigt von einem Hundert zum andern.

Vor einigen Tagen erzählte mir der Maire von Ferney eine Anekdote von Voltaire, die meines Wissens noch nicht gedruckt ist. Viele schreyen ihn als boshaft und geizig aus; damit mag es wohl seine Richtigkeit gehabt haben. Indessen wandelte ihn bisweilen auch Edelmuth an. Im Jahr 1774 hatte er mit Sonner, einem Landmanne in Grand-Sacconnex (zwischen Genf und Ferney) einen Prozeß. Es betraf ein Stückchen Land, das Madame Denis (bekanntlich Voltaire's Factotum) in die Allee mitbegriffen hatte, die zum Schloß führt, weil sie behauptete, dieß Stückchen habe ihrem Onkel gehört. Die Sache war in erster Instanz bey dem Tribunal in Gex anhängig, und da gewann Sonner. Voltaire aber appellirte bey dem Dijoner Appellationsgericht; der Prozeß dauerte nun lange. Endlich entschloß sich Sonner, nach Dijon zu gehen und ihn nach damaliger Art bey den Richtern zu betreiben. Dazu gehörte aber Geld, ziemlich viel Geld. Da dieß dem Landmanne fehlte, so fiel er auf den Gedanken, Voltaire'n darum zu bitten. Dieser hörte ihn mit Wohlgefallen an und fuhr nicht auf, als ihn Sonner um ein Darleihen von 25 Louisd'or bat. „Das Stückchen Land ist das Erbe meines Vaters und Großvaters, ich muß es meinen Kindern überliefern. Man will es mir aber entreißen; ich muß mich vertheidigen, habe aber die Mittel nicht dazu; Sie allein können mir helfen.“ — „O ho!“ erwiederte Voltaire, „das ist neu!“ besann sich einen Augenblick und fragte dann seinen getreuen Wagnière, ob sich nicht 25 Louisd'or in der Kasse befänden? — „Ja, Herr.“ — „Gib sie dem wackern Manne, auf daß er weiter gegen mich prozessiren kann. Da, Sonner, nehmt das Geld, reist nach Dijon, ich wünsche Euch gute Verrichtung.“ So kam es auch. Das Parlament in Dijon bestätigte das erste Erkenntniß von Gex. Als es Voltaire erfahren hatte, sezte er sich in sein Perutsche, fuhr nach Grand-Sacconnex zu seinem Gegner und bot ihm einen sehr günstigen Vergleich an, der auch angenommen wurde.

Bisher ließ ich das Theater ganz aus meiner Genfer Korrespondenz weg, weil die Schauspieler und die Wahl der Stücke mittelmäßig waren. Beydes hat sich nun wesentlich gebessert, und so darf denn unser Bühnenwesen nicht ganz in meinen Berichten fehlen. Zwar war die Oper vor einigen Jahren besser, und wiewohl die Sänger im Robin des bois, dem französirten Freyschützen, viel zu lachen gaben, so waren sie doch in Boyeldieus leichter Dame blanche recht gut, und gaben selbst Rossini's Barbier von Sevilla toll genug. Mlle. Aspasie, die den Namen mit der That hatte, schwebt uns Allen noch im Gedächtniß. Die Treulose hat sich jezt den Theatermusen abgewendet und lebt als Frau v. F. auf einem herrlichen Landgute bey Paris. Wir haben jezt wieder so eine Aspasia, wohl noch schöner als die vorige, sie singt aber nicht, sondern spielt nur, etwas affektirt zwar, aber immer mit gutem Erfolg. Sie hat den Namen Constance angenommen und auf der Bühne ist sie eine angenehme Dugazon. Die Leute behaupten hier, sie habe viel Grazie; dieser Meynung bin ich aber nicht. Ich kann mich nun einmal nicht entschließen, die gezwickte, geleckte und gereckte Grazie de l'opéra anmuthig zu finden, erscheine sie in welcher Kunst sie wolle, und sie erscheint in allen französischen Künsten. Es ist aber unnöthig, darüber zu reden, denn Paris selbst ist schon sehr davon zurückgekommen, seitdem man die englischen Schauspieler und die deutschen Sänger gesehen und nach Geschmack gefunden hat. Hier in Genf sind die Kunstansichten immer um ein oder mehrere Jahre hinter der Hauptstadt zurück. Anno 1831 wird der neue Geschmack wohl auch hier angekommen seyn. Neben der elfenbeinernen Constance haben wir noch einige gute Schauspieler und Schauspielerinnen. Das Orchester ist mittelmäßig bestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darmstadt, August.

Es gibt wohl gegenwärtig schwerlich im civilisirten Europa ein Land oder eine Provinz, wo nicht öffentliche oder Privatsammlungen dem Naturforscher und Liebhaber, sey es in den Gegenständen selbst oder in der Art ihrer Aufstellung, mehr oder weniger Neues darbieten. Eine besondere Anerkennung in beyden Rücksichten verdient die Privatsammlung von Louis Canali in Darmstadt, denn sie ist nicht allein äusserst geschmackvoll geordnet, sondern enthält, zumal in ornithologischer Hinsicht, wahre Seltenheiten. Vor Allem fallen hier die Schnee-, Nebel- und Sperbereule, eine unbestimmte Adlerart aus Lima, der isabellfarbige Läufer, der gekappte Kranich und der schwarzkehlige Reiher (Ardea atrogularis, Wagler) in die Augen. Die Vögel, der reichste Theil der Sammlung, nach Cuvier, Temminck und Vieillot geordnet, meist sehr gut ausgestopft, in Kästen aufgestellt, bilden an in- und ausländischen Thieren eine Reihe von 500 Exemplaren. Besonders reich sind die Sippen: Falke, Eule, Papagay, Specht, Eisvogel und Ente.

Da der Besitzer wünscht, hinsichtlich der europäischen Vögel und ihrer Eyer seiner Sammlung die möglichste Vollständigkeit zu geben, indem er sehr zweckmäßig nur auf die interessantesten Formen des Auslandes Rücksicht nimmt, so würden ihn alle Naturforscher und Sammler Europa's verbinden, wenn sie ihm ihre Doublettenverzeichnisse zuschicken und gegen baare Bezahlung mit ihm in Verbindung treten wollten.

Die Eyer der europäischen Vögel sind richtig bestimmt und nehmen sich in Pappkästchen auf blau gefärbtem Sand sehr gut aus; durch seine Verbindungen mit Herrn Pastor Brehm und mehreren andern Sammlern, die er auf seinen Reisen in den größten Städten Europa's angeknüpft hat, darf der Besitzer hoffen, daß auch dieser Theil der Sammlung, den man in der Regel so sehr lückenhaft findet, bald so vollständig als möglich seyn wird.

Die verschiedenen Farben der beweglichen Etiquetten bezeichnen das Vaterland; so bedeutet weiß Europa, roth Afrika 2c., eine Methode, die das schnelle Zurechtfinden ungemein erleichtert und die eine allgemeinere Anwendung verdient. Die Insekten, nach Latreille, die Conchylien, nach Lamark geordnet, sind weniger reich, doch findet sich unter den Grillen und Skorpionen vom Cap manche seltene Art. Der mineralogische und geognostische Theil, nach Humboldt und Leonhard aufgestellt, enthält an norwegischen Fossilien schöne und seltene Arten.

Da der Besitzer dieser Sammlung es sich zur angenehmen Pflicht macht, Jedem mit der ihm eigenthümlichen Gefälligkeit seine Schätze zu zeigen, auch gerne mit Sammlern in Verbindung tritt, so kann man in jeder Hinsicht Naturforschern und Liebhabern diese Sammlung, die noch immer im Wachsen begriffen ist, empfehlen. Niemand wird sie unbefriedigt verlassen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 187.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 6. August 1829.

— O armes Land, wo man beym Klang
Der Sterbeglocke kaum noch fragt, für wen?
Wo wackrer Leute Leben früher welkt,
Als ihrer Hüte Sträuße, wo man stirbt,
Eh' man erkrankt!

Shakespeare.
Macbeth.

Mahmud II. und seine Staatsreformen.

(Fortsetzung von Nro. 173.)

Nach der Vernichtung der Janitscharen, welche bereits gute Folgen für die Verbesserung im Staatswesen gehabt hat, aber durch die Arglist und Grausamkeit, womit sie herbeygeführt wurde, schauderhaft ist und den Himmel zur Rache aufzufordern scheint, stand dem Sultan nichts mehr im Wege, um seine großen militärischen Reformen durchzusetzen, als die Armuth des öffentlichen Schatzes und die Vorurtheile der Ulemas, die, obgleich sie in die Vernichtung ihrer Gehülfen und Werkzeuge, der Janitscharen, gewilligt hatten, sich noch immer auf den Beistand des Volks Hoffnung machten. Der Sultan, stolz auf seinen guten Erfolg, gab sich jetzt den Beinamen Gazi, Sieger. Alle, welche ihm zu seinem Siege behülflich gewesen, wurden durch Aemter und Würden belohnt. Nur der, welcher durch seine List den Grund zu demselben gelegt, Haleb-Effendi, konnte keine Belohnung mehr empfangen; denn der Herr, dem er nur zu treu gedient, hatte ihn mehrere Monate vorher hinrichten lassen, und die Undankbarkeit und schändliche Doppelzüngigkeit, welche Mahmud dabei verrieth, wird ein ewiger Schandfleck für ihn bleiben. Er hat übrigens von Stunde an einen andern Lebenslauf begonnen: man sieht ihn, beinahe wie ein europäischer Offizier gekleidet, Tag für Tag seine Truppen üben und in einer einzigen Woche mehr umher reiten, als seine Vorgänger in ihrem ganzen Leben gethan. Freilich hat sich seine Thätigkeit bisher vorzüglich auf das Kriegswesen gerichtet, von dessen Vervollkommnung wohl auch das Gelingen seiner übrigen Plane und selbst die Sicherheit seines Reiches abhängt. Doch irrt sich D. Walsch, wenn er versichert, er lasse die innere Verwaltung des Landes ganz unbeachtet. Er hat z. B. den Aemterverkauf eingeschränkt, das Verdienst häufiger belohnt und die Beamten seltener versetzt, da früher der häufige Wechsel der Stellen zur Aussaugung des Unterthans gar viel beygetragen hatte; im ganzen Jahre 1828 wurde nur ein einziger neuer Pascha ernannt. Im Anfang des vorigen Jahres diktirte er selbst im geheimen Rath, in welchem er jetzt oft den Vorsitz führt, einen Firman, worin allen Beamten verboten wird, irgend einen Unterthan, gleichviel ob Moslim oder Rajah, ohne ein geschriebenes Rechtsurtheil vom Mullah oder Cadi, am Leben zu strafen, und in einigen Fällen dem Verurtheilten die Appellation an einen von den beyden Cadileskern (Priester, welche dem Mufti am nächsten stehen) oder an den Sultan selbst gestattet wird, — lauter weise und menschliche Verordnungen. Er hat ferner Gesetze gegeben, wodurch die regelmäßigen Erbschaften gesichert werden, und hat, dem Worte nach, sich des Vorrechtes begeben, die Hinterlassenschaft der Staatsdiener einzuziehen. Sollte die Regierung am Ende wirklich so weit gehen, daß sie die Erbschaft der Beamten, so wie der übrigen Unterthanen unangetastet ließe, so würde sie dadurch gegen die Macht der Ulemas den entscheidendsten Streich führen. Denn die Moslims würden, wenn sie einmal ihr Vermögen vor der Habsucht der Re-

gierung gesichert wüßten, bald aufhören, dasselbe in die Hände des Klerus niederzulegen, wie jezt bekanntlich durch den sogenannten Wakuf so häufig geschieht und wodurch die Geistlichkeit alles Eigenthum des Landes an sich zu reißen drohet. Der Sultan hat sich auch sehr stark gegen die Bestechung der Gerichtshöfe und die in andern Verwaltungszweigen üblichen Erpressungen ausgesprochen. Aber Mahmud hat doch, seitdem er angefangen, den Reformator zu spielen, nur zu sehr gezeigt, daß er noch immer zu sehr Türke ist, als daß sich viel Gutes von seinen Reformen erwarten ließe. Sein eigenes gutes Beispiel würde mehr ausrichten, als alle neue Verordnungen. Man lese nur Folgendes: Die Duz-Oglus waren eine reiche armenische Familie, welche die Aufsicht über das Münzwesen führten und Seraff, oder Banquiers, mehrerer vornehmen Männer waren. Es ist wahrscheinlich, daß die Armenier nicht immer den Versuchungen zum Betrug hatten widerstehen können, welche so vielen ihrer jüdischen Vorgänger den Tod gebracht. Dieß kann aber die Behandlung, die man ihnen widerfahren ließ, nicht rechtfertigen. Als man sie fett genug zum Opfer glaubte und der Sultan ihres Reichthums bedurfte, wurden die drey unglücklichen Männer, ohne daß man ihnen ein einziges Verbrechen zur Last legte, ohne alle Form Rechtens, und ohne daß man ihnen einen Augenblick zur Vorbereitung vergönnte, hingerichtet und der Sultan bemächtigte sich ihres ganzen Reichthums. Sie waren noch Tags zuvor an der Pforte gewesen, und nach dem höllischen System des Hohns und der Verrätherey, welches die Regierung immer gegen ihre Schlachtopfer befolgt, mit ausserordentlicher Güte und Achtung behandelt worden. Ihr Tod verbreitete allgemeines Schrecken, und mein Freund W., welcher mit ihnen sehr vertraut gewesen war, hat mir oft beschrieben, welches Entsetzen er empfunden, als er eines Nachmittags den Bosphorus hinaufsegelte und die Duz-Oglus, die er ein paar Tage vorher als die reichsten und beliebtesten Rajahs des Sultans gesehen, vor ihrem eigenen Hause aufgeknüpft und einen Haufen Türken um die Todten versammelt sah, welche die Fügung des Geschicks bewunderten. Ein Mann von der ächten Armenischen Kirche, Namens Cazes-Artine, hatte die Kabale gegen sie geschmiedet und stand während meiner Anwesenheit zu Constantinopel an der Spitze des Münzwesens und allem Anscheine nach in hoher Gunst; aber Niemand zweifelt daran, daß er, wenn er reif dazu ist, auch wird fallen müssen. Ich habe Personen, deren Gefühle für Gerechtigkeit und Gnade durch den langen Aufenthalt in diesem Stall des Augias etwas abgestumpft waren, diese Schändlichkeit damit beschönigen hören, daß diese Leute Diener der Regierung gewesen seyen und durch die schnelle Anhäufung ihres Vermögens bewiesen haben, sie seyen Betrüger gewesen. Selbst diese schlechten Gründe lassen sich auf den Fall eines reichen Juden, Namens Schadji, nicht anwenden. Dieser Mann hatte durch Handel und Wechselgeschäfte ein ungeheures Vermögen erworben, war aber nie im Dienste der Regierung gewesen. Er hatte sich beynahe gänzlich von Geschäften zurückgezogen und ruhte auf seinen Geldsäcken aus. Doch machte er den edelsten Gebrauch von seinem Reichthum, und seine Wohlthätigkeit hatte ihm den Beinamen „des Vaters der Armen“ erworben; denn über die Engherzigkeit der Kaste erhaben, erstreckte sich sein Wohlwollen auf alle Menschen, gleichviel, ob der Leidende Christ, Türke oder Jude war. Der Mann genoß die Liebe des Volks, denn selbst der Koran sprach ihn heilig, aber nicht in den Augen Mahmuds; der Jude hatte Geld und Mahmud brauchte Geld — er befahl also den Mord des guten Mannes. Man schickte den Henker nebst einigen Tschiauschen nach des Juden Haus. Die letzteren klopften an und verlangten mit ihm zu sprechen. Man bat sie einzutreten, weil der Hausherr krank und im Bette sey. Aber sie bestanden darauf, er müsse zu ihnen herunterkommen, sie hätten einen Auftrag vom Sultan an ihn und in einer Minute sey es abgethan. Der Greis stand also auf, warf seinen Benisch um und kam, von seinem Bruder und einem Dienstboten geführt, herunter. Kaum hatte sein Fuß die Schwelle berührt, als der Henker, welcher sich bisher versteckt gehalten, auf ihn zustürzte, ihm eine Schlinge um den Hals warf und ihn, ohne ihm Zeit zu lassen, vorher ein Gebet zu seinem Gott zu sprechen, erdrosselte. Schadji's Bruder fiel ohnmächtig zu Boden, die Diener der Gewalt trieben das Gesinde aus dem Hause und legten die kaiserlichen Siegel an die Thüren. Das große Vermögen ward bald darauf in den Schatz geschleppt und der Sultan schenkte dem Bruder in einer Anwandlung von Großmuth 100,000 Piaster (ungefähr 1800 Louisdor), damit er nicht Hungers stürbe. Als ich in Konstantinopel war, redete man noch allenthalben von der schrecklichen Begebenheit, und selbst Türken trauerten um den Fall des wohlthätigen Juden und sahen die That des Sultans mit Abscheu an. Dieß sind Züge aus dem Leben eines Monarchen, den man in Europa so sehr bewundert hat und den manche mit Peter dem Großen vergleichen wollen. Der Charakter und die Geschichte dieser beiden Männer haben freilich viele Aehnlichkeit: wie Peter ist Mahmud hartnäckig, entschlossen, gleichgültig gegen das Leben von Tausenden, selbst seiner Blutsverwandten, wenn seine Zwecke solche Opfer fordern; wie Peter soll er dem Trunke ergeben seyn und im Rausche Dinge thun und befehlen, die er nüchtern bereut oder widerruft; wie Peter schwebte er in Gefahr, von seinen eigenen Verwandten ermordet zu werden, ehe er den Thron bestieg; wie jener hatte er ein Prätorianerheer auszurotten, europäische Kriegszucht einzuführen, ein Heer von Vorurtheilen in seinem Volke niederzuschlagen und besonders die Geistlichkeit zu demüthigen

und endlich hat er wie jener einen überlegenen Feind zu bekämpfen, durch dessen Siege er vielleicht am Ende auch siegen lernen dürfte. Aber Peter hatte offenbar größeres Genie, größere Kenntnisse und war zum wenigsten eben so sehr darauf bedacht, die Künste des Friedens als die des Krieges zu fördern.

(Der Beschluß folgt.)

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

„Das ist höchst merkwürdig, meiner Seel'!“ sagte Werner; „ich will das Rohr zu mir stecken und einen passenden Augenblick abwarten, wo ich es ihm geben kann, ohne daß es ihn zu sehr beunruhigt.“ — „Thu' Er das,“ sagte Anne Marie, „aber nun laß Er mich gehen, die Mutter schilt sonst.“ — „Höre Mädchen, noch ein Wort, wer ist der Peer Hansen eigentlich?“ — „Wer er ist? ein toller, wilder Knecht, aber gutmüthig; er thut keinem Kinde was zu Leide.“ — „Wie Teufel kommt er aber zu dem Rohre? Am Ende hat er Hand im Spiel gehabt bey dem Unglück.“ — „Hand im Spiel? nein gewiß und wahrhaftig nicht,“ rief Anne Marie erschrocken und legte dabey die kleine, von rauhen Arbeiten abgehärtete Hand auf ihr unschuldiges Herz. „Gott bewahre vor dem Gedanken,“ fuhr sie fort; „er ist wohl ein wüster Gesell gewesen und hat lange geschmuggelt in der Kriegszeit, und ist nachher Westindienfahrer geworden; aber so bös er auch aussieht, ich habe es Euch schon gesagt, er thut keiner Menschenseele was zu Leide. Meine Mutter ist Geschwisterkind von seiner seligen Mutter, daher kommt die Verwandtschaft, und die Mutter hat ihn nicht gern, weil er meinen ältesten Bruder überredet hat, Matrose zu werden, und nicht, wie Heinrich, mein zweyter Bruder, in der Wirthschaft zu bleiben; aber sie sagt doch auch selbst, daß Peer Hansen ein ehrliches Schiffskind ist.“

In diesem Augenblicke trat Runge wieder ein und Werner brach verlegen das Gespräch ab, nachdem er das Rohr schnell beseitigt hatte. Um seine Verwirrung zu verbergen, neckte er Anne Marie mit dem angedrohten Kusse, diese lief aber davon und ließ sich erst wieder blicken, als beyde Freunde dem gastlichen Hause Lebewohl sagten und ihre Reise fortsezten.

Sie wanderten eine bedeutende Strecke, ohne mit einander zu reden. Beyde beschäftigten sich im Geiste zu sehr mit dem, was sie in Lurup erfahren hatten. Endlich brach Runge das Schweigen und sagte: „Ich gäbe ich weiß nicht was darum, wenn ich wüßte, wer der Peer Hansen ist; der Gedanke will mir gar nicht aus dem Sinne, daß er enge in das Schicksal meines guten Vaters verflochten sey.“ — „Ja, wenn Du erst wüßtest, was ich weiß,“ stieß Werner heraus, schon im nächsten Augenblicke bereuend, diese Worte gesagt zu haben. „Und was weißt Du?“ fragte Runge erwartungsvoll. „Das Schweigen hilft nun doch nichts mehr,“ entgegnete Werner halb ärgerlich, „darum will ich dir's nur sagen.“ Er theilte jezt dem Freunde Alles mit und übergab ihm dann das Pfeifenrohr, das dieser mit lebhaftem Gefühl empfing und dabey gelobte, nicht eher zu rasten, bis er den räthselhaften Seemann wieder aufgefunden und das Geheimniß ergründet habe. Werner versprach ihm mit allen seinen Kräften dabey zu helfen. Ihr Gespräch während der lezten Meilen berührte keinen andern Gegenstand, und sich in Vermuthungen erschöpfend, erreichten sie endlich gesund und wohlbehalten das Ziel ihrer Reise. —

Wir sehen sie nach einigen Tagen traulich im Kreise der Runge'schen Familie an dem Theetische sitzen. Die freundliche Gesellschaft bestand neben ihnen noch aus Runge's Mutter und Schwester, dem Bräutigam der Lezteren, der dem Leser auch nicht gänzlich fremd seyn wird, da es kein Anderer war, als der Steuermann des Schiffes Amalia, Johann Petersen, und einer Freundin der Braut, einem hübschen jungen Mädchen, dem Werner besonders zugethan war. Das Gespräch hatte sich auf Seeabentheuer gewandt und Werner forderte plötzlich den Bräutigam auf, ihnen die Geschichte seines letzten Schiffbruches zu erzählen. Er suchte Ausflüchte und schien durchaus nicht geneigt zu seyn, diesen Wunsch zu erfüllen. Als Werner deßhalb in ihn drang, lehnte er es mit dem Bemerken ab, es würde die Frauen zu sehr erschrecken und ihm den frohen Abend verderben, da eben dieser Schiffbruch mit zu traurigen Erinnerungen für ihn verknüpft sey. „Wie so?“ fragte Werner. „Ach,“ fiel Runge ungeduldig ein, „Du weißt es ja, seinen Onkel, den Kapitän, riß eine Sturzsee über Bord.“ — „Mein Gott!“ rief Luise, die Freundin der Braut, „vor Ihren Augen!“ — „Ja,“ erwiederte Petersen verlegen, „vor meinen Augen. Aber,“ fuhr er fort, „thun Sie mir den Gefallen und reden nicht mehr davon, mich schaudert noch immer, wenn ich daran denke; es war gar zu fürchterlich.“ — „Du bist der erste Seemann meiner Bekanntschaft,“ bemerkte Runge, „der nicht gern von seinen Begebenheiten spricht.“ — „Nun,“ sagte Werner, „es verliert auch nicht jeder einen Oheim dabey.“ — „Ja wohl! ja wohl!“ rief Petersen und seufzte tief.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abendseufzer.

Wie so schnell doch
Um das Fenster
Wolkenschatten fällt,
Und die Vögel schweigen!

Müßt, ihr Blumen, auch
Schon so früh heut
Eure Köpfchen neigen?

Ach, ihr lächelt nur
Aus Gewohnheit noch
Lächelt noch mit Beben.

Helle Morgen
Und trübe Abende,
Und man liebt dieß Leben!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Unser Theater ist geräumig, geschmackvoll und gut erleuchtet. Es ist ganz wie das weiland Isarthortheater in München, nur grau in grau. Von den Vorstellungen fasse ich hier nur das Wichtigste zusammen. Das Mehrste waren immer Scribe'sche Stückchen, mit denen man es nicht so genau nehmen muß, wenn nur gute Scenen und zeitgemäße Wort- und Witzschläge darin vorkommen. So gab man zum erstenmal die Moralistes nach einer kleinen Voltaire'schen Erzählung, wo ein reifer Mann durchaus als Weiser erscheinen will, sich aber hernach von einem schönen Mädchen verführen läßt, in Uebermaaß und in unweiser Gesellschaft ißt, trinkt, sich berauscht, Prügeleyen anfängt u. s. w., wie Scribe so hübsch sagt:

Nous tromper dans nos entreprises,
C'est à quoi nous sommes sujets:
Le matin on fait des projets,
Et le long du jour des sottises.

Le Bourreau d'Amsterdam, der in Paris so großes Glück gemacht hat, ward auch hier gern gesehen, wiewohl es dem Manne Anfangs schlecht bey uns ging; die Theatercensur nahm ihn unter die Scheere und stuzte ihm die Federn, denn Flügel hat er nicht. Sie fürchtete bey manchen Scenen den Schwindel und die Ohnmachten unserer Damen, die sie für schwach-nervig hält, und um dergleichen Uebelstände in Parterre und Logen zu vermeiden, nahm sie schmerzstillende Abänderungen mit dem Stücke vor. Allerdings waren sie ein kühlender Julep, der alle Bewegung verhindern konnte. Die Theatercensur ist hier in schlechten Händen, denn sie weiß nichts von der dramatischen Literatur und von Theater, schneidet daher ohne Verstand und nimmt den Stücken oft das Pikante und Interessante, wodurch das Publikum so gut wie die Theaterkasse verliert. Der Scharfrichter wurde in der neuen Gestalt gegeben, aber dennoch war in Parterre und Logen Alles, wie es seyn sollte. Die Damen waren gerührt und weinten; die Herren sehen die Damen gern gerührt, also schien man an der Kasse zufrieden. — Allgemein gefiel auch die Violette von Planard, Musik von Caraffa. Bekanntlich findet sich die liebliche, jedoch kitzliche Geschichte zuerst bey Boccaz; von ihm borgte sie Tressan, eignete sie sich zu, machte sie gar anständig und gab ihr eine ritterliche Farbe; Planard brauchte sich also nur zu bücken, um das Veilchen zu pflücken. Indessen brachte er doch einige Verschiedenheit in die Haupthandlung. Die junge Minnesängerin ist lieblich eingeflochten und durch sie gewinnt das Stück sehr an Mannigfaltigkeit und Anmuth, die Entwickelung wird auf ganz anständige Weise herbeygeführt und nichts scheint gezwungen; man erfährt das Geheimniß des Veilchenmals auf der heimlichen Stelle des geliebten Mädchens, ohne daß eine Dame darüber roth zu werden braucht. Caraffa's Musik hat Schönheiten, aber auch Längen und Reminiscenzen. Manches wurde ganz gut von den Sängern und Sängerinnen ausgeführt. — Die Hauptrolle für Mlle. Constance ist, glaube ich, das Bauermädchen in Sage et Coquette. In keiner Rolle spielt sie sich so ganz selbst, wenigstens was den lezten Theil derselben betrifft. Ich glaube, daß keine deutsche Schauspielerin den rein französischen Charakter fassen und darstellen kann, und darauf möchte ich stolz seyn, denn das sage der französischen Mädchen hat keinen Seelengrund, sondern ist lediglich ein Rechenexempel der Klugheit. In Frankreich aber ist dieß Theaterstückchen nicht originell und neu, denn es gibt nichts häufiger als vornehme Gutsherrn, die hübsche Bauernmädchen ausstatten, sie zu verführen suchen und am Ende mit ihren lieben Bauernburschen zusammengeben. Dergleichen sieht man häufig auf der Bühne, und da allein werden sie noch bey uns geduldet; in der Praxis geht man anders mit ihnen um. Diese galanten Barone, diese unbezwinglichen und unbestechbaren Bauernmädchen, all' diese brillanten Opéra comique-Tugenden sind so neu und natürlich, wie die Redensarten, welche diese Bauern im Munde führen. Alle reden den Styl der Akademie und machen blumige Madrigate. Es ist unglaublich, daß in Frankreich diese Favart-Manier immer noch herrscht. Wann wird man uns denn einmal mit den Moschus-duftenden Versen, mit ländlichen Franzen und Kluntern verschonen und dafür Stücke in wahren Farben und Tönen schreiben? — Auch Cendrillon wurde wiedergegeben, fand aber wenig Beyfall. Vieles lag wohl am Orchester, das sich trocken, hart und ohne Harmonie vernehmen ließ. Man beklagt sich im Allgemeinen, daß die alten Opern schlecht aufgeführt werden. Dieß kommt wohl auch daher, daß die neuen besser und fleißiger bearbeitet und reicher mit Instrumentalmusik ausgestattet sind. Dagegen müssen freylich die alten Partituren dünn und ärmlich scheinen. — L'amour et la raison von Pigault-Lebrun trägt recht den Stempel seines Verfassers. Leichtigkeit, Witz, Heiterkeit, mit einer ein bischen romanhaften Intrigue findet sich auch hier und sichert immer die gute Aufnahme des Stückes, das übrigens gewaltig nach der alten Schule schmeckt. Da gibt es nichts als Bedienten und Kammermädchen bey der Exposition, bey der Intrigue und bey der Entwicklung des Stückes; diese Leute sind aber schon lange aus der Mode. Glücklicherweise steht doch hier der Diener nicht über dem Herrn, was so oft der Fall ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. August 1829.

— Ich stehe wundernd, wie
Das Irrsal sich entwirren soll und lösen.

Schiller.

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

Es entstand eine lange Pause unter den Anwesenden. Die Mutter, welche das bemerkte und der es peinlich zu seyn schien, forderte die Mädchen auf, etwas zu singen. „Das wäre schön," rief Werner mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit. „Höre, willst Du Luisens Stimme in ihrer ganzen Glorie bewundern," sagte Runge, „so bitte sie, daß sie das Lied vom bösen Schiffsherrn singe." — „Ja, das thun Sie, ich bitte," entgegnete Werner. Sie ließ sich nicht lange ersuchen, sondern sang mit ihrer reinen starken Stimme folgende dänische Romanze, von der wir, so gut wir können, eine Uebertragung mittheilen.

Vom bösen Schiffsherrn.

Die Welle spielt am Schiff,
Sie birgt das Felsenriff;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Der Schiffsherr steuert selbst mit fester Hand
Ins Meer hinaus, fernab vom Heimathland.
Auf Lust folgt Leid.

Da zeigt ein Segel sich
Am Rand, kaum sichtbarlich.
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Das Schiff wird deutlicher, jezt ist es nah,
Ein Fahrzeug, wie kein Seemann eines sah.
Auf Lust folgt Leid.

Am Steuer ganz allein
Stand dort ein Mensch wie Stein.
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Wie eine Leiche war er anzusehn,
Nur daß die Augen fürchterlich sich drehn;
Auf Lust folgt Leid.

Die Segel schwarz wie Nacht;
Es flog dahin die Jacht; —
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Und als dem andern Schiff sie nahte, rief
Des fremden Mannes Stimme gräßlich tief:
Auf Lust folgt Leid.

Du suchst der Leute Grab!
Du mußt zuerst hinab.
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Du willst dem Feind zuführen dort dein Schiff:
Wo nicht, soll es zerschell'n am Felsenriff;
Auf Lust folgt Leid.

Die Sünde segelt schnell,
Ich grüße dich, Gesell;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Ich war im Leben einst wie du gesinnt,
Jezt schiff' ich ewig gegen Sturm und Wind.
Auf Lust folgt Leid.

Jezt wartet mein das Grab,
Du lösest ja mich ab;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Du führest nun hinfort die Todesjacht
Durch manchen Sturm, durch manche wilde Nacht;
Auf Lust folgt Leid.

Der Schiffsherr sah ihn an,
Da war's um ihn gethan;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Auf seiner Stirn war seine Schuld zu sehn,
Doch war es auch alsbald um ihn geschehn.
Auf Lust folgt Leid.

Die Rache zögert nicht,
Die Mannschaft hält Gericht;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Sie kannten keine Ordnung, kein Gebot;
Da gab er selber sich den grausen Tod. —
Auf Lust folgt Leid.

Jezt segeln ihrer zwey
In Nacht und Sturm vorbey;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Die bösen Schiffsherrn —

Hier wurde sie plötzlich unterbrochen. Petersen, der während des Gesanges leichenblaß geworden war, sank plötzlich besinnungslos vom Stuhl. Alle sprangen erschreckt auf und waren bemüht, ihn wieder zu sich zu bringen, was ihnen auch gelang. Der junge Steuermann sagte nun, das Bild seines verstorbenen Oheims sey ihm plötzlich so lebhaft vor die Sinne getreten, daß er alles Bewußtseyn verloren habe. Er beurlaubte sich darauf von seiner Braut und den Uebrigen, und ließ sich von Werner und Runge nach seiner Wohnung geleiten.

Auf der Straße, wo ihn die frische Abendluft umwehte, ward ihm besser und er fing selbst an, über den Zufall, als etwas Unerhörtes für einen Seemann, zu scherzen. Plötzlich fiel es Rungen ein, ihn zu fragen: ob er den Peer Hansen nicht kenne und ihm wohl Nachricht zu geben wisse, wo er denselben finden würde. Petersen sah ihn erschrocken an, antwortete nichts als: „Gute Nacht," riß sich los und war in der nächsten Minute den Blicken der beiden Freunde entschwunden. Dieß fiel ihnen zwar sehr auf, doch schrieben sie es auf Rechnung seiner Sonderbarkeiten, wie sie dergleichen schon aus früheren Zeiten an ihm gewohnt waren.

Ihr Weg führte sie bey einem hell erleuchteten Hause, aus welchem ihnen Musik entgegen schallte, vorbey. „Was gibt es da?" fragte Werner neugierig. „Das ist ja das schwarze Lamm," entgegnete Runge, „wo es immer sehr lustig zugeht." — „Da müssen wir hinein," rief Werner. „Bist du toll?" sagte der bedächtige Runge, „da würden wir mit unsern rothen Mützen und der Kieler Studentenkokarde die besten Prügel lösen, und das gratis." — „Ach, warum nicht gar!" rief Werner, „komm nur, komm!" Er faßte bei diesen Worten den sich sträubenden Freund beym Arm und zog ihn in das Haus. Kaum hatten sie jedoch dasselbe betreten, als plötzlich die Musik verstummte, und eine Menge Tanzgäste sich ihnen in wilder Verwirrung entgegen drängte. „Was giebt es?" fragte Werner einen derselben. „Was es giebt? die Polizey will drinnen einen dänischen Matrosen arretiren, einen baumlangen Kerl, seine Kameraden wollen es aber nicht zugeben und setzen sich zur Wehr. Wem seine Glieder lieb sind, der mach' sich aus dem Staube." — „Das muß ich sehen," rief Werner in jugendlicher Wildheit und drängte seinen sich noch immer sträubenden Freund vorwärts. Plötzlich wurde es ruhig im Saal; ein anderer Tanzgast trat heraus und sagte zu ihnen und den Umstehenden: „Es ist schon ruhig; als die andern Matrosen erfuhren, warum ihr Kamerad arretirt werden solle, daß er nämlich in Verdacht sey, seinen Kapitän auf der See umgebracht zu haben, standen sie sogleich von aller Widersetzlichkeit ab und ließen ihn ruhig fortführen. Da kommen sie schon." —

Die beiden Freunde blickten hin und sahen zu ihrem Erstaunen, daß der fragliche Matrose, welcher, obgleich stark gebunden, doch kühn und frey neben den Polizeydienern und der Wache herschritt, kein Anderer war, als der Schiffskoch Peer Hansen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mahmud II. und seine Staatsreformen.

(Beschluß.)

Unter Peter wurden die russischen Finanzen blühend, unter Mahmud gerathen die türkischen jährlich in größeren Verfall; Peter baute Städte, ebnete Landstraßen, grub Kanäle, — Mahmud verwüstet Städte und läßt Straßen und Kanäle verfallen. Aber gesetzt auch, beyde Fürsten wären einander so ähnlich, als man vorgiebt, so waren die Russen zur Zeit Peters zwar roh und unwißend, aber nicht, wie die heutigen Türken, roh, unwissend und verderbt; die Priesterschaft hatte großen Einfluß und war aller Neuerung entgegen, aber sie war nicht wie die türkische im Besitz der meisten Ländereien und das Wesen ihrer Religion war nicht wie das der Mahomedanischen aller Verbesserung entgegen; Rußland war wie die Türkey ein ausgebreitetes Land und manche der großen Edelleute hatten auf ihren Gütern beynahe souveräne Gewalt, aber das Volk, wenigstens in den Hauptprovinzen, war Eines Glaubens und Eines Stammes, und das Land war nicht, wie viele Theile der Türkey, unter Statthaltern vertheilt, welche zum Theil blos dem Namen nach von dem Monarchen abhängen. So offenbar es auch der Vortheil Englands erfordern mag, das schwankende türkische Reich noch aufrecht zu halten, so steht dieß doch nicht in dessen Gewalt, und die Kraft des jetzigen Sultans kann blos seinen Fall verzögern. Seit 150 Jahren hat Jeder, der über die Türkey geschrieben, diese Begebenheit vorausgesehen; aber jezt erst ist das Unheil der elenden Regierung zum Innersten durchgedrungen..... Die Türkey ist jezt so arm, daß man nicht einen Muselmann im ganzen Reich findet, der nicht gestände, seine Umstände haben sich verschlimmert. Ein angesehener und gebildeter Türke in Syrien versicherte mich, das Elend sey in seiner Provinz so hoch gestiegen, daß er wünsche, die Engländer möchten Besitz davon neh-

men, und wenn diese es nicht wollten, wären ihm selbst die Griechen willkommen; ein merkwürdiges Geständniß für einen Türken. Ich behaupte, es lasse sich keine entschiedene Besserung in der Lage des Volks erwarten, da dessen bürgerliche und religiöse Einrichtungen, obgleich sie es zu Grunde richten, wie die Gesetze der Perser und Meder, unveränderlich sind. Jedem Unterthan des Großherrn wird von Kindheit an eine beynahe abgöttische Verehrung für die Person des Sultans eingeflößt; er muß seinen Befehlen, gleichviel ob gut oder böse, blindlings gehorchen und sich glücklich schätzen, auf seinen Wink zu sterben, weil ihm ein solcher Tod zu einem Platze im Paradiese verhilft. Die Sitten der Hauptstadt sind über allen Begriff verdorben; der anmaßende Hochmuth der Türken mißt sittliche Erhabenheit nur nach Körperstärke, und ich habe oft bemerkt, daß dieses Volk Sanftmuth und Höflichkeit entweder für Niederträchtigkeit oder Einfalt hält; um geachtet zu werden und Beleidigungen zu entgehen, fand ich es oft für nöthig, selbst bey den Vornehmsten hochmüthig und anmaßend zu seyn. — Die Scheidekunst wissen sie zu nichts anzuwenden, als um Gifte zu bereiten, von denen viele in Europa ganz unbekannt sind. Sie werden oft gebraucht, um Staatsverbrecher aus dem Wege zu räumen, deren Stand der Regierung die Nothwendigkeit auflegt, heimlich zu verfahren; bald wird das Gift in einer Tasse Kaffee, bald im Mundstück einer Pfeife, bald in Scherbet gereicht. Zum erstenmal in meinem Leben reiste ich ganze Tage, ohne eines Bauern ansichtig zu werden, ja zwischen Brusa und Magnesia sah ich nicht so viele einzelne Häuser, daß sie einen mittelmäßigen Weiler gebildet haben würden. Das Brandmaal des Despotismus waren ganz deutlich dem Boden, und der Stempel der Erniedrigung den Stirnen der elenden Bauern, denen man begegnete, aufgedrückt. Es war offenbar, daß das Land, durch welches ich reiste, ein Land der Tyrannei und eine Höhle für Sklaven war. Ein Jahrhundert hat hingereicht, um die Türkey ihres Ruhmes zu berauben und ihr mehr als die Hälfte ihrer Eroberungen zu entreißen. Die hochklingenden Benennungen ihrer Grenzen, Pontus, das egäische und adriatische Meer sind jezt eitle Worte; die Krimm, Circassien, Georgien, Griechenland und dessen reiche Inseln sind verloren; Arabien ist bis auf die Mauern von Mekka wieder in den Händen der Wechabiten; die Drusen und Maroniten in Syrien lassen keinen Türken innerhalb einer Meile von Jerusalem in ihr Land; die Araber betrachten sich nicht mehr als Unterthanen des Sultans; Egypten bezahlt freylich noch einen unsichern Tribut; aber Tunis, Algier, Tripoli und Marocco sind unabhängige Staaten. Nur wer Politik aus Zeitungen lernt, kann glauben, die Kraft des jetzigen Sultans vermöchte der Nation neues Leben einzuhauchen. Es geht über die Kräfte eines Einzelnen, gegen die verderblichen Wirkungen des allgemeinen Luxus und der Ausschweifung in einer Nation zu kämpfen, und aus entarteten Menschen lassen sich keine guten Soldaten machen. Barbarey ist nicht Muth; der Ausbruch des Fanatismus ist nur im ersten Anlauf gefährlich, und zur Kriegstaktik gehört etwas mehr, als die Bewegungen eines militärischen Hanswurstes nachzumachen und ein Heer in Harlekinsjacken zu kleiden. England aber schmeichelt sich mit der Hoffnung, den gefallenen Riesen wieder aufstehen zu sehen, und obgleich ihm jeder Tag neue Wunden schlägt, erwartet es, die große, mißgestaltete Masse unter den Streichen egyptischer Korporale Gesundheit und Kraft erlangen zu sehen. Eitle Hoffnung! weder der Fanatismus noch die Wuth Eines Mannes vermögen es, Helden aus den Puschten des Serails zu machen, und die Beinkleider des Propheten, welche jezt die heilige Standarde der Gläubigen bilden, vermögen die Soldaten des Glaubens weder zu ernähren noch zu kleiden..... Die Ursache des Verfalls der Türkey liegt tief in ihrem Innersten und ist nicht, wie Thornton denkt, von außen her zu suchen. Rußland oder was sonst für eine Macht, die am Ende den Leichnam der Türkey aus Thracien hinausschafft, mag vielleicht eine Zeitlang unter der Last keuchen, mag im Anfange auf Hindernisse in Masse stoßen und im Fortgange mit Hunger und Krankheit zu kämpfen haben; eine einzige Feldschlacht aber wird der Türkey vollends den Todesstoß geben, und selbst die Furcht der Nation wird dazu beytragen, sie aus Europa treiben zu helfen. Ich habe nie mit einem Türken über ihr Reich gesprochen, der nicht erklärte, er sey überzeugt, die Prophezeihung, der Giaur siege dereinst über den Muselmann, werde eintreffen.

Jean Paul an A.

Weimar, den 4. Nov. 98.

Nichts soll mich künftig bey Ihnen, gute A...., mit Entschuldigungen meines Schweigens retten, als Ihre Voraussetzung derselben. — Ich bin in Eden, dem aber auch die Gewißheit fehlt, daß Sie eines haben. — Ich mag das alte Lied, woran ich glaube, nicht wieder singen, daß auch die jetzigen Mißhelligkeiten keine gewaltsamere Auflösung finden werden, als die vorigen, die eine Laune brachte und eine holte. — Ich wohne Ihren Bergen jezt näher und meine Augen richten sich auf meinen Parkausflügen oft nach den rauchenden [illegible], hinter denen ich meine Lieben weiß — und ich denke oft an Ihr schönes Herz, an Ihre Vorzüge, an alles, was schön und groß an Ihnen, an Ihr nasses Auge — und Gott trockne es bald!

Ihr Richter.

Weimar, den 15. Nov.

Ein kurzer Brief ist doch auch einer; ich kann nicht allemal über meine Sehnsucht herrschen und muß sie durch

meine Worte stillen. Warum schweigen Sie? — Sie könnten mir soviel aus Ihrem Innern, aus seinen Epochen erzählen — denn meine Bücher sind Briefe und meine Zeit ein Nichts — Sie könnten mir sogar Ihr Tagebuch schicken, oder doch excerpiren. —

Berechnete ich mehr mein Vergnügen, als meine Pflicht, wahrlich, so würde ich mehr Briefe, als Bücher schreiben. — Gute, theure, unvergeßliche A.! dem Raubgeyer Deiner stillen Freuden sind gewiß bisher die Federn ausgefallen, das hofft mein Herz. Komme bald zu mir und sprich lange und vergib dem Stummen! O wenn am Geburtstage unsers O.... Ihre und seine Thränen sinken und ihr an eure Herzen, so ist meines erinnernd und wünschend auch bey Euch!

Ihr alter Freund R.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Beschluß.)

Von Zeit zu Zeit machen Genfer dramatische Versuche, so große Schwierigkeiten dieß auch bey uns hat. Vor einigen Jahren glückte ein kleines Stück, le bateau à Vapeur, das ganz auf einem Dampfboot spielt. Es war recht wacker, und der Reiz der Neuheit unserer Dampfboote half ihm noch mehr. Später erschienen patriotische Stücke, die unsere militärischen Sommerlager und das Schützenfest voriges Jahr zum Gegenstand hatten; sie konnten sich aber nicht helfen und waren wirklich sehr platt. Jezt ist wieder ein Stück erschienen: Charles, ou le Neveu d'aujourdhui et l'Oncle d'autrefois. Der Gegenstand ist gewiß gut gewählt, und ein junger Genfer von 1829 neben einem von 1770 gäbe reichlichen Stoff zu witzigen und geistreichen Vergleichungen und Zusammenstellungen. Es fehlt uns wahrhaftig nicht an alten und jungen Originalen; aber es ist ein mißliches Ding, in unserer kleinen Stadt Nationalsitten auf die Bühne zu bringen. Schmeichelt der Verfasser, so nennt man ihn platt, tadelt er, so wird ihm unschickliche Kühnheit und böser Wille vorgeworfen, und es geht ihm in Kaffeehäusern, in Cirkeln und Gesellschaften, ja oft in seiner eigenen Familie schlecht. Mit diesem Krähwinkelsinn werden wir nie ein wahrhaft dramatisches, Genf zum Gegenstand nehmendes Talent bey uns aufkommen sehen, und Vielen ist dieß auch ganz recht. Obiges Stück ist übrigens nicht durchgefallen; im Parterre hörte man mit Aufmerksamkeit zu und applaudirte an mehreren gelungenen und nach Oben stechenden Stellen; in den Logen hingegen war man auf viele Anspielungen ungehalten; bald setzte sich auch die bestellte Gegenparthey, die das Stück nicht zu Ende spielen lassen wollte; ihr Bestreben gelang aber doch nicht; hingegen war der Beyfall am Schluß nur gering. Im Ganzen ist das Stück nicht schlechter als eine Menge Vaudevilles, die uns von Paris zukommen. — Ueber den Tyran domestique ist viel gestritten worden, ob es ein Lustspiel oder ein Drama sey? Das war wohl verlorene Mühe. Nenne man dieß beste Duval'sche Stück so oder so, immer wird man gestehen müssen, daß es gut gedacht, aufgefaßt und geschrieben ist, auch von Anfang bis zu Ende Interesse erregt. Es hat eine Menge heiterer und rührender Momente; ihm entquillt eine treffliche Moral, und wenn sich die männlichen Hauptpersonen nicht bessern, so ist wenigstens das Stück nicht Schuld daran. — Heut zu Tage hat es nicht wenig Schwierigkeiten, Molière'sche Stücke mit Provinzialschauspielern aufzuführen. Sie wollen rasch, lebendig und ohne alles Stocken dargestellt und gesprochen seyn. In diesen Stücken tragen alle Personen zur Handlung bey, keine ist unnütz, müßig oder überflüssig. Die Schauspieler müssen die Idee und Absicht des Dichters nicht nur vollständig fassen, sondern auch Talent genug zum Darstellen haben; Schwäche oder Mittelmäßigkeit verderben hier Alles und stehen mit der Dichtung in schreyendem Widerspruch. Kein Gedächtnißfehler darf sich spüren lassen, am wenigsten darf es den Schauspielern einfallen, sich da mit eigenen Phrasen auszuhelfen und sie als Flicken auf das treffliche Gewand zu setzen. Dieß fühlten wir Alle recht lebhaft in dem Bourgeois Gentilhomme. Dieß ist jedoch nicht zu verwundern; werden doch Molière's Stücke jezt manchmal recht mittelmäßig auf dem Théâtre français in Paris gegeben, wo doch die Schauspieler in der höhern Komödie leben und weben, während unsere nur für Oper und Vaudeville, ja sogar für's Ballet engagirt sind. — Wer kennt Alex. Dumas herrlichen Henri III. et sa cour nicht? dieß durchaus romantische Werk voll wahrer, glühender Farben und Schorufe aus der Zeit, mit der wahren Menschenzeichnung, diese Dichtung ohne Verse und Phrasen, die mit einem Mal die deutsche Muse mit der französischen Tragödie versöhnen muß, denn schwesterlicher und doch würdiger kann sie sich nicht neben sie stellen. Da dieß Stück so unglaubliches Glück in Frankreich gemacht hat und jezt auf den klassischen Brettern herrscht, wo vorher nur Corneille, Racine und Voltaire Platz fanden, so waren wir sehr begierig, es hier zu sehen, wiewohl zu fürchten war, daß die liebliche Herzogin von Guise, das schönste und zarteste Bild im Stück, nicht gut auf unserer Bühne dargestellt werden könnte. So war es auch zum Theil. Das Stück wurde übrigens rasch und mit Zusammenklang gegeben und mußte einigemal wiederholt werden. Unsere Genfer Klassiker, die das kritische Theaterscepter halten, waren in nicht geringer Verlegenheit; sie konnten doch nicht läugnen, daß das Stück schön, daß seine Intrigue anziehend, fesselnd und von Anfang bis zum Ende gut geführt, daß die Zeichnung der Charaktere und der Zeit meisterhaft sey und in dem wahrsten Farbenspiel glänze u. s. w. Dagegen behaupteten Einige, es sey gar keine Tragödie, sondern nur ein Drama, denn es sey in Prosa geschrieben, in der Tragödie aber könnten die Leute nur in — sie hätten sagen sollen, mit — Alexandrinern umgebracht werden; Andere meynten, die Prosa sey freylich ein sehr arger Verstoß, Dumas könne wahrscheinlich keine Verse machen, das Stück sey aber doch ganz nach den Regeln des Klassicismus, denn es habe Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung; wieder Andere meynten, Alles sey gut daran, nur die mystischen, abergläubischen, nekromantischen Fadaisen nicht. Am tollsten wurden sie, als ich ihnen bemerkte, daß Vieles in dem Stück an die besten deutschen Trauerspiele erinnere, so die Herzogin von Guise an Thekla und Elisabeth von Spanien, Ruggieri an Seni, der Page Arthur an Otto in der Schuld; eben so könne man beym Herzog von Guise recht gut an den Herzog von Alba bey Schiller und Göthe, und bey der Schlüsselsendung an die in Don Carlos denken; dieß habe jedoch den Dichter nicht gehindert, sich ganz frey von aller Nachahmung zu bewegen, so daß seine Tragödie nur einer Passionsblume neben andern zu vergleichen sey, alle gleich schön und wundersam gebildet.

M.

Beylage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 189.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 8. August 1829.

In Erd' und Himmel gibt's mehr Ding', Horatio,
Als je bey euch Philosophie geträumt.

Shakespeare.

Geschichte der Heilung der Kröpfe und Skropheln durch Berührung, hauptsächlich durch die Hand der Könige.

Von Justinus Kerner.

Ehe die Hand jenes Salpetersieders, welche die Kröpfe und Scropheln heilende Jodine fand, die gleiche Uebel einst heilende Kraft der Hand mächtiger Könige vollends vergessen macht, will ich, was ich von der Geschichte der leztern in alten und neuen Büchern fand, zusammenreihen, und das Gefundene durch diese Blätter den in diesen Sommertagen so reichlich in Salz- und andern Bädern zerstreuten, um Haut und Hälse besorgten Schönen zur Unterhaltung und Belehrung mittheilen.

Eine kaum noch unter unsrem Volke übliche Heilung der jezt immer mehr verbreiteten Krankheit der Scropheln war einst sehr üblich, nämlich die magische durch Berührung, aber vorzüglich durch Berührung der Könige von Frankreich und England, und es geschah dieses nicht allein bey den Kröpfen, sondern auch bey den eigentlichen Scropheln.

Jene Heilung durch Berührung war übrigens einst nicht blos ein ausschließliches Regale jener Könige, sondern man glaubte, diese Kraft hafte auch je an dem siebenten Knaben, wenn keine Tochter dazwischen geboren worden, und mehrere, die sich dieses Geschicks zu erfreuen hatten, übten diese Kunst in vorigen Jahrhunderten aus. Ausführliches darüber sagt die Schrift vom Jahr 1643: „G* Traité de la guérison des écrouelles par l'attouchement des septenaires. Aix 1643.“ Aber auch heutzutage finden sich noch hie und da solche Begabte unter dem Volke. Garnett (siehe dessen Reise durch die schottischen Hochlande) fand auf der Insel Jcolnekill einen Mann, der die Scropheln durch blose Berührung heilte. Auch dieser war ein siebenter Sohn. Er war weit und breit gesucht, und begehrte keine Bezahlung. „Wie es mit dieser Kur zugeht,“ sagte er, „weiß ich nicht, Gott ist es, der solche durch meine Berührung bewerkstelligt.“ Mit solchem frommen Sinne wie dieser schottische Hochländer mochte auch Philipp der Erste diese Gabe angesehen haben; denn noch in der Sterbestunde unterrichtete er in der Kunst, Scropheln durch Berührung zu heilen, seinen Sohn Ludwig; er legte ihm die religiösen Worte, die er bey Berührung dieser Geschwülste zu gebrauchen habe, aus, und empfahl ihm dabey vor allem ein keusches, frommes, gottergebenes Leben, ohne welches diese magische Kraft nicht wirke; „denn Gott,“ sagte er, „erhört keinen Lasterhaften.“ (S. Titius in Commentar. de reb. Gallic. lib. 2. p. 110). Es ist auch wirklich nachzuzählen, daß gerade an den frömmsten und besten dieser Könige diese Kraft am stärksten haftete. Ludwig IX. (der Heilige) heilte auf einmal 1500 Menschen an diesem Uebel, und ließ jede Woche einmal solche Kranke zu seiner Berührung zu. Heinrich IV. heilte alle Jahre gegen 4000 Menschen. Am Tage seiner Salbung sandten ihm die Spanier eine Menge Kranke zu, wie man dafür hielt, hauptsächlich, um ihn zu versuchen, aber sie waren ganz erstaunt,

daß er sie nur berührte und sich ihre Geschwülste darauf verloren. Ludwig XIV. heilte nach seiner Salbung in Rheims 3000 Kranke aus verschiedenen Nationen.

Man schrieb zuerst dem König Clodewig diese Kraft zu, der zuerst einen Vertrauten, nach einer Eingebung im Traume, von jenem Uebel befreyt haben soll, ohne zu wissen wie es geschah, von wo an sich diese Kraft auf die folgenden Könige fortgeerbt habe. Dagegen spricht aber selbst der französische Geschichtschreiber Dupleix. „Ich habe," schreibt dieser, „in den ersten zwey Familien unserer Könige nicht die mindeste Spur von dieser Kraft und Kurart gefunden, und es ist nicht zu glauben, daß, wären sie von Gott mit solcher Kraft begabt gewesen, die Geschichtschreiber ihrer Zeit, die auch geringer Dinge erwähnen, dieses herrliche Regale der königlichen Familie verschwiegen hätten." Derselbe Geschichtsforscher behauptet, man habe vor der Zeit König Philipps I. nichts von dieser Gabe der Könige von Frankreich gehört, Philipp habe diese Heilung zuerst ausgeübt, aber die Kraft wieder verloren, nachdem er seine Gemahlin Bertha verstoßen und sich einem sündlichen Leben ergeben habe, jedoch sey seinem Sohne Ludwig diese Gabe wieder geworden, und erst von da an habe sie an den französischen Königen mehr oder weniger gehaftet.

Aber nicht blos den Königen von Frankreich, sondern auch denen von England war sie einst eigen. Dort übte sie zuerst Eduard der Bekenner, und wegen seiner Frömmigkeit mit ganz besonderem Erfolge aus. Er wurde ihrer im Jahre 1062 theilhaftig. Von dort an hieß man die Scropheln in England kings evil.

Nach einer Erzählung in Snorro Sturlesons Geschichte der nordischen Könige (die Kieser im Archiv für den thierischen Magnetismus, 7. B. 1. St. anführt) fand sich aber diese Kraft ohnstreitig noch früher, als bey den Königen von England und Frankreich, in den Händen der skandinavischen Könige. Diese Erzählung ist von Olaf dem Heiligen und heißt also: „Man erzählt, daß, als der König sich in Gardareich aufhielt, eine mit der Königin in vertrautem Verhältniß stehende vornehme Wittwe ihren Sohn zu derselben brachte, welcher an einer Geschwulst des Halses gefährlich litt, so daß er keine Speisen zu sich nehmen konnte, und man für sein Leben fürchtete. Die Königin wußte ihr keinen andern Rath zu geben, als zum König Olaf zu gehen, welcher die Kraft habe, Krankheiten zu heilen, damit er durch Auflegen seiner Hände auf die Geschwulst auch den Knaben heile. Die Wittwe ging zum Könige, stellte ihm die Gefahr ihres Sohnes vor und bat ihn, er möge die königlichen Hände auf die Geschwulst legen. Der König erwiederte: „er sey nicht in der ärztlichen Kunst erfahren, und man müsse anderswo nach Männern dieser Kunst forschen." Die Wittwe entgegnete: sie sey auf der Königin Rath hieher gekommen, welche wünsche, er möge die ihm bekannte Heilkraft anwenden, da er in der Heilkunst alle Männer übertreffe. Da legte der König seine Hand auf des Kranken Halsgeschwulst, und strich sie so lange, bis der Kranke seinen Mund bewegen konnte. Sodann nahm der König Brod, brach es in Stücke, legte diese kreuzweis in seine Hand, und der Knabe verschluckte sie; sogleich verging alle Geschwulst des Halses, so daß der Kranke in wenigen Tagen gesund war. Als die Sache unter das Volk kam, wurde sie von mehreren für ein Wunder gehalten." „Bedenkt man," sagt Kieser, „daß Olaf der Heilige früher lebte (er regierte ungefähr 1020 — 1035) als Eduard der Bekenner (dieser regierte 1041 — 1066) und weit früher als Philipp der Erste (welcher 1060 — 1108 regierte), so ist die bisherige Meynung, daß jene Kraft ursprünglich den Königen von England und Frankreich eigen gewesen, hiernach zu berichtigen, und die Sage von der heilenden Kraft der Hände der Könige ist offenbar skandinavischen Ursprungs. Dazu kommt, daß Eduard der Bekenner mit den Skandinaviern in enger Verbindung und stetem Verkehr stand, und selbst nordische Gesetze in die Sammlung Commun Law nach England verpflanzte, daß Olaf der Heilige öfter und auf längere Zeit in England war und auch Frankreich besuchte, wodurch die Hypothese sehr wahrscheinlich wird, daß dieser ursprünglich skandinavische Gebrauch von Norden nach England, und von England nach Frankreich gewandert sey, weil Philipp der Erste sie erst ausübte, als Olaf der Heilige längst gestorben war."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

Wir müssen hier zum bessern Verständniß folgende Briefe einschalten.

Aennchen Runge an ihren Bruder, den Studenten Runge in Kiel.

Altona, Ende Januar 181—

Diese wenigen Zeilen, lieber Bruder, schreibe ich Dir mit sehr betrübtem Herzen, und wenn ich nicht wüßte, daß Du Deine einzige Schwester zu lieb hast, um ihr deßwegen zu zürnen, weil sie einmal nur von sich selbst redet, so würde ich es gewiß ganz unterlassen. Denke Dir meinen Jammer, Heinrich; am Tage nach Eurer Abreise kam Johannes wider Vermuthen gar nicht zu uns. Du weißt, daß er während der lezten Zeit Eures Aufenthaltes schon immer sehr verstimmt und einsylbig war, und wir alle befürchteten, er würde schwer krank werden; deutlich kannst Du Dir also vorstellen, was ich bey seinem gänzlichen Wegbleiben litt, denn warum soll ich Dir ein Hehl daraus machen? ich habe ihn eben so sehr lieb, und er verdient es gewiß auch.

Auf mein inständiges Bitten schickte die Mutter endlich zu ihm hin, obgleich sie meynte, das schicke sich eigentlich nicht, und nun denke Dir meine Angst, als Cathrine todtenblaß zurückkam, mit der Botschaft, er sey heute Morgen in der Stille von der Polizey arretirt und nach Tönningen abgeführt worden. Der Wagen habe schon vor dem Polizeyhause in der Pallmaille gehalten, und ihm, meinem Johannes nämlich, sey kaum gestattet worden, die nöthigen Kleidungsstücke mitzunehmen. Seine Papiere habe er dem Justizrath ausliefern müssen. Ich saß bey dieser Nachricht wie vernichtet, und konnte mir gar nicht zusammenreimen, was Johannes nur im Mindesten gethan haben könne, da klopft es an die Thüre und ein Polizeydiener bringt mir ein Paar Zeilen von ihm, die er zu meiner Beruhigung und mit des Justizraths Erlaubniß noch vor seiner Abreise geschrieben hatte. Sie enthielten weiter nichts als die Bitte, daß wir uns seinetwegen nicht ängstigen möchten; es seyen in Tönningen Untersuchungen wegen des Schiffbruches der Amalia eingeleitet worden; er wäre zwar für den ersten Augenblick arretirt; alles würde sich aber bald aufklären, und er dann so schnell wie möglich zu uns zurückkommen. Der Polizeydiener konnte mir, so viel ich auch in ihn drang, nichts sagen, denn er wußte selbst nichts weiter und überließ mich meinen Vermuthungen.

So vergingen einige Tage in grenzenloser Angst für mich, die noch durch die Reden der Mutter vermehrt wurde. Sie erklärte mir nämlich rund heraus, daß, wenn Johannes nicht ganz rein aus der Sache käme, und nur der geringste Mackel auf ihm haften bliebe, aus unserer Heirath nichts werden könne, denn sie wolle nicht, daß ihre einzige Tochter die Frau eines Mannes werde, gegen den man etwas einzuwenden habe. Ich kann Dir nicht beschreiben, lieber Bruder, wie mich das ängstigte, ich habe Johannes zu lieb, ich kann nicht von ihm lassen, und wenn er eine Todsünde begangen hätte. Wie gräßlich mir seitdem zu Muthe ist, das kann ich nun vollends gar nicht schildern; mir ist, als ginge die Zeit gar nicht fort, sondern bliebe mit mir auf einem Flecke stehen, mit der Angst um Johannes, und nur die häuslichen Geschäfte und daß ich mir es vor der Mutter nicht merken lassen darf, überzeugen mich vom Gegentheil. — Ach Heinrich, ich habe irgendwo in einem guten Buche gelesen:

> Das Eine halte fest,
> Treue, die nimmer läßt,
> Sie hilft dir durch.

Das denke ich auch und ich lasse nicht von Johannes.

Ich wurde im Schreiben dieses Briefes durch unsern Herrn Vormund, den Herrn Sagerbas Wilken, unterbrochen, der die Mutter besuchte. So gut der Mann auch immer gegen uns ist, dieß Mal hat er mich fast zur Verzweiflung gebracht. Er wollte für gewiß erfahren haben, Kapitän Lundquist sey nicht über Bord gespült worden, sondern seine Matrosen haben ihn umgebracht, und fragte uns, ob wir nichts von Johannes wüßten. — Unschuldig an der That ist Johannes, darauf lasse ich mein Leben, aber wie soll ich seinen Tiefsinn und daß er immer davon abbrach, damit zusammenreimen? Wenn er nur nicht darum gewußt und es aus Angst verschwiegen hat. Der Vormund, der ein sehr strenger Mann ist, sagte, dann wäre er sehr schuldig und nicht werth, in eine so rechtliche Familie wie die unsrige zu heyrathen, und die Mutter stimmte ihm völlig bey.

Lieber Heinrich, Du bist Tönningen so viel näher, und für einen Studenten ist das eine Kleinigkeit, wie Du und Dein Freund Werner immer sagten: thu' es mir zu Liebe und reise selbst hin und sieh, daß Du Johannes sprechen kannst; frage ihn in meinem Namen, wie die Sache sich verhält, und reiße mich aus der Angst. Du hast mich ja eben so lieb, wie ich Dich. Johannes ist gewiß unschuldig, aber die Furcht vor den Gerichten kann ihn leicht verwirrt machen. Ich habe gelesen, daß sehr oft in solchen Fällen die Unschuldigen für die Schuldigen leiden mußten, weil sie sich aus lauter Seelenangst nicht recht zu vertheidigen gewußt hatten. Mit Dir kann er Alles ordentlich überlegen und Du kannst ihm rathen, was er vor den Gerichten aussagen soll; denn Du studirst ja die Rechte und weißt das besser. Nicht wahr, Du wirst gewiß zu ihm reisen, sogleich, wie Du meinen Brief empfängst? — Ach Heinrich, ich bete Tag und Nacht zu dem lieben Gott, daß er uns vom Uebel erlöse, wie es im Vaterunser steht; ich weiß vor Unruh' nicht zu bleiben.

Ich schicke Dir hier mein Erspartes, wenn es Dir vielleicht an Gelde fehlt, damit Du meinetwegen Niemanden ansprechen sollst. Antworte so bald als möglich. Lebe wohl, mein guter Heinrich. — Deine treue Schwester, Johanna.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der 95 Schuh lange Wallfisch fängt nachgerade an, seinen Zulauf zu verlieren, obschon er zum privilegirten königl. niederländischen Wallfische gestempelt, den Parisern vorgeführt worden ist, und der Prof. Geoffroy St. Hilaire eine recht faßliche Vorlesung über die Naturgeschichte dieses Thieres in der Bude selbst gehalten hat, so daß die Zuhörer zu gleicher Zeit den Professor und das Ungeheuer vor Augen hatten, und des erstern Worte mit des letztern Körper vergleichen konnten. Der todte Wallfisch hat an dem lebendigen Elephanten einen gefährlichen Nebenbuhler bekommen, zumal da dieser nicht allein seine ungeheure Gestalt, sondern auch sein Schauspielertalent dem Publikum zum Besten gibt; weßhalb auch ein Vaudevilledichter folgendes Epigramm gedichtet hat:

> De la baleine on prolonge les fêtes,
> De l'éléphant on vante les exploits,
> Heureux Paris! en fait de grosses bêtes
> Tu n'as vraiment que l'embarras du choix.

Dieser Elephant zog mit seinem Führer in der Welt umher, wie mancher Mensch, der nicht recht weiß, was er mit sei-

nem Talente machen soll, bis er nach Paris kam und hier erst Gelegenheit fand, seine Anlagen zu seinem Vortheile zu entwickeln und anzuwenden. Die Bereiter Franconi nämlich, die schon so manches vierbeinige Thier abgerichtet haben, auch bereits vor mehreren Jahren einen Elephanten auf ihrer Bühne haben auftreten lassen, hatten sogleich ihr Augenmerk auf diesen Ankömmling geworfen und ihn zu ihrem Mitschauspieler erkohren. Dieß Vertrauen hat der Elephant denn auch redlich belohnt, denn er spielt seine Rolle recht brav und vergißt nie den geringsten Theil davon. Man hat ein eigenes Stück für ihn geschrieben oder zusammengestoppelt, welches in mehreren Blättern scharf kritisirt, von einem sogar eine Elephanterey (Elephantillage) genannt wird. Allein wie läßt sich auch ein Meisterwerk dichten, worin die Hauptrolle von einem Elephanten gespielt wird? Alles kam ja nur darauf an, dem Ungeheuer Anlaß zu geben, seinen Verstand und Scharfsinn dem Publikum zu zeigen, und dieß hat der so hart beurtheilte Dichter gethan. Bekanntlich oder vorgeblich genießt der weiße Elephant des Königs von Siam ganz besondere Ehre, wird in goldnen Schüsseln bewirthet und beynahe als ein göttliches Wesen verehrt. Dieses Thier nun soll der Elephant in Franconis Cirque olympique darstellen; zwar ist er kein weißer, sondern ein dunkelgrauer; allein mit der Farbe darf man es nicht immer genau nehmen, und wenn man sich an solchen Kleinigkeiten stieße, würde manches Stück gar nicht gespielt werden können. Dieser göttliche Elephant nun wird der Retter des jungen Kronprinzen von Siam, dem ein Nebenbuhler, ein tyrannischer Usurpator den Thron rauben will. Er faßt jenen mit seinem Rüssel beym Hosenbande und stellt ihn dem versammelten Rathe vor, als ob er sagen wollte: der ist's, den ihr zum Könige nehmen müßt! Er befreyt ihn und seine Gefährten aus dem Kerker, worin der böse Usurpator sie hat werfen lassen, und als zulezt eine Verschwörung in einem Grabmale wider das Leben des jungen Kronprinzen angezettelt wird, ergreift der Elephant einen großen Stein und wälzt ihn darüber, so daß die Verschwörer ohne Beerdigungskosten sogleich darin bleiben können. Auch allerley artige Sachen macht das verständige Thier; nachdem es eine Schüssel nach der andern verzehrt hat und nun mit Musik und Tanz bewirthet wird, reicht es den Sängerinnen Blumensträuße dar und versucht mit seinen plumpen Füßen etwas Weniges zu tanzen. Natürlich rief nach der ersten Vorstellung das Publikum den Hauptschauspieler hervor. Der vierbeinige Künstler erschien, empfing die Beyfallsbezeugungen der Zuschauer und machte mit seinem Rüssel drey höchst höfliche Komplimente. Das Elephantenstück wird nun fast jeden Abend gegeben und nie verfehlt der Hauptakteur das Geringste an seiner Rolle, noch die Pflichten des Anstandes, und macht sich nie den Spaß, wie im vorigen Jahre der Elephant in Astleys Cirkus zu London, als er einmal zu viel Porter getrunken hatte, ins Parterre hinunterzusteigen und die Zuschauer in schmähliche Flucht zu jagen. Nur Schade, daß ein solcher Schauspieler so viel kostet als 20 gewöhnliche und einen allzu großen Schlund hat. Indessen wird er eine Zeitlang die Theaterkasse füllen, die bey andern Stücken des Cirque olympique nicht so voll wurde. Unter dem sonderbaren Namen „die Rothköpfe" hatte man die Schinderhannessche Räuberbande darstellen wollen, und den Räubern rothhaarige Perrücken angeschafft; allein diese Perrücken haben nicht lange gedient; denn der Theater-Schinderhannes hat beynahe eben so wenig gefallen als der wirkliche, und mußte bald abziehen. Hernach hat man versucht, den Tod des berüchtigten Grenadiers La Tour d'Auvergne (während der Revolution) darzustellen; das Leichenbegängniß, das oben von einem Berge herabkam, nahm sich sehr stattlich aus und man mußte die Kunst bewundern, womit man es so weit gebracht hatte, einen mit vier Pferden bespannten Leichenwagen oben von der Höhe bis zur Bühne hinab zu lenken; dieß war aber auch fast das einzige Merkwürdige im Stücke und wenn man dieß gesehen hatte, so konnte man getrost nach Hause gehen. Allein solche halsbrechende Unternehmen erblickt man im Cirque olympique beständig, und nur die Art und Weise verändert sich. Ein Elephant aber, der eine lange Rolle zu spielen hat und so gutmüthig ist, dieselbe getreu darzustellen, ohne auch nur ein einzigesmal Langeweile oder Ungeduld darüber zu bekommen und zum Zeitvertreibe einige Leute ins Parterre hineinzuschleudern, oder in dasselbe gar hineinzuspringen, ist kein alltägliches Schauspiel, und ganz Paris wird sich wahrscheinlich an demselben weiden wollen, zumal da es auch für die der Sprache noch nicht mächtigen Fremden äußerst verständlich ist. Jedoch darf auch dieses Wunderthier nicht allzusehr auf langen Beyfall rechnen; denn was in Paris lebhaft die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zieht, verliert auch schnell den Reiz der Neuheit und muß einem neuern Schauspiele weichen. Die Preise, die man am Eingange der über 100 Schuh langen Bude zahlt, um den Wallfisch zu schauen, haben daher schon bedeutend herabgesezt werden müssen, und die Osagen, welche vor einigen Jahren dafür tüchtig bezahlt wurden, wenn sie einer Vorstellung in einem Theater beywohnten, ziehen jezt höchstens noch einige Neugierige in einem der hiesigen Lustgärten an; die armen Wilden befinden sich in großer Noth, und der amerikanische Gesandte hat es für nöthig erachtet, zu ihren Gunsten eine Subskription zu eröffnen. Eine Warnung für diejenigen, welche auf den Beyfall der Pariser stolz sind.

Auflösung der Palindrome in Nr. 185:
Edam — Made. Reissak — Kassier.

Räthsel.

Wohlauf, aus deiner Puppe brich,
Schwing auf als bunter Falter dich!
Da flatterst du, verblendest schier
Mit Gold und Arabeskenzier,
Du Wunder durch der Musen Gunst
Der Dichter-, Stecher-, Binderkunst.
Auf, ziehe ein mit Lust und Scherz
In manches gar zu offne Herz;
Verschench der Frau den Ehekummer,
Verhilf dem Mann zum Mittagsschlummer,
Schleich in der Tochter Herz dich ein
Mit eitlem Glücks- und Liebesschein;
Führ' ihr den herrlichen Major
Im wachen Sehnsuchtstraume vor.
Doch streust auch wohl ein Körnchen hin
Für Hochgefühl und Menschensinn;
Glaub' mir, 's ist gut und schön gethan,
Kommst du auch noch so selten dran. —

Daß nur ein Ephemerenleben
Der Schöpfer Hand dir konnte geben!
Schnell kamst du, rasch bist du entrückt;
Hast du die schöne Welt entzückt,
So wand're von der Toilette
Durch ungewaschner Hände Kette
In Vorgemach und Küche, stirb
In Stall und Waschhaus, und verdirb!

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 190.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. August 1829.

Biete dir aus tiefer Seele
Einmal noch den Dank des Liedes,
Biete aus des Herzens Tiefen
Dir noch einmal meinen Gruß.

Körner.

An den Schillerverein in Stuttgart.*)

Zum 11ten Mai 1829.

Aus dem Norden eingesandt.

Ein Friese, der gesungen wohl manches deutsche Lied
Und drauf, im Gram erbittert, vom deutschen Lande schied,
Der hört in weiter Ferne vom wirkenden Verein
Der Sänger, die dem Einen den Kranz der Liebe weih'n.

Den Kranz der ew'gen Liebe, den Kranz der Ehr' und Treu,
Den haben sie geflochten in Stunden heil'ger Weih',
Und haben sich verbunden, was Er allhier gesät,
Zu warten und zu pflegen, daß es nicht untergeht.

Der Fremdling hört's, es nahte die Kunde seinem Ohr;
Er seufzt' und schwieg, empfindend, was er dabey verlor.
Wie gern' wär er gezogen in jenen Sängerkreis! —
Doch ach, ihm ward auf Erden kein friedlich stilles Gleis.

Es ruht auf seinem Leben ein ungetilgter Fluch,
Den er, in Demuth leidend, nun dreyßig Jahre trug.
Genommen ward ihm Alles, bis auf sein stürmisch Lied;
Die Leyer ihm zerstöret, daß er von ihr auch schied.

Doch in zerrissnen Tönen sang er zu seinem End,
Sich einmal noch ermannend, sein heilig Testament.
Das hat er nachgelassen, wohl Niemand liest es dort,
Ob auch darin zu finden manch ernstes, deutsches Wort.

Der Sänger zog von dannen, er sucht im Kampf den Tod
Doch Gott der Herr im Zorne zu leben ihm gebot;
So lebt denn der Bedrängte und nährt der Seele Glut
Im Rückblick auf des Lebens dahingeschwundnes Gut.

Er lebt in stillen Stunden im Geist im deutschen Land,
Wo er das Wort des Sanges im Kelch der Leiden fand;
Und was er Großes denket, und was sein Herz erfreut:
Das bietet ihm im Tode noch die Vergangenheit.

Und als er nun vernommen von jenem Sängerfest,
Da fühlte sich beklommen des Todten Herz gepreßt.
Nicht Worte können's sagen, was er so tief empfand:
Und also flog sein Seufzer dahin in's deutsche Land.

Und wehmuthvoll ergriffen, bewegt ihn Sangeslust;
Ein stolz Gefühl durchlodert die schwerverlezte Brust;
Es regt sich und es drängt ihn, zu grüßen jenen Kreis,
In dem vielleicht doch Einer von seinem Daseyn weiß.

Und somit grüßt der Schatten: Ihr Männer allzumal,
Zu Schillers Ehr versammelt in seiner Heimath Thal!
Nehmt hin den Gruß des Fernen, ob auch der Sänger todt,
Es ist der Mensch, der freudig Euch diesen Gruß entbot.

*) Der Schillerverein erhielt dieses rührende Lied, ohne Unterschrift und Namen, erst vor Kurzem. Es war über Warschau gekommen. Er wünscht, daß der Sänger in dessen Bekanntmachung die lebhafte Theilnahme des Vereins an seinem Schicksal und seiner Muse erkennen und durch dieses Blatt zugleich erfahren möge, daß jener Verein auf die Ausführung von Schillers Denkmal in diesem Augenblick ernstlich Bedacht nimmt.

Ihr Männer all mitsammen, verschmäht die Gabe nicht,
Nicht dieses Wort der Ehrfurcht, das reine Liebe spricht.
Was Euch zum Fest vereinet, das reißt auch mich dahin,
Doch heut, ach heute fühl' ich, daß ich geschieden bin.

Und bin ich auch geschieden aus Eurer Liederwelt,
Lebt doch mein Geist, der kräftig zur Feyer sich gesellt,
Mit Euch entzückt zu jubeln, daß uns sein Lied erklang,
Mit Euch gebeugt zu trauern, daß ihn das Grab bezwang.

Schon seh' ich stolz errichtet das ehrne Monument,
Das noch den fernen Enkeln Euch — Euren Hochsinn nennt.
Ihr habt es Ihm errichtet, doch findet Ihr kein Erz
So fest als Schillers Namen wohl in der Enkel Herz.

Sein Flammengeist wird leuchten, so lang die Welt wird stehn,
Sein Name wird noch leben, würd' auch die Welt vergeh'n;
Als ew'ges Erbtheil trägt ihn der Deutsche mit sich fort
Und sucht den hehren Sänger in lichten Räumen dort.

Ob die Zerstörung waltet, sein Ruhm bleibt unzerstört,
Doch Euer Denkmal kündet, wie hoch Ihr ihn verehrt.
Von seiner Glut durchdrungen, strebt Ihr zu seinem Ruhm,
Indem Euch aufgeschlossen des Sanges Heiligthum.

Drum möcht' ich Ein's Euch senden von dem, was mich durchglüht,
Was hier, in Winterstürmen, in meinem Herzen blüht —
Doch ach, es ist zu wenig, und Euch dünkts gar zu klein:
Es mag der Dank, Ihr Sänger, für Euer Streben seyn.

Wenn Ihr den Grundstein leget, dann schließt in jenen Stein
Auch meines Herzens Ehrfurcht und meine Demuth ein,
Des Abgeschiednen Gabe, die nicht in Gold besteht,
Den Gruß, der aus dem Grabe an Schillers Manen geht.

Und ahnt Ihr, wer der Friese? Verbergt es vor der Welt;
Dieweil ihm doch der Name, der Sänger-Name fehlt.
Er schwieg, und wird verschwiegen, was seine Brust verschloß,
Geschieden und vergessen, das sey des Sängers Loos.

Ist schwach dieß Lied, so wisset, ich sang's im Lazareth,
Im vierten Mond der Schmerzen, auf hartem Krankenbett,
Der Erde Leiden spottend, mit heiterem Gemüth,
Da noch in treuer Pflege das Ewigschöne blüht.

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

Der Schuhmachermeister Ezechiel Täublein, an den ehemaligen Schiffskoch Peer Hansen, im Gefängnisse zu Tönningen.

Altona am 5ten Febr. 181—

Lieber Vetter und Bruder in Christo. Der Friede des Herrn sey mit Euch und mit uns Allen; das Licht des Herrn erleuchte Euch und uns Alle. — Euer Brief, lieber Vetter, in welchem Ihr mir schreibet, daß Ihr Euch im Gefängnisse zu Tönningen befindet, weil Ihr des Mordes an Kapitän Lundquist, der zu seinen Lebzeiten unter den Sündern wandelte und saß, wo die Gottlosen sitzen, beschuldigt seyd, ist mir richtig durch die Post geworden, und ich habe in unsern jetzigen theuern Zeiten sieben Schillinge Porto dafür ausgelegt, welche ich Euch notiret habe und zu seiner Zeit in der Abrechnung vorlegen werde; denn, sage ich, gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist, Jedem das Seine. Ihr schreibt mir, lieber Vetter, ich solle Euch die neunzig Mark schicken, welche ich aufbewahrt habe. Sie liegen für Euch bereit, und ich würde sie Euch gern und augenblicklich senden, wenn das nicht gegen meine frommen Grundsätze liefe. Denn Ihr werdet Euch erinnern, lieber Vetter, daß mein Grundsatz ist, der Herr habe uns allen mildiglich und gnädiglich das Schwert gegeben, um zu rächen nach unsern Kräften, und ohne vorzugreifen unserer hohen, von Gott eingesetzten weisen Obrigkeit, alle Unbill und Sünde auf Erden. Ihr werdet Euch ferner erinnern, daß ich dieses einmal, da Ihr zugegen waret, in einem salbungsvollen Vortrage, welchen Gott segnete, da der Geist über mich kam, des Weiteren ausführte in unserer lieben Brüderversammlung, und Ihr stimmtet nach Euren eigenen Reden mit mir gänzlich darin überein, daß man selber den Sünder strafen müsse, wo man könne, wenn es die Obrigkeit nicht thäte, oder dieser seine Missethat verborgen bliebe, oder er auch nicht so bestraft würde, wie er es verdiene. Nun würde ich aber dem nicht gemäß handeln, wenn ich Euch in jetziger Zeit das Geld sendete, damit Ihr Euren sterblichen Leichnam dafür pflegtet, und mit Euren Genossen dafür im Kerker schlemmtet. Solches Aergerniß sey ferne von mir. Seyd Ihr wirklich ein so großer Missethäter, als Ihr dessen angeklagt seyd, so thäte ich eine Sünde, denn Ihr würdet es vielleicht benutzen, um Euch dem weltlichen Arm der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen; seyd Ihr aber unschuldig, so ist das eine gesandte Strafe von Gott für Eure verborgenen Sünden, und ich darf meinem Herrn und Schöpfer nicht vorgreifen. Fastet und betet, daß der Teufel von Euch lasse und die lieben heiligen Engelein einziehen können in Euren sündigen Leib, und denselben reinigen und gleichsam auskehren und zubereiten zu einer Wohnung für den lauteren Geist.

Erinnert doch Euren Mitgefangenen, Jakob Roloffsen, daß er mir noch sieben Schillinge für ein Paar Hinterflecken schuldet; denn es würde ihn nicht ruhig sterben lassen, so er aus der Welt ginge und hätte seine irdische Verpflichtung nicht erfüllt. Er kann sie in Tönningen an meinen lieben Bruder, den Schneidermeister Nepomuck Christlieb Walzdorf entrichten, der ihm darüber eine richtige Quittung ausstellen wird.

Lebet wohl, lieber Vetter und Bruder in Christo. Der Friede des Herrn sey mit Euch und mit uns allen; das Licht

des Herrn erleuchte Euch und uns alle; Euer unwürdiger Bruder, Ezechiel Täublein, Schuhmachermeister und von den Vorstehern der Brüder zur Himmelsmilch Einer.

Der Student Runge an seine Schwester Aennchen.

Tönningen im Febr. 18—

Die Ueberschrift dieses Briefs, meine gute Schwester, zeigt Dir, daß ich mich beeilte, Deine Wünsche zu erfüllen, und gleich nach dem Empfange Deines Briefes mich auf den Weg machte. Leider aber kann ich Dir, liebes Aennchen, nur wenig Trostreiches mittheilen; denn ich fürchte, ich fürchte, wie die Sachen jezt stehen, daß die Mutter bey ihren strengen Ansichten nie in Deine Heirath mit Petersen willigen werde. Mit großer Mühe erhielt ist die Erlaubniß ihn zu besuchen, und fand ihn selbst gegen mich wortkarger als je. Als ich ihm sagte, daß ich auf Deine Veranlassung zu ihm gereist sey, traten ihm die Thränen in die Augen, und er seufzte tief; doch da ich nun theilnehmend in ihn drang, mir zu entdecken, auf welche Weise er in jene fatale Geschichte verwickelt sey, antwortete er mir: „Wenn Du mich lieb hast, so dringe nicht in mich, ein einziges unüberlegtes Wort von mir kann eine ganze Familie unglücklich machen und an den Bettelstab bringen.“ Ich stellte ihm nun vor, daß er mir, seinem Freunde, seinem künftigen Schwager, doch vertrauen könne; aber er beharrte fest bey seinem Schweigen, und ich mußte mich endlich, ohne etwas ausgerichtet zu haben, von ihm trennen. Er gab mir einige Zeilen für Dich, die ich Dir hier beylege.

Hier in Tönningen sind die seltsamsten Gerüchte über die Sache im Umlaufe. So viel habe ich als wahr ermittelt. Der Kapitän Lundquist soll von jeher ein sehr schlechter Mensch gewesen seyn, sich im englischen Kriege haben als Spion brauchen lassen, nachher Schmuggeley getrieben und zulezt die Leute auf der Amalia schändlich behandelt haben. Diese legten endlich Hand an ihn, gestatteten ihm jedoch sein Testament zu machen, steckten dasselbe in eine Flasche und warfen es in die See. Es wurde von einem andern Schiffe aufgefangen und an den hiesigen Rheder, Julius Thorsten, an den es addressirt war, geschickt. Kaum hatte dieser es gelesen, als er auch sogleich bey den hiesigen Gerichten die Anzeige von dem Morde machte, worauf die Schiffsmannschaft, die hie und da zerstreut war, arretirt wurde. Thorstens genaue Kenntniß von der That grenzt fast ans Unglaubliche, wird aber dadurch erklärt, daß Lundquist, mit dem er früher schon in Verbindung stand, da jener Jedem diente, der ihm etwas zu verdienen gab, in den Kriegszeiten Zeichen mit ihm verabredet hatte, nach welchen in den Berichten nur gewisse Worte galten. Diese Zeichen entdeckt Thorsten, der die Güte hatte, mir auf mein inständiges Bitten Alles mitzutheilen, sogleich und bringt Folgendes heraus: „Ich Jens Lundquist, Kapitän der Amalia, bin umgebracht am 16ten Juni 181— von den Matrosen Jakob Roloffen, Wilm Kundsen, Peer Hansen, dem Schiffskoch, und Kund Ywersen. Herrn Julius Thorsten trage ich auf bey den Gerichten zu klagen. Der Steuermann Johann Petersen hat keinen Antheil an der That.“ Darauf nun machte jener seine Anklage; alle, die auf dem Schiffe dienten, wurden festgenommen, und die Untersuchung ist gegenwärtig eingeleitet. So verhält sich die Sache; Du, als ein milder Richter, wirst gewiß Deinen Freund sogleich lossprechen, und das thun alle, die ihn kennen; denn jeder, der mit Petersen zu thun hatte, weiß, daß er der rechtlichste Mensch auf Erden ist. Was aber Allen auffällt, ist, daß er so hartnäckig Lundquists Tod, der doch vor dem Schiffbruche stattfand, verschwieg und überall aussagte, jener sey von einer Welle über Bord gerissen worden. Ich fürchte, daß ihn das in eine langweilige Untersuchung verwickelt, und ich darf es Dir nicht verschweigen, gutes Mädchen, ich fürchte für Deine Liebe.

Das ist alles, was ich Dir mitzutheilen wüßte. Lebe wohl, meine gute, gute Schwester. Habe nur Vertrauen auf Gott, er wird Alles wohl machen, und gieb Dich dem Grame nicht zu sehr hin; darum bittet Dich aus vollem Herzen Dein treuer Bruder u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Heilung der Kröpfe und Skropheln &c.

(Fortsetzung.)

Den Tag zuvor, ehe die Könige von Frankreich diese Kur verrichteten, bereiteten sie sich zu ihr immer durch Gebet und Empfang der heiligen Hostie vor. Sie banden sich damit an keine Zeit, gemeiniglich aber verrichteten sie die Heilung zuerst sogleich nach der Salbung zu Rheims und dann im Jahre viermal, zu Ostern, Pfingsten, Allerheiligen und Weihnachten. Es war auch dazu kein bestimmter Ort ausersehen, denn nicht nur nach der Salbung zu Rheims, sondern auch zu Paris und an andern Orten Frankreichs, ja auch außerhalb Frankreichs heilten die Könige Kröpfe. So heilte Carl VIII. Scropheln und Kröpfe zu Rom und zu Genua, und Franz I. in Spanien, als er von Carl V. gefangen gehalten wurde.

Diese Gabe der Könige von Frankreich erweckte die Eifersucht der Könige von Spanien, die nur mit Widerwillen sahen, daß ihre Unterthanen sich Gesundheit in Frankreich erbetteln mußten. Hatten sich nun an solchen zur Heilung bestimmten Tagen die Kranken, die gemeiniglich aus Italien, Spanien und Frankreich selbst kamen, in Menge versammelt, so wurden sie unter freyem Himmel oder in einem weiten Saal (zu Paris in der großen Gallerie) zusammengestellt, und zwar zuerst die Spanier, dann die Italiener und andere Fremden, zulezt die Franzosen. Sie wurden in zwey Reihen vertheilt, eine Reihe

links, die andere rechts. Ehe der König kam, wurden Alle untersucht, ob sie nicht irgend eine Waffe bey sich trügen. Sobald nun der König erschien, fielen Alle nieder und richteten die Hände bittend in die Höhe. Vor dem König ging die Schweizergarde und die ersten Minister, und darauf folgte der König mit entblößtem Haupte, betend. Königliche Leibärzte standen den Kranken im Rücken, hielten ihnen die Köpfe und übergaben sie gleichsam dem vorübergehenden Könige. Der König reckte den rechten Arm gegen jeden Kranken aus und berührte mit zwey über das Kreuz gestellten Fingern die Geschwulst, ohne Schmerzen zu erregen, aber kräftig, indem er jedesmal sprach: le Roi te touche, Dieu te guérisse! wozu seit Ludwig dem Frommen die Könige noch den Namen der heiligen Dreyeinigkeit fügten. Hierauf gaben die Almoseniers, die hinter dem Könige hergingen, jedem Kranken eine Denkmünze.

Einem solchen Heilungsakte wohnte im Jahre 1635 unser Landsmann, Hieronimus Welsch bey, unter der Regierung Ludwigs XII., desselben Königs, von dem der Herzog von Epernon sagte, als er hörte, er habe Richelieu zum Generalissimus gegen die Spanier erwählt und ihm unumschränkte Gewalt eingeräumt: „Was, Ludwig hätte sonst nichts für sich behalten, als das Vermögen, Kröpfe zu heilen?“

Welsch erzählt in seiner Reise vom Jahre 1640 jenen Akt also: „Die Zeit, wann solches Werk vorgenommen wird, ist zuvor überall bekannt gemacht und weltkundig. Zu St. Germain en Laye, fünf Stunden von Paris, waren ohngefähr 200 Menschen mit Geschwülsten und Geschwüren versammelt. Es war am heiligen Dreykönigstage, da ließ man sie Morgens früh in einen grossen Saal ein, sie mußten in einer langen Linie neben einander niederknieen und beyde Hände zusammenlegen. Um 10 Uhr, sobald der König die Morgenkirche verlassen, ist er mit seiner Leibwache unter dem Schall der Pauken und Trompeten, sammt einer ansehnlichen Begleitung gerade auf die kranken Leute zugekommen. Ehe aber etwas vorgegangen, so wurde einem jeden von zwey vor dem König hergehenden Herrn, von dem einen die Hände, von dem andern das Haupt, das gleichsam zurückgedrückt wurde, gehalten. Dann berührte jedem der König mit ausgestreckter Hand und Kreuzung der Finger die Geschwulst und sprach dabey jedesmal französisch: „Der König berührt Dich, Gott heile Dich!“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

Noch ist die Zeit nicht fern, wo die Berge, welche die Schweiz umzingeln, als eine unüberwindliche Schutzwehr gegen ihre Feinde und als ihre sicherste Vertheidigung betrachtet wurden. Auf dieser Ansicht beruht die Abneigung mehrerer Kantone gegen Erbauung fahrbarer Straßen durch die bisher schwer zugänglichen Bergpässe. Die nicht ohne eigenen Nachtheil gemachten Erfahrungen über die Leichtigkeit, womit zahlreiche Heerzüge die gefürchteten Pässe durchzogen haben, mußte indessen die Ueberzeugung bringen, daß die Schweizer in ganz andern Dingen, als in steilen Felswänden ihre Sicherheit suchen sollen. Ist diese Wahrheit einmal anerkannt, so kann in Zukunft nichts die Oeffnung leichter und bequemer Straßen durch die besuchten Pässe hindern, und der beste Dienst, der dem eigenen Lande geleistet werden kann, besteht vielmehr in möglichster Vervielfältigung und Vervollkommnung der Straßen, mittelst welcher die Ausfuhr von Landeserzeugnissen und der Transithandel erleichtert und begünstigt werden können.

Mehrere Schweizerkantone haben das Gewicht dieser Grundsätze eingesehen, und es verdienen in dieser Hinsicht rühmlich erwähnt zu werden die Kantone Tessin, Wallis und Graubündten, denen sich nunmehr auch der Kanton Uri anschließt. Das große Vorbild des Baues der Simplonstraße ist für die Schweiz keineswegs verloren, und es bezeugt auch die Sorgfalt, mit der dieses prachtvolle Werk durch die Walliser unterhalten wird, daß sie den daraus fließenden Vortheil zu würdigen vollkommen im Stande sind. Von Sitten bis Brieg war früherhin bekanntlich die Simplonstraße nur für Pferde und Maulthiere oder höchstens für Wägelchen zugänglich, während jezt Postwagen und die schwersten Fuhrwerke über die prächtige Kunststraße, die aufs beste unterhalten und alljährlich noch verbessert wird, mit größter Leichtigkeit hinrollen. — Die sehr alte Straße von Altorf nach Airolo und Bellenz über den Gotthardt ist bekanntlich einer der bequemsten und besuchtesten Alpenpässe. Aber obgleich großentheils gepflastert und längs der Abgründe mit steinernen Brustwehren geschüzt, war dennoch dieser Bergpfad kaum breit genug für beladene Maulthiere. Seit etlichen Jahren hat der Kanton Tessin die nun vollendete Straße von Bellenz nach Airolo erbaut; es ist dieß eine prächtige Poststraße und ihr Engpaß am Dazio darf den schönsten Arbeiten der Simplonstraße zur Seite gestellt werden. Sodann hat der Kanton Uri von Amsteg bis Göschenen eine neue, drey Stunden lange, breite Straße angelegt. Es war also noch die Strecke von Airolo bis Göschenen, ungefähr sechsthalb Stunden Länge betragend, übrig, bey der die Höhe sowohl als die Beschaffenheit des Berges eigenthümliche Schwierigkeiten in den Weg legten, die der Ingenieur Meschini, einer der Landammänner des Kantons Tessin, mit bewundernswerthem Talent und Scharfsinn überwunden hat.

Von Airolo bis Hospital und wieder von dem sehr beträchtlich erweiterten Urnerloch bis Göschenen führt nun eine über zwanzig Fuß breite Straße mit sanftem Abhange, deren seit zwey Jahren mit Eifer und Nachdruck betriebener Bau noch in diesem Jahre so vollendet seyn dürfte, daß die neue Straße für Wagen und Fuhrwerke aller Art geöffnet werden kann. Die Länge der Straße von Airolo bis zur Urnergrenze, welche am südlichen Bergabhang eine halbe Stunde unter dem höchsten Uebergang des Passes befindlich ist, beträgt ungefähr 14.000 Meter, von der Grenze bis Hospital 10.000, zusammen 24.000 Meter oder 80,000 Fuß. Um die Schwierigkeiten, welche dieser Straßenbau darbot, gehörig würdigen zu können, müssen einige topographische Bemerkungen gemacht werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 11. August 1829.

Das Weib soll nicht sich selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie festgebunden;
Die aber ist die beste, die sich fremdes
Aneignen kann mit Wahl, an ihrem Herzen
Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.

Schiller.

Der Schiffskoch.
(Fortsetzung.)

Johann Petersen an Aennchen Runge.

Dein Bruder, der mich voller Liebe und Treue besucht hat, sagt mir, Du seyest meinetwegen in großer Angst, mein herzlich geliebtes Mädchen. Wozu das? Du wirst nicht schlecht von mir denken, denn Du kennst mich, und so lange Du in Deiner Gesinnung unverändert bleibst, kann nichts uns trennen; ich liebe nur Dich, und werde nie aufhören Dich zu lieben. Daß ich nicht rede, nicht reden will, nicht reden darf, mußt Du verzeihen. Wenn ich wirklich ein Geheimniß hätte, so wäre es ja nicht mein, eben weil es ein Geheimniß ist. Die Zeit wird alles offenbaren und klar machen, und in Deiner Seele ist gewiß schon alles klar über mich, Du treues Aennchen, oder wird es wenigstens durch diese Zeilen, die ich Dir, auf Heinrichs Wunsch, zu Deiner Beruhigung schreibe. — Ewig der Deine

J. P.

* * *

Wir fassen die Begebenheiten der folgenden Monate so kurz wie möglich zusammen. Aennchens Mutter hatte dem armen bedrängten Mädchen eine Frist von einem Vierteljahre gestattet. Würde ihr Bräutigam frey gelassen während dieser Zeit, so sollte ihre Verbindung nicht gestört werden, träfe aber das Gegentheil ein, so sollte Aennchen, wie die Mutter sich ausdrückte, dem schlechten Menschen selbst den Aufsagebrief schreiben. Was das arme Mädchen in dieser Zeit litt, das vermögen Worte nicht zu schildern; sie verbarg ihren Schmerz so gut wie möglich, so daß die Mutter nicht deutlich merkte, was in ihr vorging, und unwissentlich in der Grausamkeit beharrte, Hoffnung und Angst in der Tochter Brust kämpfen zu lassen. Nur zu schnell verschwand jene gegebene Frist, und Petersen war noch immer gefangen, ja das Gerücht verbreitete sich sogar, er habe, trotz dem Testamente des Kapitäns, Antheil an dessen Ermordung. Nun verlangte die Mutter den Brief. Aennchen schrieb ihn mit zitternder Hand und unter heißen Thränen. Er enthielt weiter nichts, als daß sie ihn von seinem ihr gegebenen Worte entbinde, weil die Mutter es ihr befehle, und sie dieser seit ihres Vaters Tode unbedingten Gehorsam schuldig sey. Damit war die strenge Frau zufrieden und befahl der Tochter, ihn noch einmal durchzulesen und dann die Aufschrift zu machen. Als sie einen Augenblick das Zimmer verließ, setzte Aennchen mit brechendem Herzen an den Rand des Schreibens: „Kann ich auch nie Dein werden, ich bleibe Dir treu bis in den Tod, und wenn Du Deinen Onkel selbst ermordet hättest; ich habe mich Dir verlobt, ich breche meine Treue nicht.“ Ruhig und gefaßt machte sie dann die Aufschrift und übergab der wieder hereintretenden Mutter den Brief. Diese warf einige Blicke darauf, um sich zu überzeugen daß es derselbe sey. Zu Aennchens Glücke wurde sie durch einen Besuch unterbrochen, und sandte deßhalb das Schreiben, ohne es einer genaueren Ansicht zu unterwerfen, auf die Post.

Als Petersen den Brief durch den Gerichtssekretär erhielt, zitterte er und wagte ihn nicht zu erbrechen. Unruhig ging er im Gefängnisse auf und ab, in tiefes Sinnen versenkt. Endlich öffnete er das Schreiben; auf seinem Antlitz wechselten Blässe und Röthe; plötzlich zuckte ein Strahl der reinsten Freude über sein Gesicht, und er rief aus: „Ich danke Dir, Gott! Du zeigst mir den rechten Weg; ich werde schweigen, komme was da will."

Die gerichtliche Untersuchung war jezt im vollen Gange und drohte immer verwickelter zu werden. Sämmtliche Matrosen waren sowohl einzeln verhört, als mit einander konfrontirt worden; doch beharrten sie konsequent bey ihrer Aussage, der Kapitän habe sich selbst das Leben genommen, nachdem er ihnen jenes Testament übergeben. So unwahrscheinlich dieses auch an und für sich war, so blieben sie doch hartnäckig dabey, und es war ihnen durchaus nichts weiter zu entlocken; nur pflegte der Schiffskoch jedesmal seine Aussage mit den Worten zu schließen: „Er sähe gar nicht ein, warum die Herrn (die Richter nämlich) so viel Aufhebens davon machten; Kapitän Lundquist sey ein schlechter Kerl gewesen, und jeder, der Hand an ihn gelegt hätte, würde der Welt einen großen Dienst erwiesen haben."

Werner und Runge hatten mittlerweile ihr Examen gemacht, und waren, vorzüglich der Leztere, so gut bestanden, daß ihnen das Zeugniß des ersten Charakters, wie es in den Herzogthümern heißt, zuerkannt worden war. Wir finden sie nach mehreren Monaten bey den Gerichten zu Tönningen wieder, wo Werner seine Praxis als Advokat beginnt und Runge die Stelle eines Gerichtssekretärs bekleidet. Beyde, schon auf der Universität Orest und Pylades genannt, hatten aus leicht zu errathenden Gründen darnach gestrebt, in jener Stadt angestellt zu werden, und es war ihnen geglückt. Sie erwarben sich bald durch ihre Kenntnisse wie durch ihr gutes Betragen die Gunst ihrer Vorgesezten, und wurden zu den vorzüglichsten jüngeren Beamten gerechnet.

Der höhere Beamte, welcher die Untersuchung zu leiten hatte, erkrankte plötzlich, und trug daher seinem Sekretär Runge auf, die Gefangenen wegen einiger Punkte zu vernehmen. Erwartungsvoll und auf das Aeußerste gespannt, sah unser junger Freund diesem Augenblick entgegen. Lebhaft trat jener Abend in Lurup und Peer Hansens räthselhaftes Benehmen vor seine Seele. Da wurde dieser hereingeführt und erstarrte plötzlich zur Bildsäule, als er Rungen statt des Gerichtsherrn vor dem Verhörtische sitzen sah. „Wie kommt Ihr dahin, junger Herr?" fragte er endlich, nachdem er sich von seiner Bestürzung erholt hatte. „Du hast nichts zu fragen, nur zu antworten," fiel ihm der Schließer in die Rede; „das ist der Herr Gerichtssekretär, der wird Dich vernehmen." — „Der!" sagte der Gefangene und verfiel in tiefes Nachdenken. Dann sezte er nach langer Pause hinzu: „Schreibt Ihr denn Alles auf, was ich Euch sage, Herr Runge?" — „Alles," erwiederte dieser; „wie es meine Pflicht erfordert." — „Auch wenn es Euren eigenen Vater betrifft?" — „Auch dann," entgegnete Runge, sichtbar zitternd. „Ihr braucht nicht zu zittern, Herr Runge," fuhr der Schiffskoch fort. „Von Eurem seligen Vater weiß man nur Gutes. Aber jezt muß ich reden, Gott will es so. Ich bin im Kerker zur Besinnung gekommen und will nicht länger etwas verschweigen; mein Eid ist ein Sündeneid und kann nicht gelten. Peer Hansen würde künftig unter den Menschen sich doch nur wie ein Wrack herumtreiben, und der brave Pastor hat mich auf den rechten Weg gebracht; ich will alle Segel aufhissen und sehen, ob ich den rechten Port erreiche, ohne zu laviren, oder mich von einem Advokaten herumbugsiren zu lassen. Laßt den Schließer hinausgehen, ich will Euch Alles bekennen." Runge winkte dem Kerkermeister, und dieser verließ das Gemach. Hansen rief ihm nach: „Geh nur zu, Landratze; Du bist zu schlecht, um anzuhören, was eine ehrliche Schifferseele vom Stapel läßt." Dann wandte er sich zu Rungen und sagte: „Nun schreibt."

Runge hielt sich bereit, und er begann: „Wo ich geboren, wie alt ich bin und dergleichen mehr, das haben die Herrn in den Papieren da aufnotirt, das wollen wir also bey Seite lassen. Aber das wissen sie nicht, daß ich toll genug 1807 aus dem dänischen Seedienst entlief und bey den Engländern Dienste nahm, weil ich kurz vorher in Kopenhagen mit einem Holmsmatrosen in Streit gerathen war, wobey er, der Schuld hatte, als die Sache in Untersuchung kam, von dem Schiffslieutenant frey gesprochen wurde und ich das Ende Tau mir auf dem Rücken herumtanzen lassen mußte. Unrecht habe ich nie tragen können, darum blieb ich nicht im Dienst. Bey den Engländern hatt' ich's gut und wäre Zeitlebens da geblieben. Da fing aber der Krieg an, und die Fregatte, auf der ich war, segelte mit andern Kriegsschiffen vor Kopenhagen. Ich mußte gegen meine Landsleute fechten; ehe es los ging, freute ich mich darüber, meine Wuth auslassen zu können. Als aber das Schießen wirklich anfing, und das Bombardiren der schönen Stadt Tag und Nacht dauerte, und ein herrliches Haus nach dem andern in Feuer aufging, da fiel mir doch das Herz vor die Füße, und ich verwünschte tausend Mal die Stunde, in der ich es mir hatte einfallen lassen, gegen die rothe Flagge mit dem weißen Kreuz zu dienen. Nach der Kapitulation mußte ich mit einem von unsern Lieutenants an das Land, da sah mich derselbe Holmsmatrose, mit dem ich Streit gehabt hatte; er hatte nur noch einen Arm und wurde an mir vorüber ins Hospital gebracht; aber er richtete sich auf und spuckte vor mir aus, als er mich mit den Engländern erblickte; das quälte mich fürchterlich, und ich nahm bald nachher meinen Abschied. Doch nun konnte ich kein Unterkommen finden, und bettelte im Holsteinischen

herum, denn bey mir zu Hause wußten sie, daß ich den Engländern gedient hatte, und mein Vater seliger fluchte mir deßhalb. Damals machte ich mir just nicht viel daraus, aber nachher hat mir doch, wenn ich so allein Nachts Wache auf dem Schiffe hielt, der Fluch keine Ruh gelassen. Darüber war es wieder Winter geworden; ich hatte eine Zeitlang in Ahrensburg bey denselben Verwandten gelebt, die nun Lurup haben, und machte mich auf nach Hamburg zu, wo ich eher ein Unterkommen hoffte. Unterwegs traf mich Kapitän Lundquist. Er wußte, daß ich bey den Engländern gedient hatte, denn er war damals bey der Blokade so eine Art von Spion gewesen. Er nahm mich in seine Dienste, und ich traute ihm Anfangs; bald sah ich aber, daß er ein grundschlechter Kerl sey, der auch mich zu allerley Bösem gebrauchen wollte. Weigerte ich mich, so drohte er mich anzugeben, daß ich dem Feinde gedient hätte, und gerade in einer so schlimmen Zeit. Darum mußte ich ihm wohl folgen; denn das Leben hatte ich lieb, weil ich ein Mädchen hatte, das aber — doch das gehört nicht hieher; was soll ich Euch mit meiner unglücklichen Liebschaft die Ohren vollschwatzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Heilung der Kröpfe und Skropheln ꝛc.

(Beschluß.)

„Solche Heilung," fährt Welsch fort, „geschieht aber nicht sogleich sichtbarlich, denn die Kranken gehen wieder hinaus, wie sie hereinkamen, sondern allmählig. Viele Spanier, so mir auf der Reise begegneten, wie auch Italiener, besonders Neapolitaner, die ich nachher zu Neapel sprach, wiesen mir die Zeichen, wo sie die Geschwüre am Halse gehabt hatten, und erzählten mir glaubwürdig, daß sie seit der Berührung von Tag zu Tag verspürt, wie solche zu heilen begonnen, bis sie endlich ganz heil geworden. Andere sprach ich aber auch, die mir sagten, daß ihnen die Berührung das erste, zweyte, dritte und vierte Mal nichts geholfen habe."

Vier Jahre später sah der deutsche Reisende Mandelsloh (s. Mandelsloh itin. lib. 2. cap. 25. p. 189) diesen Heilungsakt in London mit an und schreibt davon: „An dem heiligen Dreykönigstage 1639 sah ich, wie Ihre königliche Majestät von England mit großen Ceremonien das Königsübel heilte. Leute, die Geschwülste am Halse haben, pflegen um dieselbige Zeit von ferne zu kommen, damit, hat ihnen sonst keine Arzney geholfen, sie durch die Berührung des Königs geheilt würden. Diese Kur, die ohne Zuthun irgend einer Arzney geschieht, war mir ein großes Wunder. Der König saß im Saale, die Menschen, die mit solcher Krankheit behaftet waren, knieten vor ihm nieder, der König stand auf und rührte jeglichen mit beyden Händen an. Drey Bischöfe knieten dabey neben dem Könige, lasen etwas aus Büchern und sprachen den Segen über die Kur. Der verstorbene König von England, Karl II., heilte zu Breda in Brabant viele solche Kranke."

Jenes Vermögen und jene Empfänglichkeit möchte sich nun bey den Königen und bey den Völkern so ziemlich verloren haben. Das war jene Kraft des Glaubens, die nicht nur Kröpfe, sondern Berge zu versetzen im Stande ist, von dem aber unsere jetzige Welt immer weniger versteht.

Chemische Einflüsse mögen nun sicherer als die Kraft des psychischen Lebens auf diese irdischen Massen wirken, und füglicher tritt nun die Jodine des Salpetersieders Courtois an die Stelle jener heilenden Hände der Könige. Diese Jodine, ein vor dem Kometenjahre 1811 noch unbekannt gewesener Stoff, der in der Asche mehrerer Seegewächse, hauptsächlich auch des Badeschwammes, eines ältern bekannten Heilmittels gegen Kröpfe, nachgewiesen wird, bis jezt aber noch nicht im Meerwasser, und selten noch in einigen Salzquellen des festen Landes, hat unter anderm auch hauptsächlich die Eigenschaft, innerlich und äußerlich angewendet, die Geschwülste der Schilddrüse schnell verschwinden zu machen; nur übt er bey fortgesezterem Gebrauch gleiche Wirkung auch auf andere Drüsen aus, und beleidigt den Magen. Wie es nun Wasser gibt, z. B. die Salzquellen, die jenen Drüsengeschwülsten entgegenzuwirken im Stande sind, vielleicht eben eines Jodingehalts wegen, wußte diesen die Chemie bisher auch noch nicht so häufig nachzuweisen, so sehen wir anderntheils eine viel größere Menge von Wassern, die gerade diese Geschwülste, und namentlich Kröpfe erzeugen; und man könnte dabey leicht auf die Vermuthung gerathen, als sey solchen Wassern gerade ein Gegensatz der Jodine, ein anderer Pol derselben beygefügt, dessen Auffindung der Chemie noch vorbehalten ist, und der vielleicht noch von höherem Interesse als die Jodine selbst wäre. Oder sind dieses Wasser, die unter hauptsächlichem Einflusse des Mondes stehen? Offenbar stehen wenigstens jene Drüsengeschwülste und hauptsächlich die Kröpfe in besonderer sympathetischer Beziehung zu dem Monde, und, wie der Mond selbst auch, wieder zu den Wassern, und lassen daher wohl auch so leicht eine sympathetische, magische Heilungsweise zu. Es ist merkwürdig, daß das gleiche Verhältniß auch bey den Eingeweidewürmern stattfindet. Ist dieses nicht ein Fingerzeig, daß beyde ihren hauptsächlichen Ursprung (ihre Mutter) im Wasser haben? in jenem Elemente, mit dem der Mond in unbezweifelter sympathetischer Verbindung steht? Die noch nicht untersuchten Verhältnisse der Jodine zum Monde (wenigstens zeigt der Badeschwamm solche), würden sich welche erweisen, wären hier auch von Interesse. Paracelsus nimmt eine dergestalt direkte Einwirkung des Mondes auf jene Drüsengeschwülste an, daß er geradezu sagt: „und ist der Mond der Urheber der Kröpfe, absonderlich bey den Frauen."

Wahr bleibt übrigens, daß die Schönen sich ihrer Schönheit wegen mehr vor dem Einflusse des Mondes, als der Sonne zu hüten haben, und wir sehen ja, wie berührt, diesen Begleiter unserer Erde in offenbarem Bunde mit jenen Halsgeschwülsten stehen und sie und die Skropheln immer häufiger werden bey einer sich immer mehr dem Monde, als der Sonne hingebenden Generation.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

(Fortsetzung.)

Von Göschenen, wo die vor etlichen Jahren gebaute neue Straße von Altorf her ausläuft, bis Andermatten oder Urseren, eine gute Wegstunde lang, nahm die bisherige Straße ihre Richtung im Thalgrunde zwischen hohen Granitfelsen. Eine halbe Stunde unterhalb Urseren verengt sich das Thal mehr und mehr, der Bergabhang wird beynahe senkrecht, die durch Mauerwerk befestigte Straße zieht sich längs einer ungeheuern Granitmauer hin; die Waldsregion ist bereits überstiegen, hie und da nur wachsen aus Felsspalten einzelne verkrüppelte Weißtannen hervor; der Reußstrom, an dessen linkem Ufer die Straße befindlich ist, stürzt sich in Cascaden durch das furchtbar düstere Thal herab, dessen Grundfläche er einnimmt; dieß ist der berüchtigte Schöllinenpaß. Bald erblickt man einen furchtbar hohen, über dem Abgrund gleichsam schwebenden gewölbten Bogen, die Teufelsbrücke. Ueber eine steile und schlüpfrige Anhöhe gelangt man nun an den Eingang einer dunkeln und winkeligen Gallerie, das Urnerloch genannt. Beym Austritt aus diesem finstern Durchgang stellt sich dem überraschten Auge eine mit dem schönsten Grün überzogene Ebene dar, das Urserenthal. Links in der Entfernung einer Viertelstunde sieht man das schöne Dorf Andermatt mit seinen zwey zierlichen Kirchen, und eine halbe Stunde weiter entfernt südwestlich das Dorf Hospital, über welchem der eigentliche sogenannte Gotthardpaß seinen Anfang nimmt. Von allen Seiten steigen hohe Berge empor, deren einige mit ewigem Schnee bedeckt sind.

Wer im Sommer 1828 über diese Straße zog, der traf überall die grausenhafteste Zerstörung; die neue Straße war stückweise, aber noch ohne Zusammenhang erbaut; an Erweiterung des Urnerlochs ward gearbeitet. Hunderte von Werkleuten waren beschäftigt, ungeheure, mit bewundernswerther Genauigkeit behauene Granitblöcke zum Bau einer neuen Teufelsbrücke, die etwas vorwärts der ältern errichtet wird, herbeyzuschleppen; eine große Zahl anderer Arbeiter, gleich Schwalben an den beynahe senkrechten Schöllenen-Wänden hängend, waren mit Sprengung dieser Granitmauern, über welche die neue Straße führen wird, beschäftigt. Der Pfad mitten durch all' diese Werke war keineswegs gefahrlos.

Das Urserenthal dehnt sich bekanntlich noch zwey Stunden weit in nordwestlicher Richtung bis Realp, am Fuß der Furka, aus. Um den Gotthard zu ersteigen, verläßt man dasselbe bey Hospital und gelangt in einen Anfangs ziemlich beengten Paß, der sich jedoch bald erweitert und eine Reihenfolge wechselnder Engpässe und mehr oder minder ausgedehnter Becken darstellt, deren Grundfläche mit Alpenweiden bedeckt ist. Man ersteigt die eben nicht allzu steile Höhe des Gotthardpasses in zwey Stunden. Bis zur Revolution befand sich hier ein von zwey Kapuzinern bewohntes Hospiz, das im Kriege von 1799 verbrannt ward und an dessen Stelle jezt eine schmuzige Schenke gekommen ist, die aller Bequemlichkeit ermangelt. Eine Bergfläche auf der Höhe des Passes enthält drey kleine Seen, deren Gewässer theils dem Tessin, theils der Reuß, also theils dem adriatischen Meer, theils der Nordsee zufließen. Dieser Theil der neuen Straße war bereits im vorigen Sommer so gut als vollendet. Wenige Minuten oberhalb Hospital findet sich der erste Absaz, von wo auf der westlichen Thalseite eine geradlinigte Chaussee ganz unmerklich und sanft bis zur obern Fläche führt. Ich gestehe, daß nichts der Ueberraschung und Bewunderung gleichkommt, die mich beym Anblick dieser schönen Straße ergriff, welche ich hier zuerst sah. Eine aus mächtigen Granitblöcken sorgfältig aufgeführte Mauer, mit Schutzgeländern versehen und in regelmäßigen Entfernungen von mit Steinplatten bedeckten Wasserleitungen durchschnitten, die dem von den nahen Gebirgshöhen herunterströmenden Wasser Abfluß gewähren, hält und stüzt die Straße auf der Seite des Abhangs, und ihre Höhe beträgt theilweise bey 40 Fuß.

Von der Höhe des Gotthardpasses bis eine halbe Stunde oberhalb Airolo waren die meisten Schwierigkeiten zu überwinden. Wer je über den Gotthard gereist ist, erinnert sich, daß der Abhang gegen Italien ungleich steiler erscheint, als auf der Schweizerseite. Vom Hospiz aus gelangt man über einen steilen Absaz auf eine kleine Kreisebene herab, von der aus die Straße sich linkshin wendet, um in ein schmales, von hohen Bergen eingefaßtes Thal einzutreten, dessen beynahe senkrechte Wände durch Reibung der Lawinen, die kaum anderswo so zahlreich fallen, gleichsam geglättet erscheinen; eben um dieser zahlreichen Lawinenstürze willen erhielt das Thal auch seinen Namen Val Tremola, Zitterthal. Vom Hospiz her dehnt die neue Straße sich links oder in östlicher Richtung aus und durchläuft einen großen Halbkreis, bis sie auf den Grund des vorgedachten kleinen Beckens gelangt, dessen südlichem Rande nach sie ins Tremolathal über eine Reihenfolge künstlich menagirter Absäze sich niedersenkt. Der lezte dieser Absäze endigt sich mit einer zierlichen, aus einem einzigen Bogen erbauten Granitbrücke, auf der man über den Tessin sezt, um nunmehr an seinem rechten Ufer den Engpaß vollends zurückzulegen. Statt alsdann weiterhin, wie die alte Straße that, aufs Plateau des Cima del Bosco herabzusteigen, folgt die neue nochmals dem Fuß des Berges, der sich nun bedeutend vom Fluß entfernt. Es beträgt diese Ausdehnung der Straße in unveränderter Richtung ungefähr 1000 Klafter. Am Ende der langen Linie senkt sich die Straße in verschiedenen Krümmungen auf jenes Plateau hinab und wendet sich wieder dem Tessin zu, der auf einer sehr hohen einbogigen Brücke überschritten wird. Auf den südlichen Bergabhang zurückgekehrt, folgt die Straße nun neuerdings der Richtung des alten Wegs und sie senkt sich allmählig in die Niederungen des Livinerthals, um Airolo zu erreichen.

So finster und dürr das Aussehen des nördlichen Abhangs vom St. Gotthard ist, so lieblich und angenehm stellt sich hingegen sein südlicher Abhang dar. Mit Entzücken überschaut das Auge ein schönes und breites Thal, worin der erfreulichste Wechsel von Waldungen, Wiesen und Feldern sich darstellt; es ist dieß das Livinerthal (Vallée Livantine), das noch zwey Stunden westlich bis zum Fuße des Nufenenberges sich ausdehnt. Links erblickt man das schöne Dorf Airolo mit seinem hohen und schlanken Glockenthurm. Mag es Wirklichkeit seyn oder der Einfluß des Namens, immer glaubt man, hier bereits italienische Luft zu athmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. August 1829.

Meine Bude, vier Schritte von hier, blau angestrichen,
Drey Becken außen, ein Auge in einer Hand,
Consilio manuque, Figaro.

Beaumarchais.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon*).

Ein Fremder, der von der Seeseite kommend, in Lissabon landet, denkt, er gerathe unter ein höchst leidenschaftliches und zänkisches Volk. Denn die so oft besprochene Lebendigkeit der Italiener im Geberdenspiel, mit dem sie den geringfügigsten Gegenstand der Unterhaltung begleiten, ist nichts gegen die der Portugiesen. Kopf, Hände und Füße, der ganze Körper ist in immerwährender Bewegung. Dazu kommt, daß sie außerordentlich laut und mit einer Heftigkeit sprechen, von der man in andern Ländern keinen Begriff hat. Napoleon hatte bekanntlich auf seinem russischen Feldzuge vier oder fünf Regimenter Portugiesen. Sie gehörten, da der Portugiese sich immer durch persönlichen Muth auszeichnet, zu den bravsten Truppen seiner Armee; aber wegen ihrer Gewohnheit, so laut zu sprechen, war der Platz ihres Bivouacks stets durch den Schall ihrer Stimmen eine halbe Stunde weit zu erkennen. Französische Offiziere versicherten mich, sie hätten in einer Entfernung von einer halben Stunde, wenigstens bey schönem Wetter, selbst wenn tausende von Soldaten anderer Nationen rings umher im Bivouack standen, den Weg blos nach dem Schalle suchend, das portugiesische Lager finden können.

Zu meiner Freude traf ich am Landungsplatze einen Freund, der mich empfing, um mich an den Ort meiner Bestimmung in der großen Stadt zu führen. Kaum waren wir einige Straßen gegangen, als ich schon mit einer Sitte bekannt war, die mich, so geringfügig sie an sich erscheinen mag, mit dem Volke befreundete. Die mannigfaltigen, fremdartigen, nicht immer angenehmen Gerüche mochten auf mich wirken; ich mußte daher häufig niesen. Alle Männer, an denen wir vorübergingen, vornehm oder gering, selbst im tiefsten Gespräch begriffen, alle zogen augenblicklich den dreyeckigen Hut und riefen: „Dominus tecum!“ Späterhin war ich oft Zeuge, daß, wenn in einer großen Gesellschaft irgend Jemand nieste, alle Uebrigen eine tiefe Verbeugung machten und ihm irgend eine Höflichkeit sagten, entweder obiges, oder „viva meu Senhor;“ waren es Damen, hörte man oft die lieblichsten Redensarten: „Florece minha Senhora nesle peito;“ wörtlich: „es blühe die schöne Senhora in ihrer Brust,“ oder: „reverdece minha Senhora,“ „werdet wieder grün, schöne Senhora;“ diese Anspielung ist im Portugiesischen keineswegs lächerlich. Folgt aber das Niesen unmittelbar auf eine Prise Tabak, wird ein Unterschied gemacht, denn dann ist kein Kompliment nöthig; der Schnupfende ruft nur nach seinem ersten Niesen aus: „Nao faca caso, he rapé,“ „nehmt davon keine Notiz; 's ist nur Tabak!“

*) Diese Skizzen rühren von einem Manne her, der über zehn Jahre lang in portugiesischem Staatsdienste stand, erst 1826 Lissabon verließ, und also Gelegenheit hatte, von vielem Nachricht zu geben, was dem gewöhnlichen Reisenden in diesem Lande entgeben muß. Wir halten seine Mittheilungen für um so interessanter, als Portugal und seine Dynastie eben jetzt die Aufmerksamkeit von ganz Europa fesselt. Die Red.

Ich hatte mich an diese Sitte so gewöhnt, daß später, als ich Lissabon wieder verlassen hatte, mir die Unterlassung dieses Grußes in andern Ländern ungemein auffiel. Mit dieser Höflichkeit gegen alle Volksklassen geht die Mildthätigkeit Hand in Hand. Im Lauf des Tages gibt der Portugiese stets einer Unzahl von Bettlern; gibt er aber nichts, so zieht er vor dem Ansprechenden doch den Hut mit den Worten ab: „Deos o favorece inmaozinho,“ „Gott helfe Dir, mein Bruder,“ worauf der Bettler antwortet: „Seja pelo amor do Deos,“ „möchte es um Gotteswillen geschehen,“ und geht seines Wegs. In ganz Portugal grüßen sich alle Leute, treffen sie sich außerhalb der Stadt, so fremd sie einander seyn mögen, und leicht erkennt man Fremde an der Unterlassung dieser höflichen Sitte. Wenn die Damen an den Fenstern ihrer Quintas oder Landhäuser sitzen, empfangen sie unaufhörlich Grüße von jedem Vorbeygehenden. Trifft aber der Portugiese Jemanden, den er kennt und lange nicht gesehen hat, auf der Straße, umfaßt er ihn sogleich mit den Armen, hebt ihn in die Höhe und ruft freudig, wie er so schwer und fett geworden sey, mag er auch so mager seyn wie eine Eidere. Spricht der Portugiese von seinem verstorbenen Vater, stets zieht er seinen Hut und fügt hinzu, „que Deos haja,“ „der in Gott ruht;“ ebenso, wenn vom König die Rede ist, entblößt er sein Haupt und sagt stets: „a quem Deos guarde!“

Nach einer Seereise von einigen Wochen ist einem Ankömmling wohl nichts mehr Bedürfniß, als die Ordnung seines Bartes. Hätte indessen die Gewohnheit eines stets glatten Gesichts den Mangel dieses Gesichtschmuckes einem nicht zum Bedürfniß gemacht, um des Anstandes willen, könnte man in Lissabon immer noch einige Tage damit warten. Als ich das erste Mal mit meinem Lissaboner Freunde zu dem Laden seines Barbiers, in der rua de Cotovia schritt, sah ich die anständigst gekleideten Leute mit zollangen Bärten, und überall augenscheinliche Belege von meines Freundes Versicherung, daß man höchstens die Woche einmal das Barbiermesser anlege. Die Gruppe vor des Baders Laden ist stets unterhaltend genug. Die Kunden desselben ziehen eine Kastanienrösterin dahin, die gemeiniglich mit gekreuzten Beinen auf einem Kissen am Boden sizt, vor ihr ein Kohlenbecken, das sie beständig mit einem Lappen fächelt; sie lockt wieder mehrere Gallegos oder Lastträger mit rothen Mützen, rothen Westen, blauen Beinkleidern, nackten Füßen und Hemdärmeln herbey, die sich in der Nähe solcher Frauen gerne aufhalten, um sogleich ihre in Papier gewickelten Cigarren anstecken zu können; an der Ecke des Hauses lehnt einer jener zahllosen Bettler, ganz zerlumpt, doch malerisch den olivenfarbenen Mantel übergeworfen, unter einem, am Hause eingehauenen Muttergottesbilde; ein feister Mönch, dessen brauner Mantel und weißes Scapulier, worauf ein roth und blaues Kreuz genäht ist, bis auf die Füße herunterhängen, treibt gleichfalls das Gewerbe des Bettlers; das sind die stehenden Umgebungen eines Lissaboner Barbierladens. Doch treten wir näher; die Thür ist mit einem grünen Vorhang verhängt. Ein Barbier in Lissabon rasirt, schneidet die Haare, legt Blutigel an, zieht Zähne aus, läßt zur Ader, und lezteres ist sein vornehmstes Geschäft; weßhalb man einen Barbierladen leicht an einer vorragenden Stange und einem Schilde erkennt, der mit rothen und weißen Spirallinien bemalt ist. Ich war lange in Lissabon, ehe ich die Bedeutung dieser Zeichen ausfindig machen konnte, erfuhr aber zulezt, die Linien sollen die weiße Binde, die man beym Aderlassen braucht, und die Stange den Stock vorstellen, den man dem Patienten während der Operation in die Hand giebt. Es ist viel über den Nutzen des Selbstbarbierens geschrieben worden, in Lissabon habe ich mich zuerst zu dieser lang vernachläßigten Kunst bequemt; aber nicht aus den in andern Ländern gewöhnlichen Gründen; denn in diesem Lande ist alles ungewöhnlich. Die Barbiere rauchen, wie alle andere Leute, Myriaden von Cygarren; ihre Daumen sind daher stets mit Tabak überzogen; um aber das Gesicht recht glatt und angespannt zu bekommen, stecken sie dem zu rasirenden dennoch ganz ungenirt den Daumen in den Mund. Sonst sind die Barbiere in Lissabon *treue Kopien* des bey uns so beliebten Barbiers von Sevilla; ob sie gleich nicht so gut singen, aussehen und spielen wie der Rossinische. Nach jener obenerwähnten Sitte, daß die Lissaboner Bärte erst in den lezten Tagen der Woche Arbeit geben, haben sie also den ersten Wochentag bis zum Donnerstag wenig Kunden. Da sitzen sie dann vor ihren Ladenthüren, auf einer schlecht besaiteten Guitarre klimpernd, schauen und horchen sie wie Luxe überall umher nach dem, was vorgeht, und von dem in diesen Tagen eingesammelten Neuigkeitsschatze unterhalten sie an den Rasiertagen ihre Kunden in vollen Redeströmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

„Wir hielten uns eine Zeitlang in Altona auf,“ fuhr der Schiffskoch fort, „und Kapitän Lundquist ging damals viel mit Eurem seligen Vater um, doch erinnert Ihr Euch wohl seiner nicht. Es fehlte ihm an einer Stelle, denn man traute ihm als Schweden nicht recht und munkelte überhaupt allerley von ihm. Euer seliger Vater, der sich zur Ruh gesezt hatte, verschaffte ihm eine Kapitänsstelle auf einem Grönlandsfahrer, er behandelte aber die Leute so schändlich und ließ sich in so viele Betrügereyen ein,

daß er nachher nur mit Noth davon kam, als er zur Rechenschaft gezogen ward. Eurem seligen Vater machte er viel Verdruß und erzürnte sich sehr mit ihm, so daß sie sich nachher nicht wieder sahen; denn Euer Vater hatte Beweise von seinen Spitzbubenstreichen in Händen und drohte, sie bekannt zu machen, wenn er sich wieder in das Geringste einließe. Da traf es sich, daß in Tönningen ein Kapitän für einen Westindienfahrer gesucht wurde und, Gott weiß wie, Lundquist angenommen werden sollte. Kaum erfuhr das Euer Vater, so machte er sich selbst auf, Lundquists Anstellung zu verhindern. Es war das im Winter vor eilf Jahren. Lundquisten wird es gesteckt, er hinterdrein, und in Uelzburg treffen sie sich. Euer Vater hat gegen ihn kein Hehl von seiner Reise und reitet nach einem langen Streite mit ihm weiter. Da fragt mich Lundquist, was ich haben wollte, wenn ich Kapitän Runge auf der Haide zwischen Lurup und Kaltenkirchen auflauere und ihn um das Leben bringe. Vor Menschenmord soll mich Gott bewahren, sagte ich. Er sieht mich an und antwortet, als er merkt, daß es mein Ernst ist: „Du bist ein Narr, ich wollte Dich nur veriren." Darauf befiehlt er mir ruhig in Uelzburg zu bleiben, er wolle noch einen Abstecher nach Barmstadt machen, und von da nach Neumünster gehen, wo er mich erwarten werde. Ich lasse mir das gefallen, und er miethet ein Pferd vom Wirth und reitet fort. Anfangs denke ich daran, mich auszuruhen und erst den andern Abend Uelzburg zu verlassen; aber in der Nacht kann ich nicht schlafen, es trieb mich etwas wie mit der Peitsche vorwärts. Um drey Uhr den andern Morgen mache ich mich auf den Weg. Unterwegs finde ich die Pfeife, die ich Euch geschenkt habe, und die Eurem seligen Vater gehörte. Ich wußte nicht, wer sie verloren hatte, und freute mich darüber. Aber als ich in Lurup ankam, sah ich Alles in großem Aufruhr und Euern seligen Vater erschossen in der Stube liegen, wohin sie ihn gebracht hatten. Ich wurde festgenommen und zurück nach Kaltenkirchen geschickt, denn die ganze Gegend war in Aufruhr über den Mord. Der Vogt ließ mich aber bald wieder los, der Uelzburger Wirth bezeugte nämlich gleich, daß ich zu Kapitän Lundquist gehöre und erst zu der Zeit, als man den Todten gefunden hatte, aus Uelzburg ausgegangen sey. Aber Ihr könnt Euch meinen Schreck denken, als ich nachher auf der Pfeife Eures seligen Vaters Namen eingegraben fand. Ich warf den Kopf weit von mir und behielt nur das Rohr.

In Neumünster sagte mir der Wirth zum Adler, Kapitän Lundquist habe einen ganzen Tag auf mich gewartet, sey dann weiter gereist, und lasse mir befehlen, gerade nach Tönningen zu kommen. Ich gehorchte und hatte auf der Reise so meine eigenen Gedanken; aber ich nahm mich wohl in Acht etwas laut werden zu lassen. Als nun Lundquist, den ich in Tönningen wieder traf, verlangte, ich solle ihm ausführlich erzählen, was ich von der Mordthat wüßte, that ich es und sah ihn dabey scharf an, aber er veränderte keine Miene, und so vergingen mir die Gedanken auch.

Lundquist wurde nun Kapitän von dem Westindienfahrer und ich blieb bey ihm als Schiffskoch. Wir machten ein Paar Reisen, waren auch ein Paar Mal heimlich in England und es ging Alles gut. Er verheyrathete sich mit einem Mädchen aus angesehener Familie und nahm seinen Schwestersohn, den Petersen, zu sich, den er nachher nach Hamburg schickte und ihn die Steuermannskunst lernen ließ. Seine Leute behandelte er zwar immer schlecht, aber an mich wagte er sich nicht, und ich hatte es im Ganzen leidlich gut bey ihm, nur daß er mir noch ein Paar Mal drohte, er wolle mich angeben, weil ich den Engländern gedient hätte. Nun traf es sich vor der letzten Reise, daß er noch einmal nach Hamburg mußte und mich mitnahm. In Uelzburg übernachten wir wieder, und da das ganze Haus voll war, so muß ich mit ihm in einem Zimmer schlafen. Um Mitternacht wache ich auf, weil mir der Mond gerade durch's Fenster auf's Gesicht scheint, da steht Lundquist vor mir im Hemde und sagt auf schwedisch: „So, Du verdammter Runge, nun habe ich Dir den Rest gegeben; Du sollst mich nicht um die Stelle bringen." Dann springt er mit einem mächtigen Satz, als wenn er auf's Pferd spränge, in sein Bett und wirft sich unruhig hin und her. Ich betete zu Gott und allen Heiligen, und konnte gar nicht zu mir kommen; nun war mir klar, daß kein Anderer als Er Euren seligen Vater ums Leben gebracht habe, und warum er es gethan; denn was der Mensch Böses gethan hat, das quält ihn Nachts und davon muß er im Schlafe reden. Am andern Morgen frage ich ihn, ob er denn heute Nacht vom Kapitän Runge geträumt habe? Als er das hört, wird er todtenblaß und gibt mir keine Antwort. Ich wußte aber, woran ich war.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin. Juli.

Berlin legt es darauf an, gleich Paris eine europäische Weltstadt zu werden. Für das neue Museum sind viele alte Herrlichkeiten und Raritäten aus Egypten und Indien aufgekauft worden, Griechenland und Rom haben uns in den schönsten Kunstwerken ihren Tribut erlegt. Im Thiergarten lustwandelt ein ungeheurer Elephant; spanische Reuter, französische Tänzer und Schauspieler sind in vollständigen Banden eingerückt, und um nichts zu versäumen, was an den entgegengesetzten Polen Europa's vergnügt und belustigt, ha-

ben wir nun auch ein englisches Wettrennen und ein römisches Tivoli bey uns eingerichtet.

Der Graf Platen ist demnach sehr falsch berichtet, wenn er in seinem romantischen Oedipus den Verstand als einen aus Berlin Exilirten in der Irre herumwandern läßt; er könnte (nämlich der Graf Platen), wenn er nach Berlin käme, in dem Feste der Handwerker lernen, daß die Berliner wissen, was Raffinement heißt. Zum Beweise, daß wir, Gottlob! den Verstand noch nicht verloren haben, erstatte ich Ihnen heute Bericht über zwey ganz verständig angeordnete Volksbelustigungen: über das Pferdewettrennen und über das neue Tivoli. Das Pferderennen fand am 17. und 18. Juni statt. Die Rennbahn war seitwärts von der Straße, welche von Berlin nach Potsdam führt, auf einer zum Rittergute Lichterfelde gehörenden Feldmark abgesteckt; sie bildete ein regelmäßiges Viereck auf einer unebenen Fläche, und die Länge der Bahn betrug im doppelten Umlauf eine halbe preußische Meile. Zur Seite der Bahn war für Zuschauer eine Tribune gebildet und für den Hof eine eigene prachtvoll dekorirte Loge erbaut. Der Anfang des Rennens war auf 9 Uhr des Morgens festgestellt, aber schon nach 7 Uhr befanden sich mehrere hundert Wagen auf dem Platze und die Tribunen waren mit den elegantesten Damen und Herren besezt. Der König, welcher in Allem militärische Genauigkeit liebt, traf zur festgesezten Stunde ein; die Kaiserin von Rußland und die vier anwesenden Prinzessinnen erhöhten den Glanz der Versammlung durch ihre Gegenwart. Der erste Tag war zu einem Rennen für Pferde inländischer Zucht bestimmt. Alles wurde nach den Gesetzen der englischen Rennbahn angeordnet; die Jockeys in englischem Kostüm wurden nebst ihren Sätteln auf einer englischen Schnellwage (mit einer einzigen Wagschaale, über welcher ein Zeiger das Gewicht anzeigt) gewogen; jedes Pferd trug 160 Pfund; die leichteren Jockeys wurden mit Schrotbeuteln beschwert. Sechs Pferde waren zum heutigen Rennen gestellt; eine Glocke gab das Zeichen zum Auslauf. Nur zwey Pferde, Leonardo, dem Oberamtmann Meyer, und Masaniello, dem Generalintendanten der Schauspiele, Grafen von Redern, gehörig, hielten die Bahn und wurden zu dem zweyten Wettlauf zugelassen. Der Sieg blieb, wie bey dem ersten, so auch bey dem zweyten Umlauf dem Leonardo, einem inländischen Pferde vom Neustädter Gestüt, welches die Bahn in fünf Minuten vierzehn Sekunden zurücklegte. Diesem ersten Rennen folgte ein zweytes, wobey auf der Bahn den Rennern eine Menge Hindernisse in den Weg gelegt worden waren. Mehrere Gräben, Hecken und Schlagbäume mußten übersprungen werden. Den Preis gewann Rosabel, Fuchsstute des Majors von Brandenstein. Der Sieger im ersten Rennen wurde mit 300 Friedrichsd'or, der im zweyten mit 200 Friedrichsd'or von dem Vereine für Beförderung der vaterländischen Pferdezucht, von welchem das Pferderennen eingerichtet und geleitet wurde, gekauft und am folgenden Tage verloost. Interessanter noch war das Wettrennen am zweyten Tage, weil dießmal nicht die Jockeys, sondern die Eigenthümer der Pferde selbst ritten und auch Ausländer zugelassen wurden. Die berühmtesten Reiter unserer Gardekavallerie hatten sich eingefunden, und von Auswärtigen war ein berühmter Wettreiter aus dem Mecklenburgischen, Graf Hahn, gegenwärtig; im Ganzen hatten sich acht Wettrenner gestellt. Nur drey davon hielten die Bahn: der Oberst von Barner, der Prinz Alexander zu Solms und der Graf Hahn; der leztere erreichte bey dem ersten Umlaufe das Ziel zuerst. Bey dem zweyten Umlaufe hatte er das Unglück, daß ihm ein Steigriemen riß und er bey der vorlezten Biegung herabfiel. Es fand nun ein drittes Rennen zwischen dem Obersten Barner und dem Prinzen Solms statt, bey welchem der erstere Sieger blieb, dessen Pferd die Bahn in fünf Minuten vierundzwanzig Sekunden durchlaufen hatte. Der Preis konnte ihm jedoch nicht zuerkannt werden, da sein Pferd bey dem zweyten Umlaufe, obwohl nur unbedeutend, aus der Bahn gebrochen war. Der silberne Pokal, welcher als Preis gesezt war, wurde zurückbehalten, und dem Vernehmen nach soll bey dem nächsten Rennen eine zweyte Bewerbung um denselben stattfinden.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, August.

(Beschluß.)

Airolo hat einen trefflichen Gasthof, mit zierlichen Gemächern und allen Bequemlichkeiten, die in den besten Gasthöfen der Schweiz angetroffen werden. Die vor wenig Jahren vollendete prächtige Kunststraße führt in zwölf Stunden von Airolo nach Bellenz. Ich erinnere mich recht gut, wie noch im Jahre 1802 von Bellenz nach Giornico, wo die gepflasterte Gotthardsstraße anfing, nur ein Maulthierweg vorhanden war. Noch im Spätjahr des laufenden Jahrs wird, wie schon gesagt, die neue Gotthardsstraße in ihrer ganzen Ausdehnung fahrbar seyn, und es wird selbst mit den schwersten Fuhrwerken ein Bergpaß befahren werden können, dessen höchster Punkt 6540 Fuß über dem Meer erhaben ist. Bernina und Splügen sind die zwey ersten, St. Gotthard ist der dritte Alpenpaß der Schweiz, welcher seit wenigen Jahren auf solche Art neu geöffnet worden ist.

Noch will ich einer minder bekannten und auch ungleich weniger bedeutsamen Straße, als die bisher erwähnten sind, gedenken, die jedoch ihrerseits nicht minder als ein Beweis der Sorgfalt dienen kann, welche die Schweizerregierungen auf Erleichterung der Verbindungsmittel zwischen ihren verschiedenen Gebietstheilen verwenden. Es ist dieß die Sustenstraße, die ihren Namen von dem Berge erhielt, über den sie führt. Ihr Anfang ist bey Imhof, im Kanton Bern, eine Stunde oberhalb Meyringen; sie gelangt durchs Mühlithal, Nesselthal und Gadmenthal in die Höhe und führt über den Sustenberg, dessen Erhöhung über der Meeresfläche 5940 Fuß beträgt und wo die Grenze zwischen den Kantonen Bern und Uri sich befindet; durchs Mayenthal steigt sie alsdann nach Wasen herab, um sich hier mit der Gotthardsstraße zu vereinbaren. Die Breite dieser Straße beträgt nicht über zehn Fuß; ihre Anlage war verständig und ihr Fall ist überall sanft. Auf ihren Unterhalt hingegen wird leider zu wenig Sorgfalt verwandt, besonders im Kanton Bern, wo ich an mehreren Stellen die Stützmauern zerfallen fand. Ihr Zustand ist besser auf dem Gebiete von Uri, aber hier blieb sie unvollendet am Ufer der Maya, eine halbe Stunde oberhalb Wasen, wohin man über einen rauhen und felsigten Weg gelangt. Die Veranlassung zum Bau dieser Straße lag in dem Bedürfniß, die französischen Douanen in Wallis und auf der Simplonstraße zu vermeiden. Seit nun dieser Grund weggefallen ist, ward auch die Straße vernachläßigt. Man darf jedoch hoffen, der vollendete Bau der St. Gotthardsstraße werde die betreffenden Kantone zu ihrer Wiederaufnahme und Herstellung ermuntern, denn sie kann für innere Verbindung des Handels und Austausch seiner Produkte immerhin sehr wichtig werden, besonders wenn der Kanton Bern bald eine Fahrstraße von Thun nach Brienz erbauen dürfte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. August 1829.

Da läßt sich wiederum in grünenden Trophäen
Des Winters Untergang, der Flor des Frühlings sehen;
Die frohen Lerchen fliegen
Und singen von den Siegen
Der täglich schöneren Natur.

Hageborn.

Begebenheiten.

I.

Berg, Wald, Wiese, Bach dabey
Haben ernstlich sich verschworen,
Für des Winters Tyranney
Seyen sie zu frey geboren.

Winter sitzt am Berge kraus,
Blicket in die Gegend hämisch;
Doch der Berg dampft Wolken aus,
Dieses macht den Winter dämisch.

Winter lüftet sich vom Sitz:
Was ist das für neu Gelichter?
Unverschämt ist ihr Gesprütz,
Und sie schneiden mir Gesichter!

Aengstlich brummt und heult er bald,
Da ihn wild die Wolken jagen;
Zieht zurück sich in den Wald,
Der beginnet auszuschlagen.

Wie der Winter das erblickt,
Fährt ihm Schreck in alle Glieder,
Flieht vom Wald, und kleingebückt
Springt er auf die Wiese nieder.

Die entsetzt sich über ihn,
Halb im Aerger, halb verlegen,
Wird vor Zorn ganz gelb und grün,
Rauschet heftig ihm entgegen.

O dein Keifen fehlte noch!
Knirscht der Winter wild und leise;
Schnell besinnt er sich jedoch
Auf sein Bett im Bach von Eise.

Er nimmt einen großen Satz,
Doch der Bach ist längst im Laufe;
Winter fliegt heran und — Platz!
Plumpt er mitten in die Traufe.

Ha Tyranne! schäumt im Saus
Nun der Bach und stürzt ihn hinter;
Im Triumph zum Land hinaus
Trudelt er den bösen Winter!

II.

Da, am höchsten Himmelsbogen,
Bläs't den Tusch ein Lerchenchor,
Eine goldne Ros' am Busen
Tritt die Sonn' in's Blau hervor;
Kinder, spricht sie, mildestrafend,
Hebt ihr euch so stolz empor?

Sieh, da dreht der Berg sich leise,
Winkt den Wolken leise: geht!
Kleinlaut schleichen sie vorüber,
Ihre Fähnlein sanft gebläht;
Aber er, beschämt, bleibt stehen
Vor der Sonne Majestät.

Auch der Wald mit allen Zweigen
Beuget ihr voll Zagen sich,
Alle seine Blätter möchten
Eins im andern bergen sich;
Und die Wiese steht in Thränen
Reuevoll und jüngferlich.

Doch der Bach mit Dreh'n und Winden
Bäumt sich halbverstohlen auf,
Und halbbrummend und halbschmunzelnd
Schmeichelt er zur Sonn' hinauf:
Mütterlein, du mußt verzeihen,
Welt hat einmal ihren Lauf!

A. Schöll.

Der Schiffskoch.

(Beschluß.)

„Unterwegs peinigte ich mich, was ich thun sollte. Gab' ich es an, und es würde ihm nicht bewiesen, so konnte ich selbst in des Teufels Küche kommen, wenn dadurch bekannt wurde, daß ich den Engländern gedient hatte. Ich wußte mir gar nicht zu rathen. Da führt mich der Zufall in Altona zu einem klugen Schuster, der zu den Blaufärbern *) gehört; ich lasse mich mit ihm in ein Gespräch ein, und der Mann bringt mich in ihr Gotteshaus, wo er auf die Kanzel steigt und eine Predigt darüber hält, daß von den Richtern oft aus Eigennutz oder Blindheit die Schuldigen frey gelassen würden, und daß es daher unsere Pflicht sey, wenn wir von ihrer Missethat überzeugt seyen, sie selber zu bestrafen, damit wir sie aus dem Wege räumten, und sie uns nicht mehr schaden könnten. Dabey bewies er, daß das ausdrücklich in der Bibel stehe. Das gefiel mir damals sehr, und ich war ganz voll davon; jezt hat mich freylich der ehrwürdige Pastor eines Bessern belehrt. Ich sprach nachher mit dem Schuster noch ein Langes und ein Breites darüber, und er machte mich immer fester in meiner Meynung.

Wir reisten wieder zurück und stachen in See, um nach Veracruz zu segeln. Ich nahm mir fest vor, mich auf dieser Reise bestimmt davon zu überzeugen, ob Lundquist Euren seligen Vater ermordet habe. Von Anfang fiel mir auf, daß er die Matrosen, mich ausgenommen, entsetzlich schlecht behandelte, viel schlechter noch, als es selbst die schäbigen Holländer thun. Dabey erzählte er mir immer, dieß sey die lezte Reise, die er mit fremdem Schiffe mache, die nächste mache er mit eigenem, und dann solle ich es sehr gut haben bey ihm. So ging er um mich herum; endlich sagte er mir, er habe die Amalia in Hamburg hoch verassekurirt, und es wäre gar kein Schaden, wenn sie unterginge; im Gegentheil wäre es sein Vortheil, denn er habe es auf eigene Rechnung gethan, und treffe es ein, so solle ich auch mein Theil haben. Halb und halb merkte ich, was er wollte, aber ich hielt noch zurück. In Veracruz starb uns die halbe Mannschaft am schwarzen Fieber, und einen Matrosen, der noch gar nicht todt war, warf er für todt in die See. Nun rückte er gegen mich mit seinem Vorhaben heraus. Das war nichts anderes, als das Schiff in Grund zu bohren, sobald wir den Hafen von Veracruz verlassen hätten, und uns auf dem Langboot wieder nach Veracruz zu retten. Nun dünchte mir *sein Maaß voll*, denn das war mir zu arg. Ich wiegelte die Matrosen gegen ihn auf, und wir warfen ihn über Bord."

Er erzählte nun, was wir dem Leser bereits zu Anfange mitgetheilt haben. — Runges Gefühle, als er dieß ganze Bekenntniß ausschrieb, lassen sich schwer schildern; das tiefste Mitleid mit dem Verirrten bemächtigte sich seiner Seele. Mit zitternder Stimme las er dem Matrosen das Protokoll vor. „Ganz recht," sagte dieser, als er es gehört hatte; „Gottlob, nun ist mir wohl, nun bin ich es los. — Aber warum sich der Steuermann gar nicht gerührt hat, sondern immer dabey blieb, eine Sturzsee habe den Kapitän über Bord gerissen, das kann ich nicht begreifen. Er hat nicht den mindesten Theil an der *That*, so wahr ich hoffe, daß der liebe Gott es mir zu *gut* anrechnet, daß ich einen solchen Hund aus der Welt geschafft habe, und mich nicht durch einen dummen Eid verleiten ließ, es zu verschweigen."

Heiter, ja beynahe fröhlich ließ Hansen sich in seinen Kerker zurückbringen, und Runge trug sogleich, jedoch mit klopfendem Herzen, das Protokoll zu seinem Vorgesezten. Dann suchte er eiligst seinen Freund Werner auf, um ihm das so eben Erlebte mitzutheilen.

Beyde verfügten sich zu Petersen, auf Werners Anrathen. Dieser war sichtlich betreten, als er sie erblickte, und rief ihnen zu, als sie ihn kaum begrüßt hatten: „Ihr kommt, um mich von meinem Stillschweigen abzubringen, aber es wird Euch nichts fruchten, denn so wahr mir Gott helfe, ich kann nicht anders, ich muß schweigen. Ich weiß es wohl, es kostet mich mein ganzes Lebensglück, aber ich muß schweigen." — „Ungeduldiger," erwiederte Werner; „höre doch nur." Er theilte ihm nun Peer Hansens Bekenntnisse mit, Petersen hörte ihn mit erstaunten Blicken an; je mehr sich der Freund dem Ende seiner Erzählung näherte, desto heiterer wurde des jungen Steuermannes Antlitz. Endlich stürzten ihm die hellen Thränen aus den Augen, er sank, ohne ein Wort zu reden, auf die Knie und betete lang und heiß. Die Freunde sahen ihm theilnehmend zu. „Gottlob," sagte er dann, als er aufstand; „Gott hat mich von den Zweifeln erlöst. So wisset denn, warum ich schwieg. Der Oheim hat mich als Waise zu sich genommen, er ließ mich erzie-

*) Eine Separatistensecte, vom Volke mit diesem Namen belegt, wahrscheinlich wohl, weil die ersten Sektirer (holländische) Blaufärber waren.

hen, ich lernte auf seine Kosten die Steuermannskunst, und wurde immer gut von ihm behandelt. Von seinem geheimen Treiben wußte ich nichts. Da fand ich nach seinem plötzlichen angeblichen Selbstmorde eine Abschrift der hohen Versicherung des Schiffes unter seinen Papieren, mit der Bemerkung, wo das Original niedergelegt sey. Ich ahnete seine Absicht, denn er hatte sie einmal im Scherz gegen mich ausgesprochen. So lange ich unter den Matrosen war, mußte ich um meiner selbst willen schweigen; auf dem festen Lande zwang mich die Pflicht gegen die Seinigen dazu, denen ich seine Ehre und sein Vermögen retten mußte. Das Erstere ist jezt freylich unmöglich, aber das Leztere nicht, denn die Amalia ist durch Gottes Fügung, und nicht durch Menschensünde untergegangen. Da habt Ihr meine Gründe, die mich zum Schweigen bewogen, und ich hätte geschwiegen, wäre auch ein ewiger Kerker mein Loos gewesen." — „Du warst auf unrechtem Wege," entgegnete Runge; „aber Du bist ein braver Bursche. Aennchen wird Deine Frau, verlaß Dich darauf."

Uns bleibt jezt nur wenig zu berichten übrig; denn wozu sollen wir die Leser mit der ausführlichen Schilderung von der Hinrichtung der Matrosen quälen? Peer Hansen ging ruhig zum Tode; nicht so die Uebrigen. Kund Ywersen wurde begnadigt und kam mit längerer Zuchthausstrafe davon. Der pietistische Schuster und Vorsteher der Brüdergemeine zur Himmelsmilch, Ezechiel Täublein, sizt wiederholter Betrügereyen wegen im Zuchthause zu Altona, und sucht seine sämmtlichen Gefangenen zu Proselyten zu machen.

Als die drey Freunde ein halbes Jahr später wieder über Kiel nach Altona reisten, konnten sie sich nicht versagen, in Lurup einzusprechen. Sie wurden Anfangs freundlich von Anne Marie und ihrer Mutter empfangen; als sie ihnen aber, auf ihr Begehren, Peer Hansens Schicksal und Ende, und wie sie darin verflochten gewesen seyen, erzählten, wandte sich Anne Marie von ihnen ab und wollte nichts mehr mit ihnen zu thun haben, „denn," sagte sie, „Peer Hansen war ein wilder, aber ein braver Kerl, und Ihr hättet Alles aufbieten sollen ihn zu retten, er hatte ja etwas Gutes gethan, daß er den Spitzbuben, den Mörder aus der Welt schaffte." Die Mutter verwies ihr zwar solche Reden, sie blieb aber dabey und fing bitterlich an zu weinen, als ihr einfiel, daß das Tuch, mit dem sie sich geschmückt hatte (es war gerade Sonntag), Peer Hansens leztes Geschenk gewesen sey. Sie ließ sich erst bey dem Abschiede wieder vor den Freunden sehen, weil die Berechnung der Zeche zu ihren Geschäften gehörte. Bey dieser blieb sie kalt und gemessen, aber ihre Rechnung war noch billiger als das vorige Mal, obgleich sie einen Gast mehr in Anschlag zu bringen hatte.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsezung.)

Bezeichnender für das Aussehen der Portugiesen im Allgemeinen ist wohl nichts als der Titel, mit dem der Barbier den wohlgekleideten Fremden mehrmals beehrt: homem di gravata levada, was einen vornehmen Mann bezeichnen soll, wörtlich aber nichts anders bedeutet als einen Mann mit reingewaschenem Halstuch. Die Neigung zur Unsauberkeit geht besonders bey den weiblichen Wesen so weit, daß sie selbst des Morgens ihr Gesicht nicht ordentlich waschen; gewöhnlich befeuchten sie den Zipfel ihres Schnupftuchs mit dem Munde und berühren damit Stirne, Augenbraunen und Nase. In merkwürdigem Kontrast damit steht nun die Gewohnheit des häufigen Badens im Tajo, das eine besondere Beschreibung verdient. Die Portugiesen, besonders die Frauen, treibt dazu keineswegs die Wärme des Klima's, sondern der Umstand, daß die portugiesische medizinische Fakultät dieß Baden gegen alle Arten von Beschwerden empfiehlt. Segen über den menschenfreundlichen Mann, der diesen Ausspruch zuerst that! Wäre diese Sitte nicht, neun Zehntel der Frauen in Lissabon kämen von ihrer Taufe an zu keiner Abwaschung mehr. In den Sommermonaten sieht man ganze Familien nach den Landungsplätzen, wo die catraio's oder Tajogondeln liegen, hinwallen, hinter ihnen Diener mit Bündeln von Linnen und andern Badebedürfnissen. Alle Volksklassen in Portugal, die nur den Preis für ein solches Boot erschwingen können, und selbst Leute vom höchsten Rang, Männer und Frauen, nehmen Theil an dieser allgemeinen Volkssitte. Der gewöhnliche Platz ist der Strand von Jumqueira, des Patriarchen Pallaste gerade gegenüber, und dort erscheinen zu jeder Stunde des Morgens gegen hundert Badegondeln, sogar noch bis 10 oder 11 Uhr. Erfreulich ist der Anblick der bunt, gewöhnlich scharlachroth und blau, Lieblingsfarben der Portugiesen, bemalten Boote; was ihnen aber den seltsamsten Anblick gibt, sind ein Paar ungeheuer große schwarze Augen, die vorne auf dem weißgelassenen Schnabel angebracht sind. Das äußerste Ende des Schnabels, der oft die Gestalt von Schlangen, Delphinen u. s. w. hat, und das Hintertheil enden sich gewöhnlich mit hölzernen oder eisernen Figuren von Nostras Senhoras aller Arten, stets mit Bändern von allen Farben verziert; auch die Seiten und Ruder sind mit Bildnissen derselben bemalt. Die Haupteinrichtung dieser Boote besteht aber in einem Vorhang, der auf allen Seiten das Hintertheil des Schiffes ganz verhüllt. Ehe abgestoßen wird, macht Jeder im Schiffe das Zeichen des Kreuzes über Gesicht und Brust, um jedes Unglück abzuwenden. Die Boote werden nun bey 4 oder 5 Fuß tiefen Stellen angeankert und der Vorhang dann von allen Seiten zugezogen, so daß die weiblichen Glieder der

Familie sich so verborgen wie in ihren Schlafzimmern aus- und anziehen können. Darauf thun sie ihr Badkleid um, das aus sehr dicker Wolle gewebt ist, damit die Umrisse des Körpers durchaus nicht zu unterscheiden sind. Die Männer entkleiden sich nun ebenfalls, ziehen eine wollene Jacke und eben solche Beinkleider an, springen zuerst in das Wasser und schwimmen um das Boot herum, bis die Damen verkünden, sie seyen bereit; dann werden diese von den Herren in Empfang genommen und die zwey oder drey Stufen, welche an der Seite des Bootes angebracht sind, herabgeleitet. Da geht es denn an ein Räuspern, Husten, Schnauben und Schnattern; feine und gröbere Scherze werden gemacht, bis alles wieder einsteigt und nach Hause kehrt.

Es ist wohl ungalant, nicht zuerst die Neugier der schönen Leserinnen zu befriedigen, die gern etwas vom weiblichen Geschlechte der Halbinsel, das so viel besprochen und besungen worden ist, hören möchten. Doch muß ich vorher erst Einiges berühren, was dem Fremden an Lissabon äußerlich auffällt, und mit einigen Zügen den Grund zu meinem Gemälde legen. Die Häuser in der Stadt erscheinen etwas schwerfällig, weil seit dem Erdbeben von 1755 der Portugiese hauptsächlich auf feste Bauart sieht. Doch geben sie in mancher Hinsicht, wie Alles in diesem Lande, dem Auge ein hellglänzendes, manchmal ein schreyendes Bild. Alle Häuser in Lissabon haben vorspringende Ziegeldächer, der vorspringende Theil wird sorgfältig mit hellem Scharlachroth bemalt, und gemeinlich hat der Giebel irgend eine phantastische Gestalt. Die hellen Farben desselben kontrastiren oft sehr angenehm mit den weißen Mauern. Einige Theile der Hausmauer sind ferner stets mit Darstellungen von Heiligen, in blauen oder weißen Lazursteinen, verziert, vor denen oft eine Laterne hängt, damit sie Abends den Andächtigen sichtbar bleiben. Der Heilige, den man am gewöhnlichsten an den Hauswänden sieht, ist der Heilige Marcal, dem großer Einfluß auf Feuersbrünste beygelegt wird. Stets wird er in einem Bischofskleide dargestellt, mit der Mitra auf dem Haupte, die rechte Hand emporgehoben und mit zwey Fingern aufwärts zeigend, während man auf dem Grunde mehrere brennende Häuser sieht. Andere Lieblings-Straßen-Heilige sind die Santa Barbara, mit einem Thurme auf dem Kopfe als Hut, und einem in der Hand; ferner der heilige Sebastian, an einen Baumstamm gebunden, ein Ziel für junge Ungläubige, die sich an ihm im Bogenschießen üben. Eben so ist die Flucht nach Egypten ein gewöhnliches Straßengemälde, und Seelen im Fegfeuer sieht man an jeder Straßenecke.

Fast jedes Haus der Vornehmen hat hinter sich einen Garten, nach französischer Manier sehr symmetrisch angelegt, und in ihm eine Masse von Büsten und Statüen; ist ein Garten groß genug, um auf den Namen einer Quinta Anspruch zu machen, dann hat er gewöhnlich eine Nora, um ihn im Sommer, wo es wenig oder gar nicht regnet, mit Wasser zu versehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Wir wenden uns nun von Alt-England, von den Goddamms, Rothröcken und Rostbeefs zu den Karbonaris und Macaronis nach Tivoli. — Vor dem Halleschen Thore erhob sich vor Zeiten ein kahler Sandhügel; nach der Schlacht von Bautzen und während des Waffenstillstandes legte der Berliner Landsturm auf diesem Hügel, welcher die Stadt beherrscht, eine große Verschanzung mit vielen Batterien an. Hier sah man den berühmten Fichte mit zwey Pistolen im Gurte und einer langen Lanze, Schleiermacher, Niebuhr und andere patriotisch gesinnte Männer aus allen Ständen schanzen und exerziren, wobey denn, so ernsthaft auch die Sache gemeynt war, manche komische Figur zum Vorschein kam; allein die komischste von allen war Iffland, welcher sich aus der Rüstkammer des Theaters mit Helm, Schild, Brust- und Beinharnisch auf das Sicherste versehen hatte. Nach geendigtem Kriege ließ der König auf dieser Anhöhe ein Volksdenkmal errichten. Dieß Denkmal ist von gegossenem Eisen, hat die Form eines gothischen Thurmes und ruht auf einer Grundlage in Form des eisernen Kreuzes, weßhalb auch seitdem dieser Hügel der Kreuzberg genannt worden ist. Eilf steinerne und fünf eiserne Stufen, welche rings um das Denkmal herumlaufen, führen zu der Fläche, auf welcher es steht. Die Höhe des Denkmals beträgt mit Einschluß der fünf eisernen Stufen 61 Fuß, das Gewicht des dazu verwendeten Eisens (mit Ausschluß der zwölf in den Nischen stehenden, die zwölf Hauptschlachten bezeichnenden allegorischen Figuren) 2300 Centner. Auf der östlichen Seite liest man folgende Inschrift: „Der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut darbrachte, den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung.“ Wie ehrenvoll auch das Anerkenntniß ist, welches der König durch dieses Denkmal der Nation zu erkennen gegeben hat, und wie aufmunternd die Erinnerung an den Freyheitskampf an dieser Stelle ist, so wurde doch bis jezt dieß Denkmal wenig besucht, denn der Weg dahin war wegen des tiefen Sandes unzugänglich, und, was der Berliner am schmerzlichsten vermißte, es war kein Wirthshaus daneben. — Wie mit einem Zauberschlage sehen wir nun jezt diese wüste Gegend in einen reizenden Garten mit vielen Sommerhäusern nach italienischer Bauart, mit Lustgehegen, Pflanzungen, Trattorien, Osterien und einer Rutschbahn versehen. Am 15. Juli fand die Eröffnung dieses neuen Vergnügungsortes statt, und noch niemals war das Volksdenkmal so besucht, als an dem heutigen Tage. Besonders belustigte sich die schöne Welt auf dem Rutschberge, oder wie es hier zierlicher genannt wird, auf der Kreisfahrbahn. Die Besitzer des Grundstückes, die Gebrüder Gericke, zwey unserer ersten Goldarbeiter, haben keine Kosten gescheut, um der neuen Anlage in jeder Hinsicht die größte Eleganz zu geben, und nach den ersten Erfahrungen, welche sie gemacht haben, dürfen sie mit der Theilnahme, welche das Publikum ihrem Unternehmen schenkt, vollkommen zufrieden seyn.

Beylage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 194.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 14. August 1829.

Auf dir leuchtet der Kranz Ariadnens unter den Sternen,
Den mit großem Gemüth Güte der Frauen erstrebt;
Denn von den Sternen hinab floß manche himmlische Gabe,
Reifer Verstand in dich, Größe des Herzens und Huld.

Herder.

Therese Huber, geborne Heyne.

Obgleich die ausgezeichnete Frau, der diese Zeilen gewidmet seyn sollen, nach der Versicherung ihrer nächsten Freunde, nie wünschte, daß von ihr im Publikum viel gesprochen und Aufhebens gemacht werde; so würde doch an unser Blatt, das sie eine schöne Reihe von Jahren ordnete und reichlich ausstattete, ein gerechter Vorwurf gerichtet werden können, wenn ihr Tod in demselben mit keinem Zeichen inniger Theilnahme und dankbarer Erinnerung an sie erwähnt würde. Auch wollen wir, ihrem Wunsche getreu, weder von ihrem Leben noch von ihren Werken ausführlich sprechen. Jenes hat sie selbst in einem allgemein verbreiteten Aufsatze *), mit wenigen geistreichen Umrissen, anspruchslos und offen, ohne Schonung gegen sich selbst beschrieben, und Georg Forsters erst kürzlich von ihr herausgegebener Briefwechsel enthält zahlreiche Ergänzungen und Erläuterungen zu dem dort von ihr Gesagten. Ihre Werke liegen vor dem deutschen Publikum; die achtungswerthesten Stimmen haben sich längst darüber ausgesprochen, und von uns sey nur das Verlangen ausgedrückt, recht bald eine vollständige Sammlung ihrer zerstreuten Erzählungen zu erhalten, deren eigenthümlicher Gehalt sie auch in unserer, an Unterhaltungsliteratur überreichen Zeit, unter das Beste stellen muß, was noch auf den heutigen Tag in dieser Gattung geleistet wird.

*) Conversations Lexikon, neue Folge. Zweyte Abtheilung des ersten Bandes, S. 677 ff.

Unser Vorsatz ist hier, von den Verdiensten der Verewigten um das Morgenblatt zu sprechen; eine Pflicht, von welcher uns auch der Widerwille der Verstorbenen gegen öffentliches Lob nicht abzuhalten vermag.

Das Morgenblatt ward mit dem Beginne des Jahres 1807, auf Anregung seines Verlegers, zunächst von geistreichen Dilettanten gegründet, deren Persönlichkeit aber die vorzüglichsten Geister, und darunter selbst berühmte Namen anzuziehen und zur Theilnahme zu bestimmen, geeignet war. Sie übergaben das Blatt, zu dessen fortwährender Leitung ihnen die Muße gebrach, das aber schon mit seinem Beginnen einen ehrenvollen Platz unter den damals noch nicht zahlreichen Blättern von ähnlicher Bestimmung einnahm, Männern vom Fache, und bald war es, mit den besten Instituten gleicher Art wetteifernd, der Sammelplatz vieler vorzüglichen Schriftsteller und Dichter Deutschlands, und öffnete sich zugleich als Rennbahn auch Jüngeren, und bis dahin noch Ungenannten, die hier Gelegenheit fanden, ihre Kräfte zu versuchen, und von welchen mehr als Einer seinen ersten Ruf diesem Blatte verdankt. Geschickte Hände steuerten es in vielfach bewegter Zeit zwischen mancherley Klippen durch; die Zahl wetteifernder Nebenbuhler wuchs; dennoch, unter der Menge nachsegelnder Tagblätter, suchte das unsre sich wenigstens nicht von der eingeschlagenen Bahn verdrängen zu lassen. Aber es war kein Leichtes, es auf dieser Bahn zu erhalten. Die Zeit war ernster geworden; die Forderungen an Kunst und Wissenschaft steigerten sich, und auch die Unterhaltungsblätter durften, so

weit die Fortschritte jener beyden sie berührten, nicht zurückbleiben; dazu hatte der große Fürsten- und Völkerkampf alle Nationen Europa's in gegenseitige Berührung gebracht, alle Geister zum Mitstreit aufgeregt, und endlich hatte eine ungeheure Katastrophe in unserem Deutschland in Beziehung auf bürgerliche Umgestaltung so sanguinische Hoffnungen erregt, daß der über seine Ufer gebrochne Strom der Politik auch das friedliche Land der Wissenschaft und selbst der schönen Literatur überschwemmte, und daß dem Dichter und Schöngeist hinfort, bey Strafe für feige und knechtisch gehalten zu werden, nicht mehr vergönnt war, neutral zu bleiben. Im bürgerlichen Leben legte sich zwar jener Aufruhr bald, aber in der Literatur wogte er fort; und es war in dem verhängnißvollen Jahre 1819, als das Ruder des Morgenblatts einer Frau in die Hände gegeben ward. Therese Huber zeigte jedoch bald, wie ungegründet in Beziehung auf sie die Besorgnisse waren, die sich auch dießmal in der Erwartung des Publikums an die Leitung eines literarischen Blattes durch weibliche Hände knüpften. Man konnte fürchten, der Kreis der Gegenstände, deren Mannigfaltigkeit bisher einen besondern Vorzug des Blattes ausgemacht hatte, möchte sich unter den Händen eines Weibes verengen, das Wissenschaftliche, was hier mehr als in andern Unterhaltungsblättern besprochen wurde, möchte von den Arbeiten einer Erzählerin von Profession allmählig verdrängt werden; — das Gegentheil geschah. Mit wirklich männlichem Geiste suchte die neue Redaktion aus allen Fächern des Wissens dasjenige in ihren Kreis zu ziehen, was für denselben irgend passend, was zur Belehrung, zur Erhebung des Geistes ihrer Leser, ohne intellektuelle und moralische Pedanterie, dienen konnte. Sitten und Institutionen, Erfindungen, Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, nach allem sah der gebildete und wißbegierige Geist dieser Frau sich um, zog, was in dem Bereich ihres Blattes war, herein in dasselbe, und erweiterte die Rubriken: Reisen, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaftliches; während der Raum für Erzählungen und Romane, selbst unter dem Tadel des nach leichterer Speise verlangenden Publikums beschränkt blieb. Jenes Streben nach Universalität wurde bey ihr begünstigt und unterstüzt durch eine ausgebreitete Kenntniß der auswärtigen Literatur, die sie jedoch nie zu mageren Auszügen und trockenen Notizen benuzte, sondern immer mit ihrem eigenen Geiste zu amalgamiren, und, wie in ihren Werken, selbstständig zu behandeln wußte.

Die Verewigte neigte sich sehr entschieden zu einer bestimmten politischen Ansicht. Auch dieß konnte Veranlassung zu einer Besorgniß geben. Wird unter ihren Händen nicht ein, der Verbreitung des Schönen, der Bildung des Geschmacks gewidmetes Blatt allmählig eine, ins Politische schillernde Farbe und die Gestalt des Pamphlets annehmen, was die ästhetischen Journale unserer westlichen Nachbarn oft so unerträglich macht, und für Wissenschaft und Kunst so verderblich ist? Nein, das Blatt zeigte unter ihrer Leitung keine Spur von einer solchen Tendenz. Sie brachte aus den, unter politischen Stürmen verlebten Jahren ihrer Jugend und ihres besten Alters zu diesem Geschäfte der Matrone nur eine reiche Lebenserfahrung, einen, bey einem weiblichen Geiste höchst seltenen Ueberblick von Welt und Zeit, und jenen allgemeinen Freyheitssinn, jenes Unabhängigkeitsgefühl, die Begeisterung für Wahrheit und Recht, die jeder Schriftsteller haben soll. Mit diesen Eigenschaften war eine, unter den Erfahrungen einer Zeit, welche in manchen die Intoleranz bestärkt hatte, erworbene und stets wachsende Duldsamkeit gegen anders Denkende verbunden, und diese äußerte sich auch besonders in der Würdigung der ihrem Blatte angebotenen Arbeiten, welche, sobald sie an und für sich tüchtig waren, auch mit Selbstverläugnung aufzunehmen, sie sich zur Pflicht machte, so lange sie nicht fürchten durfte, daß jene Toleranz zur Charakterlosigkeit führen würde.

Wenn wir aber die fast männliche Besonnenheit rühmen, mit welcher die thätige und geistvolle Frau an ihrem Platze das Amt einer Austheilerin, Empfängerin und Ordnerin versah, und Aussaat wie Ernte des Blattes besorgte, so dürfen wir dabey nicht vergessen, hervorzuheben, wie bedacht sie darauf war, daß nichts ihr Geschlecht Kränkendes oder Verletzendes über den übrigens weiten Kreis kam, den sie für den Inhalt des Blattes gezogen hatte; ja wir müssen ausdrücklich bemerken, daß sie als Mitarbeiterin vorzüglich für ihre Schwestern schrieb und nie erfreuter war, als wenn sie auch von der Aehrenlese des Auslandes Früchte einheimsen konnte, welche vorzugsweise für das weibliche Geschlecht bestimmt waren. Der Verfasser dieses Aufsatzes wird nie vergessen, mit welchem Jubel sie ihm die Ausbeute meldete, welche sie aus dem Werke der Gräfin von Remusat über die Frauen für das Morgenblatt zu machen hoffte, eine Ausbeute, die sie auch wirklich mit der glücklichsten Auswahl und in der zweckmäßigsten Gestalt gemacht hat.

Und dieses ist wohl der Punkt, wo uns zum Schlusse erlaubt seyn mag, ein Wort über den Charakter der Verstorbenen an das anzuknüpfen, was wir in Beziehung auf unser Blatt über sie zu sagen uns gedrungen fühlten. Das lezt Gesagte führt uns nämlich auf die Bemerkung, daß, so stark und oft scharf ihr Geist war, wenn er sich öffentlich im Gebiete der Literatur äußerte, sie im Privatleben doch nichts weniger war als eine Männin; daß sie vielleicht nach nichts ernstlicher und eifriger strebte, als hier Weib in allen Beziehungen zu seyn. Sie zeigte sich als kluge, unermüdlich thätige Hausfrau, als unaussprechlich liebende Mutter liebender Kinder, als Freundin und mütterliche oder schwesterliche Berathertin ihrer Freunde

und Freundinnen, und wer in den nicht selten zahlreichen Zirkel, den sie, voll Anziehungskraft auf die Geister, mit Auswahl um sich zu versammeln wußte, in der Erwartung eintrat, auch hier nur die Schriftstellerin zu finden, der fand sich auf's Angenehmste getäuscht. So wird auch ganz begreiflich, was sie von sich selbst, in Beziehung auf ihre schriftstellerische Thätigkeit in der oben erwähnten Selbstbiographie mit den Worten sagt: „Zehn Jahre lang nach Hubers Tode sezte sie ihre literarischen Arbeiten fort, ohne sich zu nennen; durch fremde Zudringlichkeit dem Publikum genannt, verbirgt sie sich nicht mehr, nennt sich aber selten und stets mit Schüchternheit, da sie ihre Autorschaft sich selbst nur deßhalb verzeiht, weil sie ihr Mittel zu dem theuersten Zweck ihres Lebens ward. Sie blieb in jeder Lage der thätigsten Häuslichkeit gänzlich ergeben, sie lernte wenig aus Büchern, obschon sie viel las, viel mehr durch den Umgang mit einem großen Theil der edelsten Menschen ihrer Zeit; sie lebte unter allen Ständen, und lernte einen jeden schätzen und beurtheilen. Daher bildete sie sich eine Sicherheit des Betragens, die mit der Frömmigkeit gepaart, welche vielfache Leiden in ihr entwickelten, ihr troz der Beweglichkeit und Reizbarkeit ihres Wesens Seelenruhe gibt.“ An diese Selbstschilderung der Verstorbenen glaubten wir die Leser wohl erinnern zu dürfen, nachdem wir eben die Eigenschaften, die sie hier an sich aufzählt, in ihrem Verhältniß zu unserem Blatte nachgewiesen hatten.

Die Redaktion des Morgenblatts hat die Grundsätze, nach welchen die Hingeschiedene an demselben gearbeitet, als ein Vermächtniß von ihr empfangen, das sie heilig halten wird. Mannigfaltigkeit, die ihre Einheit im Wahren, Guten und Schönen findet, Ernst und sittliche Würde, Wissenschaftlichkeit mit Fülle von Unterhaltung gepaart, wird stets ihr Bestreben bleiben. Sie wird auf der Bahn zu bleiben suchen, welche der ausgezeichnete Geist, dem sie in diesen Zeilen huldigt, unter dem Beyfall aller wahrhaft Gebildeten (und diesen ist ja ihr Blatt gewidmet) so lange gewandelt ist.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Die Nora's sind tiefe Wassergruben, mit einer sehr einfachen Maschinerie, durch welche das Wasser in irdnen Töpfen, die an Stricke gebunden sind, heraufgebracht und oben in einen hölzernen Trog ausgeleert wird. Die Räder werden durch einen Ochsen in Bewegung gesezt, der an einem Hebel angespannt ist und um die Brustwehr des Brunnens so lange herumgeht, bis der Garten hinlänglich gewässert ist. Die Nora gibt, wenn sie gedreht wird, einen kreischenden, knarrenden Ton von sich, wie alle Ochsenwagen in der Halbinsel, und dieß ist nicht etwa zufällig; die Portugiesen, die selbst so viel Lärm machen, lieben ihn sehr, und können keinen Wagen leiden, der keinen macht. Jenes Geräusch ist es, was dem Fremden außerordentlich auffällt; er bekommt aber keinen hohen Begriff von der Industrie in Lissabon, wenn er hört, daß zu allen Gärten der Art Genueser und Maltheser als Gärtner gebraucht werden, da diese allein es verstehen, das Wasser nach allen Richtungen hin durch die Gewächse zu leiten. Uebrigens leitet gewöhnlich vom geräumigen Baltone eine Treppe mit marmornen und porzellanenen Blumenvasen, mit den schönsten Blumen gefüllt, in den Garten herab. In den Häusern selbst sind die Balkone, die Wände der Treppen und der Zimmer bis zur Höhe von drey Fuß mit kleinen viereckigten, glasirten Steinen ausgelegt, die über und über entweder mit Arabesken, oder mit Jagdhunden, Ebern, Jägern und Vogelfängern mit Netzen oder mit Fischerscenen in blauer Farbe bemalt sind. Manche alte Häuser haben auch bemalte Tapeten, die aber jezt durch Freskomalerey verdrängt werden, nicht allein der Schönheit wegen, sondern weil jene Tapeten Schwärme von Wanzen beherbergen, die in jedem Hause in Lissabon in solcher Masse vorhanden sind, daß, wenn die Fensterflügel gewaltsam zugeworfen werden, Haufen dieser Thiere aus jeder Ritze und jedem Winkel in dem Tafelwerke herunter prasseln. Die Möbeln in den Pallästen der Edelleute oder Fidalgo's sind gewöhnlich reich, aber schwerfällig. In vielen Häusern sieht man eine Unzahl von reichen chinesischen Vasen und andern Artikeln aus diesem Lande, besonders lange Spiegel, deren unterer Theil mit sonderbaren chinesischen Scenen bemalt ist. Die Stühle haben Kissen und Polsterlehnen von bemaltem Leder; das Gestell besteht aus dem Holz der großen Kisten, in denen der Zucker aus Amerika gebracht wird; die Lehnen sind gewöhnlich mit einer kleinen Devise verziert, mit einem Vogel, einem Jäger oder einer Blume. Ein paar alte Familienportraits, oder einige schlecht gemahlte Heilige, Kruzifixe, Reliquien in Rahmen und Flittergold, sind der einzige Schmuck der Wände. Kamine hat man gar nicht, und wenn ungewöhnlich kühles Wetter einfällt, ist das einzige Mittel, sich über ein brazeiro, eine eiserne Pfanne voll glühender Kohlen oder Asche, aus einem Bäckerofen herbeygeholt, zu setzen. Dieses ist sammt der Kapüze, von der nachher mehr die Rede seyn wird, der einzige Schutz, den man gegen die strengste Kälte, deren das herrliche Klima von Portugal fähig ist, nöthig findet.

Ehe wir aus den Fenstern der Lissaboner Häuser, die stets mit Balkonen versehen sind, in die Straßen und auf das Volk hinaus blicken, wollen wir uns noch etwas in dem Haushalt der Portugiesen umsehen. Zählt man die ungeheure Dienerschaft, die sich oft bis auf fünfzig und sechzig Köpfe beläuft und im Hofe in der Sonne liegt, im Vorhause, an den Stallthüren, kurz überall um-

hersteht, sollte man denken; in Lissabon werde unmäßiger Aufwand damit gemacht. Aber wir werden eines andern belehrt, fragen wir den Hausherrn selbst darum, denn dieser kennt selbst kaum den fünften Theil von all' den Leuten. Nur wegen des unschätzbaren Privilegiumus eines Fidalgo, das den geringsten Stall unter seinem Dache zu einem unverletzlichen Zufluchtsort macht, ist sein Haus so reichlich mit Dienstboten versehen. Seine Diener alle, bis auf die Stallbuben, sind in jenes Privilegium mit eingeschlossen, so daß stets eine Menge unnützer und gefährlicher Leute freywillig dem dienenden Personale sich anschließt. Die eigentliche Dienerschaft bilden höchstens der mon domo, Haushalter, und moco da copa, Kellner, nebst einer oder zwey ains, weiblichen Dienerinnen; und diese nur essen, was von des Fidalgo Tische kommt. Dieß Essen besteht selten aus etwas anderem, als einer vacca comarros, Rindfleisch mit Reis, oder galinha comarros, Huhn mit Reis, nebst einigen Oliven mit Zwieback; in der Melonenzeit aus Melonen, und diese sind dann stets das erste Gericht. Die übrigen Nebendiener bekommen von dem moco da copa (Kellner) eine Ration Brod, Reis oder fejves, (trockene Bohnen) und ein wenig Olivenöl; wenige haben Löhnung an Geld, und außer jenen eigentlichen Dienern nur die dienstthuenden Lakaien, die mit einer Art Livree und dem Zopf angethan, hinten auf den Wagen klettern und jedem Gesichter schneiden, der mit Erstaunen auf ihre schäbigen Röcke sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Jezt rückt der Wilhelm Tell des weltberühmten Rossini schnell voran und man hofft, daß er in Kurzem auf der Bühne der großen Oper erscheinen werde. *) Es heißt, die Arbeit des Maestro sey neulich unterbrochen worden, weil er sich mit der Operndirektion wegen des Preises beynahe überworfen hätte. Das Einkommen der Dichter und Tonsetzer ist bey den Theatern durch ein Reglement festgesezt; Rossini verlangte aber, da er sich die Mühe nehme, eine nagelneue Oper für die französische Bühne zu schreiben, so solle man zu seinen Gunsten das dem Verfasser zustehende Abzugsrecht bey der Einnahme verdoppeln. Die Operndirektion schüzte die Unmöglichkeit vor, sich von den vorgeschriebenen Gesetzen zu entfernen. Darum kümmerte sich aber Rossini wenig; er mochte denken, wenn ihr neue Musik haben wollt, so sollt ihr sie auch bezahlen, wie es mir beliebt. Seit der Zeit scheint sich auch wirklich die Operndirektion zu einer bedeutenden Zulage verstanden zu haben, denn Rossini arbeitet wieder fleißig, und, wie ein Tageblatt scherzend versichert, den Trompetern, Trombonisten und Paukenschlägern soll schon angst werden wegen der Arbeit, die ihnen Rossini zudenkt, und sie sollen schmerzlich der glücklichen Zeit gedenken, wo Pausen von 50 bis 100 Takten ihnen erlaubten, ruhig eine Prise in die Nase zu schieben, oder dem Schauspiele zuzusehen, oder unter einander ein Gespräch anzuknüpfen. Es will nun einmal mit keiner andern Opernmusik mehr gehen, als mit der Rossinischen; die Pariser Oper hat lange ihr altes Repertoire beybehalten und sich auf Gluck und Piccini etwas zu gute gethan; allein zulezt hat sie doch auch der in der dramatischen Tonkunst ausgebrochenen Revolution weichen und sich an Rossini wenden müssen, daß er ihr aus der Noth helfe. Neulich bekam sie einen Anfall von Reue und Sehnsucht nach dem Alten, und kündigte an, sie wolle Rousseau's Dorfwahrsager so aufführen, wie ihn der Genfer Philosoph gesezt habe. Allein dieß ist ihr übel bekommen. Denn mitten unter der Aufführung fuhr aus einem Winkel des Saales eine alte Perrücke auf die Bühne herab, als satyrisches Symbol; die Schauspieler wurden beschämt, und seitdem wagte der alte Dorfwahrsager nicht mehr hervorzutreten, denn in Frankreich ist nichts beschämender für Jemand, als wenn er alte Perrücke gescholten wird. Die komische Oper hatte Lust gehabt, einige Gretry'schen Operetten wieder auf die Bühne zu bringen; allein die Furcht, auch eine Perrücke zum Geschenke zu bekommen, soll sie von ihrem Vorsatze abgeschreckt haben. In England hat man zwar noch keine Perrücke auf die Bühne geschleudert; allein die Londner Literary Gazette versicherte neulich doch, daß Mozarts Opern auf der italienischen Bühne allerdings sehr besucht worden seyen, aber doch Langeweile erregt haben; die Schuld lag hier gewiß nicht an den Schauspielern; denn Zuchelli, Dem. Sontag, Mad. Malibran-Garcia gehören zu den besten; allein es leuchtet nur zu deutlich ein, daß Mozarts Styl dem Publikum durch den Rossinischen entleidet worden ist. Auch meynt die Litterary Gazette, der Maestro di Pesaro wisse den dramatischen Effekt oft besser zu behandeln, als Mozart, der seine Opern schlechtweg geschrieben habe, ohne hie und da die Zuhörer bis zum Enthusiasmus hinreißen oder sie durch einen kräftigen Schlag wecken zu wollen, wie Rossini thut. Einige Blätter versichern schon, der Rossinische Wilhelm Tell gleiche seinen vorigen Opern ganz und gar nicht, sondern sey eine ganz neue, ungewöhnliche Komposition. Das wäre denn freylich etwas Außerordentliches; denn bisher glichen sich die Rossinischen Opern sehr, und dieselben Züge wurden so oft wiederholt, daß man diese Opern bald auswendig wußte. Ist der Wilhelm Tell also etwas ganz Neues, so sind wir glücklicher als die Londner, die keine neue Oper von Rossini haben bekommen können. Es war schon viel von ihm, daß er für die Franzosen den Grafen Ory, Moises und die Belagerung von Korinth aus vorigen Opern zurichtete; für England hat er nicht einmal so viel gethan. Aber eine ganz neue Oper zu schreiben, ist eine Gefälligkeit, die den berühmten Meister gewiß viel kosten muß, da er seine Bequemlichkeit liebt und an dem Dolce far niente sein inniges Behagen findet. Die Zeit ist nicht mehr, da ihn die Noth zwang, eine Oper in Zeit von einigen Wochen zu setzen. Von dem Wilhelm Tell ist schon seit zwey Jahren die Rede, und noch immer kann er nicht hervorkommen, weil noch etwas daran fehlt. Glücklicherweise hat die große Oper Auber's Stumme von Portici und den Grafen Ory und die Ballete, und mit Hülfe solcher anzüglichen Augen- und Ohrenweide kann sie die Vollendung des Rossini'schen Meisterwerkes abwarten. Unterdessen hat sich Rossini mit dem in Musiksetzen einiger Balladen Cas. Delavigne's abgegeben; doch dieß sind nur Kleinigkeiten für ihn.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es wurde am 3. August wirklich gegeben und mit unbeschreiblichem Enthusiasmus aufgenommen; alle Pariser Blätter, die Gazette de France so gut wie der Globe, sprachen nach der ersten Aufführung mit Entzücken davon. Alle versichern nach dem ersten Eindruck, daß das Stück sich völlig vom Charakter der bisherigen Rossinischen Musik entferne.

D. R.

Beylage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. August 1829.

Sie sagen, die Sonne gehe in ihrem Lande auf und unter, aber sie wissen nicht, wie vieles sie bescheint, das dieser Ehre nicht werth ist. —

Le Sage.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Die vielen Diener sind die Gespielen und Genossen des jungen Fidalgo, der mit ihnen in den Ställen herumliegt, auf dem Schloßhofe Kegel schiebt, oder bisa (ein Kartenspiel) auf den Treppenstufen spielt und, eine Peitsche in der Hand, den Hut auf einem Ohr, Cigarren von ihnen schmauchen lernt. Sie sind die gefährlichsten Werkzeuge seiner Rache, wenn in Liebeshändeln oder sonst Jemand sein Feind geworden. Eines der unglaublichsten und verderblichsten unter den den Edelleuten zustehenden Privilegien ist das der Aposentadoria. Dieß ist das Recht, Jemanden aus seinem eigenen Hause, wenn der Fidalgo Lust dazu hat, ohne weitere Förmlichkeit hinauszuweisen und eine Person, welche ihm gefällt, an dessen Stelle zu setzen. Dasselbe Recht haben auch bis zu gewissem Grade Militärpersonen, die einen Bürger ausquartiren können, wenn sie anführen, daß die Nähe des Hauses bey den Kasernen die Besitznahme von ihrer Seite für den öffentlichen Dienst nothwendig mache. Dieses ist die Aposentadoria activa; dagegen schützt aber glücklicher Weise die passiva, die man sich für Geld verschaffen kann, und die den Eigner befähigt, sein Haus zu besitzen, ohne Gefahr, ausquartirt zu werden.

Am aller jämmerlichsten erscheint aber der portugiesische Haushalt im Equipagenwesen. Kaum zu beschreiben ist die Jämmerlichkeit der Lissaboner Miethkutschen und der Wagen der Vornehmen. Der Segé oder die Miethkutsche besteht nur aus einem, auf zwey Rädern ruhenden und von Maulthieren gezogenen Kutschenkasten, der zwar eine Lederdecke hat, vorn aber ganz offen ist, so daß man, auch wenn man den schlechten Ledervorhang vorzieht, gegen Staub und Regen nur wenig Schutz hat. Will man ihn dagegen bey schönem Wetter offen lassen, so wird man unsäglich von den großen Fliegen geplagt, die, durch das Gerassel aufgestört, in Schwärmen gleich Wolken von den zahlreich in den Straßen liegenden Düngerhaufen aufsteigen und über den Vorüberfahrenden herfallen. In einigen Straßen, wo die Unsauberkeit größer als anderswo ist, sind Pferde und Wagen, im buchstäblichen Sinn, von jenem Ungeziefer gänzlich bedeckt. Will man eine Miethkutsche, so muß man sie durchaus den Tag zuvor bestellen, sonst erscheint sie erst gegen Mittag. Der einzige Unterschied zwischen den Miethkutschen und den Kutschen der „Fidalgos“ oder Edelleute ist, daß an leztern Lederzeug und Vorhang ein wenig schwärzer erscheinen; aber Niemanden ist dann zu rathen, den Vorhang auf- oder zuzuschnallen, wenn er die Hände nicht voll Ruß haben will; denn jenes Verschönerungsmittel besteht aus ein wenig Weinessig, mit Lampen- oder Kaminruß vermischt. Die Maulthiere haben übrigens nur in den Monaten Februar und März ein hübsches rundes Ansehen, weil sie nur da grünes Futter bekommen; bald nachher verschwindet es wieder, denn die ganze Zeit über füttert man nur Stroh, da die Sonnenhitze alle Weiden zu Ende Aprils verbrennt, und darum wenig oder gar

kein Heu zu haben ist. Auch die grausame Maßregel, die Thiere in den Ställen sich nie zum Schlafen niederlegen zu lassen, damit sie der Kutscher nicht zu reinigen brauche, trägt viel zu ihrer Abmagerung bey. Nirgends wird ihnen Stroh untergelegt und Abends die Halfter ganz knapp aufgeknüpft, damit sie stehen bleiben müssen. Während der Monate, wo die Maulthiere trockenes Futter bekommen, schwillt obendrein ihr Maul oft so an, daß die Oberlippe weit über die Zähne herabhängt. In solchen Fällen werden ihnen mit Messern, oft mit den Nägeln Einschnitte in dieselbe gemacht, um ihnen so zur Ader zu lassen. Oft bemerkte ich aber, daß die Blutigel, die sich hier zu Land in ungeheurer Menge in jedem Wasser befinden, sich, wenn die Thiere trinken, häufig an das Maul derjenigen, die in solchem Zustande sind, als der andern anhängen, und daß so die Natur selbst für ein Mittel gegen diese Beschwerde sorgt.

Wir folgen dem Portugiesen, um ein Bild von seinem Charakter zu bekommen, von seinem Eintritt in die Welt durch seine Freuden hindurch, bis zu seiner Bestattung. Gleich bey seiner Geburt hat er von jener Religiosität zu leiden, die im Gewande der finstersten Strenge und des gröbsten Aberglaubens sich in alle seine Freuden mischt, und ihm ganz jene Heiterkeit nimmt, welche bey dem unter gleich glücklichem Klima lebenden Italiener die Religion nur erhöht, ja der diese fast dient. Wenn eine portugiesische Dame sich ihrer Entbindung naht, hört sie in ihrem Zimmer ein unaufhörliches Gemurmel; alle anwesenden Personen beten den Rosenkranz und nähere Verwandte oder besondern Antheil nehmende Personen zählen ihr die Geschenke auf, die sie im Fall glücklicher Niederkunft den respektiven Heiligen gelobt haben. Wird aber der Zustand der Mutter bedenklicher, da nimmt man zu wirksamern Mitteln seine Zuflucht. So kam ich einst zu einem meiner Freunde, einem angesehenen Offizier, dessen Frau so eben jenem Augenblick entgegen sah. Der Doktor trat zugleich mit mir in das Sprachzimmer und schüttelte den Kopf mit Gefahr verkündendem Blick, da erschien eine alte Amme der Familie und sprach zum Obersten: „haben wir nicht ganz nah zum Kloster S. Francesco de Paula? Habt Ihr denn in Eurer Bestürzung ganz vergessen, was die Beinkleider dieses Heiligen in solchen Fällen wirken?" Erfreut erinnerte sich der Vater an das Mittel, schickte augenblicklich fort, und der Bote kehrte in wenig Augenblicken mit einem Mönch zurück, der mit gebührender Feyerlichkeit St. Franciskus schmutzige Beinkleider herbeybrachte. Sie wurden auf das Bett der Dame gelegt, daß sie dieselben sehen und berühren könnte, und die Einbildungskraft war, wie natürlich, hier eine sanfte Wehmutter; wenige Minuten nachher genaß sie glücklich eines Söhnleins. Kein Mensch äußerte darüber das geringste Erstaunen oder ungewöhnliche Freude, die Sache verstand sich ja von selbst. Was das Verhältniß der Kinder zu den Eltern und der Kinder unter einander betrifft, so beweist dasselbe mehr als alles andere, mit welch schönen Eigenschaften die Natur den Portugiesen ausgestattet hat. Es gehört nicht hieher, die portugiesische Geistlichkeit weiter zu schildern, als in sofern sie nothwendig in die Sitten und die Lebensweise der Portugiesen eingreift. Aber wer sie und ihren Einfluß kennt, wird sich mit mir wundern, daß der Volkscharakter noch so viel schöne Züge bewahrt hat, und nur Bosheit und Unwissenheit kann dieß Volk nach seiner politischen Geschichte der Aufmerksamkeit unwürdig und der Besserung unfähig halten. Der lezte Krieg hat freylich manche strenge alte Sitte entfernt, aber wenn die Söhne und Töchter in das Zimmer der Eltern treten, mag dasselbe noch so voll von Gesellschaft seyn, geben sie stets zuerst zum Vater und zur Mutter, knieen vor ihnen nieder, empfangen ihren Segen, und dann erst grüßen sie die Uebrigen. Bey den Fidalgos ferner ist es wie in England durchaus Sitte, daß der älteste Sohn, der Morgado genannt, nach des Vaters Tode alles erbt, und daß alle andern Geschwister von ihm abhängen. Aber bey diesen verschrieenen Portugiesen wird man selten, wie bey den gerühmten Engländern, finden, daß die jüngern Brüder darben. Ja sie fühlen ihre abhängige Lage kaum, denn bey keinem Volke ist brüderliche Liebe allgemeiner und heiliger, keines zeichnet sich überhaupt mehr durch Anhänglichkeit der Verwandten unter einander aus.

Ist der Portugiese herangewachsen, dann ist der Denkspruch seines ganzen Lebens — Liebe — und zwar jede Art derselben. Und hier wird die Schilderung des weiblichen Geschlechts am besten Platz finden. Schöne und regelmäßige Gesichtszüge haben die Portugiesinnen im Allgemeinen nicht, und doch sind sie sicher, bey dem ersten Anblick, hat sie anders die Natur in der Gestalt einigermaßen begünstigt, Eroberungen zu machen und einen Grad von Interesse zu erregen, zu dem die Frauen in andern Ländern längere Zeit brauchen, und dieß verdanken sie einem Paar der lieblichsten Augen von der Welt, die entweder schwarz wie Kohlen, oder tief haselnußbraun, immer aber voll Ausdruck und Geist sind. Es sind noch dieselben zur Seele sprechenden Sonnen, die der Maurische Sänger so gern mit den Augen der Gazelle vergleicht. Ferner sind lange schwarze Augenwimpern und schön geschwungene Augenbraunen ausgezeichnete Schönheiten der Portugiesinnen. Man sollte kaum glauben, daß solche Wesen, lodert nicht gerade in ihnen die Gluth der Leidenschaft, von Natur höchst indolent sind. Dieß ist größtentheils Folge der Sitte, selten oder gar nicht, außer bey großen Gelegenheiten (an Sonn- und Feyertagen, um in die Messe zu gehen), das Haus zu verlassen. Dieß gilt selbst von Frauen, die sich um den Haushalt bekümmern müssen; denn auch sie haben nie nöthig auszugehen, da ihnen alles, dessen sie bedürfen, von den Verkäufern

in die Thüren und Fenster des untern Geschosses hineingereicht wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Mutterkorn des Maises.

Die Getreidearten, vor allen aber der Roggen, unterliegen bekanntlich häufig einer Krankheit, welche unter dem Namen Mutterkorn bekannt ist. Es ist dieß ein horn- oder klauenartiger Auswuchs des Getreidekorns. Wenn das auf diese Weise veränderte Getreide in etwas bedeutender Menge in dem Mehl enthalten ist, so äußert es auf Menschen und Thiere, die davon genießen, die auffallendsten Wirkungen. Der vornehmste und schrecklichste Zufall, der davon entsteht, ist der kalte Brand der Gliedmaßen, wobey sich die Glieder nach vorhergegangenen heftigen Schmerzen in den Gelenken lösen und abfallen. Solches kommt in Ländern, wo der Roggen Hauptnahrungsmittel des Volks ist, gar nicht selten vor.

Nach der Analogie vermuthete man nun längst, das Mutterkorn werde bey allen grasartigen Gewächsen, die es befällt, gleiche oder ähnliche Wirknngen zeigen, bestimmt wußte man aber nichts darüber. Der Reisende Roulin hat nun während seines Aufenthalts in Amerika Gelegenheit gehabt, das Mutterkorn und seine Wirkungen an einer Getreideart zu beobachten, die in Europa bisher nie daran befallen worden ist, am Mais, der in den heißen Landstrichen von Columbia ein Hauptnahrungsmittel ist. Die Zufälle, die das Maismutterkorn erregt, sind denen von Roggenmutterkorn in mancher Beziehung ähnlich, in anderer aber sehr davon abweichend.

Den Menschen, die davon essen, fallen die Haare aus, eine überraschende Erscheinung in einem Lande, wo man von Kahlköpfen, selbst bey Alten, fast nichts weiß. Zuweilen werden auch die Zähne davon wackelnd und fallen aus; nie aber erzeugt es Brand der Gliedmaßen oder krampfhafte Krankheiten wie unser Mutterkorn. Den Schweinen, denen man es füttert, fallen nach wenigen Tagen die Borsten aus; später schwinden die Hinterfüße, und vermögen den Körper kaum zu tragen. Das Fleisch dieser Thiere scheint aber durchaus nicht schädlich zu seyn. Auch den Maulthieren fallen die Haare, oft sogar die Hufe davon ab.

Von Augenblick an, wo der Mais Aehren treibt, bis zur Ernte, hat er eine Unzahl von Feinden. Säugthiere und Vögel sind gleich lüstern darnach, und nur die strengste Wachsamkeit vermag sie ferne zu halten. Ist die Ernte durch Mutterkorn verdorben, so wird man gemeiniglich lässiger im beschwerlichen Wachen; dann fallen Tag und Nacht Thiere aller Art über das schlechte Korn her, und dieses wirkt nun mit furchtbarer Heftigkeit auf sie. Nicht selten sieht man Affen, Papagayen mitten auf dem Felde wie betäubt niederfallen und nicht wieder aufstehen. Eingebornen Hunden und Hirschen, die nicht weniger lüstern nach Mais sind, die aber blos bey Nacht sich daran machen, geht es zuweilen ebenso; Morgens findet man sie im Dickicht neben der Pflanzung, und am Flug der Geyer erkennt man den Ort, wo sie sich verkrochen haben, um zu sterben.

Sollte man nun glauben, daß Getreide, das so schnell zu tödten im Stande ist, in ganz kurzer Zeit seine schädlichen Eigenschaften verlieren und ein gutes Nahrungsmittel werden könnte? Viele glaubwürdige Leute versichern, wenn der Mais peladero, so heißt in Kolumbien dieses Mutterkorn, über die Seramos, hohe Gebirge, wo ewiger Frost herrscht, gebracht worden sey, habe er alles Schädliche verloren. Gewiß ist, daß man häufig solches Getreide nach Dörfern ausführt, die auf der entgegengesetzten Seite der Cordillere liegen, und daß es hier Käufer findet, die wohl wissen, wie gefährlich es wäre, wollte man am Ort, wo es geerntet worden ist, Gebrauch davon machen.

Jean Paul an A.

Hof den 21ten März 97.

Liebe A . . ., herzlich dank ich der lieben Blumistin für das Blumenstück und für den Brief, in dem die Früchte dazu waren. Wahrlich, Sie verstehen beydes so schön zu vereinigen, und die Blumen, durch die Sie sprechen, legen sich noch wärmer und glühender an mein Herz, als die beygelegten Frühlingsblüthen.

Ein Migränetag ist für mich, wie Sie wissen, ein Sonntag, ein Geburtstag *) gar ein Bußtag, wo ich dem Genius der Welt keinen Dank für die Vergangenheit bringe — die Seele erläge unter dem Dank — als etwa den, wenn es einer seyn könnte, daß ich einige Kornblumen aus meinem Herzen ausreiße und das Saamengetreide der andern Welt ein wenig begieße. Der Mensch müßte erröthen und verstummen, wenn ihn mitten im gerührten Danke ein höheres Wesen fragte: „Die Rührung wird dir leicht, aber warum besserst du dich nicht?“ Ach! Zerstreuungen und Arbeiten zerreißen die friedliche Fassung und Aufsicht am ersten, die zum Gutseyn gehört.

Warum, A., sind Sie denn immer kälter und stärker, als ich? Sie können gehen und kommen, wie und wann Sie wollen, ich bleibe immer derselbe, immer warm und weich.

Da Sie aber alles vermögen, so vermögen Sie doch auch das, daß Sie ewig, ewig, nicht eine Minute, nicht aus der kleinsten Ferne (denn schon die kleinste thut mir zu weh) aus mir weichen.....

Fr. Richter.

*) Der 21. März war Jean Pauls Geburtstag.

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit, als Rossini noch in Italien arbeitete, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, schrieb er Morgens, ohne

sich sehr zu bemühen, eine oder zwey Romanzen oder kleine Duette; vermuthlich fällt es ihm jezt nicht viel schwerer, wenn er bey guter Laune ist. Herold, von dem seit der Operette „Marie“ nichts erschienen war, hat endlich wieder eine neue Operette geliefert: „die Täuschung“ (l'Illusion), ein wahres Trauerspiel mit Gesang; denn die Hauptperson des Stückes, Laurenza, ein Schweizermädchen, stürzt sich in einen Abgrund, um der Heyrath ihres Geliebten mit einer gräflichen Wittwe kein Hinderniß in den Weg zu legen. Die im Titel angekündigte Täuschung aber besteht darin, daß der Geliebte das Schweizermädchen wegen ihrer außerordentlichen Aehnlichkeit mit einer frühern Geliebten, eines Grafen Tochter, die aber von ihrem Vater verheyrathet worden war, liebgewonnen hatte; eben, als er dieses Schweizermädchen heyrathen will, erscheint die vorige Geliebte wieder; ja sie sezt sich sogar auf die Bank nieder, welche die Schweizerin so eben verlassen hatte, ohne daß es der Liebende bemerkt. Natürlich weiß nun der arme Tropf nicht, mit welcher er es eigentlich zu thun hat. Da er jedoch seinen lezten Schwüren treu bleiben will, so beschließt er, die zweyte Geliebte zum Altar zu führen; allein diese stürzt, wie gesagt, vom Felsen herab, während der Liebende die Geliebte Nr. 1, ohne es zu merken, zur Kirche führt. Die Verlegenheit des Verliebten zwischen zwey Frauen hatte etwas Komisches für die Zuschauer, so ernsthaft die beyden Dichter St. Georges und Menissié auch die Sache genommen hatten; indessen half die Musik, die gefällig und leicht faßlich war, dem Texte durch; nur wünschte man, der Tonsetzer Herold hätte eine originellere Musik zu diesem tragischen Stoffe gesezt; gleich im Anfange kann das Jägerchor die Vergleichung mit den Weberschen Chören gar nicht aushalten. Zu leichten Operetten mag Herold viel Geschicklichkeit besitzen; es steht aber zu befürchten, daß er sich nicht viel darüber erheben wird; indessen ward aus dieser Komposition klar, daß auch Herold sich den beliebten Rossinischen oder italienischen Styl der dramatischen Musik anzueignen sucht und den ältern französischen Styl verläßt. Eine Nachahmung von Goethe's Singspiel Jery und Bätely wurde neulich auf einem kleinen Theater unter dem Namen la Chaumière suisse gegeben, allein ohne vielen Beyfall; die Journale meynten, die Pariser seyen über solche Naivetät weit hinaus, und in der That ist die Idyllenpoesie längst verrufen in der französischen Literatur wegen des Mißbrauchs, der damit getrieben worden ist. Den Parisern ist ein Schwank lieber, wie derjenige, welcher jezt auf dem Nouveautéstheater gespielt und worin die Hauptrolle, diejenige eines Bucklichten, von einem komischen Schauspieler, Namens Bouffé, sehr drollicht dargestellt wird. In diesem Stücke hat ein Engländer das Leben verwirkt, weil er seine Frau zu Tode geprügelt hat; allein nach einem alten Gesetze werden ihm 3 Monate Aufschub verstattet, damit er versuchen möge, ob er Jemand finde, der sich an seiner Statt wolle aufhängen lassen. Solche alte barocke englische Gesetze dienen den hiesigen Schauspieldichtern manchmal als Stoff zu einem Schwank. So haben sie im vorigen Jahre eine Operette in einem Aufzuge nach einer Anekdote in den englischen Blättern gedichtet. Es soll nämlich ein Soldat, der vor seiner Kaserne stand, von einem aus ihrem Wagen steigenden schönen Frauenzimmer gefragt worden seyn, ob er sie sogleich heyrathen wolle? Der Soldat soll nicht das mindeste Bedenken getragen haben, dieß Abentheuer zu bestehen; hierauf habe er mit ihr in den Wagen steigen und zur Kirche fahren müssen; hier seyen sie getraut worden; das Frauenzimmer habe den Soldaten hierauf wieder zu seiner Kaserne geführt, ihm 50 Guineen eingehändigt und sey allein davon gefahren, ohne daß er bis dato wisse, mit welcher Frau und aus welcher Absicht er getraut worden sey. Solch eine lustige Heyrath hat den Pariser Dichtern nun ein guter Stoff zu einem Operettchen geschienen; die Anekdote ist aber doch fast eben so lustig, als ihr Singspiel. Sonst ist die Geschichte einer übereilten Heyrath, die vor Ablauf eines kurzen Zeitraumes muß vollzogen werden, um ein Vermächtniß oder einen sonstigen Vortheil zu bekommen, in mehreren Theaterstücken benuzt worden und hat den Reiz der Originalität verloren. In der lezten Operette Boyeldieus, „die beyden Nächte,“ ist sie das Motiv der ganzen Handlung, und so eben hat wieder ein anderes Theater denselben Stoff auf eine andere Art unter dem Titel le choix d'une femme, Vaudeville in einem Aufzuge, dargestellt. Denn bey den vielen dramatischen Versuchen der hiesigen Theaterdichter müssen sie sich nothwendig einander oft den Stoff wegnehmen und verbrauchen; wie sollten sie auch Erfindungsgabe genug besitzen, um jährlich hundert ganz neue Stücke zu dichten? Glücklich müssen sie sich schätzen, wenn ihre Darstellungsgabe so weit reicht, daß sie einen schon bekannten Stoff auf eine reizende Art als etwas Neues dem Publikum genießbar machen können. Eine Neuigkeit ist das Melodrama des Gaîtétheaters: „das Pfandhaus.“ Es war ein guter Einfall, auf einer Volksbühne das Gehässige des Wuchers mit grellen Farben zu schildern, nicht als ob das Volk leicht zum Wucher verleitet würde, sondern um es vor den Wucherern zu warnen, die es um das Wenige bringen, das es besizt. Obschon in Paris ein öffentliches und großes Leihhaus besteht, welches in den verschiedenen Stadtrevieren seine Nebenbureau's hat, so treiben doch, in den volkreichen Stadtgegenden besonders, die heimlichen Wucherer ihr schändliches Gewerbe; einige halten, um der Polizey zu entgehen, Bureau's, in denen sie sich angeblich mit dem Auslösen und dem Ankaufe versezter Unterpfänder beschäftigen, aber unter diesem Vorwande verkappten Wucher treiben. Die Justiz kann solcher Schelme selten habhaft werden; allein auf der Bühne können die Volksklassen vor ihrem verderblichen Treiben gewarnt werden, und dazu ist das eben erwähnte Drama sehr tauglich. (Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 189:

Taschenbuch.

Räthsel.

O du, von Dichtern besungen,
Oft ihnen zum Ruhme erklungen,
Deß helle tönende Glocken
Uns Sehnsuchtsthränen entlocken;
Du leihst in die Fernen uns Schwingen,
Hilfst uns den Himmel erringen;
Die Ecken sind dir umzogen
Mit leuchtenden Regenbogen;
Auch glänzest du, fein gesponnen,
Wie Seide im Licht der Sonnen;
Du, Allerwelt-Kopist,
Links malend, was rechts doch ist.
Wenn's hinter dir finster ist:
Wie Manchem, soll er dich finden,
Muß man auf die Nase dich binden!

J. G. M.

Berichtigung.

In der ersten Zeile des Motto's zu Nr. 191 ist Auch statt Auf zu lesen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. August 1829.

> Wie Natur im Vielgebilde
> Einen Gott nur offenbart,
> So im weiten Kunstgefilde
> Webt ein Sinn der ew'gen Art.
>
> Goethe.

Organische Oper.

Daß es ein organisches Kunstwerk, Oper genannt, überhaupt gebe, davon wollen noch Viele nichts wissen. Solche reden von Operntexten als von einem Schauspiel, das um seiner selbst willen da ist, wie die Partitur, oder sie steigen aus den Wolken mit der abstrakten Theorie, aber ohne Ohren, und sprechen: was Ihr da Arie oder so und so nennt, hemmt jede Handlung, Eure Musik ist also nichts als Verneinung des drastischen Prinzips, und kein Musikdrama möglich. Wir wissen solchen auch weiter nichts zu sagen, als: der Blinde spricht von der Farbe; mit allen andern aber sind wir gewiß einverstanden, daß wenn einer, dem noch nichts der Art vorgekommen, hinter einen Vorhang gesezt würde, und in durchaus ihm fremdem Idiom die Zauberflöte, oder Don Juan, oder Titus, oder die Entführung, oder Figaro an sich vorübergehen ließe, und er nicht beym Schluß begeistert wüßte, daß er ein Eines, Ganzes, Wahres, Reelles, und zwar vom Herrlichsten erlebt habe, das er freylich auch gern durch Fabel erklärt hätte, um es sicherer zu besitzen, wenn dieses sich nicht ergäbe, daß es dann freylich keine Oper je gab noch geben werde.

Wenn die drastische Entfaltung einer That oder Begebenheit zwischen realer und idealer Behandlung zu wählen hat, so muß überhaupt folgende Stufenleiter von unten nach oben möglich seyn. Manche wollen die Poesie noch gar nicht von da anfangen, wo sie durch den Spiegel der nächsten Nähe, porträtisch, blos durch überraschende Zudringlichkeit, durch Impertinenz wirkt. Gewiß aber ist das bürgerliche Lustspiel, Holberg obenan, durch die Herrschaft des lachenden Witzes noch eine freyere, poetischere Gattung, als das bürgerliche Rühr- und Trauerspiel von Diderot bis auf Iffland herab, dessen Element das physisch unmittelbare Herzklopfen ist, von dem auch Othello nicht ganz freygesprochen werden kann, und als das bürgerlich behandelte oder mißhandelte historische Guckkasten-Schauspiel, wie es Kotzebue am frechsten betrieben hat. Diese Sphäre ist so unfrey, weil ihr Haupteffekt in der nachgestammelten Zufälligkeit des Zunächstnahen gegründet ist, während der Kunstorganismus als leeres Mittel nebenbey geht. Nur ein Schritt weiter und freyer, so haben wir das, was vor allem Schauspiel heißen muß. Der Boden ist reale Wahrheit, plastisch-sichtliche Entfaltung, Wahrheit der physischen wie der moralischen Weltordnung, aber nicht Porträt des Nächsten, sondern freyer Organismus, dem die Wahrheit als Mittel dient, so daß jede realste und treffendste Blüthe, selbst wo sie ans Porträt streifte, den organischen Ast und Stamm durchspielen läßt; denn nur dadurch hält sich der Begriff des Organismus, alles Aggregirte fällt auseinander. Dieß also wäre die Behandlung, der Stoff kann mannigfach gewählt seyn: einerseits die politische Männerwelt, also die Welt- und Specialgeschichte, und zwar stufenweis vom Zufälligern, noch Porträtischen, zum Organischern aufsteigend, wie bey Shakespeare etwa von Heinrich VI. und VIII., bis hinauf

zu Heinrich V., Cäsar und Makbeth; oder aber auf demselben plastischen Boden eine Entwicklung der abstrakteren Leidenschaften und überhaupt der inneren Welt, wie im Romeo, Othello, Lear. Die lezte Unterart ist das, was allein mit Recht Trauerspiel heißen könnte, und unser Schiller fällt meist in diese Sphäre. Zunächst weiter steigend, treffen wir nun das wahre, romantische Lustspiel, mit dem Anspruch und der Wirkung der Realität, aber in heiterem Uebermuth die historischen Zufälligkeiten willkürlich zusammenwerfend oder auch verläugnend. Darin sind Muster Shakespeares wirkliche Lustspiele, als What You will und ähnliche, vor allem aber der Kaufmann von Venedig. Kein anderer hat diese Hauptgattung durchaus getroffen. Ihr Charakter ist stetige Fortschreitung, eine homogene Fläche der Entwicklung, so entschieden, als von der griechischen Tragödie je verlangt wird; kein Isolieren von Partieen, sondern ruhige Entwicklung idealer und gemeiner Charaktere; leztere streifen noch ans Porträt, sind selbst aber durchaus Mittel geworden. Die spanischen Lustspiele, wo sie am realsten sind, fallen noch hieher. Dem zunächst folgt, als höchst potenzirte Steigerung der moralischen Weltordnung, die pathetische Tragödie der Alten und Neuen, der die physische Welt rein zur Folie wird, denn ihr Charakter ist strenger Organismus und Ausscheidung alles Zufälligen; von allem Neuern steht die Braut von Messina, in Hinsicht dieser Abstraktion, immer der Antike am nächsten. An die Stelle der pathetischen Tragödie ist aber, weil uns nicht mehr das abstrakte Pathos, nur die Idee das Unendlich-imponirende ist, eine spekulative Tragödie getreten, meist im Gewand des Humors; solche wahre neue Tragödien sind Hamlet und Faust; aber sie sind die humoristisch-negative Seite dieser Kunstgattung; eine positive wahre christliche Tragödie wäre vielleicht nur Christus selbst. Nur Sokrates möchte ein Seitenstück oder Vorspiel abgeben.

Alles nun zusammengefaßt, haben wir das gemeinbürgerliche, unfreywirkende, und das frey, nicht porträtisch, aber plastisch, als irdisch möglich wirkende Schauspiel, Trauerspiel, Lustspiel, die pathetische, humoristische Tragödie. Es fragt sich, ob einer damit abschließen will. Wir führen, wie andere das Bürgerliche vor, hier einiges hinter'm Thorschluß nach, und zwar zwey sehr heterogene Gestaltungen. Gänzlich losgelassene Willkür in den Bedingungen der physischen Welt führt auf die Oper, in den Bedingungen der moralischen, auf die wahre, alte, aristophanische Komödie. Lezterer wird die Handlung überhaupt zur Folie, sie spielt darin wie die niederste Gattung im Guckkastenspiel, aber nicht wie diese aus Armuth, denn ihr Gehalt ist jezt nichts Geringeres als die Weltgeschichte in allen ihren Entwicklungen. Sie ist politisch, literarisch, spekulativ, aber der lebensfreye Humor triumphirt durch alle Erscheinungen. Satyre der Beschränktheit und der Naturfesseln, Parodie des Pathetischen und Erhabensten, Ironie der ganzen moralischen Ordnung, jede Antinomie überhaupt darf, im unbegrenzten Raume der willkürlichsten Handlung und Charakteristik, ihr Wesen treiben. Einige Stücke von Holberg, vielleicht der Sommernachtstraum, die beyden Zwischenspiele zum Faust, vor allen unser Tiek in seinen humoristischen Dramen, gehören hieher. Die Komödie, als gar keiner Fessel der Form mehr dienend, ist die spekulativste, freyste Kunstgattung, und da die Weltgeschichte der Stoff ist, ist einer schrankenlosen Kühnheit das weiteste Feld geboten.

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Das Hauptvergnügen der Lissabonerinnen besteht darin, beynahe den ganzen Tag von dem Balkon in die Straße oder auf ihre Nachbarn zu sehen, und dieß gibt den Straßen an schönen Tagen ein eigenthümliches Ansehn. Beständig unterhalten sie sich hier mit einander, ist es nah genug, mit Worten, oder, wenn sie sich mit den Stimmen nicht erreichen können, mit Händen und Fingern. Auf leztere Weise führen sie wohl stundenlange Unterhaltungen, und nirgends mag die Fingersprache so ausgebildet seyn als hier. Mittelst dieser ausdrucksvollen Geberden vermögen auch die sonst völlig getrennten Liebenden mit einander so leicht als anderwärts durch Briefe zu verkehren, und haben dabey einmal den großen Vortheil, daß sie einander dabey sehen, ferner, daß sie keinen verrätherischen Vertrauten und Boten brauchen, endlich, daß ohne Verzug Antwort auf jede Frage erfolgt. Wir wiederholen noch einmal, Liebe ist das Gefühl, das mit Ausschluß fast jedes Andern, die Portugiesen beschäftigt; man kann sich daher leicht vorstellen, wie oft diese Fingertelegraphen zu Liebeserklärungen in Bewegung gesezt werden, da die Sitte jeden andern Verkehr so sehr erschwert. Wenn die Frauen zur Kirche gehen, gewähren sie besonders bey schmutzigem Wetter dem Auge manche Weide. Nirgends hält das Frauenzimmer so viel auf den Fuß als hier; die Strümpfe sind stets schneeweiß, die Schuhe von Seide, häufig mit Stickereyen und goldnen Spangen geschmückt und sehr schön gearbeitet, und die zierliche Weise, mit der sie ihren Weg über das unsaubere Pflaster suchen, verleiht ihnen in manchen Augen unwiderstehlichen Reiz. Gemeiniglich tragen sie über den Kleidern eine Capotte, und um den Kopf ist ein mousselinenes Tuch künstlich und kokett geschlungen. Die Kirche ist der einzige Ort, wo die Jünglinge eine schnell entschlüpfende Gelegenheit zu einigen verstohlenen Worten finden, und zwar nur in dem Augenblicke, wo die Hostie emporgehoben wird,

alles niederstürzt und ruft: „Das ist mein Fehler, mein so großer Fehler!“ Denn nur in diesem Augenblick ist man in der Kirche andächtig und der Einzelne daher unbeobachtet. Wegen dieser Absonderung der Geschlechter hat die Liebe selten eine andere Quelle, als den gegenseitigen Anblick und die Augensprache, die ihnen die Natur zum Ersatz für die strenge Sitte verliehen. Aus freyem Umgang entsteht sie sicherlich nie, als etwa zwischen Cousins, Onkeln, Nichten, Tanten u. s. w., und von allen diesen Verwandtschaftsgraden absolvirt der portugiesische Clerus leicht. Hat ein Vater entdeckt, daß seiner Tochter Neigung auf einen Gegenstand gefallen ist, der ihm nicht behagt, so bringt er sie eilig in ein recolhimento, eine Art Kloster. Sind aber des Liebhabers Absichten ehrenhaft, der Rang beyderseitig gleich, und erscheint die Weigerung der Eltern als bloße Laune, so gilt ein für die Liebenden sehr günstiges Gesetz, sobald man zur rechten Zeit seine Zuflucht dazu nimmt, d. h. bevor das Mädchen in ein recolhimento gebracht worden ist. Der Liebhaber macht nur eine Anzeige bey dem betreffenden Tribunal und erklärt, seine Absicht sey, das Frauenzimmer zu ehelichen. Darauf begibt sich ein Justizbeamter mit gehöriger Feyerlichkeit zum Hause des Mädchens, fordert sie dem Vater ab, der es nicht wagen darf, sich dem Gesetz zu widersetzen, bringt sie in das Haus eines Verwandten oder achtbaren Freundes, und dort bleibt sie, bis die nöthigen Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen sind. Dieß nennen die Portugiesen estar em deposito; hier darf die Dame von ihrem Vater, und vor Zeugen von ihrem Liebhaber, Besuche annehmen. Ist aber der Vater diesem Verfahren durch das recolhimento zuvorgekommen, dann sind die Schwierigkeiten, die er in den Weg legen kann, schwer zu beseitigen, und findet eine Entführung statt, oder wird sie selbst nur versucht, so ist das Gesetz dem elterlichen Ansehen außerordentlich günstig und sehr streng gegen die Liebenden. Ein Engländer entführte während meiner Anwesenheit in Lissabon die Tochter eines angesehenen Mannes, ward ergriffen, in den limoeiro, das gewöhnliche Stadtgefängniß geworfen, und seine Geliebte in ein Kloster gesteckt. Durch besondere Gunst ward er von da in das Castell St. Georgio versetzt, aber selbst die dringende Verwendung des englischen Gesandten vermochte nicht seine Befreyung zu bewirken, und erst als der Vater nach sechs oder sieben Jahren starb, kam der Unglückliche wieder los.

Das schon oben erwähnte unlustige, ungewandte, ja selbst plumpe Wesen der Portugiesen spricht sich in nichts mehr aus als in ihren Vergnügungen, Musik und Tanz mit eingerechnet. Hier bleiben sie selbst hinter den gravitätischen Spaniern weit zurück, und den besten Beweis dafür liefert ihr Karneval oder Intrudo. In den untern Volksklassen sieht man keine Masken, in den höhern sehr wenige, und diese wenigen sind mehr geeignet, Schrecken und Unmuth einzuflößen, als zur Fröhlichkeit zu stimmen. Sie schreiten plump in den Saal hinein, zum Schrecken der Kinder, die in Fülle in solchen Gesellschaften anwesend sind. Von einem noch so armseligen Versuch, sich dem angenommenen Charakter gemäß zu benehmen, ist keine Spur sichtbar. In den Mittelklassen besteht die Fröhlichkeit darin, Haarpuder und Wasser einander ins Gesicht zu werfen, und die Vorübergehenden in den Strassen mit Orangen, Limonien, Eyern u. s. w. zu werfen und Wasser über sie auszugießen. Häufig sieht man Damen hinter einem Balkon oder Fensterladen, eine ungeheure Spritze in der Hand, auf einen Herrn warten, dem sie, wenn er vorübergeht, das Wasser in die Augen zu spritzen suchen. Die meisten bedienen sich zu diesem Zweck der indianischen Gummiflaschen mit elfenbeinernen Spitzen. Der Pöbel überläßt sich in dieser Zeit dem ausgelassensten Muthwillen. Hier schleicht sich ein zerlumpter Junge, einen langen hohlen, mit Haarpuder gefüllten Stock in der Hand, hinter ein armes Bauernweib mit einem Fruchtkorb auf dem Kopfe, schlägt sie mit einem Ende des Stocks leise auf die Schulter, damit sie sich umwende, bringt dann das andere Ende des Stocks an den Mund, bläst ihr den Puder ins Gesicht, und das geisterartige Ansehen der armen Frau sezt alles umher in lauten Jubel. Andere haben einen ledernen Handschuh, ganz mit Fett und Kaminruß überzogen, damit berühren sie den Vorübergehenden die Ohren von hinten, und sehen diese sich um, bekommen sie damit einen Schlag in das Antlitz. In den lezten Tagen des Intrudo sieht man nichts häufiger, als Leute mit langen Papierzöpfen, die ihnen angeheftet worden sind, und überall hin verfolgt sie das Geschrey: „rabo levo,“ bis sie es gewahr werden. Ferner schneidet man die Figur eines Esels mit langen Ohren aus, färbt sie mit Kreide weiß und drückt das Bild den Leuten auf den Rücken. Es übersteigt allen Glauben, wie viele Orangen in diesen Tagen in ganz Portugal in den Straßen verdorben werden. In Setubal z. B. würden kaum fünf oder sechs Schiffe von 200 Tonnen hinreichen, sie fortzuschaffen; kurz das ganze Land bietet in dieser Zeit einen für jeden gebildeten Menschen auffallenden Anblick dar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Das Innere eines solchen Wucherbureau's wird in „dem Leihhaus“ auf eine so natürliche Art dargestellt, daß die Zuschauer, meistens aus der Volksklasse, bey der ersten Vorstellung nicht damit zufrieden waren, sondern murrten, weil dieß allzugemein sey, wie sie sagten. Ein Tageblatt meynte, das Volk sey gewohnt, Gauner mit Federn auf dem Hute und Schärpen um den Leib auf der Bühne zu

sehen; die bloße Wahrheit sey ihm zu alltäglich; für sein Geld wolle es etwas mehr haben, als das Natürliche. Die Bemerkung scheint ganz richtig; denn wie hätte es sonst gemurrt über die so natürliche, aber freylich häßliche Darstellung des Pfänderleihens? In dem Melodrama überlistet der Wucherer einen Jüngling, zerfällt aber wegen der Theilung des Wuchergeldes mit seinem Gefährten, und dieser bedient sich der Hülfe eines Maurers, dem der Wucherer Alles bis auf die Wiege seines Kindes entzogen hat, um die Mauer des Hauses des Wucherers zu durchbrechen und den hartherzigen Geizhals zu ermorden. Besser wäre es vielleicht gewesen, wenn der Dichter zuletzt den Wucherer der öffentlichen Schande und Verachtung preis gegeben hätte. Allein zu einem Melodram gehört der Regel nach eine tüchtige Mordthat; darum hat es der Dichter dieses Stückes also auch nicht wollen fehlen lassen, und dieß hat das Volk wieder mit ihm ausgesöhnt; denn für so etwas gibt es sein Geld nicht ungern aus. Ein Schelmenstück ganz nach seinem Sinne hat ihm so eben das Theater Ambigu comique aufgetischt, unter dem Titel: „Clarisse, oder die Frau und die Maitresse.“ Schon auf dem Théâtre de Madame hat man vor einiger Zeit ein Stück aufgeführt, worin eine Maitresse die Hauptperson ist. Solch eine verächtliche Person leidet aber das französische Publikum ungern auf der Bühne, weßhalb auch die Dichter allerley Vorsicht anzuwenden haben, um die Zuschauer nicht zum Unwillen zu bringen. In dem Vaudeville am Théâtre de Madame schwört die Maitresse ihre schändliche Aufführung ab und wird eine rechtliche Frau. Eben so in dem gräulichen Melodram Clarisse; hier kuppelt ein Schurke, um sich an einer rechtlichen Frau zu rächen, die seine Liebe verschmäht hatte, ihren Ehemann mit seiner eigenen Maitresse und beschuldigt ihn zuletzt eines Verbrechens, das er selbst begangen hatte. Die Maitresse aber, welche das Geheimniß dieses Verbrechens besizt, verräth den Verräther und er muß den schimpflichen Tod leiden, den er dem Ehemanne der geliebten Frau zugedacht hatte. Hier bekommt das Volk für sein Geld Verrätherey und Verbrechen genug, und das ganze Gemälde ist so schwarz, als es nur gewünscht werden kann. Unterdessen hat das Théâtre français mit ziemlich vielem Beyfalle „Christine, Königin von Schweden, zu Fontainebleau,“ Trauerspiel von Brault, aufgeführt, worin die Hauptrolle von einer schönen und hehren Tragikerin, der Mad. Paradol, gespielt wird. Bey dieser Gelegenheit ist der immer im Dunkeln gebliebene, auf Befehl Christinens am Stallmeister Monaldeschi zu Fontainebleau verübte Mord von den Tageblättern wieder erörtert worden. Hätte man nicht die ziemlich ausführliche Erzählung eines Augenzeugen und achtbaren Mannes, des Pater Lebel, welcher dem armen Monaldeschi als Beichtvater dienen mußte, seine Ermordung zu verhindern suchte, aber ihn nichtsdestoweniger vor seinen Augen ermorden sah und in seinem Kloster beerdigte, so wüßte man beynahe nichts von der abscheulichen That der ehemaligen Königin. Allein auch der P. Lebel scheint die wahre Ursache des Zornes Christinens wider ihren Stallmeister nicht gewußt zu haben. Er sagt blos, Christine habe ihm Briefe von Monaldeschi gezeigt, die seine arge Verrätherey ins hellste Licht sezten. In Frankreich hat man stets die Meynung gehegt, der Stallmeister und Italiener Monaldeschi sey eine Zeitlang der geheime Geliebte der Königin gewesen; er habe aber aufgehört, sie zu lieben, und sich unkluger weise ihrer Gunst in vertrauten Briefen an Freunde oder gar an eine andere Geliebte gerühmt, und die ehemalige Königin habe, als sie dieß erfahren, ihn von ihren Trabanten ermorden lassen, nachdem der unglückliche Stallmeister noch vergebens ihre Gnade angefleht. Die französische Regierung war so nachgiebig, daß sie über die in einem königl. Schlosse von einer fremden Fürstin begangene Mordthat keine Untersuchung anstellen ließ; wahrscheinlich fürchtete sie, wegen der Bestrafung der Thäterin in Verlegenheit zu gerathen; es ist daher beständig über den wahren Grund der Mordthat ein Zweifel übrig geblieben, obschon die in Frankreich herrschende Meynung die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. Auf diese allgemein angenommene Meynung hat denn auch der Dichter Brault sein Trauerspiel gebaut; er sezt voraus, Monaldeschi sey eine Zeitlang der begünstigte Liebhaber Christinens gewesen, zum großen Aerger eines andern Italieners, welcher deßhalb auch nichts unterläßt, um sich an dem vorgezogenen Nebenbuhler zu rächen, und daher der Königin Briefe in die Hände spielt, welche beweisen, daß Monaldeschi nicht mehr sie, sondern ein Hoffräulein liebt. Die Rachsucht des Italieners und dann die Eifersucht der philosophischen Königin beleben dieß Stück ziemlich; allein der Charakter Monaldeschi's hat nichts Tragisches, und man kann an diesem Gemische von Rache und Liebeley keinen großen Theil nehmen. Einige Kritiker meynen auch, dieß sey kein Stoff zu einem guten Trauerspiel; indessen hat sich noch ein anderer Dichter, Dumas, der Verfasser des bekannten Trauerspiels „Heinrich III. und sein Hof,“ an demselben versucht; sein Stück soll künftigen Herbst aufgeführt werden. Dumas hat wahrscheinlich die Zeit jener Geschichte besser geschildert, als Brault, der es sich mehr hat angelegen seyn lassen, die tragische Begebenheit selbst auseinanderzusetzen. Brault ist einige Zeit vor der Aufführung seines Trauerspiels gestorben; das Schicksal dieses Stückes lag aber dem Dichter so sehr am Herzen, daß er auf seinem Todenbette noch einige Verse dichtete, worin er seiner „Christine“ als seines besten Nachlasses erwähnt. Sonst ist er Verfasser einer Sammlung von Liedern, die wenig Vorzügliches enthält, und einer andern Sammlung von politischen Gedichten, die besser sind, weil der Mann für Politik eingenommen war und in Gedichten solchen Inhalts sein ganzes Herz ergießen konnte. An Phantasie fehlte es Brault sehr; allein er hatte Energie und zeigte diese nicht allein in seinen Gedichten, sondern auch in seinen prosaischen Aufsäzen; seitdem die Presse wieder frey war, arbeitete er rastlos an dem Courrier français und dem Constitutionnel, und das Villèlesche Ministerium hatte keinen größern Gegner als ihn. Er war eine Zeitlang Unterpräfekt gewesen; allein die Dichtkunst hatte ihn in seinem Amte mehr beschäftigt, als die Verwaltung der Unterpräfektur, und er mochte froh seyn, als ihm die Anmaßungen jenes Ministeriums wegen der Lenkung der Deputirtenwahlen eine Gelegenheit an die Hand gaben, sich mit Ehren aus den Verwaltungsgeschäften herauszuziehen. Man rühmte ihn in den liberalen Zeitungen, weil er lieber auf seine Stelle Verzicht geleistet, als sich nach dem Eigenwillen der Minister gefügt habe, und weil ihm die Freyheit der Bürgerwahlen ehrwürdiger gewesen, als der Befehl seiner Obern. Sein Beyspiel ist jedoch von sehr Wenigen nachgeahmt worden; desto mehr glänzte sein Name, und die öffentliche Gunst hat nicht wenig dazu beygetragen, nach seinem Tode dem von ihm hinterlassenen Trauerspiele eine gute Aufnahme zu verschaffen. Brault würde mit Freude gestorben seyn, wenn er den seiner „Christine“ gezollten Beyfall vorhergesehen hätte. Aber die „Christine“ des jungen Dichters Dumas wird wahrscheinlich noch weit mehr Aufsehen erregen. Hat er doch die ganze klassische Zunft durch seinen „Heinrich III.“ aufgebracht; ist seine „Christine“ eben so romantisch, so wird man, fürchte ich, im ästhetischen Eifer das „steinige ihn“ wider ihn ausrufen.

D g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. August 1829.

Zierlich wendet die Schöne sich — und der blühende
Jüngling auch. Wie er springt! wie er leicht und behend sich dreht,
Stampfend, Feuer im Blick!

Platen.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Am Aschermittwoch wechselt, wie auf einen Zauberschlag, dieß Treiben unbändiger Lust mit eben so übertriebenem, düsterem Fanatismus. Leute in schwarzen Kleidern, mit reuigen, niedergeschlagenen Blicken, eilen von Kirche zu Kirche über die Ueberbleibsel von den Orgien des vorigen Abends, die haufenweise die Straße bedecken, ein Auftritt, in dem sich Tollheit mit Bigotterie mischt.

Das andere Hauptvergnügen, das der ganzen Halbinsel angehört, die Stiergefechte, ist schon oft beschrieben worden; Kartenspiel ist sehr allgemein, aber Musik und Tanz der Portugiesen verdienen ihrer Eigenthümlichkeit wegen noch besondere Erwähnung. Die erstere ist hauptsächlich Vokalmusik, mit Begleitung der Guitarre. Die Lieder sind theils italienische, theils portugiesische; doch thun sie stets besser, wenn sie sich auf ihre eigenen Modinha's, die wirklich sehr schön und nationell sind, beschränken, als wenn sie in einer Sprache singen wollen, die in ihrem Munde sehr unangenehm klingt. Nichts kann das Ohr mehr beleidigen als die portugiesische Aussprache fremder Sprachen. Selbst die spanische, die doch der ihrigen so ähnlich ist, verliert, von ihnen gesprochen, alle Majestät, da sie, als Küstenbewohner, manche Konsonanten nicht auszusprechen vermögen. Es gibt spanische Worte, die kein Portugiese richtig artikulirt; so wird das Wort muchacha, Mädchen, in ihrem Munde stets zu muschascha. Die Musik, welche die Portugiesen auf ihren drathbezogenen Guitarren spielen, besteht hauptsächlich aus Walzern, Landuns und den Begleitungen zu ihren Modinha's; die Walzer sind meist von ihrer Komposition, sind im Allgemeinen hübsch und athmen stets den nationalen Charakter der Sehnsucht. Die Landuns sind vorzugsweise portugiesische Musik, ihre Guitarre scheint dazu gemacht. Um sie gut zu spielen, sind zwey Instrumente erforderlich, von denen eins das Thema spielt (eine schöne und einfache Art von Arpeggio), während das andere die hübschesten Lieder improvisirt. Hier hat die musikalische Phantasie so vollen Spielraum wie die poetische, da auch stets die Worte dazu improvisirt werden. Doch auch hier drückt sich ihr ernster Charakter aus; die Lieder sind, obgleich liebeglühend, stets melancholisch. Wie oft sah ich die Zuhörer bey solchem Gesange in Thränen zerfließen. Eine improvisirte Modinha hat auch in den Worten wie in der Musik, stets ein Thema, worauf alles Uebrige immer wieder zurückkehrt. Der berühmteste Improvisator zu meiner Zeit war Vidigal, ein reichbegabter Mensch, der aber bald durch seine, den Musikern nicht blos in Hofmann-Callot'scher Phantasie eigenthümliche Bizarrerie den sonst so gesuchten Zutritt in die besten Gesellschaften einbüßte, indem er z. B. bey unwillkürlichem Husten oft seine Guitarre in Stücken schlug. Die Pianomusik der Portugiesen ist gewöhnlich von Bontempo, ihrem Mozart, und von Marcos Antonio Portugallo. Auch des leztern Orchestersymphonien: „Il ritorno de Xerxe", und „Il morte de

Mithridate," machen guten Effekt. Doch die eigentliche größere Musik, im Sinne der Deutschen und der frühern Italiener, hat auf der ganzen Halbinsel nie geblüht. Der König hatte früher eine sehr schöne Kapelle, aber alle Mitglieder derselben, wie der Theater, waren Italiener. Vorzüglich hausen hier auch die Kastraten, in deren Aeußern mir aber eine Verschiedenheit von den Kastraten anderer Länder auffiel. Während sie sonst gewöhnlich fett werden, sind sie hier ausnehmend mager, und besonders ihre Beine so unverhältnißmäßig lang, daß, wenn sie sitzen, das Knie fast das Kinn berührt. Sie sind übrigens sehr angesehen und gesucht, und fehlen selten in einem Cirkel. Die Singstimmen der Portugiesen sind übrigens voll und schön, und der klare volle Gesang der Priester macht immer einen tiefen Eindruck.

Die Tänze der höhern Klassen sind die gewöhnlichen; es gibt aber einen Volkstanz, der äußerlich dem Bolero und Fandango der Spanier etwas ähnlich, doch in seiner charakteristischen pandomimischen Bedeutung von denselben verschieden und ein treffendes Bild des ernsten, schmachtenden Charakters des Volks ist; es ist der Landun, den die Portugiesen von den Negern bekommen haben. Er wurde sonst selbst in den höchsten Cirkeln von beyden Geschlechtern getanzt, und macht wirklich den wunderbar tiefen Eindruck auf sie, den die spanische Sage dem Fandango beylegt. Wenn er aber in den höchsten Cirkeln jezt noch getanzt wird, sind die Tänzer nur zwey Frauen, von denen eine den Mann vorstellt. Der Tanz besteht aus zierlichen Bewegungen, wobey die Schritte immer durchaus dieselben sind, und die Schönheit des Ganzen hängt weniger von den Bewegungen der Füße, als von der Eleganz und Grazie, von den ausdrucksvollen Stellungen der Arme und des Körpers ab. Die Tänzer stellen sich an die entgegengesezten Enden eines Zimmers, der männliche hält ein weißes Tuch in der Hand. Darauf gehen sie mit gemessenen Schritten und mit anlockenden Mienen auf einander zu, und das Mädchen scheint Anfangs ihren Liebhaber aufzumuntern; doch in dem Augenblick, wo er sie seiner Bewerbung günstig glaubt, wendet sie sich mit verächtlichem Lächeln über seine Anmaßung ab; auch er wendet sich um, doch mit andern Gefühlen: das Tuch ruht an seinen Augen, und mit Trauer in jeder Miene mißt er seine Schritte rückwärts, von Zeit zu Zeit sich umschauend. Seine wiederholten Bemühungen bewegen sie endlich, von ihrer Strenge nachzulassen und ihn gefälliger zu behandeln; dieß merkt er nicht sobald, als er ihr nun seinerseits mit Verachtung begegnet. Nun wird sie die Bittende, und empfängt von ihm das Tuch, in das sie ihren Kummer weint. Die pantomimische Darstellung endigt damit, daß sie ihm das Tuch zum Zeichen der gegenseitigen Aussöhnung und Vereinigung um den Nacken wirft. Wird der Landun gut getanzt, so lohnt die Tänzer stets schallender Beyfall. Uebrigens lieben ihn die Leute in ganz Portugal so leidenschaftlich, daß selbst im höhern Alter sie ein mächtiger Zauber ergreift, hören sie eine Melodie auf einer Guitarre anstimmen. Nie werde ich es vergessen, wie ich einst eine alte Frau von achtzig Jahren, die den Boden scheuerte, plötzlich, als sie einen Barbier den Tanz spielen hörte, aufspringen und die Weise mit Bewegungen, welche ihr Alter nicht sehr lieblich machte, begleiten sah. Man versicherte mich, daß Neger wie Portugiesen oft tanzen, bis sie in einen Zustand von Ohnmacht und in Konvulsionen verfallen. Das sah ich aber selbst, daß ein junger Mann, dem ein Mittänzer fehlte, einen Stock in den Boden befestigte und sich an ihm außer Athem tanzte. Im Nationaltheater in der Rua dos Contes wird der Landun häufig in Nachspielen aufgeführt, und stets ist das Haus dabey überfüllt. Dort tanzt ihn gewöhnlich ein Bedienter und eine Soubrette, und wiewohl sie sich auf wenig Geberden beschränken, und der ganze Tanz kaum länger als zwey oder drey Minuten dauert, wissen sie doch so viel Ausdruck in ihre Blicke und Bewegungen zu legen, daß sie stets donnernde Vivas und Bravos begleiten.

Man sollte kaum glauben, daß dieser Tanz, den die niedrigen Volksklassen so aufführen, daß man ihn kaum ansehen kann, von der allerverworfensten Klasse, den Lissaboner Negern, in seiner niedrigsten Art getanzt wird, wenn die schwarze Brüderschaft von Nossa Senhora d'Atalaya mit Pauken und Trompeten herumzieht, um Allmosen zur Begehung des Festes der Heiligen einzusammeln. Die Neger haben nämlich einen Priester ihrer Farbe in Lissabon, und eine Kapelle im Dorfe Aldea Gallega, an dem südlichen Ufer des Tajo, Lissabon gerade gegenüber. Soll dieß Fest begangen werden, so zieht ein Negerhaufen herum, und führt ein Bild des Jesuskindes, das auf einem Stuhle sizt und mit Flittergold und Bändern geschmückt ist, mit sich. Der Träger desselben reicht es den Vorübergehenden hin, die sogleich den Hut ziehen, dessen Füße küssen und eine Kupfermünze in den Beutel werfen. Oft geht das Bild in den Häusern, wo der Trupp vorüberzieht, aus einer Hand in die andere, während die Neger vor den Thüren mit Begleitung der Musik den Landun tanzen. Das Jesuskind ist von derselben Farbe wie der Träger; die Neger können sich natürlich nicht denken, daß die Gottheit anders, als in ihrer Gestalt, auf der Erde erschienen ist; den Teufel stellen sie indessen nicht weiß, sondern ebenfalls schwarz vor. Aus demselben Grunde würden die Portugiesen der niedern Klasse gewiß einen in Stücken reißen, der behauptete, der Erlöser habe wie ein Jude ausgesehen, oder Bethlehem habe wo anders als in Portugal gelegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Organische Oper.

(Beschluß.)

Wie bey der Komödie die Intelligenz sich alles zur Folie macht, so ist es in der Oper die Phantasie, die die ganze physische Welt zum Tummelplatz ihrer Träume, die moralische zum frommen Schaaf ihres Zaubers macht. Alles sinnlich Mögliche steht ihr offen. Ob nun in einer physisch gesteigerten Welt die Leute, statt zu sprechen und zu seufzen, singen und wieder singen dürfen, die Frage lassen wir Andern über. Wir fragen aber die Wahrscheinlichkeitsjäger, wo zu Lande man denn in Versen rede, und wo einmal dieß erlaubt ist, warum nicht die Modulation noch dazu nehmen, die gerade den Vers wieder zur Natur zurückführt, da er in ihr erst organisch erfüllt wird? Die wahre Schwierigkeit ist nur: da eine Handlung sich schwer durch lauter Singen erklärt, wie muß Rede und Musik sich bilden, um ein Organisches zu werden? Das pathetische, eintönige Recitativ kann die vollkommen individuirte Dramatik so wenig erreichen, als die alte und französische Tragödie. Die durchgreifende Lyrik des musikalischen Elements verlangt gerade eine plastische Zwischenentwickelung und Vorbereitung der Fabel zur gesicherten Totalwirkung. Mit alle dem aber wäre ein Operntext ein Abstrahirtes und Komponirtes, wie alle die unsern sind, ließen sich nicht Kunstwerke nachweisen, die vom Feld der plastischen Poesie aus sich in den Begriff der Oper organisch hinaufsteigern, selbst ohne noch die Mittel der wirklichen Ausführung zu ahnen und zu benutzen. Mit diesen Beyspielen müßte unser Sieg dahin entschieden seyn, daß das menschliche Dichtvermögen überhaupt auf das Bedürfniß einer Oper geleitet wird, die aus der Handlung von unten sich entwickelt, nicht aus den Wolken, aus den Tönen von obenher sich eine kümmerliche Verkörperung erheuchelt. Wir wenigstens, wenn uns einer theoretisch in unserer angefangenen Eintheilung der Shakespearischen Dramen bedrängte, und z. B. auf den Sturm zu reden käme und ihn ins Fachwerk gestellt haben wollte, wüßten ihm wahrlich nichts zu erwiedern als: „zur Oper, Freund!“ Die vollendetste Oper ist sein as you like it. Die Kritiker haben immer gewußt, daß der Organismus dieses Stücks in der ledigen Verhöhnung alles sonstigen Schauspielorganismus, in der baaren Verneinung der Form bestehe, aber es ist noch nicht anerkannt, daß der positive Puls dieser Verneinung gerade der Opernhumor, der entschieden musikalische Leitfaden ist. Selbst die ganze reale Behandlung Shakespeares, nebst dem Humor der ganz unbändigen Ironie, ist nur Folie für die Scenerie und Abwicklung der lyrischen Stimmung. Daß eine Scene humoristisch-prosaisch beginne, daß sie sich pathetisch-poetisch in den Vers steigere, und endlich in der Kulmination im Einklang der Begleitung je zur Arie, zum Duett, Terzett u. s. w. sich idealisire, deucht Niemand unmöglich. Nur vorbereitet, motivirt muß die Steigerung seyn; singen kann nur der Leidenschaftliche, durch Naturgewalt Aufgeregte, äußerlich Gesteigerte. Sich eine Romanze mitten in der Conversation vortragen lassen, wie wir's erleben müssen, ist freylich weder lyrisch noch episch, noch menschlich, noch nicht unsinnig. Daß aber ein Liebender seine gedankenlosen Schmachtungen und Seufzer, oder ein glückliches Paar im Krampf des Wiedersehens seine Entzückungen uns lieber vorsingen möge als vorräsonniren, wollen wir nicht erst behaupten.

Moriz Rapp.

Ueber die Pferdezucht in England, vorzüglich in Hinsicht auf Renner *).

Man hat auf dem festen Lande keinen Begriff von dem eigentlichen Zwecke des Wettrennens in England und von der Art, wie dasselbe betrieben wird. Der Engländer zieht die Renner, weil bey ihm der Renner jedes Mal so viel gilt als die Summe beträgt, die auf sein Pferd gewettet wurde, und die dieser Renner gewonnen hat. Ueber diese gewettete Summe wird aber von den Rennmeistern genaues Protokoll gehalten, für jedes Pferd einzeln; keine Wette gilt, die nicht protokollirt ist; aus der Summe der einzelnen Posten, die gewettet wurden, ergibt sich dann der Werth des Pferdes, das diese Wetten gewonnen hat. Diese Wetten werden nicht bloß für den gegenwärtigen Wettlauf, sie werden auf zwey bis drey Jahre voraus eingegangen; es wird auf Fohlen gewettet, wann sie mannbar seyn werden, ja sogar auf Fohlen im Mutterleibe. Die Wetten, die jetzt schon, zu Newmarket allein, bis zum Jahre 1833 protokollirt sind, betragen die Summe von mehr als 126,000 Pfd. Sterl. (1,512,000 fl.), und darunter sind einzelne Wetten von 6000 Pfd. (72,000 fl.). Für das zu Ende Aprils zu Newmarket abgehaltene Rennen waren mehr als 30,000 Pfd. protokollirt (360,000 fl.).

Wenn man nun in einem Lande lebt, in welchem man den Werth eines Pferdes bis auf 56 und 60,000 fl. bringen kann, und so zu sagen sicher ist, diese Summe jeden Augenblick zu erhalten, ohne daß man selbst auch nur einen Heller zu wetten braucht, so ist es der Mühe werth, viel auf Pferdezucht zu verwenden. Da auf das zweyte, dritte Pferd auch noch Wetten gemacht werden, die oft bedeutende Summen betragen, so erhalten selbst mittlere Pferde einen hohen Werth, und nur derjenige hat eigentlich verloren, dessen Renner unter den letzten geblieben, oder, wie die Rennmeister sagen, ein Impo-

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Erstes Augustheft.

stor (ein Betrüger) geworden ist. — Die Franzosen halten es für etwas Großes, wenn auf einen ihrer Renner 5000 Franken gewettet werden. In Bayern wird wohl auch manches Paar Thaler auf dieses oder jenes Pferd gewettet; allein weder der Eigenthümer noch das Publikum erfährt, wie viel das Pferd gewonnen hat, welches den ersten Preis errang, wie viel es also eigentlich werth ist. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese englische Buchhaltung bey dem sogenannten Rennen auch in Bayern eingeführt würde; denn so, wie diese Rennen in Bayern betrieben werden, sind sie wohl dem Markte oder der Stadt vortheilhaft, wo sie gehalten werden, im Ganzen aber vielleicht mehr schädlich, als nützlich. Wenigstens gewähren sie für Pferdezucht nicht den Nutzen, den man von denselben mit Recht erwarten könnte. Wenn auch bey uns nur so viel Groschen auf ein Pferd gewettet würden, als in England Gulden, so ergäbe sich doch hieraus ein höherer Werth guter Pferde, als bisher.

Korrespondenz-Nachrichten.

London. August.

Die Season ist so gut als zu Ende; die Fashionables sind mit wenigen Ausnahmen fort, und wer es nur immer vermag, macht seine Gentility durch den schnellsten Abzug aus der Stadt oder doch durch das Wegschicken seiner Familie geltend. Es versteht sich also von selbst, daß es die Mode mit sich bringt, bald nach dem 1. August nicht mehr in London sichtbar zu seyn, und wo möglich vor Anfang Februars nicht zurückzukommen. Das Reisen ist jezt auch so wohlfeil und man lebt in den entfernteren Provinzen oder auf dem nahen Kontinente so billig, daß Viele, welche sich sonst mit einem Häuschen in den benachbarten Dörfern hatten begnügen müssen, jezt nach Margate, Ramsgate, ja nach Devonshire, Calais, Boulogne oder Dieppe gehen und den Sommer dort zubringen. Fährt man doch mit dem Dampfboot in 12 Stunden von hier nach Calais für 22 Schillinge!

In der italienischen Oper haben wir fast nichts als Rossinische Stücke gehabt. Dem. Sontag, welche bald mit einem ungarischen, bald mit einem deutschen Grafen verheyrathet seyn soll, hat für jezt Abschied von uns genommen; sie soll aber versprochen haben, mit ihrer Schwester in mehreren Konzerten auf dem Lande zu singen. Man hat seit ihrer Abreise Cimarosa's Horazier und Curiazier mit großem Beyfalle aufgeführt, sonderbar genug, ganz am Schlusse der Opernvorstellungen. Arnold, der thätige Direktor des englischen Opernhauses, dem wir die Einführung des Freyschützens und des unterbrochenen Opferfestes zu verdanken haben, hat auch die Räuberbraut von Ries auf seine Bühne gebracht, und zwar mit einem Orchester, wie man es nicht besser wünschen könnte. Auch die Sänger und Sängerinnen thun dabey ihr Bestes, obgleich es nicht die besten sind, und das Stück ist sehr beliebt.

Vor ein Paar Tagen trug sich in dem hiesigen Mansion-House (Stadt-Polizeyamt) folgende sonderbare Scene zu. Ein Italiener, der sich Signor Antonio nannte, ward vor den Lord Mayor gebracht, beschuldigt, ein Paar geladene Pistolen in seinen Taschen gehabt zu haben, womit er gedroht, Jemanden zu erschießen. Er sagte in gebrochenem englisch, er sey ein Doktor der Rechte aus Rom. Durch Umstände genöthigt, sey er nach England gekommen und später nach Irland gegangen. Dort habe er zu Cork Unterricht in verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit gegeben; da er dieß aber zu seinem Unterhalt nicht hinlänglich gefunden, sey er hierher gekommen und hatte jezt einen Laden, worin er — Käse und Tabak verkaufe. Von Cork aber habe er eine Frau mitgebracht, die dort einen Mann habe, und sie geheyrathet, und nun verlange er, daß das Gesetz ihm zu Hülfe komme und jenem Manne seine Rechte auf die Frau abspreche, die er durchaus nicht lassen wolle; er gab zu verstehen, daß er sonst den Mann erschießen müsse. Auf diese Erklärung ward der Doktor Käshändler verhaftet und den folgenden Tag die Frau vor die Polizey gebracht. Nach ihrer Aussage war sie die Frau eines Kellners in einem Gasthofe zu Cork. Vor einiger Zeit kam Signor Antonio in den Gasthof, nahm ihren Mann auf die Seite und sagte ihm, er sey ohne Geld, erwarte aber eine bedeutende Summe von London und ersuche ihn, ihm einiges zu leihen. Der Kellner gab ihm das Verlangte und ließ ihn auf seine Verantwortung in dem Gasthause wohnen. Als aber das Geld immer noch ausblieb, nahmen sie ihn, damit er wohlfeiler leben könne, in ihr eigenes Haus. Hier lebte er einige Zeit und gab Unterricht, wozu sie ihm behülflich waren. Es kam aber immer kein Geld. Er wußte aber dennoch das Pärchen zu bereden, ein größeres Haus zu miethen, worin er besser Unterricht geben könnte. Als aber die Zeit herbeykam, wo die Miethe bezahlt werden sollte und das Geld noch immer ausblieb, meynte der Doktor, er müßte doch wohl selbst nach London gehen und sehen, warum Fürst Esterhazy, dem er sein Geld geliehen, es ihm nicht schicke. Wie konnten aber die guten Leute ihn allein gehen lassen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, ihre Vorschüsse zu verlieren? Da der Kellner seine Stelle nicht verlassen konnte, so sollte seine Frau nebst ihrer Mutter den Doktor nach London begleiten, um dort den großen Schatz zu heben, den er ihnen aus den Händen des östreichischen Gesandten versprach. Als sie zu Dublin waren, lief er, während die Alte durch einen Schlaftrunk betäubt dalag, davon; die junge Frau rannte ihm nach; ein Schiff lag eben nach Schottland segelfertig da; der Doktor schiffte sich auf demselben ein, die Frau auch, das Schiff segelte ab und brachte beyde nach Schottland. „Auf einmal,“ sagte das gute Weib, „heyrathete er mich.“ Sie bezahlte die Unkosten der Heyrath, wie sie alle Reisekosten bestritten hatte. Sie kamen nach London und hier fand sich endlich, daß er gar kein Geld zu empfangen hatte. Die Frau schrieb deßwegen an ihren irländischen Mann und erwartete dessen Ankunft jeden Tag. Sie stellte sich, als ob sie bey dieser zweyten Heyrath durchaus nichts Böses zu thun gemeynt habe, und ward bitterböse, als der Lord Mayor sie fragte, ob sie wohl vorher einen unerlaubten Umgang mit dem Italiener gehabt. Nicht um die Welt, meynte sie, würde sie eine solche Sünde begangen haben, bevor sie rechtmäßig mit ihm verheyrathet gewesen. Doch wolle sie nicht wieder zu ihm zurückgehen, da er sie zwey Mal habe vergiften wollen. Diese Geschichte erregte natürlich allgemeines Erstaunen, und die Naivetät, womit das Weib sie erzählte, machte selbst die Richter lachen. Man ließ sie mit einer Freundin, die sie hier gefunden, gehen, und der Italiener ist vorläufig in Verhaft geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 198.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 19. August 1829.

Margarethe. Wer hoch steht, den kann mancher Windstoß treffen,
Und wenn er fällt, so wird er ganz zerschmettert.
Gloster. Traun, guter Rath, Marquis! nehmt ihn zu Herzen.

Shakespeare.
Richard III.

Der Hofmann und der Henker.

Nach dem Englischen.

In einer schönen Frühlingsnacht des Jahres 1720 wandelten einige junge Leute aus einer Abendgesellschaft durch die Straße des Stadtviertels du Marais, das damals noch zu den angesehensten Theilen von Paris gehörte. Man konnte an ihren Wohlgeruch duftenden Kleidern, ihrer leichten Haltung und ihren wohlgesetzten Tänzerschritten eben so wohl wie an ihren, an allen Fenstern umherschweifenden Blicken und ihren lauten und leichtfertigen Reden sogleich in ihnen Leute von Stand und von dem Hofe Ludwigs XV. erkennen. Mit einem Mal überraschte sie lustige Musik in einem Nebengäßchen; sie blieben daher stehen, um zu horchen, und bemerkten, nachdem sie näher gekommen waren, daß sich eine zahlreiche Gesellschaft hier mit Tanzen belustige. Ihrem jugendlichen Uebermuthe und der vornehmen Zuversicht auf ihren Rang, der ihnen überall Thür und Thor öffnete, konnte ein solches Abenteuer nicht anders als willkommen seyn, und noch dazu etwas von Wein erhitzt, waren sie sogleich entschlossen, an der Gesellschaft Theil zu nehmen. Sie pochten also an die Thüre und traten ohne alle weitere Umstände in das Haus. Die Gesellschaft war sehr zahlreich, und in dem fröhlichen Getümmel bemerkte man nicht sogleich die neuangekommenen, ungeladenen Gäste, oder man glaubte, daß sie von einem Freunde der Braut oder des Bräutigams eingeführt seyen; denn es war ein Hochzeitfest, zu welchem sie ihr guter oder böser Stern geführt hatte.

Die Schönheit der Braut machte sogleich einen solchen Eindruck auf den einen der jungen Herrn, daß er die schönsten Redensarten voll der zärtlichsten Uebertreibungen, mit der schmeichlerischen Geläufigkeit der Zunge eines Hofmanns an sie richtete, und endlich so weit ging, ihr mit den feurigsten Schwüren eine förmliche Liebeserklärung zu machen. Der Gegenstand, an welchen sie gerichtet war, schien eben so sehr betroffen als beleidigt. Allein der sieggewohnte junge Mann, der ihr Erröthen und ihre Verwirrung einem ganz andern Gefühle, als dem des Unwillens zuschrieb, folgte ihr in ihr Schlafgemach, wohin sie sich vor seinen Zudringlichkeiten flüchten wollte, der sichern Zuversicht, seinen vielen Eroberungen auch diese Trophäe weiblicher Schwäche hinzufügen zu können. Das erschrockene Mädchen versuchte es Anfangs, den ungestümen Fremdling durch Thränen und Drohungen zu entfernen, aber taub gegen alle ihre Vorstellungen, schloß er sie endlich gewaltsam in seine Arme und versuchte einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken. So auf's Aeußerste gebracht, stieß das Mädchen einen durchdringenden Schrey aus, auf welchen unverzüglich ihr Vater und ihr Bräutigam zu ihrem Beystand herbeystürzten. Ihr auf dem Boden liegender Brautkranz, ihre Thränen, ihre Bestürzung und ihre Todtenblässe zeugten unverkennbar von der erlittenen Beleidigung. Der Frevler wurde sogleich, ungeachtet seines Widerstandes und der Hülfe seiner Gefährten, die ihre Degen zogen,

ihn zu vertheidigen, aber eben so schnell entwaffnet wurden, von den handfesten Gästen gepackt, und der Vater des Mädchens, empört über ein so abscheuliches Betragen, und noch mehr darüber aufgebracht, als er hörte, daß sie sich so unbescheiden eingedrungen hatten, überhäufte sie mit den heftigsten Vorwürfen.

Die Freunde der Familie, von denen keiner die ungeladenen Gäste kennen wollte, schienen nicht übel aufgelegt, die Frevler ohne alle weitere Umstände verdientermaßen zu züchtigen, so daß es diese endlich für gerathen hielten, ihren vornehmen Stand und ihre Namen anzugeben. Der eine von ihnen war der junge Herzog von Crillon, der andere der Marquis de la Farre, und der Schuldigste von den dreyen der Graf von Lally-Tollendal. „Wenn Ihr Rang so ausgezeichnet ist, wie Sie vorgeben," sagte der Hausherr voll Entrüstung, „so hätten Sie sich selbst achten sollen, was das sicherste Mittel ist, sich die Achtung anderer zu gewinnen. Ihr Betragen ist unverzeihlich, und ich hätte gute Lust, die Bestrafung der meinen Kindern zugefügten Beleidigung meinen Freunden zu überlassen, da Ihr Eingriff in meinen Hausfrieden um so frevelhafter ist, als Sie das heilige Band, das so eben meine Kinder umschlungen hat, kannten und zu entweihen wagten. Aber Leute, welche so frühzeitig durch ihre üble Aufführung sich ihrer Geburt unwürdig beweisen, werden früher oder später den Namen entehren, den sie tragen. Ihre zügellose Leidenschaft wird Sie von Verbrechen zu Verbrechen führen, bis Sie endlich in die Hände dessen fallen, dessen traurige Pflicht es ist, mit blutiger Strenge den härtesten Spruch des Gesetzes zu vollziehen. Sie sagen, Sie seyen Edelleute von dem Hofe des Königs, ich bin Sanson, der Nachrichter von Paris. Verlassen Sie auf der Stelle dieses Haus, das Sie durch Ihre Gegenwart entweiht haben, und zittern Sie, wenn wir uns da begegnen, wo vielleicht meine Prophezeihung in Erfüllung gehen wird."

Fast Jedermann kennt das unglückliche Ende des Grafen Arthur von Lally-Tollendal. Er war zu Romans in der Dauphiné geboren, und der Sohn des Herrn Girard Lally, eines Abkömmlings einer vornehmen irländischen Familie. Mit dem achtzehnten Jahre wurde der junge Graf Kapitän in Dillon's irländischem Regiment, und bald darauf von dem Kardinal Fleury mit einer Sendung an den russischen Hof beauftragt, wo seine ausgezeichneten Talente und seine körperlichen Vorzüge ihm sowohl die Gunst der Kaiserin Anna, als ihres Günstlings, des Herzogs von Kurland erwarben.

Nachdem er seine Sendung zur größten Zufriedenheit seines Hofes vollendet hatte, wurde er nach seiner Rückkehr Obrist des irländischen Regimentes, das von ihm den Namen erhielt. In der Schlacht bey Fontenay trug er wesentlich zu dem glänzenden Siege bey, und auf den Bericht des Marschalls von Sachsen, der seinen trefflichen Diensten alle Anerkennung widerfahren ließ, wurde er zum Brigadier ernannt. Er theilte hierauf das Schicksal des Prinzen Eduard, dem er auf seinem Zuge nach Schottland folgte und in der Schlacht bey Falkirk als Adjudant diente. Nach der Einnahme von Mastricht wurde er zum Feldmarschall und späterhin zum Generallieutenant befördert. Endlich ernannte ihn der König zum Generalgouverneur der französischen Besitzungen in Ostindien. Das Glück schien an seine Fahnen gebannt; acht-und-dreyßig Tage nach seiner Landung bemächtigte er sich des Forts St. David, welches man das Berg op Zoom Indiens nannte, und der ganzen Küste von Koromandel. Allein bald stiegen Hindernisse vor ihm auf, die sein Muth allein nicht zu überwältigen vermochte. Seine heftige Gemüthsart und seine unerbittliche Härte erweckten ihm zahlreiche und erbitterte Feinde. Anstatt allmählig und unvermerkt die Uebel zu beseitigen, welche sich in die Verwaltung der französischen Besitzungen in Indien eingeschlichen hatten, ging er hartnäckig auf demselben falschen Wege fort. So scheiterten seine Plane, als er es am wenigsten dachte, und seine bisher so ruhmvolle Laufbahn endigte in einer ununterbrochenen Reihe von Unfällen.

Nach einer verzweifelten Vertheidigung sah er sich gezwungen, Pondichery zu übergeben, und wurde kriegsgefangen nach England gebracht. Hier angelangt, erfuhr er, daß seine Feinde am Hofe von Frankreich in ihrem geschäftigen Hasse alles aufboten, ihn dem Könige durch die schwersten Anschuldigungen verdächtig zu machen. Auf seine Bitte gestattete ihm das englische Ministerium, auf sein Ehrenwort nach Frankreich zu gehen. Er eilte nach Versailles, sich gegen die erhobene Anklage zu rechtfertigen, wurde aber ergriffen und in die Bastille gesetzt. Man stellte ihn vor ein Gericht und klagte ihn der Erpressung und des Hochverrathes an.

Ungeachtet seiner langen und ruhmvollen Dienste, ungeachtet der König selbst von seiner Unschuld überzeugt schien und der Generaladvokat Pequin seine Vertheidigung mit der glänzendsten Beredsamkeit führte, siegten dennoch seine ergrimmten Feinde, und er wurde zum Beile verurtheilt.

Der Graf hatte eben von seinem Beichtvater die letzten Tröstungen der Religion empfangen, als sich die Thüre des Gefängnisses öffnete und ein Mann hereintrat, mit einem Steine in der Hand, den der Unglückliche in den Mund nehmen sollte, um ihn den Klagen zu verschließen, welche er vielleicht ausstoßen konnte, wenn man ihn auf einem elenden Karren zur Richtstätte führte. Der Mann trat hervor, seinen schrecklichen Auftrag zu erfüllen. „Mein Sohn, noch eine Prüfung Deiner christlichen Ergebung in den Willen des Allmächtigen," sagte der Beichtvater; der Graf erhob sein Haupt und richtete seine Augen auf den Henker, es war Sanson, der Nachrichter von Paris.

Sieben Monate nach der Hinrichtung äußerte Ludwig XV. im Vertrauen gegen den Herzog von Noailles, daß der unglückliche Graf **gemordet worden** sey, und vier Jahre später sagte er öffentlich zu dem Kanzler Meaupou: „Sie haben es vor Gott zu verantworten, nicht ich.“

Der Marquis von Tollendal, Sohn des vorigen, Pair von Frankreich und Mitglied der französischen Akademie, hatte es sich von seiner frühesten Jugend an zum Ziele gesetzt, das geschändete Andenken seines unglücklichen Vaters zu retten. Voltaire, der es zu seinen heiligsten Pflichten zählte, Justizmorde und religiöse Bluthochzeiten mit aller Kraft und Unerschrockenheit seines Genies vor dem Richterstuhle der Mit- und Nachwelt in ihrer ganzen Abscheulichkeit zu enthüllen, unterstützte ihn hierin mit dem beharrlichsten Eifer. Der oberste französische Gerichtshof erscholl von den Klagen kindlicher Pietät, und Recht und Menschlichkeit siegten endlich. Voltaire lag auf seinem Todtenbette, als er den Beschluß des Gerichtshofes hörte, durch welchen die Entscheidung des Parlaments für nichtig erklärt wurde, und schrieb folgende Zeilen an den Marquis von Tollendal: „Diese große Neuigkeit richtet einen sterbenden Mann wieder auf. Ich umarme gerührt den Herrn von Tollendal. Da ich sehe, daß der König die Gerechtigkeit schützt, will ich freudig dahin fahren.“ Vier Tage nachher war Voltaire nicht mehr.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Den Negern in Lissabon, so verworfen sie sind, fehlt es übrigens nicht an Witz, eine dem Portugiesen ganz fremde Eigenschaft. Man erzählte zu meiner Zeit allgemein eine Anekdote, die als Beleg dafür dienen kann. Die Brüderschaft ihrer Geistlichen ist nur schlecht dotirt, und das Beste nehmen die Obern weg. Als nun eines Tages einem jüngern schwarzen Mönch bey Tische ein bloßer Knochen ohne das geringste Fleisch vorgelegt wurde, nahm er ihn an seine Lippen, wie ein Blasinstrument, und entlockte ihm einen gellenden Ton. Auf die Frage des entrüsteten Superiors, was das bedeuten solle? antwortete er: „In der Offenbarung steht, daß bey dem Schall der Trompete alles Fleisch sich wieder mit den Gebeinen vereinigen werde; um nun nicht zu verhungern, versuchte ich, ob die Prophezeihung einträfe.“

So ungern man von der Religion spricht, befindet sie sich in einem Zustande wie in Portugal, so fehlte doch der Hauptzug sogar an einem Miniaturgemälde portugiesischen Lebens, gedächten wir nicht wenigstens einiger der Hauptprozessions-Feste und der damit verknüpften Legenden, zumal da sie so ganz von den so oft beschriebenen italienischen abweichen und so wenig bekannt sind. Eine der Hauptprozessionen ist die jährliche des Senhor dos Passos oder des kreuztragenden Christus, bey der das Bild Christi mit dem Kreuze unter einem Baldachin aus dem Kloster Nossa Senhora da Graca zu dem von S. Roque getragen wird. Der Grund ist folgender. Einst klopfte ein Bettler in sehr stürmischer Nacht an das Thor des Klosters S. Roque und flehte die Mönche um Speise und Herberge an. Das erste gab man ihm, doch das zweyte schlug man ihm ab, so daß er sich anderswo ein Nachtlager suchen mußte. Er ging zum Kloster N. S. da Graca, wo die Mönche ihm bereitwillig eine Celle für die Nacht gaben. Als am folgenden Morgen der Bettler nicht zum Vorschein kam, begaben sich einige Patres in die Celle, und fanden hier statt des Bettlers eine Figur des Erlösers in Lebensgröße, mit dem Kreuze auf dem Rücken. Man glaubte nun, die Figur sey der Erlöser in Fleisch und Blut und habe den Vätern von Graca zum Lohn ihrer Gastfreundschaft sein Bild gelassen; aber die von S. Roque machten ebenfalls Anspruch auf das Bild, weil der Bettler zuerst an ihrer Thüre gepocht und von ihnen Speise empfangen habe. Der Streit dauert noch fort, und da man kein baldiges Ende desselben absah, wurde inzwischen festgesetzt, daß der Senhor dos passos jährlich während der Fastenzeit einmal einen Besuch in S Roque abstatten und noch in derselben Woche nach S. Graca zurückkehren solle. Das Merkwürdigste bey der Prozession ist stets eine Gruppe von Personen in härenen Kleidern, die auf Händen und Füssen unter dem Bilde durch Koth und Schmutz fortkriechen; dieß ist der höchste Grad von Reue und freywilliger Erniedrigung, und gewöhnlich sind es Leute aus den höchsten Ständen. Ich sah eine Marquisin und eine Gräfin den langen Weg auf diese Weise zurücklegen und sich bey jeder Pause auf das Gräßlichste geißeln. — Die zweyte Hauptprozession ist die des Corpo de Deos, bemerkenswerth auch deßhalb, weil das Bild des heiligen Georg auf einem wirklichen Rosse aus dem königlichen Stalle, und von des Königs Dienern in reicher Livree geführt, den Zug eröffnet. Des Heiligen Kleidung ist beynahe so, wie Franz I. von Frankreich gewöhnlich dargestellt wird, und sein Sammthut, mit weißen Reiherfedern verziert, strotzt über und über von Diamanten von großem Werth. Hinter dem Heiligen kommt dessen Page, ebenfalls reich gekleidet und auf einem königlichen Pferde, und diesem folgt der Waffenträger in voller Rüstung; hinter ihm werden wieder einige reichgeschmückte Pferde geführt; ferner Musiker in Kleidern und mit Instrumenten, wie sie zu St. Georgs Zeiten üblich waren; nach diesen und mehreren geistlichen Personen erscheint der Körper Christi auf einem Gestell, mit reichem Goldstoff überdeckt, und unter einem Baldachin, dessen Stangen die ausgezeichnetsten Personen im

Staate tragen; an der rechten Seite geht der König, an der linken der Thronerbe. Alle Häuser sind mit reichen Tapeten behangen, die Straßen mit Truppen besezt, die, so wie alles Volk, auf die Knie niederfallen, wenn der Körper vorüberzieht. Ist der Zug vorbey, so begibt sich der heilige Georg, in Begleitung seines Pagen und Waffenträgers, nach dem Castell St. Georg, um sich dort seinen jährlichen Sold zu holen, da er Brigadier im Dienst ist. Seine Ankunft daselbst wird durch einen Kanonenschuß und eine Rakete verkündigt, worauf er, nachdem die Obern den Sold für ihn im Empfang genommen, wieder in seine Kirche zurück gebracht wird.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsezung.)

Unter andern in dem lezten Stücke des Monthly Review enthaltenen Aufsäzen befindet sich einer über Ludens Geschichte des deutschen Volkes, worin dem Verfasser seine Bitterkeit gegen diejenigen, welche sich über die zu fürchtende übermässige Ausdehnung seines Werkes beklagt haben, zum Vorwurf gemacht wird. Während ferner der Kritiker seinem Fleiß und seiner Beredtsamkeit Gerechtigkeit widerfahren läßt, betrachtet er seinen übertriebenen Patriotismus, welcher ihn Alles, was auf seine Nation Bezug hat, verschönern und beschönigen lasse, als eine Schwäche. „Diese Weise, die Geschichte darzustellen," sagt er, „kann nur dann nüzlich und zweckmäßig seyn, wenn Vaterlandsliebe und ein übermächtiger Feind es nöthig machen, die Gemüther durch glänzende Bilder vaterländischer Tugend, durch partheyische Hervorhebung der eigenen Vorzüge zu begeistern. Aber gerade, weil Deutschland dieses partheyischen Anstriches nicht bedarf, erheben wir unsere Stimme gegen seine Anwendung. Reich an großen Männern, welche die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt haben, kann es sich's gefallen lassen, jene Mischung von Gutem und Bösem zu ertragen, welche vom Loos des einzelnen Menschen sowohl als eines Volkes unzertrennlich ist." Ein anderer noch gediegenerer Aufsaz handelt von einer Lebensbeschreibung Newtons, einem Werkchen, welches zwar dem Umfange und Preise nach unbedeutend scheint, aber in Rücksicht auf die Autorität, unter der es erscheint und der Menge der Leser, die es vielleicht hat, allerdings ernstliche Beachtung verdient. Es bildet nämlich einen Theil der Bibliothek nüzlicher Kenntnisse, welche bekanntlich unter der Leitung eines Ausschusses angesehener Männer zur Belehrung des Volkes erscheint, und einen Absaz von 100,000 Exemplaren haben soll. Man denke sich aber: jenes in England unter der Autorität englischer Patrioten zur Aufklärung des Volkes herausgegebene Leben eines der größten Männer Englands, eines Mannes, der die Liebe und Bewunderung seiner Landsleute in so hohem Grade verdient und Allen, die sich den Wissenschaften widmen, als ein erhabenes Muster dienen kann — die Lebensbeschreibung dieses Mannes, sage ich, ist nach dem in der Biographie universelle enthaltenen Leben Newtons von Biot bearbeitet, von Biot, einem Franzosen. Wer jene Lebensbeschreibung gelesen hat, weiß, wie Biot den Zustand der Wissenschaften vor dem Auftreten Newtons herausstreicht, und troz der größten Lobeserhebungen dem grossen Entdecker fast kein Verdienst mehr übrig läßt; besonders aber, daß er glaublich zu machen sucht, Newton habe in den lezten 30 Jahren seines Lebens den Verstand verloren (vielleicht etwa, weil er um jene Zeit für die Religion geschrieben?), und der englische Bearbeiter hat alle diese Verläumdungen eines hohen Geistes getreulich nachgeschrieben. Der Kritiker aber beweist unter anderm durch zwey nie vorher gedruckte Briefe Newtons an Flamstead vom Jahre 1724, daß über astronomische Gegenstände sein Geist bis in das späteste Alter ungeschwächt geblieben ist, und daß höchstens sein Gedächtniß gelitten hat. Brougham und Consorten wird der Artikel freylich nicht anstehen, aber dem Verfasser macht er Ehre. Wer sollte sich auch nicht durch die Frechheit empört fühlen, die einem solchen Manne Blödsinn zuschreibt, zu einer Zeit, wo er drey wichtige wissenschaftliche Werke schrieb, wo er zum Repräsentanten der Universität Cambridge im Parlamente erwählt ward und dem Amte eines königlichen Münzmeisters mit solcher Kraft vorstand, daß er eine gänzliche Umgestaltung des englischen Münzwesens bewirkte.

Wir theilen hier eine Schilderung des Umsturzes der ersten brasilianischen Verfassung von einem Augenzeugen mit. „In Brasilien hat der Ausländer wenig Umgang mit den Eingebornen; man kann sein ganzes Leben im Lande zubringen, ohne eine einzige Verbindung zu knüpfen. Doch waren wir, mein Gefährte und ich, so glücklich, bey verschiedenen Familien eingeführt zu werden, welche uns aufs freundschaftlichste behandelten. Dafür aber quälten sie uns mit endlosen politischen und metaphysischen Streitigkeiten bis auf den Tod. Alle Winkel der Geschichte wurden durchkrochen, alle Verfassungen, welche je irgendwo bestanden, von den Tagen Solons bis auf die neuesten Zeiten, wurden vorgenommen und mit wunderlichem Scharfsinn zergliedert. Ja der Wahnsinn der Einwohner stieg zulezt so hoch, daß es gefährlich war, auszugehen, weil man dann unfehlbar auf einen jener politischen Enthusiasten stieß, der einen unter einem glühenden Himmel mit einer von jenen Streitfragen stundenlang aufhielt und der Gefahr eines Sonnenstiches aussezte. Die Hauptversammlungsorte dieser utopischen Politiker waren die Apotheken der Hauptstadt. Die Neugierde trieb mich zuweilen, dieselben zu besuchen, und ein traurigeres Bild politischer Raserey konnte man wohl nirgends sehen. Den Lärm der Streitenden hörte man schon in weiter Ferne, und ihre wilden Geberden erinnerten einen unwillkührlich an die vortreffliche Beschreibung der Streitigkeiten zwischen Gil Blas und den Logikern. Bey einer dieser Versammlungen geschah es eines Tages, daß ein Demagoge, welcher sich einen groben Ausfall gegen den Kaiser erlaubt hatte, von einem Offizier, welcher eben zugegen war, eine Tracht Prügel erhielt. Wir haben viele Beyspiele in der Geschichte, daß kleine Ursachen große Begebenheiten herbeygeführt haben; man wird es aber kaum glauben, daß hier ein Paar Stockschläge den Umsturz der Verfassung herbeyführten und beynahe das Reich in einen Bürgerkrieg verwickelt hätten. Das Gerücht von dieser Mißhandlung eines friedlichen Bürgers verbreitete sich mit Windesschnelle durch die Stadt und versezte die Bewohner in wahre Wuth. Die Truppen, welche bisher ihr Stolz und ihre Bewunderung gewesen, wurden jezt mit den römischen Prätorianern, und der Kaiser mit Tiber und Nero verglichen."

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 20. August 1829.

Ich führe dich zur Stadt der Quaalerkornen,
Ich führe dich zum unbegrenzten Leid,
Ich führe dich zum Volke der Verlornen!

Dante.

Bruchstück aus dem Lauf der Zeit *),
einem Gedicht in zehn Gesängen von Robert Pollok.

(Ein Verklärter, auf einem fernen Weltkörper zu seiner höheren Bestimmung gereift, kommt in den Wohnsitz der Seligen, wird dort von zwey Geisterjünglingen empfangen, und berichtet ihnen, was er, von Wißbegier getrieben, jenseit der Grenzen der Gotteswelt gesehen hat).

Mein Weg war lang und fremd. Ich ließ die Schranken,
Die Gott um Licht und Lieb' und Leben zog,
Wo Dunkel grenzt und Tag, wo Ordnung grenzt
Und Irrsal, schrecklich, wüst und wild. Und nieder
Zur schwarzen, ew'gen, unerschaffnen Nacht
Versink ich Einer. Lang, rasch, eilend lang
Durch namenlose Oeden schwebt ich hin;
Da wohnt das lezte Nichts, gestaltlos, leer,
Da trifft kein Gegenstand das Ohr,
Den schärfsten Sinn der Höchstbegabten. Da
Vergebens sucht nach etwas Aeußerm rings
Gesicht, Geruch, Gefühl. Laßt Alles seyn;
Ihr findet staunend nichts, als euch allein.

Warum nach Worten hasch' ich, euch zu sagen,
Wem ähnlich das, was ist und ist doch nicht?
Vorbey! Stets tiefer sinkt mein Pfad hinab
Durch Welten öden Grauens, niegenannt
Und endlos, wo die Schwere wechselnd geht
Nach anderm Ziel, nach schrecklich-unbekannter
Fluchvoller Mitte niederzieht; — und nun,
So weit vom Rand der Finsterniß, wie kaum
Von dieser Strahlenhöh' des Herrn zum Saum
Des lezten Lichts; —
Da seh ich Schreckensbilder,
Da hör' ich Schreckensruf; da steht vorm Auge
Aus glühendem Demant mir ein Gehege,
Gehege berghoch, furchtbar, flammend höher
Als selbst der Hoffnung Flug. Ich steh' und schaue
Und seh', wohin ich blick', auf dieser Mauer
Gestalten glutgemalt, nicht Todestrauer,
Nein, Leben lügend.
Eine schau' ich an
Mit ernstem Blick. Doch wie soll ich beschreiben,
Dem nichts vergleichbar, was mein Blick je sah?
Es schien dem Wurm, der Schlange gleich an Art,
Ein Ungeheur mit tausend Natterköpfen;
Aus jedem zweyfach blizt der Rache Blick,
Und tausend Schweife winden sich heraus
In wilder Unruh, scharf bewehrt mit Stacheln;
Und tausend Mäuler, weit und dunkel, gähnen
Und athmen gift'gen Odem, zucken Stacheln,
Zwiefache jeder, lang, giftschwanger, scharf,
Und seine steten Windungen umklammern
Rachsüchtig, was ein Herz mir schien, doch schwarz,
Verschwollen, bebend wie im höchsten Jammer.

*) Die Uebersetzung dieses Gedichts, aus welcher wir die obige, dem ersten Gesang entlehnte Probe nehmen, wird nächstens in Gotha bey Perthes erscheinen.

Und stets versuchts das Herz, von bangem Klopfen
Bewegt, ihm zu entgehn und kann nicht. Denn,
Wie's auch sich dreht und oft umsonst sich dreht,
Die viel verschlungnen Knoten halten fest,
Und immer stößt das Unthier jezt die Zunge,
Jezt Schweifesstacheln drein; es strömt das Blut. —
Viel sinn' ich, was das Schreckensbild bedeute;
Und weil ich lange steh' und schau' und staune,
Da wird ein Wort, woher? kann ich nicht sagen,
Denn Niemand sah ich, mir an's Ohr getragen:
Dieß Wort: Es ist der Wurm, der nimmer stirbt!
Hart an der Seite dieses Grauenbilds
War grauser noch ein Zweytes dargestellt.
Wer's einmal sah, wünscht nimmer es zu sehn;
Auf ewig ungeschildert laßt es bleiben;
Nur Eines mag ich, kann ich euch entfalten:
Weit streckt es seinen Speer, vor dem die Knie
Des Schrecks auch zittern müßten. Daran hing
Im scharfen Dreyzack fest ein lebend Ding,
In Seel' und Leib durchbohrt. Himmlischer Bildung
Erschiens vom Ursprung her, doch, ach, gefallen,
Verzehrt, entstellt von schauderhaftem Weh;
Und ewig um den niegebrochnen Speer
Geängstet windet sich's, stößt Aechzen aus,
Versucht und wünscht, und stets versucht's und wünscht
Zu sterben, kann nicht sterben! — Bild der Noth!
Mit Zittern seh ich's, lausch' und hör die Stimme
An meinem Ohr: Das ist der ew'ge Tod.

Nicht die allein! Auf jener Flammenmauer
In schauderhafter Schilderey erscheint
In jeglicher Gestalt und Art und Weise
Verruchtheit, Pein und Gram, verzweifelnd Wehe;
Und hell hervor ist Feuerschrift geschrieben,
Wohin das Auge blickt, die ihm verkünde:
Wer hieher kömmt, der scheu' und flieh die Sünde.

Ich steh' erstaunt. Es läßt die Bildnerey
Mich ahnen: drin muß schrecklich wohnen seyn!
Doch treibt es mich, das Schrecklichste zu sehn.
Die Tugend, die von Gottes heiligem Siegel
Gezeichnet ist, geweiht, unsterblich ganz
Und unverletzlich, hat kein Leid zu fürchten.
So flüchtig, wie mein Wunsch, so rasch durcheil' ich
Die schaudervollen Schranken unversehrt
Und ungehemmt. Auf steten Schwingen weil' ich
Und schau hinab. Gericht des Ewigen!
Ihr Kinder Gottes! könnt ihr's, sagt, was dort
Ich sah, was dort ich hör'! Der Raum ist weit,
Und tief wie weit, und schrecklich so wie tief.
Ich sah: ein See dort unten; kochend Feuer
Von stetem Sturm getrieben; immer bricht
Die stolze, schwarze Welle sich am Felsen
Der schwärzeren Verdammniß, hallet wieder
In Tönen bittern Wehs. Von oben nieder
Und rings, kämpft Wind und Wind. Der Sturm bedroht
Den Sturm, den Blitz durchkreuzt gezackter Blitz,
Der Donner ruft dem Donner, wie zum Tod
Die Rache ruft. So weit der Blitz kann dringen
Und niedergehn in hoffnungslose Tiefen
Durch diesen Kerker nie verlöschten Feuers,
Da sah ich jammervolle Wesen wallen,
Die rastlos brennen, nimmer doch verzehrt;
Die ewig dauern, ewig doch verderbend,
O nimmer todt, und dennoch immer sterbend!

Die gehn allein dahin durch Flammenöden,
Die treffen sich in rachegier'gem Gang
Mit lautem Fluch und Lästerung, vor der
Auch Finsterniß erbleicht; und wie sie ringen
Und fluchen, Zähne knirschen, Tod sich wünschen,
Da strömt ihr hohles Auge jammernd Weh,
Und Aechzen klagt, das nimmer endet, Seufzer,
Die ewig seufzen, Thränen, stets geweint
Und bitter stets, und Mitleid hört sie nicht;
Und Sorge, Reu', Verzweiflung gehen ihnen
Zur Seite, lassen ihre durst'gen Lippen
Die Becher glühend heißer Galle nippen.

Und wie ich lausche, hör' ich diese Wesen
Fluch dem Allmächt'gen, Fluch dem Lamm und Fluch
Der Erde, dem Erstehungsmorgen sprechen,
Und flehn, vergebens flehn den lezten Tod!
Und ihrer meerleichten Angst entgegnet
Der Donner hoch, daß weithin diese Worte
Durch alle Höhlen der Verdammniß gehn,
Im fernsten Nachhall jedem Ohre nahn:
Ihr habt gewußt die Pflicht und nicht gethan.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Da diese Prozession im Sommer vor sich geht, so hat alles von der Hitze um so mehr zu leiden, als Niemand den Kopf bedecken darf. Besonders leiden die Mönche von den Sonnenstrahlen, die auf ihre Tonsuren fallen, und oft sieht man sie die Notenblätter der Vokalmusik als Sonnenschirme brauchen, was sie um so eher thun können, da sie das oft Gesungene wohl auswendig wissen. Der Lieblingsheilige von ganz Portugall ist aber der heilige Antonius von Padua, und die Prozession an seinem Feste

daher die glänzendste von allen. In der nach ihm benannten Cathedralkirche zeigt man noch die Krähe, die vor vielen Jahrhunderten ein Schiff in den Hafen von Lissabon führte, nachdem es sein Ruder im Sturme verloren hatte. Von dieser Zeit an führt Lissabon ein Schiff mit vollen Segeln, mit einer Krähe an dem Ende des Bugspriets und einer andern am Schnabel, im Wappen; diese Krähe wurde vom Antonius den geängsteten Schiffern zu Hülfe geschickt, als sie seinen Namen angerufen. Unzählig sind die Legenden von ihm. An jeder Schenke sieht man sein Lehmbild, da er der Patron geistiger Getränke ist, ferner an jedem Spezereyladen, da man die jetzige Aufbewahrungsweise der Feigen und Mandeln seinem erfinderischen Genius zuschreibt. Am Abend vor dem Feste errichten ihm selbst die Jungen in jeder Straße kleine Altäre und drängen den Vorübergehenden Beyträge ab, damit sie sich Wachskerzen für ihn kaufen können. Zahllose Feuerwerke werden überall abgebrannt, die, da das Fest ebenfalls im Sommer ist, die Hitze vollends unerträglich machen. Die Prozession selbst aber begleiten alle Heilige in der Stadt; Nostras Senhoras von allen Arten, Gestalten, Farben und Gewändern erscheinen da, und jede sucht die andere an Flittergold, Schmuck und Bändern zu überbieten. Alle Brüderschaften der Diöcesen und die Mönche aller Klöster ziehen mit. Die Bilder belaufen sich weit über hundert. Einige derselben bestehen sogar aus ganzen Gruppen, z. B. Kruzifixe mit den beyden Marien. Die merkwürdigste aber, die ich sah, war ein auf einer Bahre getragenes Kruzifix, vor dem der heilige Francesko de Paula kniet; aus allen Wunden des Erlösers gingen rothe Fäden heraus, die an den entsprechenden Theilen des Körpers des Heiligen, der seine Arme ausgebreitet hielt, befestigt waren. Diese Darstellung bezieht sich auf die Legende, daß, als einst Franciskus, in tiefe Andacht versunken, betete, er möchte gewürdigt werden, einen Theil von Christi Leiden zu erdulden, der Himmel sich plötzlich geöffnet habe, Christus am Kreuz erschienen sey, und plötzlich Hände, Füße und Seite des Heiligen von blutenden Wunden, die von denen des Herrn auf ihn übergingen, durchbohrt gewesen seyen. Die Bilder des heiligen Antonius sind sehr mannigfaltig, doch am häufigsten wird er dargestellt, wie er das Jesuskind, auf einem Buche sitzend, auf der Hand trägt. Nach der Legende verkehrte dasselbe häufig mit ihm, und mischte sich einst sogar in seine Studien. Denn eines Tages, als er über einen metaphysischen Satz in einem theologischen Werk sehr tief nachdachte und eben auf dem Punkte war, zu einem Schlusse zu kommen, erschien plötzlich das Jesuskind in einer Wolke, setzte sich auf das aufgeschlagene Buch und schlug Antonius mit der kleinen Hand ins Gesicht. Da dieß nun der Welt ein Geheimniß entzog, das des Antonius tiefe Weisheit eben aufzufinden im Begriff war, so nahm man es für einen, allen Christen gegebenen Wink, an die Geheimnisse der Religion unbedingt und in Demuth zu glauben, ohne mit metaphysischen Untersuchungen Zeit zu verlieren.

Den Fremden aber interessiren ganz besonders diejenigen Prozessionen, welche an die lustigen Tage des Mittelalters erinnern, wo auch bey uns noch der Scherz neben der Religion wohnen durfte. Die eine findet am Ende der Fasten statt; es ist die Bestattungsprozession des Bakalhao oder Salzfisches. Der Salzfisch ist die Hauptspeise aller Klassen in Lissabon während jener enthaltsamen Zeit, und seine Bestattung ist daher eine symbolische Freudenbezeugung über die Erlaubniß, wieder andere Speisen genießen zu dürfen. Eine Menge grotesker Personen ziehen daher, als ob sie einen Leichnam zum Begräbniß trügen, umher, und das Bild des Leichnams stellt eben die Quaresima dar. Einer aus dem Zuge, lächerlich ausstaffirt, liest an den Straßenecken den letzten Willen und das Testament des Senhor Bakalhao ab; und um dieser Prozession einen Schein von Ernst zu verleihen, begleiten sie stets einige Soldaten von der Polizeykavallerie. Eine wirklich wohlthuende Prozession ähnlicher Art ist aber die der Arbeiter am Marientage. Von diesem an erfreuen sie sich des Rechtes, den ganzen Sommer hindurch die Sesta, oder Mittagsruhe, von 1 bis 3 Uhr zu genießen. Auf diese Erleichterung legen sie natürlich einen großen Werth, und so versammeln sich denn portugiesische Arbeiter aller Art und jeden Handwerks zu einem Feste bey der Kapelle Nossa Senhora dos Prazeres (unsere Frau des Genusses), nahe bey Fonte Santa, an der nordwestlichen Seite der Stadt. Mit Michaelis erlischt dieses Recht auf die Sesta, und ihr Ende feyern sie nun ebenfalls durch eine komische Leichenbestattung. Voran gehen drey Männer, von denen der mittelste einen Mörtelkasten, wie eine Fahne an eine Stange befestigt, die andern aber emebadas, große Karste, welche die Laternen bey den Prozessionen bedeuten sollen, aufrecht tragen. Ein alter Wassertopf dient als Glocke des Sakristans und die Rauchfaßträger führen Lehmschüsseln, an Stricken hängend, in denen brennende Kohlen liegen, auf welche sie etwas werfen, damit es raucht, und die sie schwingen wie Rauchpfannen. Die Hacken, Kellen, Schlägel und andere Werkzeuge stellen alle irgend ein kirchliches Instrument vor, und die Kleidung dieser Brüderschaft besteht aus einem gewöhnlichen Sacke, mit einer Oeffnung oben und an jeder Seite für den Kopf und die Arme.

Wir folgen nun dem Portugiesen auch zum Tode. Wird er so krank, daß man sein Leben in Gefahr glaubt, so wird sogleich dem Pfarrer des Sprengels davon Anzeige gemacht, der sich sogleich zu dem Kranken mit dem heiligen Sakramente begibt, das bey den Portugiesen Nosso Pai, unser Vater, heißt. Der Sakristan läutet alsbald eine der Kirchenglocken in eigenthümlicher Weise, damit es

über die ganze Parochie hin gehört wird, worauf die ganze Brüderschaft, wer nur sein Geschäft verlassen kann, herbeyeilt, um zum Pfarrer zu stoßen. Dieser legt seine Gewänder von weißem Damast, mit Gold gestickt, an, und nimmt den heiligen Kelch mit der Hostie. Die Glieder der Brüderschaft ziehen ihre rothen Gewänder an; ein Glöckner geht voraus, um das Nahen des Sakraments zu verkünden. Die Brüderschaft trägt stets lange Wachskerzen und bey heftigem Winde Laternen; der Priester geht immer unter einem Baldachin von weißem Damast mit goldnen Franzen, dessen Stangen von sechs oder acht Leuten der Irmandad in rothen Kleidern getragen werden. Da es ein Zeichen von Frömmigkeit ist, den Nosso Pai bey solchen Besuchen zu begleiten, schließt sich eine große Menge der Prozession an, beständig laute Ave Maria's betend. Wenn das Sakrament erscheint, halten alle Wagen, die Insitzenden steigen aus, die Reiter ab und knieen nieder, bis die Prozession vorüber ist, und mit Ausnahme der von den Begleitern gesungenen Hymnen herrscht Todtenstille in der ganzen Straße. Die Bewohner der Parterrezimmer kommen heraus und knieen in der Straße hin, während die der obern Etagen sich in den Fenstern und Balkonen niederwerfen. Geht das Sakrament in der Nacht vorüber, illuminiren alle Hausbewohner schleunigst ihre Fenster.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Beschluß.)

„Die Cortes schürten durch ihre Unterhändler im Geheim die Flamme an. Die Schritte der Versammlung verriethen vom ersten Augenblicke ihrer Einsetzung an jene schwankenden Begriffe, wie sie unverdaute Theorien geben, ohne alle Spur von praktischer Kenntniß der Regierungswissenschaft. Es ließ sich daher leicht denken, daß sie eine so günstige Gelegenheit nicht würden entschlüpfen lassen, um die Macht des Kaisers zu beschränken und ihre Lieblingsentwürfe einer reinen Demokratie durchzusetzen. Sie nahmen demnach die Sache sehr ernst, stellten sie als ein Vorspiel eines militärischen Despotismus dar, erklärten die Verfassung in Gefahr, ihre eigene Sitzung als permanent, und krönten das Ganze mit einem Befehl an den Kaiser und die Truppen, sich augenblicklich zehn Stunden von der Hauptstadt zu entfernen. Don Pedro befand sich in seinem Pallaste zu St. Christovano, ungefähr eine Stunde von der Stadt, als die Verordnung der gesetzgebenden Versammlung an ihn gelangte. Seine Lage war verzweifelt; es blieb ihm kein Mittelweg übrig; sein Reich, ja sein Leben stand auf dem Spiele; es hieß buchstäblich bey ihm aut Caesar, aut nihil. Ohne seine Räthe zu versammeln, ohne sich mit irgend Jemanden zu besprechen, hatte er rasch seinen Entschluß gefaßt. Es standen drey oder vier Regimenter Infanterie nebst einiger Kavallerie und Artillerie in der Nähe seines Pallastes. Diese versammeln, anreden und gegen die Versammlung führen, war das Werk eines Augenblicks."

„Im Laufe vieler politischen Gährungen, deren Zeuge ich während meines langen Aufenthalts in Brasilien war, habe ich allezeit bemerkt, daß die Neugierde, welche in den meisten andern Ländern das Volk auf den Schauplatz treibt, auf den Brasilianer keine Wirkung äußert. Droht die Gefahr, welche er beynahe instinktmäßig ahnt, in noch so weiter Ferne, so flieht er sogleich in den hintersten Winkel seiner Wohnung, oder, wo möglich, in das Haus eines Ausländers. Hier bleibt er vorsichtig sitzen, bis der Sturm vorüber ist, worauf er mit erhabener Stirne und blitzenden Augen hervortritt und mit unerschütterlichem Ernst und einer Frechheit ohne Gleichen die Begebenheiten mit solcher Umständlichkeit beschreibt, daß jeder, welchem der Charakter der Nation nicht bekannt ist, darauf schwören würde, der Mann sey Augenzeuge von Allem gewesen. Dieß war auch jezt wieder der Fall. Ich ging durch mehrere der besuchtesten Straßen, ohne einer Seele zu begegnen; die Stadt schien ausgestorben. Blos auf dem großen Platze vor dem Pallaste erblickte ich einige müßige Gruppen, und unter diesen mehrere der eifrigsten Unzufriedenen... pier. Aber ihr Stolz und ihre Zuversicht waren gebrochen; sie sahen niedergeschlagen aus, und ihr lautes Gespräch war zu einem Geflüster herabgestimmt. Nicht weit davon stand eine andere Gruppe, deren heitern, freyen Blicke in sonderbarem Kontrast mit jenen gebeugten Gestalten standen; es waren junge englische Seeoffiziere, welche den Spaß, der ihrer wartete, im Voraus genossen. Ich schloß mich an diese an, begierig, den Ausgang der Geschichte mit anzusehen. Wir hatten noch nicht lange gestanden, als das Rasseln des Geschützes und der schwere Tritt des Fußvolks die tiefe Stille unterbrach. Die Brasilianer verschwanden wie der Nebel vor der aufgehenden Sonne, und als die Kolonne mit dem Kaiser an der Spitze auf dem Platze erschien, waren wir im alleinigen Besitze desselben. Auf des Kaisers Gesicht war stolze Entschlossenheit zu lesen, und der hohe schwarze Federbusch, der seine Züge beschattete, gab ihm den Ausdruck von ernster Strenge. Wir zogen die Hüte und erhielten eine höfliche Begrüßung zurück. Er rückte auf den kleinen Platz, auf welchem das Haus der Versammlung stand, ließ alle Ausgänge besetzen und 4 Kanonen gegen den Haupteingang des Gebäudes richten. Nachdem dieß alles in Ordnung war, schickte er seinen Adjutanten, General Moraes, an die Versammlung ab, um die Sitzung derselben für aufgelöst und die Verfassung für aufgehoben zu erklären. Die Cortes hatten sich offenbar im Charakter des Monarchen verrechnet; seine Entschlossenheit nahm ihnen alle Besinnung. Eine Todtenstille herrschte in dem Saal, worin es kurz zuvor so laut gewesen war. Der schwere Tritt des Generals auf den Stufen unterbrach sie, wie das Pochen des Todesboten. Bald darauf erschien er im Saale selbst und donnerte der blassen Menge den Befehl seines Herrn ins Ohr. Der Präsident allein hatte noch Geistesgegenwart. Mit Würde erhob er sich von seinem Stuhle, erklärte den Kaiser und die Truppen für Staatsverräther und befahl dem General, nicht länger den heiligen Raum durch seine bewaffnete Gegenwart zu entweihen. Der General hieß ihn dagegen auf den Platz hinaus blicken. Er that es und sah, daß ihm keine Wahl übrig blieb, als zu gehorchen oder sich dem Schicksal des Papirius und seiner Gefährten zu unterwerfen, zu welch' lezterem, bey all' ihrer Vorliebe für das Alterthum, weder er noch die Versammlung Lust bezeigten. Während sie die Treppe hinunter gingen, wurden vier oder fünf der ärgsten Demagogen, worunter auch der erste Minister und sein Bruder, ergriffen, an Bord eines nach Frankreich segelfertig liegenden Schiffes gebracht, und ehe noch die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht hatte, lag der heimathliche Boden schon weit hinter den Verbannten."

Beylage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 200.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 21. August 1829.

— Da kommen die barmherz'gen Brüder. —
Das Opfer liegt, die Raben steigen nieder.

Schiller.

Skizzen aus dem Leben in Lissabon.

(Beschluß.)

Ist die Prozession an das Haus des Kranken gelangt, so folgt dem Priester die ganze Menge in das Zimmer. Denn dazu haben alle unbestrittenes Recht, und die Leiden des Sterbenden werden ein Schauspiel für den gaffenden, gefühllosen Pöbel. Den Portugiesen erscheint dieß aber in einem ganz andern Lichte als uns, die wir gerne friedlich und ruhig sterben. Sie ziehen sehr vortheilhafte Schlüsse aus einer zahlreichen Versammlung an einem Krankenbette, und glauben, wie geringfügig auch die Gebete jedes Einzelnen seyn mögen, so helfe doch jedes ein wenig, weßhalb denn durchaus Niemand zurückgewiesen wird. Sobald der Kranke gestorben ist, wird er in eine Mönchskutte gekleidet, eine Disciplin ihm um den Leib gewunden und ein Rosenkranz oder ein kleines Kreuz in die Hand gesteckt. Nur Militärs werden in voller Uniform, mit Säbel und Schärpe begraben. Ein weibliches Wesen bekommt entweder ein Nonnengewand oder ein weißes, überall mit künstlichen Blumen, Flittergold und Bändern geschmücktes Kleid. Das Sterbezimmer wird nicht nur mit Tuch überzogen, sondern überall mit Darstellungen von Schädeln und Gebeinen bedeckt, und Risse in den Stoff gemacht. Am Kopf steht ein kleines silbernes oder zinnernes Gefäß mit Weihwasser, daneben eine kleine Bürste, mit der die Besucher das Weihwasser auf den Körper sprengen. Zu der, zur Bestattung bestimmten Abendstunde hört man den dazu bestellten Mönchsorden mit Trauergesang heranziehen. Jeder Mönch trägt eine angezündete Kerze, und nichts ist schauerlicher als ihre Erscheinung. Sie fahren in ihrem cantuxaó (Leichengesang) fort, während sie die Treppe heraufsteigen, und der Schall ihrer Tritte und Stimmen macht tiefen Eindruck auf die Angehörigen. Der Körper wird nun in einen, mit heitern Farben, mit Engelsköpfen und andern Devisen bemalten Sarg gelegt; auch inwendig ist er mit hellfarbiger Seide ausgeschlagen, und wird vom Hause bis in die Kirche ganz offen getragen, so daß die Leute aus ihren Fenstern ihn beym Schein der Kerzen und Fackeln ganz beschauen können. Die Mönche singen nun nicht mehr, sondern sprechen laut lateinische Gebete. Wegen der Hitze werden die Todten an dem Abend des Tages, an dem sie starben, beerdigt, und darum mögen schreckliche Folgen hier häufiger seyn als anderswo. Haben in der Kirche, wo gewöhnlich alle beerdigt werden, die Priester und Mönche ihr de profundis abgesungen, ziehen sie sich gewöhnlich zurück, und bey der eigentlichen Bestattung sind meist nur die zu derselben Eingeladenen gegenwärtig. Die Einladung geschieht sogleich nach dem Verscheiden mittelst Karten, worauf ein Katafalk gestochen ist.

So wird natürlich nur derjenige bestattet, der solches bezahlen kann. Stirbt aber Jemand so arm, daß er nicht genug hinterläßt, um die Kosten der Bestattung davon zu bestreiten, so bekümmern sich die Priester nicht um ihn, bis die Nachbarn eine Kollekte veranstalten, damit

er weggeschafft werden kann. Viele sieht man ganz in dem Zustande, in welchem sie gestorben sind, auf der Straße ausstellen; auf dem Körper steht ein irdener Napf, bestimmt, die Almosen der Vorübergehenden aufzunehmen. Dasselbe geschieht mit denen, die ertrunken sind und an das Ufer getrieben wurden; man bringt sie an die nächste Kirchthüre, wo sich gewöhnlich eine große steinerne Platte, an deren Ende ein steinernes Kreuz in die Mauer eingelegt ist, zu diesem Zweck befindet. Darauf legt man den Körper, und er bleibt dort so lange, bis das in die Büchse geworfene Geld hinreicht, den Priester zu bezahlen. Nichts fürchten aber die niedern Volksklassen mehr, als mittelst der misericordia begraben zu werden. Dieß geschieht allemal, wenn eine Familie nur so viel Geld erschwingen kann, um den Priester allein zu bezahlen; statt den Leichnam zu begleiten, geht dieser dann gerade zu der Begräbnißstätte, erwartet dort dessen Ankunft, und murmelt schnell nur wenig Worte über ihn, während der Todte ohne Sarg, gemeiniglich in der Kleidung, in der er starb, in das Grab geworfen wird. Wenn die Miserikordia-Leute mit der Bahre, die mit einem schwarzen, groben Tuche bedeckt ist, auf den Schultern, durch die Straßen gehen, pfeifen die niedern Volksklassen gemeiniglich hinter her und rufen: „miao, miao yatos pingados,“ was sich schwer übersetzen läßt; mit der Katzenstimme wollen sie ihre Verachtung bezeugen, und doch haben in den meisten Fällen die Schreyer keine Hoffnung, anders begraben zu werden.

Ich habe in meiner Skizze der Lissaboner Welt hie und da Züge aufzuführen Gelegenheit gehabt, die für die so oft verkannte natürliche Gutmüthigkeit und die schönen Anlagen des Volkes zeugen. Auch schließen will ich jezt mit zweyen, die um so mehr auf die Aufmerksamkeit des Lesers Anspruch machen dürfen, als sie sich auf einen Gegenstand beziehen, von dem die neusten Nachrichten aus diesem unglücklichen Lande nur zu viel sprechen; ich meyne die Hinrichtungen. Ich war Zeuge einer solchen, als im Jahr 1819 eine Verschwörung entdeckt ward, und gegen zehn junge Leute gehängt wurden. Erstens gab sich, wie früher in England, kein freyer Portugiese zum Henker her. Ein solcher muß stets unter Menschen gesucht werden, die in den Gefängnissen sitzen und das Leben verwirkt haben. Die Vollziehung der Sentenz an diesen Menschen wird so lange verschoben, als sie das Amt des Henkers bekleiden, weßhalb sie stets, wiewohl gut genährt und bezahlt, in den Gefängnissen bleiben und nach jeder Exekution dorthin zurück gebracht werden. Doch im obigen Falle wurde selbst dem verworfensten Verbrecher dieß Amt vergeblich angeboten, so daß man erst nach Oporto schicken mußte, und selbst dort nur mit Mühe ein solches Individuum auffand. In jedem andern, noch so gepriesenen Lande würde ferner eine solche Scene Schaaren von Menschen herbeygezogen haben, Plätze und Fenster würden zu hohen Preisen vermiethet worden seyn. Aber von dem Augenblicke an, wo man in der Nacht die Hämmer der Arbeiter, welche die Gerüste aufschlugen, pochen hörte, rüstete sich jede anständige Familie in den Häusern am Richtplatze, dem Campo de St. Anna, auf's Land zu gehen, um nicht Zeuge dieses Auftritts zu seyn. Ich befand mich, der Neugierde wegen, von Morgens früh auf dem Platze und verließ ihn vor Abend nicht, und kann versichern, daß an allen Häusern am Campo de St. Anna die Fenster mit Vorhängen und Laden dicht verschlossen waren. Die wenigen Leute, die sich in den Straßen zeigten, gehörten durchaus zum niedrigsten Pöbel, und kein anständig gekleideter Mann war unter ihnen zu sehen; selbst der Pöbel bestand fast nur aus Weibern der niedrigsten Klasse.

Bruchstück aus dem Lauf der Zeit.

Aus dem zweyten Gesang.

(Die Himmelsjünglinge führen den Neuangekommenen zu einem verklärten Sänger von der Erde, der ihm Auskunft über das geben werde, was er gesehen).

Er spricht es, weckt die goldne Harf', und so,
Indeß Begeist'rung ihn durchweht, beginnt er:
Wie von den ew'gen Hügeln, die den Himmel
Dort nordwärts gürten, deinen Flug ich seh',
So kömmst du, meyn ich, nah vom Pol. Vielleicht
Im Weg ersahst du eine kleine Kugel,
Gesellt von einem Mond, des Nachts ihr Licht,
Wie sie in sieben schöner Schwestern Mitte
Um Eine Sonne reist, am Rang die dritte,
Die viert' im Umfang.
Jetzo ist sie neu
Geschaffen, neu genannt und neu bewohnt;
Doch auch wir Kinder Adams suchen wohl
Die Heimath auf und spähn in der Verwandlung
Den alten Gängen nach, dem Tummelplatz;
Wo Kind und Jüngling, Mann und Greis sich regten;
Ach, wo auch Leid und Jammer uns bewegten.

Die kleine Kugel in uralten Tagen,
Wo Engel jung noch waren, ward für Menschen
Geschaffen. Erde hieß ihr Jungfrauname;
Geschaffen erst so lieblich, so geschmückt
Mit Hügel, Thal und Feld, gewundnen Schluchten,
Mit Waldung, Strömen, Weihern, Wogenseen;
Mit Wiesengrün, Obstbäumen, reichen Saaten,
Und Blum' und Gras; so lieblich, so geschmückt
Mit vielen Thieren jeder Art, mit Vögeln
Von jedem Flug und jedem schönen Liede,

Und mit der Fische Schaar, die nimmer müde
Durch Fluthen ziehn.
So lieblich, so geschmückt,
So wohnlich für den Menschen daß, vollendet,
Wie sie hervorging auf das Schöpferwort,
Die Morgensterne, Gottes Söhne, laut
Aufjauchzten, und der Herr, deß schöner Plan,
Im Geist gefaßt von Ewigkeit, erfüllt
Nun vor ihm lag, er selbst mit Wohlgefallen
Gut hieß sein sechsfach Tagwerk, und den Mann
Zum Herrscher sezte mitten in dem Allen.

Was lebte sonst, gebückt war's, blöd' und stumm,
Und ohne Rechenschaft den Trieben folgend.
Den Mann erschuf er engelgleich, gerade,
Daß er vertraut sich zu den Himmeln wende,
Und prägt' in dessen Geist sein schönes Bild,
Das Abbild seiner eig'nen Heiligkeit,
Und Tugend, Treu und Liebe; hohen Sinn,
Zu wägen Recht und Schlecht; ein scharf Gewissen,
Zu wählen, zu verwerfen; hohe Kenntniß,
Verstand und Weisheit, Wachsamkeit und Kraft,
Gewalt und Trug zu wahren; und zulezt,
Um aller Gnaden höchste zu erfüllen,
Den vollen, freyen, ungehemmten Willen.

So ward der Mensch unsterblich, aufrecht, König
Der Erde. Trinken, essen, handeln sollt' er
Nach seinem Willen, frey und unbeschränkt,
Gezügelt nur durch Ein Gebot, zu zeigen,
Wie sich's gebührt, die rechte Kindestreue
Und Redlichkeit, Gehorsam und Vertrauen.
Und so, wie Gott es pflegt in seiner Wahrheit,
Sprach das Verbot im Worte schlichter Klarheit:

Von jedem Baum, der in dem Garten wächst,
Darfst frey Du essen. Aber von dem Baume,
Der Kenntniß hat von Gut und Bös', iß nicht,
Noch rühr' ihn an. Denn welchen Tag du issest,
So stirbst du. Geh' und thu dieß Eine Wort,
Und lebe glücklich du mit deinem Weibe,
Erfüll die Erde, vielfach wachs' und treibe.

So wohnten sie, die Erstlinge der Menschen,
In Eden nun, dem schönsten Platz der Erde,
Gekrönt mit königlichem Ruhm und Ehre.
Adam, der Herr von Allem, fürstlich schreitend
In göttlicher erhabner Haltung, hoch
In thurmesgleicher Kraft; und ihm zur Seite
Die Eva, schön wie Morgenstern, mit Demuth
Geschmückt, mit Tugend, Huld und reiner Liebe,
Vermählt in heil'ger Ehe, redekundig
In Sinn und rechten Worten, Gott zu ehren,
Das Lob des reichen Gebers zu verklären;
Beglückt in sich, im Andern, reich beglückt,
Wenn Hoffnung in der Enkel Zukunft blickt.

O Liebe — glücklich, seliglebend Paar,
In reicher Gegenwart, in freud'ger Hoffnung! —
Doch, ach, wie kurz ist ihres Glückes Lied!
Denn finster wird fortan des Menschen Schicksal,
Auf Schatten Schatten, immer tiefres Dunkel. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Folgendes ist die wahre Geschichte des Abentheuers eines Engländers in Paris, wovon bereits einige Zeitungen gesprochen haben, aber nicht ganz richtig. Einer der Hauptgründe, welcher viele Engländer nach Frankreich zieht, ist bekanntlich die Wohlfeilheit der Nahrungsmittel, wohlfeil wenigstens in Vergleich mit den Preisen in England. Es gibt Leute dieser Nation, die ganz entzückt sind, daß sie sich für wenige Franken betrinken können, und die nicht ermangeln, sich während ihres Aufenthaltes in Frankreich täglich darin zu versuchen. Man kennt zu Boulogne und Calais Engländer, welche jährlich oder halbjährlich über die Meerenge setzen, einige Tage in einem der beyden Städtchen verweilen, aus einem Rausche in den andern fallen und dann vergnügt wieder nach ihrem Vaterlande übersetzen. Von dieser Art und Gesinnung scheint denn auch derjenige gewesen zu seyn, von dem hier die Rede seyn soll. Dieser Fremde war kaum in einem Hôtel in der Straße Notre Dame des Victoires in Paris abgestiegen, als er auch schon darauf dachte, sich tüchtig zu berauschen. Am folgenden Morgen begibt er sich also in einen Restaurant, frühstückt wie einer, der seit acht Tagen nicht gegessen hat, und trinkt vier Flaschen guten und starken Weins dazu. Als er den Restaurant verlassen hatte, taumelte er über den Palais-royal-Platz und ward hier von einer Dirne aufgehalten, welche ihm vorschlug, sie in ein Haus zu begleiten, wo getanzt werde. Dieß that er; in dem Tanzhause, welches natürlich ein übelberüchtigtes Haus war, kam ihn die Lust an, wieder zu trinken, und zwar Champagnerwein; unterdessen war es Abend oder gar Nacht geworden, er taumelte mit der Dirne aus dem Hause heraus, und da er die Gassen nicht mehr zu erkennen fähig war, so bot er ihr ein Goldstück an, wofern sie ihn zu seinem Hôtel führen wolle. Jene nahm den Antrag an, führte ihn aber nicht zu seinem Hôtel, sondern in ein schlechtes Haus in einer engen und dunkeln Gasse neben dem Platze des Palais-royal. Der Engländer war so betrunken, daß er sich gar nicht umsah, sondern sich sogleich zu Bette führen ließ. Am andern Tage, als er erwachte, bemerkte er erst, daß er sich in einer elenden Kammer in einem schlechten Bette befinde. Seine Uhr und sein Geld fehlten. Er rief dem Wirthe; dieser erschien; von ihm verlangte der Engländer Aufklärung über das, was mit ihm vorgefallen. Der Wirth behauptete, der Fremde sey ihm von einer ihm unbekannten Frau zugeführt worden; diese habe ein Zimmer für ihn verlangt, darauf sey sie wieder fortgegangen; er, der Wirth, habe, wie andere Gastwirthe in Paris, die Gewohnheit, die Zimmermiethe voraus bezahlen zu lassen; da der

Engländer nun nicht im Stande gewesen sey, ihm zu antworten, so habe er sein Geld und seine Uhr in Beschlag genommen; das Geld habe aus 40 Franken bestanden (der Engländer behauptet aber, er habe 240 Franken an baarem Gelde bey sich gehabt), und da dieses zur Bestreitung der vom Engländer gemachten Unkosten nicht hinlänglich gewesen sey, so behalte er die Uhr zum Unterpfande. Der Engländer dachte nun erst an seine Brieftasche; er zog diese aus einem seiner Kleidungsstücke heraus und untersuchte ihren Zustand in Gegenwart des Wirthes. Es befanden sich in derselben zwey englische Banknoten, jede von 1000 Pfund Sterling, und außer dieser großen Summe noch acht andere Banknoten, jede von 100 Pfd. Sterl. Als der Engländer diesen Schatz noch unberührt sah, kümmerte er sich wenig ums Uebrige, blieb in seinem Bette liegen, ließ sich wieder zwey Flaschen Champagner bringen und schlief dann aufs Neue wieder ein. Als er zum zweytenmal erwachte, waren die Banknoten verschwunden. Er rief wieder dem Wirthe, aber dießmal erschien Niemand; er stand auf und wollte die Thüre öffnen, sie war aber fest verschlossen und verrammelt. Der Tag verstrich und die folgende Nacht, ohne daß Jemand erschien; eben so ging es die acht folgenden Tage; dennoch scheint man dem Engländer Lebensmittel und auch Wein haben zukommen zu lassen; wie dieß aber geschehen, wird nicht erklärt. Vermuthlich betrank sich der Engländer täglich und schlief die übrige Zeit hindurch. Der spitzbübische Wirth, welcher die Banknoten gestohlen hatte, wollte Zeit gewinnen, um dieselben einzuwechseln. Hiermit ging es nicht so leicht, als er gehofft hatte. Die Wechsler im Palais-royal fürchteten mit Recht, die Banknoten seyen gestohlen, und wollten sie daher nicht annehmen, obschon der Wirth sie um die Hälfte des Werthes ablassen wollte. Da er sie nun bey den Wechslern nicht umsetzen konnte, brachte er eine dieser Banknoten Jemanden, dem er 4600 Franken schuldig war, und bat ihn, das Uebrige ihm an Geld herauszugeben. Dieß konnte der Gläubiger nicht, behielt jedoch die Banknote als Pfand für seine Schuldforderung. Nun befand sich der Wirth in Verlegenheit, war aber bald kühn genug, auf die Hülfe des Engländers selbst zu rechnen. Er begab sich also zu diesem und kündigte ihm an, wenn er einen Theil seines Vermögens wieder bekommen wolle, so müsse er erstlich auf 4600 Franken Verzicht leisten, die er, der Wirth, Jemand schuldig sey, und zweytens 1200 Franken, als den Betrag der Rechnung des Wirthes für die neun in seinem Hause zugebrachten Tage bezahlen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Rheinbayern, August.

Das Annweiler Thal und die Gegend von Dahn.

Wenn es so oft das Loos des Ausgezeichneten ist, wenig gekannt zu seyn, so scheint dieß auch von manchen merkwürdigen Gegenden unsers Vaterlandes zu gelten. Deutschland wird wenig Punkte aufzuweisen haben, welche nach Maßgabe ihrer seltenen Schönheit und im Verhältniß zu ihrer Zugänglichkeit und günstigen Lage, besonders für Reisende am Rheine, im Ganzen so wenig gekannt sind, als das Annweiler Thal und die Gegend von Dahn. Schon die allgemeine Uebersicht dieses Gebirgsstriches, vom Rheine her und besonders aus der Gegend von Landau angesehen, zeigt uns ganz ungewöhnliche Formen. Wenn sonst die Gebirge, die den Rhein von nahe und ferne begrenzen, sich in fortlaufenden Rücken mit einzelnen Erhebungen hinziehen, so zeigt sich hier dem Blick ein ganz neues Schauspiel. Eine Menge ganz freystehender Berge von beträchtlicher Höhe erheben sich, theils in Kegelform, theils in kurzen, scharf abgeschnittenen Rücken, so daß man durch die Zwischenräume, welche sie bilden, die Spitzen der entfernter liegenden gewahrt. Unterhalb und oberhalb des Annweiler Thales zieht sich die Vogesische Gebirgskette in der gewohnten Rückenform weiter. Die beyden Punkte, welche den besten Ueberblick gewähren, sind das Eschbacher Schloß oder die Madenburg, oberhalb des Annweiler Thales, und die Burg Trifels zu Anfang desselben. Ersterer gewährt eine freyere Umsicht sowohl nach dem Rheine als auch ins Gebirge. Der Trifels, eine ehemalige wichtige Reichs- und Grenzfeste gegen Lothringen, welche in Zeiten der Gefahr zur Aufbewahrung der Reichskleinodien diente und unter vielen andern wichtigen Gefangenen auch Richard Löwenherz einst in ihren Mauern festhielt, gewährt durch zwey freystehende Berge hindurch (den Neukastel und Hoch- oder Hohberg) eine perspektivische Ansicht des Rheinthales; aber von der tafelförmigen, an 200 Fuß hohen Felsplatte lehnt sich vor Allem der Blick nach Westen in jene wunderbare Felsenwelt, wodurch diese Gegend so merkwürdig wird. Unwillkührlich fühlt man sich angezogen, dieselbe näher kennen zu lernen. — Wer dieses Felsenland bereisen will, begibt sich vom Trifels herunter nach Annweiler; von dort nimmt er einen Führer und schlägt den Weg nach dem, in nächster Richtung vier Stunden entfernten Dahn ein. Der nächste Weg ist äußerst unbequem; der weitere geht über Wernersberg, einem freundlich in Obstgärten gelegenen Dörfchen. Gleich hinter demselben eröffnet sich die Felsenscene zur Rechten des Pfades mit einer kolossalen Parthie, welche bald durch neue und seltsamere verdrängt wird. Alle Berge endigen hier in ungeheure Felskolosse, und je mehr man sich Dahn nähert, desto größer, erhabner, wunderbarer. Kaum versteckt sich dem Wanderer eine Parthie hinter einem Hügel, als er und zwar ganz in seiner Nähe schon wieder durch eine neue überrascht wird. Sonderbar ist es, diese schwarzen Trümmer so plötzlich, oft hinter einem Kornfeld, sich erheben zu sehen. Bey Liedelbrunn, einer malerisch mit dem Fels verwachsenen Burgruine, an welcher man vorbey geht, genießt man eine hübsche perspektivische Aussicht nach Osten auf den Trifels. Von hier geht der Weg nach Vorderweidenthal, einem in einem romantischen Wiesenthale gelegenen Dorfe, auf welches schauerliche Felstrümmer ernst herniederschauen. Der Weg von hier nach Busenberg ist im Anfang, wo man kahle Berge hinansteigt, weniger interessant, desto reicher lohnend nach Erreichung der Höhe. Großartiger, mannichfaltiger werden die Massen, bald tafelförmig, bald in Gestalt von ungeheuern freystehenden Säulen. Oft glaubt man eine Burgruine zu sehen, von Menschenhand künstlich gefügt, bald aber erkennt man das seltsamste Gebilde der Natur. Zuweilen erscheinen dem Blick, und zwar in täuschender Aehnlichkeit, große prächtige Palläste, Thürme, Kuppeln, Säulen in magischem Wechsel. Man glaubt das Getümmel der Menge zu vernehmen, man sieht sich nach Leben und Bewegung um; wie eigen ergreift es da, wenn man dieß alles allmählig in öde, ungeschlachte Massen sich auflösen sieht! Eine Mondscheinwanderung durch diese Felsenstädte mag einen ganz eignen Reiz darbieten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 22. August 1829.

Gedankenwechsel ist's, was gleich dem Stoß
Und Gegenstoß kämpfender Wogen bricht,
Bricht den gelehrten Schaum. —

Herder.
nach Young.

Schiller an Goethe*).

Jena 5ten Januar 98.

Es thut mir sehr leid, daß Ihre Ankerokunft so viele Verzögerungen findet, da ich nach einem frühern Brief von Ihnen schon vom Christtag an darauf rechnen konnte. Unterdessen habe ich einige Schritte weiter in meiner Arbeit gewonnen **), und bin im Stand, Ihnen viermal mehr, als der Prolog beträgt, vorzulegen, obgleich noch nichts von dem dritten Akte dabey ist.

Jezt, da ich meine Arbeit von einer fremden Hand reinlich geschrieben vor mir habe, und sie mir fremder ist, macht sie mir wirklich Freude. Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsers Umgangs ist; denn nur der vielmalige kontinuirliche Verkehr mit einer so objektiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach, und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjektiven Gränzen so weit auseinander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat. Doch es schickte sich besser, daß ich das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren.

Ich werde es mir gesagt seyn lassen, keine andern als historische Stoffe zu wählen; frey erfundene würden meine Klippe seyn. Es ist eine ganz andere Operation, das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren, und lezteres ist der eigentliche Fall bey freyen Fiktionen. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während daß die objektive Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt und meiner Willkühr widersteht.

Ich möchte wohl einmal, wenn es mir mit einigen Schauspielen gelungen ist, mir unser Publikum recht geneigt zu machen, etwas recht Böses thun, und eine alte Idee mit Julian dem Apostaten ausführen. Hier ist nun auch eine ganz eigene, bestimmte historische Welt, bey der mir's nicht leid seyn sollte, eine poetische Ausbeute zu finden, und das fürchterliche Interesse, das der Stoff hat, müßte die Gewalt der poetischen Darstellung desto wirksamer machen. Wenn Julians Misopogon, oder seine Briefe (übersezt nämlich) in der Weimarschen Bibliothek seyn sollten, so würden Sie mir viel Vergnügen damit machen, wenn Sie sie mitbrächten.

Leben Sie recht wohl; ich lege hier etwas von Körnern bey, was er über Ihren Pausias schreibt. Haben Sie die Güte, mir den Humboldtischen Brief, den ich auf Montag beantworte, zurückzusenden.

Sch.

*) Aus dem nächstens erscheinenden vierten Theil des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe.
**) Dem Wallenstein.

Goethe an Schiller.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Zufriedenheit mit dem fertigen Theil Ihres Werkes. Bey der Klarheit, mit der Sie die Forderungen übersehen, die Sie an sich zu machen haben, zweifle ich nicht an der völligen Gültigkeit Ihres Zeugnisses. Das günstige Zusammentreffen unserer beyden Naturen hat uns schon manchen Vortheil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objekte diente, so haben Sie mich von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweyte Jugend verschafft, und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu seyn ich so gut als aufgehört hatte.

Sehr sonderbar spüre ich noch immer den Effekt meiner Reise. Das Material, das ich darauf erbeutet, kann ich zu nichts brauchen, und ich bin außer aller Stimmung gekommen, irgend etwas zu thun. Ich erinnere mich aus früherer Zeit eben solcher Wirkungen, und es ist mir aus manchen Fällen und Umständen recht wohl bekannt, daß Eindrücke bey mir sehr lange im Stillen wirken müssen, bis sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden lassen. Ich habe auch deßwegen ganz pausirt, und erwarte nur, was mir mein erster Aufenthalt in Jena bringen wird.

Die Körner'sche Aufnahme des Pausias ist abermals sehr merkwürdig. Man soll nur seine Arbeiten so gut und so mannigfaltig machen als man kann, damit sich jeder etwas auslese und auf seine Weise daran Theil nehme. Körners Bemerkung hat in sich was Richtiges, die Gruppe des Gedichts ist so entschieden, als wenn sie gemalt wäre, nur durch Empfindung und Erinnerung belebt, wodurch denn der Wettstreit des Dichters mit dem Maler auffallender wird.

Ich habe übrigens bey den Gedichten des lezten Musenalmanachs erst wieder recht deutlich gesehen, wie die schätzbarste Theilnahme uns nichts lehren, und keine Art von Tadel uns was helfen kann. So lange ein Kunstwerk nicht da ist, hat Niemand einen Begriff von seiner Möglichkeit sobald es dasteht, bleibt Lob und Tadel nur immer subjektiv, und mancher, dem man Geschmack nicht absprechen kann, wünscht doch etwas dazu und davon, wodurch vielleicht die ganze Arbeit zerstört würde, so daß der eigentlich negative Werth der Kritik, welcher immer der wichtigste seyn mag, uns auch nicht einmal frommen kann.

Ich wünsche in gar vielen Rücksichten, daß Ihr Walkenstein bald fertig werden möge. Lassen Sie uns, sowohl während der Arbeit, als auch hinterdrein, die dramatischen Forderungen nochmals recht durcharbeiten! Sind Sie künftig in Absicht des Plans und der Anlage genau und vorausbestimmend, so müßte es nicht gut seyn, wenn Sie, bey Ihren geübten Talenten und dem innern Reichthum, nicht alle Jahr ein Paar Stücke schreiben wollten. Denn das scheint mir offenbar beym dramatischen Dichter nothwendig, daß er oft auftrete, die Wirkung, die er gemacht hat, immer wieder erneure, und wenn er das Talent hat, darauf fortbaue.

An den Julian will ich denken.

Hier schicke ich die angekündigte philosophische Unterredung. Der Chinese würde mir noch besser gefallen, wenn er die Gluthpfanne ergriffen und sie seinem Gegner mit den Worten überreicht hätte: „Ja, ich erschaffe sie, da nimm sie zu deinem Gebrauch!" Ich möchte wissen, was der Jesuit hierauf geantwortet hätte.

Bey Gelegenheit des Schelling'schen Buchs habe ich auch wieder verschiedene Gedanken gehabt, über die wir umständlich sprechen müssen. Ich gebe gern zu, daß es die Natur nicht ist, die wir erkennen, sondern daß sie nur nach gewissen Formen und Fähigkeiten unsers Geistes von uns aufgenommen wird. Von dem Appetit eines Kindes zum Apfel am Baum bis zum Falle desselben, der in Newton die Idee zu seiner Theorie erweckt haben soll, mag es freylich sehr viele Stufen des Anschauens geben, und es wäre wohl zu wünschen, daß man uns diese einmal recht deutlich vorlegte, und zugleich begreiflich machte, was man für die höchste hält. Der transcendentelle Idealist glaubt nun freylich ganz oben zu stehen; Eins will mir aber nicht an ihm gefallen, daß er mit den andern Vorstellungsarten streitet; denn man kann eigentlich mit keiner Vorstellungsart streiten. Wer will gewissen Menschen die Zweckmäßigkeit der organischen Naturen nach außen ausreden, da die Erfahrungen selbst täglich diese Lehre auszusprechen scheinen, und man mit einer scheinbaren Erklärung der schwersten Phänomene so leicht wegkommt? Sie wissen, wie sehr ich am Begriff der Zweckmäßigkeit der organischen Naturen nach innen hänge, und doch läßt sich ja eine Bestimmung von außen und ein Verhältniß nach außen nicht läugnen, wodurch man mehr oder weniger sich jener Vorstellungsart wieder nähert, so wie man sie im Vortrag als Redensart nicht entbehren kann. Eben so mag sich der Idealist gegen die Dinge an sich wehren wie er will, er stößt doch, ehe er sich's versieht, an die Dinge außer ihm, und wie mir scheint, sie kommen ihm immer beym ersten Begegnen so in die Quere, wie dem Chinesen die Gluthpfanne. Mir will immer dünken, daß, wenn die eine Partey von außen hinein den Geist niemals erreichen kann, die andere von innen heraus wohl schwerlich zu den Körpern gelangen wird, und daß man also immer wohlthut, in dem philosophischen Naturstande (Schellings Ideen p. XVI.) zu bleiben, und von seiner ungetrennten Existenz den besten möglichen Gebrauch zu

machen, bis die Philosophen einmal übereinkommen, wie das, was sie nun einmal getrennt haben, wieder zu vereinigen seyn möchte.

Ich bin abermals auf einige Punkte gekommen, deren Bestimmung ich zu meinen nächsten Operationen nöthig habe, und worüber ich mir Ihr Gutachten mündlich erbitten werde. Leben Sie recht wohl. Ich verschiebe meine Ankunft lieber auf einige Zeit, um in der Continuation mit Ihnen erfreuliche und fruchtbare Tage erleben zu können.

Weimar den 6ten Januar 1798.

G.

Maurische Sitten.

In Tripolis gibt es ein einziges Mittel, sich von der Stelle schaffen zu lassen, und dieß ist den reichsten Mohrischen Frauen vorbehalten. Es besteht in einer Art Gerüst, das ganz mit Leinwand gefüttert ist, und als Tragsessel auf dem Rücken eines Kameeles befestigt wird. Der des Pascha ist innen und außen sehr reich und schön verziert, und dient nur dazu, die Frauen seiner Familie nach ihren Landhäusern zu bringen. Keine Frau, die zur königlichen Familie gehört, wagt es auf der Straße zu gehen, außer wenn sie, was häufig der Fall ist, nach der Moschee wollen, um ein Gelübde zu erfüllen. Dieß geschieht aber mit der größten Vorsicht. Dann ziehen sie zwischen eilf und zwölf Uhr in der Nacht aus, von zahlreicher Wache geleitet und von einer Menge schwarzer Sklaven umgeben, in deren Mitte sie mit ihrem nächsten Gefolge und ihren vertrauten Frauen gehen. Die Wachen haben Befehl, sobald der Zug sich in Bewegung sezt, sein Nahen zu verkünden; eine Menge von Fackeln erhellt den Weg, und in durchbrochenen silbernen Vasen wird Rauchwerk verbrannt, während man in Becken von reinem Silber Rosen- und Pomeranzenwasser trägt, um die Hitze zu mildern, wodurch eine Wolke der lieblichsten Wohlgerüche aufsteigt. Ein einziges dieser Gefässe würde, auch ohne den Ruf der Wachen, das Nahen der Prinzessinnen hinreichend verkünden, damit ihnen die Straße frey gelassen werde; denn dieß ist durchaus nöthig, da die Gesetze jeden zum Tode verdammen, der ihnen begegnet, ja jeden Mann, der es nur wagen wollte, sie vom Fenster aus zu betrachten; deßhalb sind die Straßen, durch welche sie ziehen, durchaus verödet.

Die Frauen des Mittelstandes gehen auch bey Tag zu Fuß aus; doch geschieht es selten und immer in Begleitung einer Sklavin oder eines Dieners; auch sind sie dann so verhüllt, daß man durchaus nur die allgemeinsten Umrisse ihrer Gestalt unterscheiden kann. Sie bedecken sich mit einem Gewande, Baracan genannt, welches drey Ellen breit und ungefähr sechs bis sieben Ellen lang ist; dieß verbirgt sie ganz und sie halten es unter dem Gesicht so fest, daß sie kaum genug sehen, um zu wissen, wo sie sind. Die Jüdinnen tragen ein ganz ähnliches Gewand, nur lassen sie ein Auge unverhüllt, was sich eine maurische Frau nie erlauben würde.

Die Waaren werden in den Straßen von Kameelen und Maulthieren fortgeschafft, und der Staub, den diese Thiere verursachen, ist unerträglich. Die bedeutendsten Kaufläden von Tripolis gleichen kleinen Krämerbuden; man findet aber in ihnen Waaren von großem Werth, als Perlen, Gold, Edelsteine und die ausgesuchtesten Spezereyen. Die Stadt hat zwey Bazars oder bedeckte Märkte, wovon der eine vier Flügel hat und eine Art griechischen Kreuzes bildet; diese Flügel haben Buden nach jeder Seite hin, in denen man alle nur möglichen Waaren antrifft. In der Mitte durch geht eine Gasse für die Käufer, an einigen Stellen aber ist sie fast ganz dunkel, und der lästige, starke Geruch des Moschus macht diesen Weg sehr unangenehm. Der andere Bazar ist viel kleiner und hat keine Laden; er ist zum Verkaufe der Sklaven beyderley Geschlechtes bestimmt, welche einen Hauptgegenstand des Handels von Tripolis ausmachen.

Der Kaffee-Bazar ist der Ort, wo die Türken sich versammeln, um sich die Neuigkeiten des Tages mitzutheilen und Kaffee zu trinken. Dort gibt es eine Menge von Kaffeebuden; aber kein Maure von Stand tritt in eine solche Bude ein; sie lassen sich von ihren Sklaven den Kaffee vor die Thüre bringen, wo unter einem Dach von grünem Laubwerk Bänke von Marmor stehen, welche mit Teppichen von großem Werthe bedeckt sind. Auf diesen Sophas sieht man, zu bestimmten Stunden des Tages, die vornehmsten Mauren mit untergeschlagenen Beinen sitzen und Kaffee trinken, der so stark ist, wie Essenz; dem, welchen die Frauen genießen, werden zuweilen Nelken, Zimmt und Muskaten beygemischt. Läßt sich ein Maure an einer solchen Kaffeebude nieder, so stehen seine Sklaven, nachdem sie ihn bedient haben, dicht an seiner Seite. Der eine hat, wenn er den Mund zum sprechen aufthut, seine Pfeife zu halten, der andere seine Tasse und der dritte sein Schnupftuch; dieß ist durchaus nöthig, denn er muß die Hände frey haben, der Maure gibt nämlich mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf der Fläche der linken verschiedene Theile seiner Rede an, als ein Punktum, ein Citat oder sonst einen wichtigen Absatz, mit derselben Genauigkeit, wie wir es beym Schreiben thun. Diese Sitte gibt ihrer Art, sich zu unterhalten, einen ganz sonderbaren Charakter, und dem Europäer, der nicht daran gewöhnt ist, fällt es sehr schwer, sie zu verstehen.

Jeronimo.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

In jener Rechnung waren unter andern Posten 130 Flaschen Champagner, jede zu 6 Franken, 10 Flaschen Madeirawein, jede zu 10 Franken, die Wäsche der Betttücher zu 72 Franken u. s. w. angesezt. Der stumpfsinnige Engländer zeigte sich zu Allem willig. Er ging mit dem Wirthe zu einem Notar und verschrieb jenem die 4600 und die 1200 Franken, ohne, wie es scheint, das Geringste dagegen einzuwenden. Gegen diese Schuldverschreibung kam denn die Banknote wieder los, und der Wirth und der Gast begaben sich zusammen mit derselben zu einem Wechsler im Palais-royal, um baar Geld dafür zu bekommen. Dieser aber merkte Unrath und sagte, er fürchte, die Banknote sey gestohlen worden. Der Engländer antwortete, sie gehöre ihm, sie sey in der That verloren gewesen, er habe sie aber wieder erlangt und er wünsche sie nun auszuwechseln, da er eine Schuld zu bezahlen habe. Der Wechsler wünschte aber zuerst zu erfahren, ob bey der englischen Bank kein Einspruch gegen diese Note geschehen sey, und erbot sich, den Werth derselben unterdessen bey einem Notar niederzulegen. Er schrieb in der That nach London, bekam zur Antwort, daß kein Einspruch geschehen sey, und zahlte nun dem Engländer den Betrag der Banknote aus. Dieser ließ dem Wirthe die beyden Summen, die er als Schuld ihm verschrieben hatte, ab und erhielt den Ueberrest; so kam er doch wenigstens zu einem Theile seines Geldes wieder. Mit der andern 1000pfündigen Banknote war es dem Wirthe nicht besser gegangen; er hatte sie nicht anbringen können; indessen hatte er von Jemand das Versprechen erhalten, sie in England gegen kleinere Banknoten umsetzen zu lassen. Der Engländer war wieder zu dem Hôtel, wo er bey seiner Ankunft in Paris abgestiegen war, zurückgekehrt; hier hatte er Anfangs sein Abentheuer verschwiegen; die Zeitungen behaupten, ihm sey vor den Nachforschungen der Polizey bange gewesen; endlich aber faßte er doch den Muth, dem Gastwirthe Alles zu entdecken. Man rieth ihm, sich unverzüglich an den Polizeykommissär des Reviers zu wenden. Dieß geschah; die Polizey stellte eine förmliche Untersuchung an; der Wirth wurde in Verhaft gezogen und ein Kriminalprozeß gegen ihn eingeleitet. Die zweyte 1000pfündige Banknote befand sich noch in Paris und wurde dem Fremden zurückerstattet; die acht 100pfündigen scheint man aber bis jezt nicht aufgefunden zu haben. Der Engländer soll abgereist seyn, nachdem er an die Polizey geschrieben, er leiste auf die Banknoten, die ihm abhanden gekommen, Verzicht, und er wünsche mit der Sache nichts weiter zu thun zu haben. Ob die harte empfangene Lehre einem so rohen und stumpfsinnigen Menschen zu Gute kommen werde, steht zu bezweifeln; den schurkischen Wirth aber wird man wahrscheinlich bald vor Gericht stellen; eine verwegenere Spizbüberey hat Paris seit langer Zeit schwerlich aufzuweisen.

Dg.

Aus Rheinbayern, August.

(Beschluß.)

Vor Busenberg, ehe man in den Hohlweg eintritt, gewahrt man durch zwey Felsenberge hindurch, auf etwa fünf Viertel Stunden Entfernung, Dahn mit seinen nächsten Umgebungen. Ein entzückender Anblick! Wenn man von Schindhardt den Fußpfad einschlägt, so kommt man unmittelbar an dem sogenannten Dahner Schloß, einer malerisch umbüschten Waldburg, vorbey, welche man von hieraus leicht besteigen kann, und gewinnt nun eine freye Aussicht auf den unweit der französischen Grenze gelegenen, einem Schweizerdorf nicht unähnlichen Marktflecken Dahn, den man nunmehr in einer Viertelstunde erreicht. Wer tiefe Zurückgezogenheit, wer Ossianisch-erhabene Natur liebt, muß in Dahn wohnen. Ueberall schauen senkrechte Felstrümmer auf die einsame Thalfläche nieder, was dem Ganzen einen öden, wunderbar melancholischen Charakter gibt, der zugleich abstößt und anzieht. Die merkwürdigsten Felspartbieen in der Nähe von Dahn sind der senkrechte Felsen bey der Kapelle und der noch höhere und schauerlich überhängende Jungfernsprung im Flecken selbst, der Sage nach einst zu Ordalien bestimmt, und dem eine Jungfrau, welche sich zum Beweise ihrer Unschuld von der Spize desselben unversehrt in den Abgrund schwang, den Namen gab. Von Dahn schlägt man den Weg in das Lauter- oder auch Dahnerthal ein und gelangt, dem Lauf der Lauter, eigentlich Wislauter, folgend, welche später die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bildet, in 5 Stunden nach Weißenburg im Elsaß. Diese Parthie ist in ihrer Weise nicht weniger anziehend, wie die vorige. Für's erste vergesse man nicht, auf etwa eine Viertelstunde Entfernung einen Blick nach Dahn zurück zu werfen, welches sich von hier aus mit seinem Jungfernsprung in seiner ganzen finstern Größe zeigt. Noch dauern die Felspartbieen in mannichfaltiger Abwechselung fort. Bey Bärenbach blickt ein kolossales Felsenantliz in schauerlichen Zügen auf den einsamen Wanderer nieder. Das Thal wird nun immer enger und tiefer. Nur wenige Schritte breit, von den Ufern der Lauter bis auf die höchsten Spizen der bedeutenden Berge aufs reichste bewaldet, zieht es sich in überraschenden Windungen von Bobenthal bis nach Weiler, dem ersten französischen Grenzort in der Nähe von Weißenburg. Von hier aus kann die ganze Wanderung nun auch in umgekehrter Ordnung unternommen werden, und wer sie von Weißenburg aus macht, gewinnt in Betreff des Dahner Thales.

Auflösung des Räthsels in Nro. 195:

Glas.

Pendants zu Hebelschen Räthseln.

1.

„Zunftgenossen."

„Ein Andrer wird durch Bley und Zinn
„Das, was ich durch die Zeitung bin."

Hebel.

Kannst du drey Wörter mit F mir nennen,
Womit Schlosser und Dichter schaffen können?

Der Leichtsinn bey den Damen
Hat mich so weit gebracht:
Ich bin, wozu die Scheere
Gar Manchen schon gemacht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 202.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Montag, 24. August 1829.

> Muthbeseelende Gebräuche
> Wecken jede Geisteskraft;
> Schön, wie frische Rosensträuche,
> Blühen Kunst und Wissenschaft. —
> Wir sind glücklich, schallet Lieder!
> Höchster Herrscher, Dank sey dir!
> Wir sind gut und frey, ihr Brüder!
> Sagt, wo ist ein Volk wie wir?
>
> Lavater.

Gesangfest

des Aargauischen Männerchores, gefeyert zu Baden im Aargau, am Himmelfahrtstage 1829.

Vor einem Jahre wurde den Lesern dieser Blätter das Gesangfest der *würtembergischen* Liedertafeln zu Eßlingen geschildert. In *so mancher Beziehung ganz verschiedenes Interesse* wird die nachstehende schlichte Schilderung eines *schweizerischen* Gesangfestes allen denjenigen gewähren, welche Freunde edler Volksbildung sind, und von diesem freundlichen, schönen Standpunkt aus die Bedeutung solcher übrigens prunk- und anspruchlosen *Kulturerscheinungen* zu würdigen wissen.

Des Aargauischen Männerchores ward schon früher einmal im Morgenblatte gedacht, und zwar bey dem Bericht über die Begräbnißfeyer *Pestalozzis*, an dessen Grabe zu Birr er das erste Mal sich zusammen gefunden hatte, im Hornung 1827. Ein Jahr früher, in Gegenwart dieses Ehrwürdigen, hatte die Aargauische Schullehrergesellschaft sich das Wort zur Gründung des Männerchores gegeben. Seitdem wurden schon zwey Sangfeste von ihm gefeyert, das erste zu Brugg, von etwa 150 Mitgliedern, aus vier Bezirken, das zweyte zu Lenzburg von 300 Sängern aus sieben Bezirken. In gegenwärtigem Jahre nun trat der Chor in gleicher Stärke, aber von Mitgliedern aus *neun* Bezirken, vier katholischen und fünf reformirten, gebildet, in *Baden* zusammen, und würde noch weit zahlreicher geworden seyn, wenn die Entfernung, für einige neun Stunden Wegs, nicht manchen verhindert hätte.

Es war schon festlich, die einzelnen Vereine der neun Kreise heran fahren zu sehen, auf großen, zu grünen Lauben verwandelten Wagen, über denen Fahnen schwebten und die Leyer, das uralte, bedeutungsvolle Symbol der Gesittung und schönen Geselligkeit, sich erhob. Der heitere Frühlingsmorgen des freudigsten christlichen Festtages, die Fahrt durch das gesegnete, hügelreiche, freundliche Land, all das hob alle in die zu einem Sangfeste dieser Art willkommne Stimmung.

Nach abgehaltener Probe und der nöthigen Erholung, versammelten die Sänger sich auf dem Rathhause, schmückten sich daselbst mit, von schönen Händen gewundenen Sträußen, und zogen dann, Arm in Arm, unter vorgetragenen Fahnen und Glockengeläute, durch die Reihen des Volkes, durch das bekränzte Portal in die reformirte Kirche, wo eine Bühne, mit Laubgewinden geschmückt, den Chor aufnahm.

Die immer mehr sich füllende Bühne mußte der ansehnlichen Zuhörerschaft einen freudigen Anblick gewähren, denn es ist wahrhaft herzerhebend, solch einen großen, aus beyden Konfessionen und verschiedenen Altern, aus *allen* Ständen des Volks gebildeten Chor anzuschauen, wo bey jeder der vier Stimmen über siebzig Personen zusammen treten.

Die Aufführung bestand in Chören und Halbchören von Nägeli, Maria Weber, Kreuzer, Theodor Fröhlich, Elster und Gerson. Auch hier bewährten Nägelis Kompositionen des Meisters Kunst, durch stimmgerechte und stimmbequeme Führung, welche sonst schwierige Stellen populär zu machen weiß, so wie durch ausdrucksvolle Deklamation, vor allem durch die Herrschergewalt des Rhythmus, große Wirkungen hervorzubringen. Die erstgenannten Vorzüge stellte besonders fein (noch nicht öffentlich bekanntes) Moteff von Claudius: „Der Mensch lebt und bestehet nur eine kleine Zeit rc.“ hervor, den leztgenannten, jener herrliche Singspruch von Novalis: „Was paßt, das muß sich runden rc.“, bey dem dieser hohe, fromme Dichter wohl kaum geahnet hatte, daß ihn so bald eine ganze, aus verschiedenen Bestandtheilen vereinte Gemeine, mittelst kunstreicher Musik in's öffentliche Leben führen, und hunderte von Katholiken und Protestanten einander zurufen werden:

„Gieb traulich mir die Hände!
„Sey Bruder mir, und wende
„Den Blick vor deinem Ende
„Nicht wieder weg von mir.
„Ein Tempel, wo wir knieen,
„Ein Ort, wohin wir ziehen,
„Ein Glück, für das wir glühen,
„Ein Himmel mir und dir!“

Fünf Chöre und Halbchöre des jungen Aargauischen Komponisten, Theodor Fröhlich von Brugg, deren seelenvolle, begeisternde Textworte den Bruder desselben, Emanuel Fröhlich, zum Verfasser haben, mußten natürlich, an dieser Stelle vorgetragen, bey allen, die neidfrey und mit Liebe ächte Kunsterzeugnisse ihrer Mitbürger aufzufassen vermögen, von gedoppeltem Interesse seyn. Diese Kompositionen zeugen von ächtem Künstlerberuf und von Studium. Ihre Melodien haften leicht, die Mannigfaltigkeit, der Schwung ihrer Rhythmen, worin der junge Künstler die belebende Kraft der Nägel'schen Schule bewährt, sind erfreulich und ergreifend, die Harmoniefolgen ungewöhnlich, mitunter gewagt, darum bisweilen schwierig. Aber in schweren Dingen ist der Versuch ehrenwerth, sagt ein altes Sprüchwort; und ehrenwerth in hohem Grad ist das Bestreben dieses und anderer Sangvereine der Schweiz, nicht etwa durch solche Sangfeste leichteingehenden Volksliedchen Eingang zu schaffen, diesen machen sie sich schon selber, sondern vielmehr die Volksbildner zu ermuthigen, an schwierigere, tiefer in die Kunst einführende Stücke sich zu wagen, um hernach von erhöhtem und erweitertem Standpunkt aus, und mit größerer Sicherheit ihren einzelnen Kreisen vorzustehen und dieselben mit sich emporzuheben. Denn nur durch tüchtige Lehrer wird der Gesang, und somit die Kunst, ins Volk kommen; ohne methodische Begründung, ohne förmlichen Schulunterricht kann sich diese, für die Gesammtbildung hochwichtige Sache auf die Länge nicht halten; durch diese aber wird sie es, und wird eine, in der Kulturgeschichte wohl beyspiellose Erscheinung hervorbringen. Oder weiß man ein Beyspiel in der Geschichte, daß sich Bauern und Handwerker eines ganzen Landes zu Kunstzwecken dauernd vereinigten? daß sie auf Tagefahrtweite sich versammelten, um Kunstwerke aufzuführen und zu genießen? Wahrlich, die bis jezt schon in der Schweiz gediehenen Thatsachen geben unumstößliche Bürgschaft. So besteht wirklich der Aargauische Männerchor großentheils aus Schullehrern, von denen viele schulgerechte musikalische Bildung besitzen, und seit etlichen Jahren werden von einigen Singvereinen des Kantons die ohnstreitig vor allen ausgezeichneten fünfzehn Männerchöre des zweyten Heftes der Nägeli-Pfeiffer'schen Gesangbildungslehre für den Männerchor, gegen deren Ausführbarkeit Anfangs so große Zweifel erhoben wurden, vorzugsweise mit Fleiß und schönem Erfolge eingeübt. So wird es nicht fehlen, daß binnen wenig Jahren hier die Bauern kunstgerecht die strengsten Fugen singen.

Bey alle dem aber ist nicht zu übersehen, daß der Männerchor eine nur einseitige und beschränkte Kunstgattung ist, und daß erst beym Zusammentreten beyder Geschlechter (wie bereits im Emmenthal, in Toggenburg, in Appenzell der Anfang gemacht worden), der wahre Volksgesang und der veredelte Kirchengesang ins Leben tritt, welchem der Männerchor für jezt noch Vorbild ist. Erwünscht ist bey dergleichen Sangfesten auch der Wechsel der Quartette, Duette u. s. w., wie denn bey unserem mehrere Quartette von guter Wirkung waren; bey dem Kreuzer'schen „Scheiden und Meiden,“ ließ sich eine Tenorstimme eines doch schon älteren Mannes vernehmen, welche überall, wo ein empfängliches Ohr ist, Freude bringen und Beyfall erndten würde.

Von welcher sittlich edlen und schönen Wirkung die Beschäftigung mit solcher Musik überhaupt, und insbesondere dergleichen Sangfeste auf das Gemüth und die Stimmung aller Theilnehmenden seyen, das offenbarte sich vorzüglich bey dem gemeinsamen Abendessen der Sänger auf dem Rathhause. Dieses bot dem Berichterstatter, welcher weder bey unseren deutschen noch bey schweizerischen Bauern je ein Leichenmahl mit so viel Anstand, noch ein Hochzeitmahl mit so viel würdiger Freude begehen sah, eine für ihn neue, höchst eigenthümliche Erscheinung dar. Bald nämlich, nachdem die Chöre, ohne die mindeste Spur von Zwang spießbürgerlichen Kastenceremoniels, sondern in bunter, freundlicher Mischung sich um die Tafeln gereiht, erschien der Stadtammann von Baden und bot zum Willkomm den Ehrenwein, wobey er in einfacher, herzlicher Anrede die Gäste Namens der Stadt begrüßte. Einer der Vorsteher des Vereins antwortete hierauf in

folgender Weise: „Freunde! den dargebotenen Becher der Stadt, die uns so freundlich empfangen, wollen wir, den Gruß mit Dank erwiedernd, zuerst erheben: auf das Gedeihen unseres Vereines! Wir wollen als Christen und Bürger uns vereinigen in dem Allerheiligsten, in der Religion, durch ihre tiefsinnigste, schönste Sprache, durch den Gesang, in der Religion uns verbrüdern für das gemeinsame Vaterland! Brüder! wir sind in den Sälen, wo vor hundert Jahren unsere Vorväter um Glaubensmeynungen in der blindesten Leidenschaft einander unseligen Krieg erklärten. Nach alle den Verwirrungen und Zerwürfnissen folgender Zeiten finden sich heute zum ersten Male Bürger aus fast allen Bezirken des Kantons und Glieder beyder Konfessionen zu einem Lobgesange zusammen. Schlagen wir denn auch recht von ganzem Herzen Hand in Hand, Eintracht zu bewahren im Höchsten. Und der Ausdruck dieser Gesinnungen sey der Gegengruß, womit wir die Freundschaft der Stadt Baden erwiedern." — „Sie lebe hoch!" tönte mächtig von allen Tafeln her.

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen aus Amerika.

Ich schreibe in Boston an dem Tage, an dem vor 51 Jahren die amerikanische Freyheit auf Bunkershill ihren ersten Sieg erfocht (den 17ten Juni 1775). Ein schöner Tag. Eben zieht das Geschütz mit Musik wieder von Bunkershill herein, und die Bande spielt Webers Jägerchor. Dieser Tag gibt gar viel zu denken; gestern war der Tag von Ligny, morgen ist der von Belleallianc, wo der Feldherr als Kaiser gestürzt ward, der als kühner Konsul am 14ten desselben Monats die große Schlacht bey Marengo gewann, zu der er seine 60,000 Mann, ein Hannibal, über die Alpen geführt hatte. Sommer ist in der neuen wie in der alten Welt vorzugsweise die historische Jahreszeit.

Wenn man mit mir übereinstimmt, daß es die kleinen Dinge sind, welche weit mehr das Leben bestimmen als die großen, in Freud und Leid, im häuslichen, politischen und religiösen Leben, so wird man es mir nicht verargen, daß ich an diesem Tage ein Diner bey meinem Barbier eingenommen habe und es im Folgenden kurz beschreibe. Mir haben immer die ersten Elemente des Lebens einer Nation, wie die Leute essen, schlafen, sich freuen, pflügen, schiffen, bauen, reisen, singen, tanzen, schimpfen, betrügen, helfen, gleich wichtig, wie die großen Fakta ihrer Geschichte geschienen, ja sie sind wohl die alleinigen Ausleger und Erklärer derselben. — Mein Figaro ist geboren in Messina, und kam im achtzehnten Jahre nach Konstantinopel und Tunis, von wo er sich nach Nordamerika einschiffte, da gerade ein Schiff, so erzählte er selbst, nach Boston segelfertig lag; nur hatte das Fahrzeug erst nach Calkutta zu gehen. Ein kleiner Umweg, dem ähnlich, auf welchem jener Berliner Professor von der alten Leipziger Straße über Rom und Neapel nach dem neuen Markte ging. Hier in Boston legte mein Sicilianer eine Barbierstube an; durch die größte Reinlichkeit, da er bald den Italiener gegen den Amerikaner vertauschte, und gutes Benehmen erhielt er bald so viel Kunden, daß er gut leben und sich dabey ein Vermögen, welches auf mehrere tausend Dollars geschäzt wird, ersparen und zwey Häuser kaufen konnte. Sein Name ist Astorini, aber die Amerikaner sagten ihm, Ashton sey das englische Wort für Astorini, und so wurde er denn unter diesem englischen Namen Bürger in Boston. Seine größte Freude ist, wenn ich komme und italienisch mit ihm schwatze; dagegen machen mir seine drolligen Reden viel Spaß. So sagte er neulich, als ich ihn fragte: perchè tanto malinconico? (warum so mißvergnügt) „Signore, ich bin ärgerlich, daß ich mich gestern nicht aufgehängt habe." Ein Wort, eines Shakespeare würdig.

Er hatte mir oft von seinen Maccaroni vorgesprochen, die er aus Neapel kommen läßt, und so nahm ich denn heute mit einem Bekannten seine Einladung an. Wie trefflich fand ich Alles im Hause und auf dem Tische! Welche Freude, wenn man Thätigkeit und Sparsamkeit durch solchen Comfort belohnt sieht! Das Haus gehört ihm frey; Brüsseler Teppiche bedecken den Fußboden der Zimmer und die Treppen; Spiegel, Sophas, Stühle, Alles ist schön und gut; das ganze Haus wird von seiner amerikanischen Frau in größter Reinlichkeit gehalten. Das Speisezimmer war mit Kupferstichen nach Andrea del Sarto und Parmigianino geziert. Das Diner war des Hauses würdig: in den reinlichsten Gefäßen wurden Maccaroni, Braten, Pasteten, Ananas und Apfelsinen servirt, und weder der gute Bordeaux, noch der Madera gespart, während der köstlichste amerikanische Cider und englischer Porter für die Liebhaber bereit standen. Wir tranken aus silbernen Bechern. Cigarren von dreyerley Stärke schlossen das Ganze, und ich ging mit dem Gedanken nach Hause, daß sich Heinrich IV., der jedem Bauer ein Huhn im Sonntagstopfe wünschte, im Himmel freuen muß, wenn er die thätigen Neu-Engländer den wohlverdienten Lohn ihrer Arbeit ohne ewig drückenden Kummer über eigene Nahrungssorgen oder die des Nachbars verzehren sieht. Der allverbreitete Wohlstand in Nordamerika ist ein Hauptelement des republikanischen Gefühls der Gleichheit. Ein Mann, der sein gutes Stück Rindfleisch verzehrt und einen ganzen und reinen Rock auf dem Leibe trägt, hat ein ganz anderes Gefühl seinen Mitbürgern gegenüber, als ein schlecht genährter und schlecht gekleideter Mensch. Zu diesem Wohlbefinden kommt noch die allgemeinste Verbreitung von Schulkennt-

nissen, und beyde halte ich für die festesten Stützen des Republikanismus, die Amerika besizt.

Die schnellsten bisher bekannten Fahrten von Nordamerika nach Europa *).

Am 3. Januar 1829 langte das Schiff the Silas, Kapitän Richards, von Newyork zu Liverpool in 19 Tagen an, machte also täglich 168 englische Seemeilen. Noch schneller fuhr das Paketboot Edward Bonaffe; es lief in 16 Tagen von Newyork nach Havre, eine Strecke von 3225 englischen Seemeilen, machte also täglich über 200 Meilen.

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Zweytes Juliheft.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Eines unserer bessern neuen Werke ist eine Lebensbeschreibung Locke's von einem der Nachkommen seiner Schwester, Lord King. Der edle Lord ist nun freylich nicht der Mann, welcher eine Geschichte des Geistes eines solchen Philosophen zu geben verstände, gesezt auch, daß die Materialien dazu vorhanden wären; was aber die Lebensumstände des berühmten Denkers betrifft, findet sich hier vieles Neue, welches bisher unter den Familienpapieren der Lord King versteckt gelegen, und so weit sich aus einem Tagebuch und Briefen der innere Mensch erkennen läßt, gibt das Werk auch in dieser Hinsicht Befriedigung.

Ein neulich erschienenes Werk (Tales of Field and Flood) enthält manche interessante Bilder, unter andern folgende: „Auf unserer Rückreise von dem Eismeere gerieth unser Schiff in Gefahr, vom Eise eingeschlossen zu werden. Ein plözlich aufspringender Wind rettete uns, indem er uns in Stand sezte, uns zwischen den Eisbergen und Feldern hindurch in die offene See hinaus zu arbeiten. Da wurden wir auf einmal eines großen Schiffes ansichtig, welches so eben derselben Gefahr, wie wir selbst, entgangen zu seyn schien. Der Anblick eines Fahrzeuges in einer solchen Lage ist immer willkommen, und in der Hoffnung, in Gesellschaft dieses Schiffes nach Hause segeln zu können, nahmen wir unsere Richtung nach demselben und erreichten es nach einigen Stunden, sahen aber zu unserem Erstaunen Niemanden von der Mannschaft, außer einem am Steuerruder. Es schien, als wenn Alle, abgemattet durch die Arbeit im Eise, zur Ruhe gegangen wären. Wir riefen, aber Niemand antwortete, selbst nicht der Mann am Ruder, welcher unbeweglich an seinem Posten saß. Erst als wir bey dem Schiffe anlegten, entdeckten wir, daß wir die furchtbare Erscheinung eines Schiffes mit vollen Segeln ohne Bemannung und mit einem todten Menschen am Steuer vor Augen hatten. Er schien an seinem Plaze erfroren und angefroren zu seyn; was aus der Mannschaft geworden, blieb ein undurchdringliches Geheimniß."

„Eine andere Begebenheit ereignete sich auf einer Heimreise von Westindien. Wir segelten von Kingston in Gesellschaft eines andern Schiffes nach Liverpool ab, und blieben mehrere Tage lang dicht bey einander. Der Wind war während der Zeit gelinde. Auf einmal aber ward er heftiger; das Schiff trieb flüchtig vor uns her; doch sahen wir es noch dann und wann zwischen den Wogen hindurch, bis es sich in der Dunkelheit verlor. Ungefähr um die Mittelwache der Nacht erhob sich plözlich ein Licht aus dem Meere, einige Meilen vor uns, welches immer größer und endlich zur hellen Flamme ward, in der wir die Umrisse des unglücklichen Fahrzeuges erkannten. Wir sezten alle Segel bey, um, wo möglich, die Mannschaft zu retten, welche so schrecklich zwischen Wasser und Feuer schwebte. Inzwischen lief das Feuer an den Masten empor, ergriff Taue und Segel und das Schiff schien auf Feuerflügeln dahin zu fahren. Wir waren ihm so nahe gekommen, daß wir die Gestalten der Mannschaft, wie von Verzweiflung getrieben, hin und her eilen sehen konnten, als es auf einmal mit einem erschütternden Schlage, wie ein Feuerbaum, welcher den ganzen Gesichtskreis erhellte, gen Himmel fuhr, von welchem die zerstreuten Flammenblätter einzeln wieder niederfielen und, erlöschend, uns in doppelte Finsterniß begruben. Einige Minuten lang stand ich wie festgezaubert still, — eine Masse menschlichen Lebens, ein Haufe menschlicher Wesen in Einem Augenblicke zu Asche gebrannt und Wind und Wellen zum Raube hingegeben! Am folgenden Morgen hatte sich der Sturm gelegt und das Meer war ruhig, aber Schiff und Mannschaft waren wie ein Luftgebäude verschwunden, und nicht eine einzige Planke mehr zu sehen."

Ein Reisender gibt folgende Beschreibung der kanadischen Waldung: „Busch ist der Name, welchen die Eingebornen der grenzenlosen Waldung Kanada's geben. Wie verschieden von einem bloßen Strauch, den dieses Wort bey uns bezeichnet! Im Busch läßt sich der vom Hunger aus der alten Welt vertriebene Pflanzer nieder und findet für sich und seine Familie Nahrung; in den Busch begibt sich der Holzhändler, und aus ihm kann er für Jahr und Tag den Quebeker Markt versehen; in den Busch zieht der Pelzhändler, und hier finden sich der Biber und die Otter für Muffe und Kragen. Wer den Busch durchzieht, meynt oft, er gelange in eine Oede, wo fast alles Leben erstorben sey; er arbeitet sich durch, und das Geräusch, das er selbst in dem trokkenen Laube macht, verstopft sein Ohr gegen andere Töne, während Musquiten und anderes Geschmeiß ihn zuweilen auch dienden. Er stehe aber still, und Aug' und Ohr treffen mancherley seltsame Gestalten und Töne. Vögel fliegen umher und schreyen so jämmerlich, als wenn man eben ihre Nester geplündert hätte; sie erinnern an unsere Kibize. Kein Vogel in dieser Wildniß sezt sich süß schlagend auf die Zweige, hier sieht man weder Hänfling noch Nachtigall; die Musik ist traurig, der Ton jammervoll und erregt ähnliche Gefühle im Wanderer. In dem buschigen Schierling sizt die Eule und schlummert, und aus den Sümpfen erschallt das Krächzen der Unken und der Schrey der Rohrdommeln. In den eisigen Nächten krachen die Bäume, als wenn tausend Holzhacker an der Arbeit wären. Längs den Ufern der wilden Ströme laufen sonderbare Pfade, die Wege der Wölfe, Füchse, Hirsche und anderer Thiere, und der Indianer folgt diesen Wegen auf seinen Reisen."

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. August 1829.

— Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe.

Schiller.

Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung.

Robert Wilson, ein junger mannhafter Pflanzer aus Salem, war, nachdem er sich ein eigenes Besitzthum im Urwalde, nahe bey Dover in New-Hampshire geschaffen, im Begriffe, seine Marie als Weib heimzuführen.

Seine neuerbaute ländliche Wohnung war völlig von der wilden Natur umgeben; die himmelhohen Bäume schüttelten ihre luftigen Häupter, als trotzten sie dem winzigen Sterblichen, der sich hier eine Herrschaft anmaßte, wo sie seit Tausenden von Jahren ungestört gegrünt und geblüht hatten. Tief in diesen finstern alten Forsten lauerte oft der tückische Wilde, furchtbarer und blutdürstiger als selbst der brüllende Löwe und der schleichende Tiger. Doch Robert blickte ruhig über das Waldmeer hin und gedachte ohne Furcht der Indianer. Er hatte ein leichtes Herz, einen starken Arm, eine scharfe Axt und ein sicheres Gewehr, und der Mühen und Gefahren, welche sich auf den Pfad seines Lebens lagerten, achtete er so wenig, als des hemmenden Distelgestrüpps auf seinem Wege nach der Kirche. Ein Jahr war verflossen seit dem Tage, da er den ersten Streich in dem Forste geführt, und bereits begann sein Besitzthum das Ansehen einer Meyerey zu gewinnen. Im Umkreis von zwanzig Acres waren alle Bäume verschwunden, die Stumpfe fast alle ausgegraben und die Fläche mit einer üppigen Ernte bedeckt. Da stand der goldene Weizen, der bärtige Roggen und das Korn so hoch und so aufrecht wie eine Grenadierkompagnie; am Boden wuchsen Kürbisse und Melonen in der Hitze des Augusts ihrer Reife entgegen. Auf einer sanften Anhöhe in der Mitte der Pflanzung stand die kleine Behausung. Gerne möchte ich sie eine Hütte nennen, weil so für manche Leserin meine Erzählung einen romantischeren Reiz gewänne; aber der Wahrheit gemäß muß ich bekennen, daß sie, obgleich hübscher und wohnlicher als manche Hütte in der Wirklichkeit, nicht ganz dem Bilde einer Hütte entsprach, wie es sich die Einbildungskraft so gerne malt. Es war ein Gebäude, vier-und-zwanzig Fuß lang und zwanzig Fuß breit, aus zierlich behauenen Balken errichtet und von drey kleinen Glasfenstern beleuchtet. Auf jeder Seite des ländlichen Wohnsitzes erhob sich ein hoher Heuschreckenbaum und mehrere kleinere standen vorne; der Ansiedler hatte sie absichtlich zur Zierde stehen lassen; wilde Rosenbüsche und andere blühende Gesträuche waren entweder nicht ausgereutet, oder von Robert hieher gepflanzt. Dichte finstere Forste begränzten den Gesichtskreis ringsum; nur von der Vorderseite des Hauses aus war die Lichtung bis an den Cochecho fortgeführt, dessen glänzende Wasser in den Sonnenstrahlen tanzten und das Auge erquickten, wenn es auf dem melancholischen Halbdunkel der Wildniß verweilt hatte.

Wer an die Wohnsitze der Bequemlichkeit und des Reichthums gewohnt ist, dem hätte dieser Aufenthalt in der Wildniß ein trauriges Gefängniß geschienen, für Robert aber, der ihn die Schöpfung seiner Hände nennen konnte, war er ein kleines Paradies; und wenn erst sein

Theuerstes ihn mit ihm theilte, so würde er ihn nicht für den stattlichsten Pallast in Boston vertauschen.

Der hochzeitliche Tag rückte endlich herbey. Längst hatte ihn Robert als ein Fest ungetrübter Wonne im Geiste voraus genossen, Marie aber befiel oft, wenn auf ihre Hochzeit angespielt ward, eine sonderbare Bangigkeit; nicht als ob sie der Verbindung abgeneigt gewesen wäre, sie liebte Robert mehr als alles auf Erden, noch graute ihr vor der Wildniß, in der sie wohnen sollte, denn man hatte seit langer Zeit nichts von Indianern gehört. Sie wußte den Grund ihrer trüben Stimmung selbst nicht anzugeben. Aber woher kommt es, daß das Gemüth zuweilen eine Angst befällt, die keine Anstrengung des Geistes, keine Gründe der Vernunft zu verscheuchen im Stande sind?

Es wurden große Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, die bey Mariens Oheim, Kapitän Waldron, gefeyert werden sollte. Drey Uhr Nachmittags war die Stunde der Vermählung; es folgte ein festliches Mahl, und darauf sollte die ganze Gesellschaft, so weit die Pferde reichten, das junge Paar nach seiner Wohnung begleiten. Ehrn John Reyner vollzog die Trauung, und die ganze Hochzeitgesellschaft sezte sich an eine lange Tafel, auf welcher ein ungeheurer indianischer Pudding auf einer mächtigen Zinnplatte dampfte. Dann wurden Roastbeef, Lammfleisch, Wildpret und viele andere gute Sachen aufgetischt, woran sie sich um so mehr erlabten, je seltener der Genuß derselben für sie war. Aber sie hatten keinen Wein noch andere starke Getränke in jenen Tagen, denn was wir erzählen, ereignete sich vor fast hundert Jahren; der Wirth fühlte daher keine Verlegenheit, daß er keine anzubieten hatte, und seine Gäste keine Unlust, sie entbehren zu müssen.

Roberts Lichtung war dreyviertel Stunden vom Hause Kapitän Waldrons entfernt. Der Weg war demnach eben nicht weit, aber er führte durch lauter Wildniß, und war nur in so weit gebahnt, als die Bäume niedergehauen waren. Kein Wagenrad war je über den rauhen Weg gegangen, was jedoch nicht bedauert wurde, da man zu jener Zeit in jener Gegend noch keinen Karren zu Gesicht bekommen hatte. Die Herrn bestiegen ihre muntern Pferde, jeder Ritter nahm seine Dame hinter sich, und so begann die Cavalcade unter dem Freudenruf und den Glückwünschen der aus Mangel an Pferden zurückbleibenden Gäste, den Bräutigam mit der Braut an der Spitze. Munter und rasch ging es dahin, bis sie den Schlangenpfad im Forste erreichten, wo ein langsamerer Schritt nothwendig ward; aber Roberts Roß, des Weges gewohnt, trabte rasch voran, so daß es bald die übrige Gesellschaft ziemlich weit hinter sich ließ.

Ehe man die Lichtung erreichte, führte der Weg nah am Flusse vorbey, und man mußte einen hohen Felsen umgehen, der den Pfad sehr einengte. Kaum bog Robert um den Felsen, als Marie einen Schrey ausstieß, und von ihrem Sitze entweder fiel oder geworfen ward, indem das Pferd im selben Augenblick vorwärts sprang. Ihr rend Robert seiner Gattin zurief und das Pferd zu zügeln versuchte, feuerte ein Indianer hinter dem Felsen vor; die Kugel traf das Pferd, das sich bäumte, vorne in die Brust, es schlug über und fiel auf den Reiter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesangfest in Baden.

(Beschluß.)

In vollem Chor ward hierauf ein Lied, von einem Mitgliede des Vereines verfaßt, gesungen, in welchem der Dichter die denkwürdigen, historischen Erinnerungen vorführen wollte, die sich auf eine seltsame Weise in Baden zu einer örtlichen Schweizergeschichte vereinigen. Das Lied war von unbekannter Hand geboten, in deren Zügen man aber leicht, ohne großer Chiromant zu seyn, den Dichter jener trefflichen Fabeln und der Schweizerlieder, Emanuel Fröhlich erkennt. Jenes Gedicht ist so schön erfunden, und der überreiche Stoff, welchen Natur und Geschichte hier darbieten, so wohl zum Kranze gefügt, daß es ein größeres Publikum zu erhalten verdient. Hier ist es, nebst Nachweisung einiger geschichtlichen Beziehungen:

Die Stadt Baden.

Melodie: „Es klingt ein heller Klang."

Dem Vaterland geweiht
Ist unser Liederbund:
Des Landes alte Zeit
Sebt hier im Thalesrund!
Hier haben in der Urwelt Tagen
Die Wasser das Gebirg zerschlagen,
Und aus dem tiefen Felsenschacht
Den warmen Quell zu Tag gebracht.

Drin hat den Staub der Schlacht
Der Römer abgespült, [1])
In Hallen üpp'ger Pracht
Des Sieges Schweiß gekühlt.
Hier, als die Weltherrschaft zerstoben
Und siegreich sich das Kreuz erhoben,
Bot Kranken eine milde Hand
Die Heilige [2]) aus fremdem Land.

In jene frühe Zeit
Hat schon die Burg [3]) geschaut
In Barbarossa's Streit;
Ihr Herr war ihm vertraut.
Sie sah die Krone Rudolphs [4]) glänzen,
Sah Albrechts Spiel mit Mayenkränzen,
Daraus der gift'ge Dorn ihm stach,
Das unerweichte Herz ihm brach. [5])

---

[1]) Tacit. Histor. I. 67. [2]) Die heil. Verena, daher das Armenbad noch Vreneliksbad. [3]) Der Stein zu Baden, dessen Besitzer, Graf Ulrich v. Lenzburg, † 1172. [4]) König Rudolph erbte Lenzburg und so auch den Stein 1243. [5]) 1. Mai 1308 durch Johann Parricida ermordet.

Die Leopolde sah'n
Von hier der Länder Glück:
Da kehrten Siegeswahn
Und Rachegluth zurück.
Des Siegesboten von Morgarten
Und Sempach [1]) spähn umsonst die Warten;
„Die Herrn im Rathe machten aus,
„Wohl wie herein, nicht wie heraus." [2])

Drauf hat der Orte Macht
Gebrochen dieses Haus; [3])
Sein Brand, der Freud' erfacht,
Schien weit ins Land hinaus.
Doch höher, wilder ist gestiegen
Das Feu'r in ihren Bürgerkriegen,
Und lange schwer bedrohet stand
Die Stadt inmitten diesem Brand. [4])

Da hat der Bürger Wacht
Und kühner Frauen Hand
In jener Nebelnacht [5])
Das Unheil abgewandt;
Und aus dem Thor und aus dem Streite
Entfloh der Nachbar ohne Beute,
Den hier einst siegreich aus der Schlacht
„Sänt Felix und Manneß" gebracht.

Doch bald von Neuem klang
Der Freudenquell, das Mahl:
Der Held von Murten schwang
Den schweren Siegspokal.
Die Könige, die Kaiser spenden
Ihr buhlend Gold den starken Händen,
Und goldnen Ketten schmieget sich,
Der nie vor Stahl und Eisen wich.

Und trüber ward die Zeit,
Verkauft der alte Ruhm,
Die Brüder stehn entzweyt,
Todtfeind im Heiligthum;
Und hier auch hörten Kirchenhallen
Den Kampf die Psalmen überschallen. [6])
Und wieder in die Tiefe schoß
Das prangend neuerstandne Schloß. [7])

Doch, wenn sich Wunden schlug
Das Land in blinder Wuth:
Es quoll, wie hier genug,
Allwärts der Heilung Fluth.
Zur Einigkeit sind wir genesen,
Und Wort und Brauch uns nicht mehr Wesen;
Der Glaube, der sich wahr erfand,
Der heißet: Gott und Vaterland.

Erblüh' denn, freyes Land,
In deiner Hügel Kranz,
Frisch, wie im Blumenrand,
Der kühnen Flüsse Glanz!
Voll Geistes, wie die Trauben schwellen,
Voll Segens, wie die Brunnen quellen,
Erblühe, Stadt, in Friedens Hort,
Des Landes Zier und Freudenort!

[1]) Schlacht bey Sempach, 1386. [2]) Worte von des Herzogs Hofnarren, Kuoni v. Stocken. [3]) 19ten Mai, 1415. [4]) 1443 und 1444 im alten Zürichkrieg. [5]) Ueberfall der Zürcher, 22ten Weinmonat 1444; in der Nähe Tätwyl, wo sie unter Rüger Manneß ihren herrlichen Sieg gewannen. Sant Felix, Patron von Zürich. [6]) Religions-Disputaz, 1526. [7]) 1658—1691 neuerbaut, 1712 zerstört.

In vollen, sonoren Akkorden bewegte sich diese meisterhafte Melodie Nägelis, die, auf des unvergeßlichen Max v. Schenkendorf wundervolles „Lied vom Rhein" erfunden, auch in Deutschland bey so vielen Sangfreunden beliebt ist; der anwesende Komponist hatte eine sichtbare Freude an dem Strom dieses Gesanges; die Sänger hinwieder schauten auf den Künstler, als auf den Schöpfer ihres musikalischen Zusammenlebens, viele hocherfreut, heute seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Da erhob sich ein Mitglied und brachte ihm folgendes, artig improvisirte Lebehoch:

Deß laßt uns denken, der's zuerst verkündet:
„Es soll der Sang ein ganzes Volk vereinen;"
Der um sich einen edlen Chor gegründet,
Zur Harmonie der Großen und Gemeinen;
Deß Lied in uns so reine Lust entzündet,
Daß Einer Glorie zu die Lichter scheinen:
Dem Vater Nägeli laßt das Glas uns heben,
Der uns gehoben in dieß Liederleben!

So lang ein Lied gefällt den Schweizersöhnen,
Wird „Lebenswahrheit," „holde Eintracht" *) klingen;
„Gieb traulich mir die Hand," erst dann recht tönen,
Wann einst verwirklicht steht, wovon wir singen.
„Es klingt ein heller Klang!" zum Kranz des Schönen
Muß dieses Lied den frischen Lorbeer schlingen;
Wie Strom und Lied im fernsten Widerklange,
Leb' hoch und frisch der theure Meister lange!

Aus aller Herz und Mund erschallte das beliebte „Lebe-lang!" Der Meister sprach dann selbst seine Freude über die Leistungen des so zahlreichen, ehrenwerthen Aargauischen Männerchores aus, und seinen Glückwunsch an den Stadtrath Fröhlich von Brugg, wegen der Kunsterzeugnisse seiner beyden Söhne. Dieser hinwieder erinnerte, der Verdienste aller der Männer dankbar zu gedenken, die, wie unter andern der Minister Stapfer, in den ersten Zeiten des erwachten, besseren Geistes sich der Volksbildung und Erziehung am einzig zugänglichen Orte, in den Schulen angenommen, die der bedauernswürdigen Verwahrlosung dieser Anstalten gewehrt, und so auch mittelbar Gründer dieses Sangvereines geworden, dessen Hauptzweck und Resultat nichts anderes seyn könne, als edle Volksbildung. Freudig stimmten die vielen anwesenden Schullehrer ein, und Händedruck und Becherklang waren neue Bekräftigung des Vorsatzes, in dem so oft mißkannten, oft selbst von den Pfarrern gedrückten, kärglichst besoldeten Berufe treu und froh zu bestehen. Jetzt ward ein neuer Liedergruß dargeboten von der durch ihre gemüthvollen Gedichte bekannten blinden Luise Egloff in Baden. Das freundliche, sinnreiche Lied war zu einer Nägelischen Melodie gedichtet; diese wurde sogleich aufgeschlagen, und obschon von den Meisten vielleicht seit geraumer Zeit nicht mehr geübt, auf's Beste vierstimmig gesungen; ein Beweis nicht nur von der Kunstfertigkeit des Chores, sondern auch von dem Schatz geselligen Vergnügens, der in solcher Fertigkeit gegründet ist.

*) Kompositionen des Meisters.

„Möge,“ sprach hierauf ein Mitglied, „möge das Lied und der Gesang der blinden Dichterin immerdar ein Lichtstrahl bleiben, der ihr, wie uns, in das Reich der ewigen Harmonieen zünde!“

So wurde durch Poesie, Gesang und Spruch die Gesellschaft im lebendigen Gefühl ihrer Gesammtheit erhalten, ohne welches jegliche sich bald vereinzelt, und je größer sie ist, desto leerer und öder wird.

Zum Schlusse der Festfeyer, zugleich zum Willkomm für folgende, zum treuen Festhalten an den Zwecken des Vereines, sang der Chor von Baden noch Lavaters „Lob der Eintracht,“ nach einer recht artigen Komposition seines Gründers und vorigen Leiters, Dr. Elster; dann die ganze Gesellschaft ein anderes Lied: „Der Aargauische Männerchor,“ welches wir nur, weil es zu lokal ist, nicht mittheilen, das aber an Ort und Stelle um so mehr von schöner Wirkung war.

Auf diese Weise waren eben so schnell als gehalt- und genußreich die Weihestunden des Festes verflossen, und die weite Heimreise mahnte die Meisten zu früherem Aufbruch. Der Chor von Baden begleitete singend die Gäste zu ihren Wagen, und unter Jubel rollten die grünen Lauben hinaus ins hellste Abendlicht, welches rings von den Jurahöhen den Heimkehrenden leuchtete.

A. E. F.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Beschluß.)

Der vierte Band von der Family Library ist der erste von dreyen, welche eine vollständige Geschichte der brittischen Maler, Bildhauer und Baukünstler geben sollen. Das Werkchen ist von der Feder des vortheilhaft bekannten schottischen Dichters, Allan Cunningham. Das gegenwärtige Bändchen enthält, nebst einer Skizze über die ältern Maler, die Lebens- und Kunstgeschichte Hogarths, Richard Wilsons, Sir Josuah Reinolds und Thomas Gainsboroughs, und die Bildnisse dieser vier Meister, nebst sechs trefflichen Holzschnitten nach eben so vielen ihrer berühmtesten Kunstwerke. Ich theile Einiges daraus mit. Von Hogarths erstem Versuch in der Satyre erzählt Nichols folgende Anekdote: „In seiner Lehrzeit ging er eines Sonntags Nachmittags im Sommer mit drey Kameraden nach Highgate spazieren, und da das Wetter heiß und der Weg staubig war, so begaben sie sich in ein Wirthshaus und ließen sich Bier bringen. Es waren noch andere Kunden da, welche vom vielen Trinken zu hitzigen Worten und dadurch zum Faustkampf kamen. Einer von ihnen erhielt mit einer Maaßkanne einen Schlag und machte dazu ein so lächerlich trübes Gesicht, daß Hogarth schnell einen Bleystift herausriß und ihn stehenden Fußes abzeichnete. Es war ein treffliches Porträt und so drollig, daß es die Ordnung und Ruhe wiederherstellen half. Ein andersmal wanderte er mit Hayman dem Maler in einen Keller, wo zwey schlechte Weibsbilder beym Trinken mit einander zankten. Eines derselben füllte den Mund voll Branntwein und spritzte denselben der andern ins Auge. „Sieh! sieh!“ rief Hogarth, indem er sein Skizzenbuch herausnahm und das Weib zeichnete, „sieh einmal dieses Schwefelmaul!“ Dieses Geschöpf hat wirklich eine Stelle in seiner „Neuen mitternächtlichen Unterhaltung“ gefunden.

Hogarth behandelte diejenigen, welche sich von ihm malen ließen, mit einer Höflichkeit, die man heut zu Tage nicht immer findet. „Als ich mich von H. malen ließ,“ erzählt Cole, „war es noch immer gebräuchlich, den Bedienten Trinkgelder zu geben. Als ich wegging, bot ich dem Bedienten an der Hausthüre ein kleines Geschenk an; aber der Mann schlug es höflich aus, indem er mir sagte, sein Herr würde ihn fortjagen, wenn er es erführe. Dieß war ein so ungewöhnlicher Zug von einem Manne von Hogarths Beschäftigung, daß ich mich sehr darüber wunderte, denn es war mir noch nie etwas Aehnliches widerfahren. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß es gar häufig vorkomme.“ — Sir J. Reynolds gab seinem Bedienten 6 Pfund jährlich und sagte, er wolle ihm 100 Pfund jährlich für seine Trinkgelder geben. Läßt sich doch der Präsident unserer Akademie für jedes Porträt, das er gemalt und wofür er seine 600 Pfund empfangen hat, 100 bis 300 Pfund bezahlen, ehe er einem Künstler erlaubt, es zu stechen!

Es war Hogarths Gewohnheit, ein Gesicht, das ihm auffiel und dessen er sich zu erinnern wünschte, auf der Stelle zu zeichnen. Einmal sah man ihn im Bedfordschen Kaffeehause etwas mit Bleystift auf den Nagel zeichnen; er hielt es einem Freunde hin; es war das sonderbare Gesicht einer anwesenden Person und vollkommen getroffen. Er hatte mit einigen Freunden in einem Gasthofe gegessen; als er eben den Mantel zum Weggehen überwarf, bemerkte er seinen Freund Ben Read im festen Schlafe und zwar mit einem äußerst lächerlichen Gesicht. H. sah ihn einen Augenblick an und rief leise: „Himmel, welch ein Ausdruck!“ ließ sich Feder und Tinte geben und zeichnete das Gesicht, ohne sich niederzusetzen. Einmal malte er einen Edelmann so getreu, daß Se. Herrlichkeit sich höchst beleidigt fühlte und schwur, er wolle das Gemälde nicht nehmen und nichts dafür bezahlen. „Wenn Sie es in drey Tagen nicht holen lassen,“ versezte der Maler, „so male ich einen Schwanz dazu und verkaufe es für einen haarigen Thiermenschen.“ Dieß wirkte; das Gemälde ward bezahlt, abgeholt und vernichtet.

Frankfurt a. M., August.

Ich soll Ihnen von dem bunten und doch eintönigen Leben unserer guten Freystadt eine flüchtige Skizze geben. Das Thema ist leicht und schwer. Auch bey uns gedeihen, wie allerwärts, Thorheiten; auch bey uns, wie überall, sind die Thoren, wenn man sie auch nur sanft geißelt, empfindlicher Natur. Wer ihre Eigenschaften ans Licht bringen wollte, der würde sich ein Hornissenheer aufs Haupt ziehen. Darum muß ich mich wohl an das Allgemeine halten, und aus dem chaotischen Gemische nur das herausgreifen, was gerade zur Unterhaltung des Augenblicks gehört. — Unserm Theater, das sich in seiner artistischen Leitung bey weitem nicht auf der Stufe befindet, welche bey den hiesigen Mitteln, bey der erprobten Geduld der Aktionäre zu erreichen wäre, ist seit 14 Tagen durch das Eintreffen mehrerer Gäste belebt worden, namentlich der Dem. Peche aus Darmstadt. Shakespeare's „Julie“ ist eine der Hauptrollen der liebenswürdigen jungen Künstlerin; in ihr rechtfertigt sie A. W. Schlegels überfließendes Lob. Man spricht davon, sie für unsere Bühne zu engagiren. Sie würde, wenn auch ihr Talent das unserer Lindner nicht erreicht, dennoch eine gute Acquisition seyn; denn schon zwey Jahre entbehren wir eine jugendliche Liebhaberin, die an einem wohl organisirten Theater nie fehlen sollte, sey es auch nur, um den Wettstreit der Natur mit der Kunst recht klar vor Augen zu stellen. — Am 12. kam endlich einmal wieder die langersehnte Stumme von Portici zur Aufführung. Seit langer Zeit hat keine Oper der Theaterkasse so viel eingetragen; man gibt sie immer noch mit aufgehobenem Abonnement. Rossini's Graf Ory wird für die bevorstehende Messe zur Darstellung vorbereitet. (Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 204.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 26. August 1829.

Es ist der Liebe Wehn, das dich umflügelt,
Leb wohl! ich muß ins Grab, die Hähne krähen.

Uhland.

Schnelle Reise.

Reisewetter!
Gute Götter,
Warum schickt ihr's heute mir?
Mag mich's auch hinausverlangen, —
Unter Büchern, ach! gefangen
Unter Büchern sitz ich hier.

Strahlen blinken,
Niedersinken
Mir die Augen allgemach;
Glockenschlag ist längst verstummet,
Süßes Lied im Ohr mir summet,
Singt mir meine Liebe wach.

Bleibt in Ruhe,
Wanderschuhe!
Eins ja muß man lassen mir:
Will wohl bey den Büchern weilen,
Reise doch viel hundert Meilen
Ungesehen hin zu ihr.

Näher sprühend,
Fühl' ich glühend
Schon die Sonn' im blauen Raum.
Durch die Luft in leichtem Schritte
Zieh' ich hin nach Sängersitte
Mit dem Meilenstiefel Traum.

Und derweil ich
Also eilig
Schreite nach dem fernen Land,
Weile bey der Treuen, Lieben, —
Ist mein Schatten heimgeblieben,
Hält das Buch kaum in der Hand.

Heimzuwandern
Lass' ich andern,
Ewig will ich bleiben hier.
Neid'scher Schatten, kannst nicht warten?
Nimmst den Traum, den fernen, zarten,
Sammt dem Meilenstiefel mir!

R. K.

Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung.

(Fortsetzung.)

Den Knall der Flinte beantwortete die Hochzeitgesellschaft mit lautem Geschrey; nicht als ob sie die Ursache des Schusses oder seine Folgen geahnet hätte, sie glaubte, Robert habe sein Haus erreicht und feure als Freudenzeichen seine Flinte ab. Wer vermöchte aber ihre Bestürzung und ihr Entsetzen zu schildern, als sie Robert scheinbar leblos auf dem Boden ausgestreckt und mit dem Blute des sterbenden Thiers bedeckt sahen, das sie für sein eige-

nes hielten, und Marie nirgends zu finden war. Nie sind die Schläge des Unglücks überwältigender, als wenn sie uns mitten im sicheren Glücksgenuß treffen. Von der erst noch lustigen Gesellschaft vernahm man jezt nichts denn Wehklage um die Leidenden und Verwünschungen der Feinde; denn über die Urheber des Unglücks konnte man keinen Augenblick im Zweifel seyn; aber die Männer waren alle unbewaffnet, und konnten daher nicht versuchen, durch Verfolgung der Indianer Marien zu retten. Als sie sich überzeugt hatten, daß Robert noch lebe, trugen sie ihn nach der Wohnung Kapitän Waldrons zurück, von wo er so eben erst, strahlend in Jugend und Freude, ausgezogen war.

Da ward diese Nacht in Dover an keinen Schlaf gedacht; die Bewohner schienen von panischem Schrecken ergriffen; man drängte sich in die befestigten Häuser zusammen, und die Mütter drückten ihre Kinder fester an die Brust, wenn sie, in athemlosem Schrecken lauschend, oft den verstohlenen Tritt der Wilden zu hören wähnten und, zitternd vor Todesangst, jeden Augenblick das furchtbare Mordgeheul der Barbaren erwarteten. Doch die Nacht ging ohne Störung vorüber, und die glänzende Morgensonne hatte bald die Schrecken ihrer Einbildungskraft verscheucht. Robert hatte sich von seinem Falle fast ganz erholt; seine Wange war zwar blaß, aber der finstere Ernst in seinem schwarzen Auge verrieth, daß sein männlicher Geist nicht gebrochen sey. Sein Entschluß war gefaßt, sein Weib aufzusuchen, und mehrere junge Männer erboten sich, da sie sahen, daß sein Vorsatz unabänderlich fest stand, ihn zu begleiten. Sie kehrten an den Unglücksfelsen zurück und verfolgten die Spur der Indianer eine Strecke weit in den Wald; aber bald verloren sich alle Merkzeichen. Nach mehrstündigem eifrigem Suchen gesellte sich zu ihnen ein *betender* Indianer, wie man die bekehrten Eingebornen nannte. Mendowit hatte sich längst in der Ansiedlung der Kolonisten in Salem zum Christenthum bekehrt; er hatte von Roberts Vater manche Wohlthaten genossen und Robert seit seiner Kindheit lieb gehabt. Vor Kurzem war er nach Dover gekommen, und beschäftigte sich mit Jagen und Fischen in der Nähe von Roberts Lichtungsplatz. Nach kurzem Suchen fand Mendowit die Fährte der Indianer; sie waren, nachdem sich die Hochzeitgesellschaft entfernt hatte, auf ihren eigenen Fußstapfen zurückgekehrt, hatten sich eine Zeitlang auf dem schmalen Pfade gehalten und sich endlich in die Wildniß geschlagen. Nach etwa drey Meilen entdeckte man ihre Lagerstätte. Mendowit untersuchte sie genau, so wie auch die Richtung, welche die Wilden genommen hatten. „Wie viel sind ihrer?“ fragte Robert. „Zwey außer der Gefangenen,“ antwortete Mendowit. Robert erblaßte, als er umherblickte, und an einem Busche ein Stück Spitzen und Seidenflor flattern sah, die, wie er wußte, zu Mariens Hochzeitgewand gehört hatten. Er nahm es herab, steckte es in den Busen und fragte Mendowit, wohin er glaube, daß die Indianer ihren Rückzug genommen hätten. „Es sind Mohawks,“ erwiederte jener; „ich kenne sie an ihren Moccasins, sie kehren zu ihrem Stamm an dem großen Flusse oder den Seen zurück.“ — „Das sollen sie nicht!“ rief Robert, auf den Boden stampfend; „ich will sie verfolgen, ich will Marie retten, oder mit ihr sterben! Mendowit, Ihr kennet die Pfade in den Wäldern; wollt Ihr mit mir gehen?“ und nun zählte er ihm die Geschenke auf, die er bekommen sollte, eine Flinte, Pulver u. s. w. „Sie werden durch die verborgenen Pfade des Agiokotschuk gehen,“ bemerkte der Indianer nachdenklich. „Wir können sie einholen, bevor sie die weißen Gebirge erreichen!“ versezte Robert lebhaft. „Ihr sollt die beste Flinte haben, die ich in Boston auftreiben kann, Mendowit, und mein Horn, mit Pulver gefüllt, und ein neues Messer!“ Dieß waren starke Versuchungen für den Indianer, aber eine noch mächtigere war der Haß, den er gegen die Mohawks trug. Rache ist eine unauslöschliche Leidenschaft in eines rothen Mannes Brust. Mendowit war ein Christ, so weit er es seyn konnte, ohne aufzuhören, Indianer zu seyn. Die neue Lehre vermochte seine frühern Vorurtheile nicht zu vernichten, noch seine herrschende Leidenschaft zu besiegen. Jezt hatten die Mohawks einen christlichen Freund beleidigt, und die Befriedigung seines Hasses schien ihm eine christliche Tugend. Allein ein Umstand stand seinem Entschlusse, Robert zu begleiten, im Wege. Mendowit schloß, die Indianer werden ihren Rückzug über die sogenannte *Notch* (Kerbe) der weißen Berge nehmen, und vor diesem Paß hatte er eine abergläubische Furcht. Aber Robert bot alle seine Beredsamkeit auf, ihn zu überzeugen, daß sie die Mohawks einholen müßten, bevor sie den Agiokotschuk erreichten, so daß Mendowit endlich einwilligte.

Die Sonne ging eben unter, als sie ihre Verabredungen getroffen hatten. Die Spur der Indianer während der Nacht zu verfolgen, war unmöglich, und Robert war nun, da es ihm möglich schien, Marie wieder zu gewinnen, verständig genug, dem Rathe seiner Freunde zu folgen und den Morgen zu erwarten. Fast die ganze Nacht brachte er mit Vorbereitungen zu seinem Abenteuer zu, oder hörte die Rathschläge seiner Begleiter an. Einige suchten dem jungen Ehemann von dem gewaltsamen Versuch zur Befreyung seiner Gattin abzurathen, weil sie behaupteten, daß die Indianer, wenn sie angegriffen würden, ihre Gefangenen stets zu ermorden pflegten. So hielten sie es für's Beste, einen Gesandten an die Mohawks abzufertigen, die sich ohne Zweifel willig finden lassen würden, sie gegen ein Lösegeld frey zu geben. Robert schauderte bey dem Gedanken, daß seine Unbesonnenheit seiner Gattin den Tod bringen könnte; allein ihre Befreyung gegen ein Lösegeld war ungewiß, und ihre Erlösung konnte

sich lange verziehen. Dagegen hoffte er, seine Feinde unversehens zu überfallen, Marien zu befreyen, an sein Herz zu drücken, und ihren süßen Dank aus ihrem lieblichen Munde zu vernehmen. Als dieß Bild in den lebendigsten Farben vor seine Seele trat, fuhr er von seinem Sitze auf und stürzte fort, um zu sehen, ob noch kein Dämmerlicht den jungen Morgen verkünde. Es tagte, und völlig gerüstet, der Indianer mit seiner Flinte und seinem Tomahawk (Streitart), Robert mit einer Doppelflinte, einem Schwert und Munition, und jeder mit einem Bündel Mundvorrath und Erfrischungen für Marie, gingen sie auf ein Unternehmen aus, das ohne Zweifel mit mehr wirklichen Gefahren verbunden war, als die Abenteuer mancher stolzen Ritter, deren Thaten in Legenden gepriesen und auf den Wappenschilden ihrer Nachkommen zur Schau gestellt werden. Gewiß, der Ruhm hängt weit mehr von den Umständen als von der innern Größe der Thaten ab. Hätte Robert in den Tagen des Ritterthums gelebt, sein Muth und seine Ausdauer hätten ihn zum besungenen Helden gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Wunderknabe in Palermo,

Palermo besitzt gegenwärtig eines jener Wunderkinder, die, ob sie gleich nicht außerordentlich selten sind, doch immer sehr interessante Erscheinungen bleiben. Der siebenjährige Vinzenz Zuccaro löst zum großen Erstaunen der Gelehrten und Layen die schwierigsten arithmetischen Aufgaben auf der Stelle. Am 30sten Januar d. J. bestand er im Pallast der Akademie des guten Geschmacks eine Prüfung vor einer sehr zahlreichen Versammlung; zwey Professoren führten das Protokoll dabey. Der Kleine löste eine Menge der schwersten Fragen; wir führen nur zwey der einfachsten an: 1) Ein Schiff ist um Mittag von Neapel nach Palermo abgesegelt, und macht zehn Meilen in der Stunde; ein anderes macht sieben Meilen, und ist im nämlichen Augenblick von Palermo nach Neapel unter Segel gegangen. Zu welcher Stunde begegnen einander die beyden Schiffe, und wie viel Meilen hat jedes gemacht, wenn es von einer Stadt zur andern 180 Meilen ist? — Der Knabe antwortete sogleich: „Das erste hat $105\frac{15}{17}$ Meilen, das zweyte $74\frac{2}{17}$ Meilen gemacht." Man bemerkte ihm, er habe nicht gesagt, zu welcher Stunde die Schiffe einander begegnet seyen. — „Nun, das versteht sich," antwortete er; „$10\frac{10}{17}$ Stunden nach der Abfahrt." Diese Antwort war allerdings schon in der ersten enthalten, und das Kind meynte, die Gesellschaft sehe diese nothwendige Verknüpfung so gut ein, wie es selbst, und hielt für unnöthig, es anzugeben. 2) In drey Stürmen nach einander ist der vierte, dann der fünfte, endlich der sechste Theil der Stürmenden geblieben, und nun sind ihrer noch 138. Wie viel waren es Anfangs? Antwort: 360. „Wie hast Du diese Zahl gefunden?" — „Wären ihrer 60 gewesen, so wären nach den Stürmen 23 übrig geblieben; 23 ist aber der sechste Theil von 138; also waren es Anfangs sechs Mal sechzig Mann, d. h. 360." — „Warum kamst Du aber gerade auf 60, und nicht auf 50, 70 u. s. w." — „Weil weder 50 noch 70 sich weder mit 4 noch mit 6 theilen lassen." Der Knabe verfährt also beym Rechnen nicht nach der gleichsam mechanischen Weise der gewöhnlichen Rechner. Die Regierung will den Wunderknaben vernünftig erziehen lassen. Leider entsprechen aber solche Erziehungen von Regierungswegen nicht immer ihrem Zwecke.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. August.

Merkwürdig und erfreulich zugleich ist der rege Sinn, der sich im französischen Unterrichtswesen äußert. Seitdem die Presse frey ist, ist auch der lebhafte Wunsch entstanden, das Unterrichtswesen von seinem alten Zwange zu befreyen, die in allen andern Fächern so heilsame Konkurrenz einzuführen und dann in den öffentlichen Anstalten den Unterricht den Bedürfnissen unserer Zeit mehr anzupassen, besonders aber die Bildung der gewerbfleißigen Klassen zu befördern, welche in Frankreich seit der Revolution so sehr an Reichthum, Ansehen und Einfluß zugenommen haben und für welche in den Kollegien, wo das Erlernen des Lateinischen die Hauptsache ist, so übel gesorgt wird. Napoleon, dem das despotische Centralisiren ganz in seinen Plan paßte, hatte das gesammte öffentliche Erziehungswesen seiner nach dem Muster der alten Universität angelegten kaiserlichen Universität übergeben; da war kein freyer Unterricht mehr, alles mußte von oben herkommen; wer nicht zur Universität gehörte, konnte kein Lehrer seyn. Ein solcher Zwang ist mit einer freyen Verfassung unverträglich und hindert die freye Entwickelung der geistigen Kräfte der Nation. Vieles ist von dieser Sklaverey schon weggefallen, besonders seitdem kein Bischof mehr an der Spitze des Unterrichts steht, denn nichts war in Frankreich dem Unterrichte schädlicher, als die Macht einer Geistlichkeit, welche den Zeitgeist gar nicht kennt und mit den Bedürfnissen des jetzigen Geschlechts nicht vertraut ist. Die französische Geistlichkeit und, was noch schlimmer ist, die berüchtigte Kongregation hält sich im Gewissen für verbunden, die Jugend eben so abergläubisch als bigott zu erziehen, wie sie es vor zwey Jahrhunderten that, und sie arbeitet blind darauf los, das junge Geschlecht auf den Punkt zurückzuführen, auf dem ihre Voreltern zu jener Zeit standen. Allein die Nation schreitet vorwärts; alles Aufhalten und Zaudern der Geistlichkeit hilft nichts; Frayssinous hat auf seinem Posten als Großmeister der Universität sich nicht halten können, und man hat sie doch einem Layen wieder anvertrauen müssen. Seitdem ist auch ein ganz anderer Geist in derselben rege geworden, und zum Beweise des lebhaften Antheils, den man daran nimmt, dient die Erscheinung einer eigenen Zeitung, Gazette de l'instruction publique, welche das Publikum von allen Verbesserungen

des Unterrichtswesens in Kunde sezt und die Mißbräuche rügt. Dieses Aufdecken der Mißbräuche ist es, was die Beamten und Minister am meisten in Harnisch bringt. Ob die Tageblätter diese oder jene Grundsäze bekennen und in Umlauf sezen, ist ihnen ziemlich gleichgültig; sobald aber ein Journalist ein Späherauge auf das Innere ihrer Verwaltung richtet und die Mängel derselben aufdeckt, so wird ihnen bange vor der öffentlichen Meynung, und sie wünschen die Zeitung und die Preßfreyheit über's Meer hinüber. Dieß ist aber gerade die Wohlthat der Preßfreyheit, daß sie die Mängel der von der Nation besoldeten Verwaltungsbehörden aufdecken kann und somit Anlaß gibt, dieselben zu verbessern. Die Regierung lernt außerordentlich viel aus den Tageblättern und ihre Wirkung ist unglaublich. Als einen wichtigen Schritt zur Freylassung des Unterrichtswesens kündigt man bereits die baldige Errichtung großer Unterrichtsanstalten auf Privatkosten in Paris an, und die bestehenden Kollegien sollen den Wunsch geäußert haben, ihre Anstalten verbessern zu dürfen, um mit den neu zu errichtenden die Konkurrenz aushalten zu können. Es hat sich neulich die Direktion der Messageries royales genöthigt gesehen, die Fracht der Pakete herabzusezen, weil die vortrefflich eingerichtete Privat-Fuhranstalt der HH. Lafitte, Caillard u. Comp. ihr eine allzu gefährliche Konkurrentin wurde. So muß es auch mit dem Unterrichtswesen gehen, sobald Freyheit dasselbe beseelen wird. Die lezte öffentliche Versammlung der Gesellschaft des Elementarunterrichts, unter dem Vorsize des Herzogs von Doudeauville, zeugte auch schon von dem bessern Geiste, der nun bey der obern Behörde herrscht. Denn dießmal wurden nicht mehr Klagen über Verunglimpfung der guten Absichten der Gesellschaft vernommen, sondern tröstliche Worte über den frischen Eifer der Jugendfreunde in ganz Frankreich, oder wenigstens in einem beträchtlichen Theile des Reichs; denn leider gibt es noch Gegenden, wo die Geistlichkeit und der alte Adel allen ihren Einfluß anwenden, um den Aufflug der neuen Geschlechter zu hemmen und den Fittichen des Zeitgeistes Bley anzuhängen. „Wir beabsichtigen nichts Geringeres,“ sagte der Herzog von Doudeauville in seiner Rede, „als alle unsere Mitbürger, ja alle Menschen lesen, schreiben und rechnen, und auch andere Sachen, wenn es möglich ist, zu lehren. Das ist unser einziges, unveränderliches Ziel; nie werden wir aufhören, darnach zu streben; nur werden wir dann und wann unsere Schritte beschleunigen oder hemmen, je nachdem die Hindernisse sind, die uns im Wege stehen werden. Wer über die Verbreitung der Aufklärung wie über ein Uebel seufzt, wer in der Unwissenheit die sicherste Beschüzerin der Jugend erblickt, wer sich einbildet, er sey im Gewissen verpflichtet, zu glauben, daß die Vorsehung den Menschen mit dem Denkvermögen begabt hat, damit der größte Theil des menschlichen Geschlechts so wenig denke als möglich, der mag sich offenbar wider uns stellen; wer aber glaubt, daß der Unterricht etwas Gutes ist, daß derselbe dazu dient, die Ordnung im Staate aufrecht zu halten, den Menschen im Elende zu trösten, religiöse und moralische Gesinnungen zu befördern, der komme zu uns u. s. w.“ Solche Worte eines Staatsministers, welcher den Muth hatte, sich von Villèle und seinen Kollegen zu trennen, als diese Minister es zu arg trieben, sind eine große Aufmunterung für die Freunde des Jugend- und Volksunterrichts; sie werden daher auch wieder thätig in allen Gegenden. Drey Gesellschaften haben sich vereint, um einen Preis von 1500 Franken für die beste Schrift zu Gunsten der Freyheit des Unterrichtswesens auszusezen. Der Minister des öffentlichen Unterrichtes hat einen Preis von 10,000 Franken für das beste Lesebuch in Volksschulen versprochen, und die Gesellschaft des Elementarunterrichts fährt fort, jährlich mehrere Preise für gute Volkskalender und faßliche Unterweisungen in wissenswürdigen Dingen auszutheilen. Kommt nun einmal eine gute Munizipalverfassung dazu, die wahrscheinlich nicht lange mehr ausbleiben wird, so müßte Frankreich wahrlich unter einem unglückseligen Gestirne stehen, wenn es nicht eins der vielversprechendsten Länder im großen gesellschaftlichen Kreise der Völker würde.

Dg.

Frankfurt a. M., August.

(Fortsezung.)

Man bedauert allgemein, daß unsers Ries Meisterwerk, „die Räuberbraut,“ bis jezt in Jahresfrist erst zweymal gegeben worden. Die Kunstfreunde sind darüber sehr erzürnt und erzählen von mancherley Ursachen dieser Vernachlässigung einheimischer Kompositionen. — Zu etwas Ernsterem überzugehen, gedenke ich der nahen Aussicht auf Erscheinung der von unserm Rüppel zum Druck beförderten Beschreibung seiner Reise in Dongola, Kordofan und dem peträischen Arabien. Unter den verschiedenen Abtheilungen der Reisebeschreibung zeichnen sich diejenigen besonders aus, welche über den politischen und statistischen Zustand Dongola's, so wie über die alterthümlichen Reste auf verschiedenen, vor Rüppel von keinem europäischen Reisenden besuchten Punkten interessante Details geben. Der höchst anspruchslose, bescheidene Ton, worin R. das Resultat seiner Erfahrungen dem Lesepublikum mittheilt, gibt auch minder wichtigen Notizen einen gewissen Reiz und entwaffnet im Voraus die allzu scharf sichtende Kritik. Uebrigens enthält die Reisebeschreibung, neben der chronologischen Darstellung der verschiedenen Excursionen, nur den geographisch-statistischen Theil der Rüppelschen Beobachtungen, nebst interessanten Zügen in Betreff der Sitten und Gebräuche der Dongola bewohnenden Völkerschaften. Der naturhistorische Theil ist für eine künftige Bekanntmachung vorbehalten. — Für den 28. August, als Göthe's Geburtstag, werden mancherley Anstalten getroffen. Die Theaterdirektion will sich besonders hervorthun; ich werde berichten, wie es ihr gelingt. Der Liederkranz hat sich vorgenommen, den Festtag fröhlich und doch in würdigem Ernste zu begehen. Ob die Mitglieder des Göthe-Vereins, so nannten sich die Individuen, welche vor Jahren mit dem Plane zu einem Denkmal für den Dichter hervortraten, etwas thun werden, steht zu erwarten. Ich fürchte jedoch, sie versäumen die seltene Gelegenheit. Wie schön hätte sich eine Denkmünze auf den 80jährigen Greis erfinden lassen. Mittel haben wir genug, aber — mens agitat molem! — Im physikalischen Vereine wurden auch in der lezten Zeit mehrere viel Interesse darbietende Vorträge vernommen. So theilte der derzeitige Sekretär desselben, Handel, das Wesentlichste aus einer Schrift des k. bayerischen Geh. Hofraths von Rau mit, die von diesem der Gesellschaft war überschickt worden. Diese Schrift, betitelt: Notizen aus dem Gebiete der Physik für Artilleristen, ward durch die wichtigen Versuche veranlaßt, welche die angeordnete Artilleriekommission der Bundesfestung Mainz im verflossenen Sommer anstellte und die, wie Hr. v. Rau bemerkt, entscheidende Aufschlüsse über mehrere seither unerledigte Aufgaben der Artillerie ertheilten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 205.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 27. August 1829.

Gefühle tausendfacher Art bewegen
Sein Herz, so daß es zittert, matt und kalt;
Er eilt hinweg, bestürzt, und glaubt zugegen
Der Freundin blasse, leidende Gestalt.

Tasso.

Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung.

(Fortsetzung.)

Robert und sein Begleiter betraten jetzt den tiefen Wald und drangen, den Spuren ihrer Feinde nachgehend, Anfangs mit möglichster Eile vor. Bald aber hemmte Mendowit seinen rastlosen Schritt und stellte Robert vor, daß die beyden Mohawks vielleicht Streifwachen eines größern Truppes seyen, und man Vorsicht anwenden müsse, um nicht unversehens in einen Hinterhalt zu fallen. Roberts Ungeduld hätte sich nie dieser Beschränkung gefügt, wenn er ein Mittel gewußt hätte, den Schritt Mendowits zu beschleunigen; so aber sah er sich genöthigt, seiner Weisung zu folgen. Vorsichtig durchzogen sie die alten Forste, in welche sich noch nie der Fuß eines Weißen gewagt haben mochte. Tiefe Stille ringsum, nur von Zeit zu Zeit durch den plötzlichen Schrey eines einsamen Vogels unterbrochen, oder von einem Rauschen im trocknen Laub; dann hielten die Wanderer plötzlich in athemlosem Schweigen, bis ein Hirsch, dem sie keine Kugel nachzusenden wagten, über ihren Pfad weg in das Dickicht gegenüber schoß. Während ihrer Wanderung lastete auf Robert ein unerträglich quälendes Gefühl, weit peinlicher, als wenn er gewußt hätte, daß Marie nicht mehr sey. Der Schmerz, welchen sie fühlen mußte, schwebten in so schreckhaften Bildern seinem Geiste vor, daß jeder Laut ihn aufzufordern schien, zu ihrer Rettung fortzueilen, und die beständigen Hindernisse, die ihre Schritte hemmten, erfüllten ihn mit einer Wuth, der er fast nicht Meister wurde. Seine Ungeduld erregte große Verwunderung bey Mendowit, welcher mit der größten Kaltblütigkeit die zum Einholen ihrer Feinde erforderliche Zeit und den Vorsprung, den sie gewonnen, berechnete. Dieß wäre ein Leichtes gewesen, wenn die Mohawks geradeaus gegangen wären. Allein sie hatten, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß sie verfolgt würden, mannigfache Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Oft waren sie gleich den Füchsen rückwärts gegangen, ein andermal, den Lauf eines Baches verfolgend, lange in dem Wasser fortgewatet und hatten überhaupt ihre Fußstapfen so verwirrt, daß nur der Scharfsinn eines rothen Mannes sich zurecht finden konnte. Diese Vorsicht überzeugte Mendowit, daß keine bedeutende Anzahl Indianer in der Nähe sey, und am Morgen des vierten Tages kündigte er an, daß sie jetzt nächstens Marie zu Gesicht bekommen würden. Sie nahten sich jetzt den Gebirgen, und Mendowit schien sehnlichst zu wünschen, daß sie die Indianer noch einholen möchten, bevor sie die zu der Noth führende Schlucht erreichten. Durch die Fußstapfen überzeugten sie sich, daß Marie nicht mehr ging, wahrscheinlich nicht mehr gehen konnte. Robert zitterte und faßte krampfhaft seine Flinte, sein wirres Auge forschte ringsum, eine Bestätigung seiner Besorgnisse zu finden; doch selbst der Anblick ihres verstümmelten Körpers hätte die Angst seines Herzens nicht steigern können. Das Wetter, das, seit sie Dover verlassen hatten, ungewöhnlich trocken und warm gewesen, änderte sich nun plötzlich,

und es war, als haben sie eine andere Himmelsgegend betreten. Dichte, finstere Wolkenmassen umlagerten die Gebirge, umzogen bald den ganzen Horizont, und nächtliche Finsterniß hatte sie mit einem Mal umfangen; ein heftiger Wind erhob sich und tobte mit der Gewalt eines Orkans daher. Es brauchte keine starke Phantasie, um sich einzubilden, die alten Wälder stöhnten ahnungsvoll einem Schrecknisß entgegen. Die Stämme der höchsten Bäume erzitterten, und ihre luftigen Häupter beugten sich zur Erde. „Wir müssen umkehren," sprach Mendowit, stille stehend, „wir holen sie nicht mehr ein. Den verborgenen Pfad Agiokotschuks darf Mendowit nicht betreten." — „Ihr müßt," entgegnete Robert ernst, den Grund seiner Zögerung mißverstehend, „aber Ihr braucht nicht zu fechten. Zeigt mir die Mohawks, und wären ihrer zweyhundert, ich will Marie erretten!" Ein lichter Blitzstrahl unterbrach ihn; die Berge, ihre hohen Häupter, die zum Himmel reichten, ihre gähnenden Abgründe, die ungeheuern Felsen, die hier in den Tiefen wurzelten, dort in den Räumen der Lüfte schwebten und auf die Häupter der tief unten Wandelnden herabzustürzen drohten, die schwarzen Baumkolossen, mit ihren Wurzeln und Fibern in die Risse der Abgründe geflochten, alles war auf einen Augenblick vom glänzendsten Lichte beleuchtet. Ein furchtbarer Donnerschlag folgte; sein Echo tönte erschütternd durch die bebenden Gebirge, und in Strömen stürzte der Regen nieder.

Umsonst versuchten sie in dem heftigen Sturm und Regen weiter zu kommen. Mendowit winkte nach der westlichen Seite des Bergs, an der sie standen, und begann hastig hinanzusteigen. Robert folgte; der Pfad war gefährlich und erforderte viele Vorsicht; allein der Indianer schien bekannt in der Gegend, und sie gelangten endlich in eine Art von Höhle an der Seite des Abgrundes. Der Sturm tobte fort; es war, als sey Luft, Feuer und Wasser losgelassen, die Erde in ihren Grundfesten zu erschüttern. Die Blitze, die zu einem Feuermeere verschmolzen, das furchtbare Rollen des Donners, der Regen, der sich in Strömen aus den Wolken ergoß, das Heulen des Sturmes, der durch die Gebirgspässe tobte, das unaufhörliche Krachen der stürzenden Felsen und Bäume, alles vereinigte sich zu einem Auftritt von gräßlicher Erhabenheit, den die Seele fühlen, aber keine Feder beschreiben kann. In diesem Schiffbruch der Natur gedachte Robert nicht der eigenen Gefahr; sein einziger Gedanke war sein Weib. Bey jedem neuen Ausbruch des Sturmes seufzte er: „Guter Gott, wo ist jezt Marie?" bis seine Knie bebten und große Schweißtropfen auf seinem blassen Gesicht standen. Dann rannte er wieder nach der engen Oeffnung der Höhle mit gerungenen Händen, und schaute hinaus, ob der Sturm sich nicht lege, trat wieder in das hinterste Dunkel zurück und warf sich verzweiflungsvoll auf den feuchten Felsen nieder, schloß die Augen und suchte sich aller Gedanken zu entschlagen. So brachte er die Stunden bis nach Mitternacht hin, als sich, während der Sturm sich ein wenig gelegt hatte, ein seltsames Geräusch hören ließ. Es war kein Schrey oder Ruf einer Menschenstimme, kein Geheul eines wilden Thieres, sondern ein tiefer, unheimlicher Ton, der gleich einer Warnung eines überirdischen Wesens dem Zuhörer durch Mark und Gebein drang. Robert fuhr auf; ein lichter Blitzstrahl zeigte ihm, daß auch Mendowit sich vom Boden aufgerichtet hatte; die Hände sanken ihm kraftlos an der Seite nieder, und sein Gesicht verrieth einen Grad von Schrecken, wie er bey einem rothen Manne selten ist. „Es ist die Stimme des Abamotscho!" sprach der Indianer in leisem, zitterndem Tone. „Ich habe sie schon einmal gehört. Er ruft nach einem Opfer!" — „Wo ist er?" fragte Robert, sein Schwert ziehend. „Es ist der Geist des finstern Landes!" entgegnete Mendowit und duckte sich furchtsam nieder. „Er herrscht über diese Gebirge; er schreitet im Sturme daher, und wen er sich aussersieht, kann dem Verderben nicht entrinnen." Roberts ganze Seele war bisher so sehr von Marie und ihrer Rettung erfüllt, daß kaum ein Gedanke an ein anderes menschliches Wesen in ihm aufstieg. Nun aber, da der schreckliche Laut ihn aufgeschreckt, erwachte sein Neugierde zu erfahren, was den Indianer so sehr bewege, und was es mit dem Agiokotschuk für eine Bewandniß habe. Nach einem tiefen Seufzer sprach Mendowit: „Diese Gebirge gehören dem bösen Geist Abamotscho. Er begünstigte von jeher die Mohawks, und bahnte ihnen einen Pfad, indem er das Gebirg spaltete, als sie vor den Pfeilen Tukenschosens, des großen Sachems der Massachusets flohen. Der böse Geist saß auf einem hohen Felsen, auf der höchsten Spitze des Gebirgs, und winkte den Mohawks vorüberzuziehen, indem er die Hand auf die Brust legte. Sie gehorchten und wurden gerettet; als aber Tukentschosen folgen wollte, streckte der Geist seinen Arm aus, und große Steinblöcke und Bäume rollten über die Krieger herab, daß alle, außer dem Anführer, zu Grunde gingen. Dieß geschah viele, viele Monate, ehe die weißen Männer ins Land kamen; aber keiner unserer Krieger wagte sich nach dem Agiokotschuk, um die Gebeine der Erschlagenen wegzubringen. Endlich ward mein Vater Sachem der Massachusets. Er war ein großer Häuptling; sein Stamm war zahlreicher als die Blätter in dem Sommerforst; tausend Krieger folgten ihm, und er sagte, er wolle die Gebeine seiner Väter zurückbringen. Er rief seine junge Mannschaft auf und nahm mich mit, auf daß ich die Pfade der Wälder kennen lernte. Ich war damals noch ein Kind, konnte noch keines Kriegers Bogen spannen; aber es ging in nicht in den Kampf."

Er schwieg, und Robert merkte an dem Tone seiner Stimme, daß sich schmerzliche Erinnerungen aus frühen

Jahren seinem Geiste aufdrängten. Nach wenigen Augenblicken fuhr er fort: „Wir kamen an den Agiokotschuk. Der Sturm brüllte so laut, wie Ihr jezt hört, und in eben dieser Höhle brachte mein Vater mit mir die Nacht zu. Wir hörten die Stimme des Abamotscho. Am Morgen sahen wir ihn auf seinem Felsen sitzen. Er winkte uns mit dem Arme, daß wir gehen sollten. Ich sah es und zitterte; aber mein Vater wollte nicht gehen; er durchsuchte alles ringsum, allein die Gebeine unserer Väter waren verschwunden. Wir kehrten zu unserm Stamme zurück; aber der böse Geist hatte uns seinen Fluch nachgesandt. Eine Seuche raffte unsere junge Mannschaft hin; die Mohawks skalpirten unsere Greise und unsere Kinder, mein Vater fiel durch ihre Pfeile. Ich rächte seinen Tod, allein ich konnte den Untergang meiner Nation nicht abwenden. Drey Mal reiste ich an den Agiokotschuk, um den Abomotscho zu versöhnen; wir beteten zu dem Ketan, da wir zu Hause waren; es half nichts."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Lombardei vor hundert Jahren.

Je seltener die Politiker und Kannegießer werden, die in einer Zeit, für deren Repräsentant Ludwig XIV. gelten kann, und wo alles, von den Staatsformen bis auf das Kostüme, nach so majestätischem Zuschnitt war, Muster für das gegenwärtige Geschlecht suchen, desto wißbegieriger forscht man nach jenen Sitten, welche die jetzigen gebaren. Lassen wir zur Unterhaltung einige Bilder aus der eigentlichen guten alten Zeit an uns vorübergehen, aus jener Zeit, wo noch nicht die behagliche Wolkenperrücke dem philosophischen Haarbeutel und dem politischen Zopf Platz gemacht hatte, den lezten Früchten, welche jene Periode trug. Wir wissen aus Memoiren, was die Lombardei zu den Zeiten Eugens war, wir wissen ungefähr, was sie jezt ist; hören wir nun, was darüber ein französischer Offizier an eine Dame zu der Zeit schrieb, als Ludwigs XIV. Heere und die Oestreicher sich in Italien um die Frage stritten, wem die spanische Krone von rechtswegen gehöre.

* * *

Mailand, 5. Januar 1701.

Ich bin in einer Stadt, die dreyzehn Thore, zweymalhunderttausend Seelen und mehr denn dreytausend Kutschen hat. Sie würden sich sehr wundern und Ihr Kutscher noch mehr, wenn Sie hier Wagen in Menge anträfen, wovon kein einziger in Trott kommt, noch jemals in Trott gekommen ist. Sie schleichen im langsamen Schritt dahin. Obgleich die Straßen ziemlich enge sind, so macht doch dieses schöne Phlegma, daß alles ohne die geringste Verwirrung abläuft. Man macht Platz, man grüßt sich und rennt nicht gegen einander. Der Corso gewährt einen eben so ruhigen Anblick. Die mit Damen und Herrn gefüllten Kutschen stellen sich auf dem Domplatz, der Hauptkirche gegenüber, auf, und bleiben so fünf oder sechs Stunden beysammen, ohne daß sich eine rührt. Die galanten Herrn laufen zu Fuße herum und plaudern an den Kutschenschlägen mit den Frauenzimmern. Hierin besteht das große Vergnügen der vornehmen Welt, kurz, was man den Corso nennt.

Es gibt hier mehr denn zweyhundert Häuser, wovon das geringste eine Reihe von achtzehn bis zwanzig Zimmern, Zierrathen ohne Ende, ungeheuer lange Gemäldegallerien und ein Volk von Bedienten hat, die fast eben so müßig sind, wie ihre Herrn. Der oder die, die man besuchen will, befindet sich allezeit in dem allerlezten Kabinette. Nun rechnen Sie, Madame, wenn ich täglich nur zehn Besuche und bey jeder Thüre nur sechs Reverenzen mache, rechnen Sie, oder lassen es von einer Ihrer Damen ausrechnen, wie oft Ihr gehorsamster Diener den Tag über seinen Rücken beugen muß, wobey ich die Verbeugungen bey Hofe gar nicht in Anschlag bringe. Hof heißt man hier Folgendes; Herr und Frau von V., Statthalter und Statthalterin dieses Staats, wohnen in einem Pallaste, der, ohne Widerrede, weit größer ist, als das Palais royal. Des Abends werden zwey sehr große roth meublirte Zimmer, die an einander stoßen, stark erleuchtet. Das eine heißt das Zimmer des Thronhimmels, das andere das Bettzimmer. In der That sind auch der Thronhimmel und das Bette so prächtig, als nur Meublen der Art seyn können. In diesen beyden Gemächern, die von undenklichen Zeiten her der Langeweile des Ceremoniels geweiht sind, werden mit großer Sorgfalt alle Stühle, welche man nur auftreiben kann, in Ordnung gestellt. Sie sind einander alle gleich und stehen alle in geraden Linien, wie bey einer Predigt; es wird nur so viel Platz dazwischen gelassen, daß man zur Noth durchkommen kann. Gegen sechs Uhr fangen die Damen an sich einzustellen. Alle sind en corps, sehr gerade, sehr gezwungen, sehr geputzt. Die Frau Statthalterin erscheint, und das gibt dann jedesmal, wie natürlich, einen großen Aufstand. Es wird nun eine Parthie l'Hombre gespielt, worauf die Damen, deren nicht weniger als zwey- bis dreyhundert sind, Geduld genug haben, bis zehn Uhr auf Einem Fleck auszuhalten. Man gibt Chokolade, Thee, Kaffee, Gefrornes herum, und das heißt eine Conversazione. Ich vergaß einen schönen Umstand. Weil nur Ein Kamin vorhanden ist und die Zimmer ziemlich kalt sind, auch wegen des Ab- und Zugehens der Männer die Thüren beständig offen bleiben müssen, so hat jede Dame ihr Wärmkästchen. Die Damen von Stande, deren hier eine gar große Anzahl ist, gehen französisch, das gemeine Volk aber spanisch gekleidet. Ich werde die Ehre haben, Madame, Ihnen die Kirchen, die größtentheils bewunderungswürdige Denkmäler sind, und die Nonnenklöster zu beschrei-

ben, wo täglich die feinste Galanterie getrieben wird. Ein Gebrauch, der allen unsern jungen Frauenzimmern in Frankreich höchst missfallen würde, ist, daß sich nicht Eine in ihrem väterlichen Hause befindet. Keine Mutter kann hier ihre Tochter zum Vorwand brauchen, um auf Bälle oder in Assembleen zu gehen. Die armen Kinder stecken alle im Kloster, bis man sie verheirathet.

* * *

Mailand, 11. Januar 1701.

So viel Verschiedenheit auch die Länder in gesellschaftlichen Verhältnissen, in Sitten und Manieren darbieten mögen, die Gewohnheit und der leidige platte Ton machen, daß man fast allenthalben Einerley thut und denkt. Indessen bin ich überzeugt, Madame, wer berechnen wollte oder könnte, wie vielerley Weisen, die freylich am Ende alle auf Eins hinauslaufen, die Menschen erfunden haben, sich lächerlich zu machen, dem würde es an Zahlen fehlen. Zum Exempel die Wärmkästchen. In Frankreich würden sie unausstehlich scheinen, und hier ist es die natürlichste Sache von der Welt, die man täglich sieht, ohne daß Jemand etwas dagegen einzuwenden hat. Alle Frauenzimmer führen sie und stellen sie unter ihre Kleider. Damen, welche die Pracht lieben, haben sie von Silber und tragen sie am Arme wie einen kleinen Koffer. Die eleganteſten Frauenzimmer pflegen sogar wohlriechendes Räucherwerk in ihre Wärmkästchen zu werfen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., August.

(Beschluß.)

Hr. v. Nau ward namentlich in den Stand gesezt, einige Versuche und Beobachtungen zu machen, die zunächst der Physik angehören. So nahm er z. B. wahr, daß der Einfluß feuchter Witterung auf das Pulver größer ist, als auf den Druck des geschossenen Projectils; daß großkörniges Pulver bey grobem Geschüz meistens nicht geringer als kleinkörniges wirkt, dieses aber bey kleinen Gewehren kräftiger, als großkörniges. „Dieß läßt vermuthen," bemerkt derselbe, „daß bey kleinen Ladungen die kleinen Körner in einem Moment aufgelöst werden, daß aber die größern Körner eine gewisse Zeit oder mehrere Momente zur völligen Entzündung bedürfen." In Betreff der Wirkung der Geschosse auf Körper, die sich in der Nähe der Fluglinie befinden, machte Hr. v. Nau ein vorzüglich interessantes Experiment. Er legte nämlich ein Huhn, 200 Schritte weit von der Kanone entfernt, gerade in die Fluglinie der Kugel, so daß diese noch nicht einen Fuß weit über dem Thier hinfuhr; das Huhn war angebunden. Ohne Schrey und Bewegung blieb es ruhig und war gesund, als man es losband. Ein anderes Huhn lag nur 18 Klafter von der Kanone mit 4 Fuß Seiten-Abweichung rechts; ein drittes Huhn lag in derselben Entfernung links in der Höhe des Kugelflugs. Beyde machten keine Bewegung beym Abfeuern der 24pfündigen Kugel, und waren munter und gesund beym Losbinden. Kein Glied war im Geringsten beschädigt, und nach dem Schlachten und Rupfen war nicht einmal ein blauer Fleck am Fleische zu sehen. „Wenn," bemerkt der Verf., „diese Beobachtung die Erfahrungen von Beschädigungen von Menschen keineswegs entkräftet, weil hier die weiche Federbedeckung und die geringere Reizbarkeit des Nervensystems von wesentlichem Einfluß seyn können, so bleibt es doch auffallend und schwer zu erklären, daß unter der unbeschädigten Fleischdecke des Menschen Knochen zerbrochen werden können durch den grossen Druck der Luft, welcher durch die Bewegung einer Kugel hervorgebracht wird, ohne daß die Besinnungskraft verloren geht." — Unter den von unserm Physiker Bögner in der Zwischenzeit veranstalteten elektrischen Experimenten waren besonders diejenigen merkwürdig, welche die Wirksamkeit des elektrischen Funkens auf Metalle zu versinnlichen bezweckten. Er zeigte dabey, wie stärkere Drähte von Eisen oder Stahl durch das Durchgehen dieses Funkens magnetisch werden und Polarität erhalten, und bemerkte, daß bereits ältere Physiker, z. B. William Gilbert in seinem Werke de Magnete, London 1600, so wie neuerdings Hr. v. Yelin in München die Identität des Mineral-Magnetismus mit der Elektrizität darzuthun gesucht hätten. Höchst auffallend, sagte der Redner, sey es, daß man früher schon den Zusammenhang dieser beyden Kräfte geahnet habe, welcher durch die neuesten Versuche über Elektro-Magnetismus bewiesen worden sey. Er äußerte dabey die Vermuthung, daß sämmtliche Imponderabilien das Ausstrahlen einer und derselben Grundkraft seyen, die Thales von Milet 600 Jahre vor Ch. Geb. die Weltseele genannt habe; eine Idee, die in den neuern Systemen der Philosophie mehr oder weniger ausgeführt worden ist. — Ungeachtet der gesegneten Erndte, die uns eben keine Theurung befürchten läßt, scheint die Erzielung wohlfeiler Nahrungsstoffe immer mehr das Erfindungsvermögen der Chemiker zu beschäftigen. Ich berichtete zur Zeit über die Erfindungen des Hrn. Professor Strauß in Aschaffenburg. Seitdem wurde aber noch, ebenfalls im physikalischen Vereine, ein Vortrag über Darcets Verfahrungsweise, die Gallerte aus den Knochen zu gewinnen, vernommen. Dabey wurde zugleich das Modell einer Maschine vorgezeigt, mittelst deren man durch Dampfkochung diese Gallerte gänzlich aus den Knochen zieht, um sie als trockene Bouillontafeln zur Nahrung anzuwenden. — Unsers Mitbürgers, des Hauptmann Busch, holzersparende Stubenöfen haben sich nunmehr auch in den Niederlanden eines wohlverdienten Beyfalls zu erfreuen. Der Erfinder hat dem physikalischen Vereine ein darüber an ihn eingegangenes Schreiben des k. niederländischen Obristlieutenants von der Artillerie, Kellner, mitgetheilt, worin von den Resultaten derjenigen Versuche sehr ausführlich die Rede ist, die derselbe zu Delft mit einem solchen Ofen anstellte. — Die Berichte über die Resultate der in vielen Gegenden Deutschlands und der Schweiz am 17. Juli angestellten 24stündigen meteorologischen Beobachtungen sind zwar bereits dem physikalischen Vereine zugesandt worden; allein die Berechnungen konnten seither noch nicht vollendet werden. Ich behalte mir demnach vor, in einem folgenden Berichte das Interessanteste darüber mitzutheilen. — Unter den auch in statistischer Hinsicht sehr wichtigen Arbeiten, denen sich der Verein unterzogen hat, verdient die Ermittelung des Verhältnisses erwähnt zu werden, worin während der lezten 50 Jahre hier in Frankfurt die Sterblichkeit zu den Geburten stand. Bekanntlich hat während dieses Zeitraumes die Stadt in klimatischer Hinsicht eine grosse Verbesserung erfahren, da die Ausfüllung der Stadtgräben, die Abtragung der Wälle, die Anlage von Promenaden ꝛc. in diese Periode fallen. Die Ergebnisse jener Arbeit dürften demnach in mehr als einer Hinsicht sehr merkwürdig seyn und zu höchst interessanten Schlüssen Veranlassung geben.

Beylage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 206.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 28. August 1829.

— Wenn der Himmel
Den treuen Wunsch erhört, so müsse dir
Der Abend deiner Tage lieblich seyn
Und stillerquickend, wie die schönste Abendröthe.

Herder.

An Goethe.

Zur achtzigsten Feyer seines Geburtstags.

Melodie: „Mich ergreift ich weiß nicht wie ꝛc.“

Drey Gefühle wünschen wir
Dir am heut'gen Tage,
Hoher Greis, auf daß Du Dich
Freuest ohne Klage;
Daß Dich aus der Gegenwart
Dichterfittig trage,
Zukunft wie Vergangenheit
Um Dich Flammen schlage:

Fasse Dich das Hochgefühl
Deiner ersten Lieder,
Komme jener Frühlingsgeist
Wehend auf Dich nieder,
Leucht' aus Wang' und Stirn' und Blick
Dir noch einmal wieder,
Und zum Himmel hebe Dich
Nachtigallgefieder!

Fühle dann, was Du empfandst,
Als die Herzen brannten,
Tausend Lippen Dich zuerst
Deutschlands Dichter nannten;
Als die besten Geister Dich
Immer mehr erkannten,
Und die Scheelsucht und den Haß
In die Tiefe bannten.

Endlich ahne, was man fühlt,
Wenn man einst Dich schauet,
Wenn Dein Ruhm am Horizont
Fern, doch mächtig, blauet;
Wenn der Thurm von Babel stürzt,
Dran man jetzo bauet,
Und vor Deinem frischen Werk
Junges steht ergrauet.

Alles das, beglückter Greis,
Fühl' es heut', o fühle!
Dann laß lind umhauchen Dich
Lebensabendkühle.
Ob auch Lethe's stille Fluth
Nah' und näher spüle,
Rauben kann sie Dir doch nicht
Diese drey Gefühle!

Gustav Schwab.

Bilder aus der Lombardey vor hundert Jahren.

Mailand, 4ten Februar 1701.

Ich bin zwey Mal auf dem Ball gewesen, Madame, und will mich bemühen, denselben so gut als möglich zu beschreiben. Denken Sie sich einen ungeheuren Saal, mit fünf- bis sechshundert Frauenzimmern, worunter nicht eine ist, die sich für häßlich hält oder älter als zwanzig Jahre seyn will. Jedes Gesicht trägt wenigstens eilf Schönpflästerchen von allerhand Größen. Die meisten stellen Figuren aus dem Thierkreise, Sterne, Sonnen, Blumen und halbe Monde vor. Die Kleider glänzen von Gold und Edelsteinen, und das Ganze gibt einen ziemlich prachtvollen Anblick. Die Damen, die tanzen, stehen in der ersten Reihe, die andern und die Männer, die nicht tanzen, in der zweyten. Es ist hier nicht gebräuchlich, mit dem Frauenzimmer, mit dem man schon getanzt hat, noch einmal zu tanzen, sondern mitten im Ballsaal spaziert ein Ceremonienmeister mit dem größten Phlegma von der Welt herum und macht, mit dem Stab in der Hand, eine Verbeugung gegen den Herrn und gegen die Dame, die nach seinem Willen mit einander tanzen sollen.

Der Lieblingstanz ist eine Courante von vier-und-zwanzigen, die ich vielleicht nur schwer werde deutlich beschreiben können. Der Herr mit dem Stock macht seine Reverenz vor zwölf Damen und eben so viel Herrn; er zeigt mit dem Finger jedem Herrn die Dame, die er nehmen soll. Sie fangen nun zwey und zwey, wie in Prozession, zu marschiren an; so macht man drey Mal die Runde im Saal, wobey dem Herrn frey steht, sich nach seiner Dame zu neigen und ihr ins Ohr zu flüstern. Sobald der Umgang geendet ist, fängt die Courante an. Die zwölf Herrn tanzen mit den zwölf Damen, und durch einen Mischmasch von Figuren kommt jeder zuletzt wieder zu seinem Frauenzimmer. Dieser Tanz, der über eine starke Viertelstunde dauert, schließt mit dem Umgange, mit dem er angefangen hat.

Die hiesigen Damen halten beym Tanzen die Hände vorne ohngefähr einen Finger breit von einander entfernt; mit dem Daumen und dem Zeigfinger fassen sie das Kleid und heben es ein wenig auf, und mit den übrigen drey Fingern bilden sie eine Art von Fächer. Weiße Handschuhe sind nicht gebräuchlich; es gibt Hände, die sie in sechs Wochen nicht gewechselt haben.

* * *

Mantua, 9ten April 1701.

Der gestrige Tag, Madame, war ein großer Tag für die Sache des Königs *) in Italien. Ich zog mit 6000 Mann in Mantua ein und hatte meine erste Audienz beym Herzog. Er empfing mich mit einem Degen unter dem Arm, der ohngefähr achthalb Schuh lang war. Ihre ganze Toilette, nur Ihr Spiegel nicht, hätte Platz in dem Stichblatte dieses Degens gehabt, worin seine Handschuhe, ein Schnupftuch, verschiedene Dosen, kurz ein ganzer Kram lag. Unter dem Arm trug er einen kleinen grauen Hut, mit einer langen schwarzen Feder. Uebrigens ist er der beste, artigste und zuvorkommendste Prinz von der Welt. Die Herzogin ist eine sehr artige und gnädige Dame, aber sie hat die alleraͤlteste und allerabscheulichste Ehrendame, die man sich nur denken kann. Dieses Mütterchen ist achtzig Jahr alt, und ihr Gesicht hundert. Es ist ein wandelndes Gerippe, das sich, was Sie kaum glauben werden, noch einfallen läßt, zu kokettiren. Sie ist in Haaren aufgesezt, die, wie Sie leicht denken können, nicht ihr angehören, die sie aber sorgfältig mit Gummi auf die runzlichste aller Stirnen klebt, die je meine Augen kränkten. Sie geht halb französisch, halb spanisch gekleidet, und ist in einer Tracht so lächerlich wie in der andern. Es befanden sich in dem Gefolge der Herzogin noch gegen dreyßig andere Frauenzimmer, die ein bischen besser angezogen und minder abstoßend waren; aber ich kann mich noch immer nicht an die Schönpflästerchen gewöhnen, womit ihre Gesichter besäet sind. Diese unglaublichen Schönpflästerchen stellen ganze Jagden, Kutschen und Bäume vor. Ich bemerkte unter andern ein ziemlich hübsches Frauenzimmer, das à la grande manière aufgesezt war; sie hatte deren nur zwey aufgelegt, eins an der linken Seite der Nase, in Gestalt eines Herzens, und das andere am Augenwinkel, in Form eines Pfeils. Man gab mir hier das größte und wunderbarste Souper, das ich jemals zu mir genommen. Ich fand Coriander in einer Suppe und Chokolade in einem gebratenen Huhne.

* * *

Castiglione, 13ten April 1701.

Ich bin noch einmal in Mantua gewesen, Madame, und da gings anders zu als das erste Mal. Der Herzog kam uns entgegen; er ritt einen Isabellen und hatte vier-und-zwanzig Läufer um sich. Er trug ein braunes Wams, mit stählernen Olivenknöpfen, so groß wie kleine Eyer, einen grauen Hut mit einem Knopf von derselben Art, eine große schwarze Hutfeder rings herum, eine blonde Perrücke, kürzer noch als die Perrücke eines reformirten Predigers, und hirschlederne Handschuhe, die fast bis an den Ellbogen reichten. Was mir aber besonders in die Augen fiel, und was sogar die Ernsthaftigkeit des Marschalls von . . . auf eine harte Probe zu stellen schien, war die Art, wie der Prinz sich mit Pistolen versehen hatte. In jeder Halfter stacken drey, und weil er niemals ausreitet, ohne zwey Halftern an jeder Seite zu

*) Ludwigs des Vierzehnten.

führen, so betrug ihre Anzahl ein volles Dutzend. Seinen Aufzug bey Seite gesezt, ist es ein Fürst von vielem Verstande. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr er dem Monarchen ergeben ist, dessen Unterthan zu seyn ich stolz bin. Als ich von ihm Abschied nahm, sagte er, indem er mich so herzlich umarmte, daß es mich bis ins Innerste rührte, er habe auf Niemanden in der Welt Vertrauen, als auf den König und die heilige Jungfrau. Ich konnte mich über diese Theilung nicht beklagen.

* * *

Den 1sten Mai 1701.

Seine Heiligkeit, Madame, hat seine Reiterey, die zehn oder zwölf Stunden von hier liegt, gemustert. Die meisten Befehlshaber haben die Tonsur, und tragen statt der Halsbinde den Ueberschlag. Sie haben alte lederne Koller, die noch aus den lezten italienischen Kriegen herstammen mögen. An diesen Kolleru hängt ein ungeheuer langer spanischer Degen. Die Pferde dieser Herrn sind an Mähne und Schweif mit Bandschleifen von verschiedenen Farben geziert. Die Schärpen der Offiziers sind mit kreuzweis gelegten silbernen Schlüsseln, mit Bischofsmützen und Bischofsstäben gestickt. Da der Pabst seine alten, treuen Truppen der Gefahr des Kriegs nicht aussetzen wollte, ohne zu wissen, ob es auch mit ihrem freyen Willen geschehe, so ließ er ihnen in seinem Namen bekannt machen, daß diejenigen, die Abscheu vor dem Todschlag hätten, nicht zu marschiren brauchten, sondern daß Se. Heiligkeit sie auf halbem Sold bey sich behalten wolle. Von 800 Reitern, denen man diesen Vorschlag that, entschlossen sich kaum 100 in den Krieg zu gehen, die übrigen wollten lieber Menschlichkeit üben und in der Residenz bleiben.

Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung.

(Fortsetzung.)

Mendowit schwieg wieder, und Robert, der mit gespannter Aufmerksamkeit die Erzählung angehört hatte, fragte, wo die Ueberreste seines Stammes wohnten. „Junger Mann," erwiederte Mendowit, mit schwermüthiger, aber majestätischer Miene sich erhebend, während der Blitz seine hohe Gestalt und die grauen Locken beleuchtete, „junger Mann, einst führte ich ein Heer, zahlreicher als die Bäume des Forstes dort. Ich war Häuptling einer mächtigen Nation, jezt wohnt Mendowit allein. Ich bin der lezte meines Stammes!" Er schwieg und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Roberts Leben war mühevoll, aber glücklich gewesen; sein Sinn war heiter und leicht und selten hatte seine Einbildungskraft auf den dunkleren Schatten des menschlichen Lebens verweilt. Ihm, dem lebensfrohen Jünglinge, war es, als sey die Erde nur für das Glück des Menschen geschaffen, als könne sein Daseyn nie ein Ende nehmen. Seit wenigen Stunden erst hatte er harte Lehren über die Eitelkeit und den Unbestand aller Dinge dieser Welt erhalten. Da draußen raste der zerstörende Sturm und zermalmte die Werke der Natur, und hier saß Mendowit, ein Bild des tiefsten Jammers. Robert sezte sich nieder, und während das Bild des wechselnden menschlichen Geschickes so lebendig und düster vor seiner Seele aufstieg und der Gedanke an das eigene Elend sich damit verschmolz, entstürzte ein Thränenstrom seinen Augen. Es waren nicht Thränen selbstischen Kummers; er weinte über das Elend, dem der Sterbliche anheimfällt, und unmerklich ging sein Geist auf die Uebertretungen über, die solche Strafen nothwendig machen. Nie hatte er ein so demüthiges Gebet zu dem Allmächtigen geschickt, der allein zu dem Traurigen sagen kann: „Friede sey mit dir!" und zu dem Sturme: „Verstumme!" Eine süße Ruhe senkte sich endlich in Roberts Gemüth, das Bewußtseyn, daß Alles sich zum Besten kehren werde, und er sank in einen tiefen Schlaf, aus dem er von Mendowit geweckt werden mußte.

Es war früh am Morgen; der Sturm hatte ausgetobt und sie eilten aus der Höhle, sich umzusehen. Ein dichter Dunst stieg wie Rauch von den triefenden Wäldern und dem nassen Erdreich unter ihnen und um sie her auf, und verbarg größtentheils die Verheerungen, welche der Sturm angerichtet hatte. Die Wolken trieben langsam an den Seiten des Gebirges hin, immer noch die hohen Gipfel verhüllend; aber sie trugen nicht mehr die drohenden Farben der verflossenen Nacht; sie hatten sich entleert und ihre leichteren Falten wickelten sich allmählig vor der steigenden Morgensonne auseinander. Der Wind hatte sich völlig gelegt und kein Laut, als das feyerliche, eintönige Brausen eines fernen Wasserfalls unterbrach die Stille der Natur. Robert verglich die tiefe Ruhe umher mit dem wilden Aufruhr der Elemente, dessen Zeuge er erst noch gewesen, da rührte ihm Mendowit an die Schulter. Er blickte um sich und sah das verzerrte Gesicht des Indianers auf ein hohes Gebirg gerichtet, das sich in weiter Entfernung vor ihnen erhob. Auf seinem Gipfel lag eine schwarze Wolke, und eben der Anblick dieser Wolke war es, was Mendowit so sehr entsezte. „Das ist Abamotscho!" sprach er mit gedämpfter, hohler Stimme, und wirklich gehörte nur wenig Einbildungskraft dazu, um eine menschliche Gestalt von gigantischen Verhältnissen darin zu erkennen. Das finstere Gesicht, gegen eine Wolke von lichterer Farbe gekehrt, ward von der Seite gesehen, eine Verlängerung, die für einen Arm gelten konnte, streckte sich weit hin, und dann fiel eine unförmliche Masse, die der Indianer ein Gewand nennen mochte, herab auf das Gebirge. „Euer böser Geist," sagte Robert

halb lachend, indem er bald seinen Führer, bald die Wolke betrachtete, „hat, wie mir däucht, eine gar große, häßliche Nase.“ — „Still!“ unterbrach ihn Mendowit; der Theil, welcher den Arm des Geistes bildete, begann sich langsam nach der Hauptmasse der Wolke zu bewegen und ihr auf eine Art sich einzuverleiben, daß man dem Indianer wohl verzeihen konnte, wenn er glaubte, Abamotscho habe seine Hände über der Brust gefaltet. Mendowit hielt während der Bewegung der Wolke den Athem an, und der tiefe Athemzug, nach welchem er lebhaft ausrief: „Abamotscho ist versöhnt! wir können ungehindert weiter!“ glich dem eines ertrinkenden Mannes, wenn er sich wieder über das Wasser emporgerungen hat.

Nachdem sie eilig Erfrischungen zu sich genommen, stiegen sie den Waldpaß hinan. Der Sturm hatte alle Spuren der Mohawks verwischt; allein es gab keinen andern Pfad, als diesen; wer einmal den Engpaß betreten hatte, mußte ihn verfolgen. Jezt erst gewahrte Robert die Verheerungen des Sturms. Ihr Weg wurde sehr beschwerlich durch umgerissene Bäume, herabgestürzte Felsstücke, tiefe Wasserlöcher, rauschende Cascaden, die aus den Seiten des Gebirgs hervorschossen und den Sale schwellten, bis sein trübes Gewässer beynahe das ganze Thal überfluthete. Mehr denn eine Stunde waren sie still und vorsichtig fortgeschritten, als Mendowit plötzlich anhielt und Robert zuflüsterte: „Ich rieche Rauch von einem Feuer.“ Zugleich ließ er sich auf Hände und Knie nieder und kroch so sachte vorwärts, als die Katze, wenn sie ihre Beute umschleicht. Wenige Ruthen vor ihnen lag ein ungeheurer, von dem lezten Sturm entwurzelter Baum; hinter diesem versteckt, richtete sich Mendowit halb auf und überblickte durch die Zwischenräume der Wurzeln das Thal. Sogleich gab er Robert ein Zeichen, herbeyzukommen. Dieser kroch gleich seinem Führer vor und erblickte in geringer Entfernung vor sich — Marie. Sie saß mit den beyden Mohawks unter einem abschüssigen Felsen, dessen Ueberhang ihr einziger Schutz gegen den Sturm gewesen war. Die Indianer hatten ein Feuer angezündet und theilten sich so eben in ihr rohes Mahl. Sie waren mit dem Rücken Robert, mit dem Gesichte der Gefangenen zugekehrt, die, in Häute gehüllt, sich an ein Felsstück lehnte. Eben als Robert hinblickte, reichte einer der Mohawks ihr einige Speise hin. Sie enthüllte ihr Haupt und lehnte mit einer Bewegung der Hand den Bissen ab. Ihre Wange war so bleich und ihr Gesicht so eingefallen, daß Robert meynte, sie müsse jezt vor seinen Augen verscheiden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfangs August.

In den zwey Monaten seit meinem lezten Berichte hat sich in unserer freundlichen Stadt wenig zugetragen, das von Interesse für Ihr Blatt seyn könnte. So wie der Frühling unsere Hügel und Fluren wieder in Grün kleidet, erfreuen wir uns auch des Besuchs zahlreicher Fremden, und auch in diesem Jahre hat diese in vieler Hinsicht für uns wohlthuende Erscheinung nicht gefehlt. Gleichsam eine neue Generation zeigt sich dann auf Spaziergängen, in den Sälen der Kunstsammlungen und im Theater. Am Spätabende waren die Besuche auf der Brühlschen Terrasse äußerst glänzend; ein Corso für Spaziergänger, wie er reizender wohl kaum irgendwo angetroffen werden kann. Alles drängte sich und wogte, alle Pläze der Restaurationen waren doppelt und dreyfach besezt, und die rauschende Musik übertönte kaum das heitere Geschwäz der Versammlung. Kam nun der milde Glanz einer schönen Mondscheinnacht hinzu, so war bey dem Dufte der reichblühenden Lindengänge das Ganze noch zauberischer, und man fand selbst in der spätern Mitternachtstunde noch fröhlich Wandelnde an dem hohen Ufer der sanft dahinströmenden Elbe. In den Morgenstunden pflegen dann wohl die Fremden sich auch in der Struveschen Brunnenanstalt einzufinden, welche auch in diesem Jahre zahlreiche Besucher zählt und wobey der unermüdet wissenschaftlich fortwirkende Besizer keine Anstrengung scheut, sie der Vollkommenheit immer mehr entgegenzuführen.

Die Bühne war eine Zeitlang wegen des Ablebens der Königin von Spanien, einer sächsischen Prinzessin, geschlossen; dann begannen am 5. Juni die gewöhnlichen Sommervorstellungen auf dem Theater am Linkschen Bade, das noch immer in seiner äußern Flickform und Gebrechlichkeit dasteht, wo uns aber bis jezt manche sehr gelungene Leistungen erfreuten.

Die Kraftspiele eines Herrn Theodorovich, der sich zweymal zeigte und allerdings durch Sicherheit, Athletensgewandtheit und Herkulesstärke in Staunen sezte, mögen gleich neben den „Berggeist“ gestellt werden, der zu unsäglicher Freude der Gallerien, aller Kinder und an Kinderspielen sich Ergözenden bereits dreymal bey überfülltem Hause wiederholt ward. Zu läugnen ist aber auch nicht, daß Meaubert als Mißmuth darin die ganze Fülle seiner guten Laune entfaltet.

Nach dem Abgange der Sgna. Palazzesi ist eine Sgna. Miccelacelli Sleiscia zuerst als Semiramide aufgetreten. Unter anderm sind auch eine Riesin und ein Mädchen ohne Füße aus Frankreich hier zu sehen gewesen, welche beyde keinen großen Beyfall gefunden haben. Desto allgemeiner und reichlicher zollt man ihn aber der malerischen Zimmerreise von Enslin, die seit drey Wochen hier aufgestellt ist, und in der That verdient sie ihn auch in hohem Grade. Es dürfte sich kaum etwas Wahreres aufstellen lassen, als diese kleinen panoramischen Gemälde, und dabey sind sie nicht nur anziehend gewählt, sondern auch sehr fleißig gearbeitet. Besonders ziehen die Prospekte von Venedig, Rom und Pompeji an; doch gefallen auch Wien und Padua. Dem Vernehmen nach ist der talentvolle Künstler eben jezt mit neuen Ansichten vom Prater bey Wien und der Gräberstraße von Pompeji beschäftigt, welche neues Interesse erwecken werden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 207.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 29. August 1829.

— Der geschmetterte Wald dampft!
Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn.

Klopstock.

Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung.

(Beschluß.)

Roberts Herz pochte, das Blut stieg ihm zu Kopf und seine Augen rollten umher, um einen Vortheil zu erschauen, bevor er sich auf seine Feinde stürzte. In diesem Augenblick erhoben die Mohawks ein schreckliches Geschrey, sprangen auf und rannten auf ihn zu. Er erhob seine Flinte, aber Mendowit ergriff ihn an der Schulter, warf ihn zurück und rief zu gleicher Zeit: „der Berg! der Berg.“ Robert blickte auf und sah die furchtbaren, mehr denn tausend Fuß hohen Bergwände in rollender Bewegung. Zunächst dem höchsten Gipfel, demselben, auf welchem Abamotscho gesessen, hatte sich durch die heftigen Regengüsse die Erde abgelöst. Ein unbedeutender Anstoß, vielleicht das plötzliche Hervorbrechen einer Quelle am Berg, hatte die Masse in Bewegung gesezt. Je weiter sie herabkam, desto schneller, furchtbarer schoß sie dahin, die ältesten Bäume entwurzelnd, die größten Felsen zertrümmernd, und riß alles mit einer Gewalt und Schnelligkeit mit sich fort, die keine menschliche Schranke hemmen, der keine irdische Macht widerstehen konnte.

Ein Blick sagte Robert, daß Marie verloren, daß keine Rettung denkbar sey. „Aber ich will sterben mit ihr! Marie, meine theuerste Marie!“ rief er, auf sie zustürzend. Sie enthüllte ihr Haupt, machte eine Bewegung aufzustehen, rief: „Robert!“ und lag in seinen Armen. — „O Marie! müssen wir sterben?“ — „Wir müssen! wir müssen!“ sagte sie, voll Entsetzen auf das rollende Gebirge starrend. „Warum, warum kamst Du?“ Er antwortete nicht, sondern drückte sie, an den Felsen gelehnt, fester an die Brust, während sie, den Arm um seinen Nacken geschlungen, in einen Strom von Thränen ausbrach, und ihr Haupt an seinen Busen lehnend, schluchzte, wie ein Kind. Er neigte sein Gesicht auf ihre kalte, nasse Wange und flehte um Erbarmen zu Gott. In diesem furchtbaren Augenblicke durchbebte die Herzen der Liebenden ein Gefühl wilder Freude bey dem Gedanken, daß sie nimmer getrennt werden sollten. Der Bergsturz kam näher; das ganze Gebirg zitterte, und der Boden dröhnte wie bey einem Erdbeben. Ein Staub- und Steinregen verdunkelte die Luft, wie ein Wirbelwind fuhr es an ihnen vorüber, das Krachen und Brausen war schrecklicher als der lauteste Donner. Es mochte eine, es mochten zwanzig Minuten vergangen seyn — denn für die Liebenden gab es keine Zeit — da schaute endlich Robert in der Todtenstille, welche dem Aufruhr folgte, um sich und sah, daß der zerstörende Sturm vorüber war. Er war vorüber und hatte das Thal, weiter als das Auge reichte, mit Trümmern bedeckt. Granitmassen, ganze Wälder hatten sich mit dem Schutt des Gebirges ringsum hoch aufgehäuft, das Bett des Sako überschüttet, und der Zug des Bergsturzes bot ein furchtbares Schauspiel dar. Blos ein kleines Plätzchen war verschont, und hier standen unversehrt, geschirmt von seiner Hand, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, in inniger Um-

armung Robert und Marie, neben ihnen Mendowit, der krampfhaft seine Flinte haltend, wie ein Rasender um sich schaute. Unwillkührlich war er Robert nachgeeilt und so dem Tode entronnen. Die Mohawks lagen ohne Zweifel in dem Bergfall begraben, denn sie kamen nicht wieder zum Vorschein.

Die Männer machten für Marie eine Sänfte, sie trugen sie darauf bey Tag und Roberts Brust schirmte sie bey Nacht, bis sie Dover erreichten.

Robert und Marie lebten lange und glücklich an den Ufern des Cochecho. Bey allen späteren Angriffen der Indianer auf Dover, blieben sie unangefochten, und ihre innige Zärtlichkeit, welche selbst das hohe Alter nicht schwächte, schried man oft den Gefahren zu, welche sie mit einander bestanden hatten. Mendowit hielt sich für seinen Antheil an dem Abenteuer reichlich belohnt. Außer einem gezogenen Gewehr, Pulver und einem Messer, besaß er die beyden Flinten der Mohawks, die er als Trophäen nach Dover gebracht hatte. Bis an das Ende seiner Tage erfreute er sich der Freundschaft und des Schutzes von Robert und Marie, und als er in jenen lezten kalten Schlummer fiel, der früher oder später die Augen aller schließt, welche unter der Sonne wohnen, ließen sie ihn mit Ehren zur Erde bestatten, und ihre Thränen fielen bey dem Andenken an seine Freundschaft.

Bilder aus der Lombardei vor hundert Jahren.

Im Lager zu Rigate, 30sten Mai 1701.

„Sie glauben vielleicht, Madame, weil wir im Felde sind, bekommen wir keine Frauenzimmer zu sehen; aber ich bitte um Vergebung, wir haben welche gesehen, und zwar Frauenzimmer, die sich so sehr durch ihre Geburt als ihr Aeußeres auszeichnen. Die Herrn von B..., L..., G..., und andere schrieben mir von Verona, und fragten an, ob ihre Damen und sie im Lager willkommen seyn würden und ob sie Mittags meine Gäste seyn könnten. So süße Worte erwiederte ich mit noch süßeren, und den andern Morgen langten vier sechsspännige Kutschen mit Damen, einige von ihren Männern in leichten Chaisen, viele Stutzer zu Pferde und in den Schlägen, bey unsern Vorposten an, wo der Prinz von V. sie bewillkommen und ins Lager bringen ließ. Nachdem alles wohl in Augenschein genommen war, fand sich, daß die Gräfin von B... und die Marquisin von L... sich den Apfel streitig machten. Die eine trug ein Kleid mit allen Arten von Blumen auf weißem Grund, und ein kurzes Ueberkleid nach venetianischer Mode; sie war in Haaren aufgesetzt, die mit Edelsteinen besäet waren. Sie hielt nachläßig ein Rohr in der Hand, dessen Band ebenfalls mit Diamanten von der größten Schönheit besezt war; sie hatte kein Roth aufgelegt; die schönste Haut, die man sehen kann, machte dieß überflüßig. Die Marquisin war weit reicher, aber mit nicht mehr Geschmack gekleidet. Sie trug eine Schärpe; an ihren Ohren hingen große Perlen, und sie war en battant l'œil koeffirt. Dieses Negligé, das übrigens große Toilettenarbeit und das ganze Studium der Koketterie verrieth, stand ihr zum Entzücken. Keine einzige Dame sprach französisch, aber sie verstanden es fast alle. Was die Männer, Leute von sehr gewöhnlichem Schlag betrifft, so waren wir der Meynung, sie könnten nichts Gescheidteres thun, als entweder ihre Weiber weniger zeigen, oder mit ihrer eigenen Person weniger freygebig seyn. Unsere jungen Obristen, für die es ein großer Tag war, füllten unsere Zimmer und Zelte; aber nach dem Diner drohte unsere Unterhaltung völlig ins Stocken zu gerathen, was mir und der Gesellschaft gleich lästig war. Zum Glück versicherte einer der jungen Herrn in dem Gefolge unserer Schönen, daß sie sängen. Ich ergriff diese Gelegenheit, mich des Sprechens überheben zu können, mit beyden Händen, und sie sangen nun mit dem größten Anstand und den schönsten Stimmen von der Welt, so viel und so oft als wir wollten. Kaum war das Singen vorüber, so drohte die Langeweile von Neuem einzubrechen, allein ich zog mich dadurch aus dem Handel, daß ich einen Tanz vorschlug. Sie können nicht glauben, Madame, wie sehr man mir für dieses Auskunftsmittel Dank wußte. Kein Tanz blieb unversucht, Menuet, deutsch, venetianisch, Bauerntänze, und alles wurde mit einer Richtigkeit, einer Leichtigkeit, einer Lustigkeit ausgeführt, daß ich entzückt war. In meinem Leben habe ich keine bessern Tänzerinnen gesehen. Beym ersten Violinenstrich schienen sie sich zu verwandeln; auf jedem Gesichte war die Trunkenheit der Freude zu lesen. Sie waren ganz Feuer, ganz Leben; man hörte sein eigen Wort nicht. Ich lachte von Grund des Herzens darüber und fand es weit bequemer zu lachen als zu sprechen. Nach dem Tanz besahen sie das Lager, und nach dem Spaziergang schickten wir sie recht befriedigt, recht munter und lustig heim. Ich glaube, ohne die Männer, die finstere Gesichter zu machen und die Nothwendigkeit eines schlennigen Aufbruchs zu fühlen anfingen, wären sie noch bey uns, so wenig hatten unsere kriegerischen Manieren sie eingeschüchtert.

* * *

Mantua 27ten November 1701.

Vor einigen Tagen, Madame, führte mich mein Dienst zu dem Fürsten von B... Seine Staaten sind ungefähr, was man ein großes Landgut nennt; sein Schloß gleicht dem Wohnsitz eines reichen Edelmanns in der Provinz. Der Oberthürsteher, den man an dem Eingange sieht, ist ein Bär, unter der Aufsicht eines alten Mohren mit

einem eisgrauen Kopf. Da man meine Ankunft wußte und mich für einen Mann von größerer Wichtigkeit hielt, als ich bin, so waren alle Bediente auf den Beinen.

Zuerst sah ich sechs Schweizer in der Livree, die mich mit Hellebarden durch einen Hof begleiteten, der kein Ende nahm. Am Fuß einer Treppe, die in eine Art von Vorhof führte, machte mir der erste Kammerdiener einen so gewaltigen und langen Bückling, daß ich die Treppe schon hinauf war, ehe er sich wieder in die Höhe gerichtet hatte. Ich trat nunmehr in den ersten, oder den sogenannten Gardesaal. In der That waren hier auch wenigstens zwey Dutzend Gardisten beysammen; sie standen da mit geschultertem Karabiner, und ihre Hüte waren bis an den Kopf mit breiten Tressen überzogen. Den zweyten Saal schmückten sechszehn Läufer in weißen Kamisolen, platten Schuhen, Federbüschen auf den Mützen, die in ihrer Unthätigkeit recht einfältig aussahen. Hierauf folgte eine Art von Vorgemach mit acht Pagen von ziemlich gutem Aussehen, ihren Hofmeister an der Spitze. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß, die Garde ausgenommen, die steif und gerade da stand, alle übrigen Bedienten, welche nach der Größe in Reihen gestellt und zum Verzweifeln höflich waren, sich wechselsweise in solcher Ordnung und mit solcher Genauigkeit bückten und aufrichteten, daß ich darauf schwören möchte, sie seyen vorher exerziert worden. Endlich trat ich in ein großes Zimmer, wo mich der ganze Hof des Prinzen erwartete. Bücklinge zur Rechten, Bücklinge zur Linken; es waren so viele Menschen da, daß ich glaube, man hatte, Gott verzeihe mir! Hoflente gemiethet. Als diese Reihe von Pagoden hinter mir war, öffnete man eine Thür, und in dem zweyten, dritten oder vierten Gemach (denn ich gestehe Ihnen, ich zähle sie nicht mehr) erblickte ich einen Thronhimmel, und keine lebendige Seele, als einen einzigen Bücklingsmacher, den Kanzler des Prinzen. Er sagte mir, Seine Hoheit seyen in Verzweiflung, daß Sie mir nicht hätten entgegen gehen können, weil Sie sich unbaß befänden. In der That traf ich auch fünf oder sechs Zimmer weiter den Prinzen in seinem Bette an. Ich erfuhr nachher, er mache es immer so, um das Ceremoniel zu vermeiden. Vielleicht lag er gar gestiefelt und gespornt darin, denn er war noch denselben Tag ausgeritten. Ich mache Ihnen keine Beschreibung von unserer Unterredung; wir sprachen zwey Stunden, ohne zu reden. Was mir im Zimmer besonders auffiel, waren sieben-und-zwanzig Schlaguhren und ein-und-dreißig mit Tabak gefüllte Dosen, die um ihn herum standen, ob er gleich niemals schnupft.

Nach geendigtem Besuch, der wohl sehr kurz gewesen wäre, hätte er mich nicht zwanzig Mal zu bleiben genöthigt, fand ich beym Weggehen dieselben Leute in derselben Ordnung, dieselben Höflichkeiten, und absonderlich dieselben Bücklinge wieder. Wahrhaftig, ich glaube, sogar der Bär hätte seinen Kratzfuß gemacht, wäre er schon darum gebeten worden.

Bey meiner Nachhausekunft erstaunte ich nicht wenig, als in meiner Wohnung, die eine Meile vom Pallast entfernt lag, eine Art von Ceremonienmeister vor mich trat, der mir im Namen seines Herrn dreißig Livree-Bediente präsentirte, die in einem Saal aufgestellt waren und folgende Geschenke trugen: Zwey Kälber, vierundzwanzig Hasen, zwölf Zuckerbrode, fünfzig Hühner, zwölf Kapaunen, acht Fasanen, sechs Dutzend Lerchen, zwey große Parmesankäse, zwey Schüsseln mit Trüffeln, achtzehn Knackwürste, neun welsche Hähne, zwölf Flaschen schlechten Weins, zwey Fäßchen Senf, einen Korb mit Cichorienwurzeln, zwölf Cervelat- und sechs Blutwürste von Bologna. Ich zweifle, Madame, ob Sie je in Ihrem Leben von einem solchen Geschenk gehört haben. Ich bin ꝛc.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hospiz auf dem großen St. Bernhard, 23. Juli.

Es waren unserer zwey, die am 20. Juli aus dem reizenden, üppigen Aosta-Thal gegen Abend im Hospiz auf dem großen St. Bernhard ankamen; wahrhaftig noch zur rechten Zeit, denn es flogen schon artige Schneeflocken um uns her, ein kalter Nebel zog sich um die rauhen Fels- und Schneezacken und der eisige Nordwind drang uns durch Mark und Bein. Kein Wunder, wir waren eine gute Strecke über der Linie ewigen Schnees, und daß es hier am Ende Juli schon wieder zu frieren anfängt, weiß jeder Reisende. Solches ist aber gerade nicht angenehm und dienlich, wenn man, wie wir, einige Stunden vorher im Thal 29 bis 30° Wärme ausgestanden und die liebe Sonne so unlieblich gefühlt hat, als wolle sie das Mark in den Gebeinen rösten.

Meinem Reisegefährten war bang, daß man es bey dem Andrang von eingeladenen Gästen, die zur schweizerischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft gehörten, nicht gern sehen werde, wenn wir einige Tage im Hospiz verweilen wollten. Ich beruhigte ihn aber und nahm die Sorge auf mich. Als wir in den Hof traten, begegnete uns einer meiner werthen St. Bernhards-Freunde, der mir sagte, daß sie in einer Stunde die Herrn Naturforscher von Martigny her erwarteten, und daß ihnen der würdige Probst selbst entgegen gegangen sey. Ich äußerte einiges Bedenken wegen unsers Unterkommens; dieses beseitigte er aber auf die liebenswürdigste Art, indem er erwiederte: „Bleiben Sie nur; es ist für Alle gesorgt. Im Refectorium finden Sie schon eine Menge Fremde, selbst Damen. Alle kommen unter, ein bischen eng zwar, aber doch ziemlich gut. An Essen und Trinken soll's nicht fehlen, fordern Sie nur unbedenklich.“ Wir faßten also Muth und er führte uns durch den heitern, blendend reinlichen Corridor mit seinen Eisengittern die Treppe hinauf in ein kleines Zimmerchen. Im Augenblick waren gute Feldbetten, Wasser, Wäsche u. s. w. herbeygebracht. Nach ein bischen Toilette konnten wir ins Refectorium gehen. Nie habe ich den großen Saal so voll Fremden gesehen, und daraus wäre schon ein recht artiges Genrebild zu machen gewesen, fast ein Familiengemälde. Hier eine Kette Engländer an der Tafel, die sich ein substantielles Gouté trefflich schmecken ließen; weiterhin junge Deutsche in Kellers Schweizerkarte vertieft und

Vergangenes freudig überdenkend; ein Paar schmucke Frauen, bey traulichem Kosen mit feiner Handarbeit beschäftigt; drey ältliche Herrn mit einem Hospiziarius im Gespräch; Andere auf- und abgehend und von Don Miguel redend; eine junge Dame am Klavier und hinter ihr ein dicker, eingeschlafener Herr, dem eben eine Fliege in die Nase kroch, aber schnell und voll Schrecken wieder herauskam. Man brachte uns etwas zum Imbiß, denn wir hatten Hunger. Wir waren eben still geworden, als vom See her Lärm gehört wurde. Sie kommen, sie kommen! hieß es, und über ein Kleines waren sie da. Seit die Oestreicher über den St. Bernhard zogen, hat man nicht so viel Maulesel im Hofe gesehen; denken Sie nur, über achtzig! Es wollte gar kein Ende nehmen. Aus fast allen Kantonen kamen die schweizerischen Naturforscher an, aus Zürich, Bern, Freiburg, Basel, Graubünden, Aargau, Waad, Wallis, Neuchatel und Genf; darunter gar manche bekannte und geehrte Schweizernamen: Usterv, De. Ebel, Chavannes, Charpentier u. s. w. Aus den kleinen Kantonen war Niemand da, eben so wenig aus Savoyen, Piemont und der Lombardei. Indessen kamen doch mehrere fremde Naturkundige, z. B. Bouvard, Mitglied des französischen Instituts und des Längenbureau's, Michaut, auch aus Frankreich, und der deutsche Baron Buch, dessen geologische Schriften europäischen Ruf haben. Man begrüßte sich, freute sich, und die lieben Männer vom Hospiz, ihren würdigen Probst an der Spitze, kamen Allen recht herzlich entgegen. Bald waren wir Alle miteinander bekannt und vertraut, zumal die Deutschredenden. Jeden Augenblick bildeten sich neue Gruppen, in welche die Frauen wie schöne Blumen geflochten waren. Ueberall Heiterkeit, überall freundliches Wohlwollen. Hätte es doch Niemand für möglich gehalten, daß auf Europa's höchstem bewohnten Punkt, in der Region ewigen Schnees und Eises, so viel Wärmestoff zusammengedrängt werden könnte. Dieß Alles aber ging die Engländer nicht an, denn sie hielten sich immer apart, worin ich jedoch nichts unangenehm Auffallendes, sondern einen lobenswerthen Beweis von Selbstkenntniß sehe. Diese Travellers und Travellerinnen sind häufig, wie ja ihr Lord Byron selbst sagt, so unwissend und so durch Vorurtheile und Angewöhnungen versumpft, daß sie es für gerathener halten, unter sich zu bleiben.

Nach einem Stündchen begann die Abendmahlzeit. Es ist unmöglich, mehr Geschmack mit mehr Gastfreundlichkeit zu verbinden. Heiterkeit und freundlicher Sinn herrschten überall. Ziemlich spät brach man zum Schlafengehen auf. Jeder Kanton hatte sein Quartier und in jedem der großen Zimmer standen zwey oder mehrere Betten. Bedienung war im Ueberfluß von Martigny herauf beordert worden.

Es war bey dem Nordwind schon empfindlich kalt. Die nahen hohen Schneekuppen und darum her die auf dunkelm Grunde funkelnden Sterne sahen uns ins Fenster wie vertraute Nachbarn. Ich ging wieder hinunter, um wo möglich noch eine Decke für die Nacht zu bekommen. Da führte mir der glücklichste Zufall von der Welt einen großen Schaafpelz in die Hände. So brachten wir die Nacht gut zu, wiewohl mein Gefährte mehrmals ängstlich auffuhr, wenn eine Schneelawine in der Nähe mit dumpfem Donner niederging. Dergleichen aber höre ich nicht mehr. Gegen 5 Uhr wurde es unten lebhaft. Ich schlug eine kleine Morgentour vor, der beleibte Professor war aber nicht aus seinem warmen Bett zu bringen. Demungeachtet ging ich hinunter zum See, der am Rande eine ganz artige Eisrinde hatte; auf dem Zuckerhut und den andern Bergen lag dichter, kalter Nebel, kurz, es war sehr unangenehm draußen. Nach und nach wurden die naturwissenschaftlichen Gäste munter und kamen herab. Nun begann die große Messe in der heitern, bunten Kirche, der fast Alle beywohnten. Unsere freundlich gastlichen Wirthe waren nun Priester, und wir, größtentheils Protestanten, wohnten ihrem würdigen Gottesdienst mit dem Religionssinn bey, den christliche Brüderlichkeit, Vertrauen, Freundschaft und Eifer für die Wissenschaft einflößen. Diese Eintracht auf Europa's höchstem bewohnten Punkt, das menschliche Treiben so tief unter uns, hatte etwas sehr Ergreifendes. Nach der Messe kam ein nachhaltiges Frühstück und nachher wurde die Versammlung eröffnet. Da der Präsident, Staatsrath und Groß-Baillif Rivaz, nicht hatte kommen können, so versah der Vicepräsident, Pfarrer Bissets von Vouvry, seine Stelle. Mit rührender Einfalt besprach er in seiner Rede den Zweck und Charakter der Hospizanstalt auf dem großen St. Bernhard, und entwickelte dabey, daß die geringe Gastfreundschaft, welche sie in diesen Tagen übe, nur eine natürliche Folge ihrer Grundsätze und des Geistes ihrer Anstalt sey. Wir Alle waren entzückt über diese Rede und ihre ungesuchte Bescheidenheit.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nro. 201:

Kannengießer. — Feder, Feile, Feuer. — Schneider (im Damenspiel).

Pendants zu Hebelschen Räthseln.

2.

„Die Kanzley-Person.“

„Das O! und Ach! vom müden Handwerksmann
Spricht in der ersten Sylbe euch nicht an;
Die Axt, der Hammer schweigt in ihr,
Nur Sterne flimmern sehet ihr.
Irrt ihr im Dunkeln, wißt nicht aus und an,
Hilft euch die zweyte wieder auf die Bahn.
Ihr denkt, ihr habt's, und in dem Krankenzimmer
Verbreite sich des Nachtlichts sanfter Schimmer?
Für dießmal nicht! drum rathet nur aufs Neu.
Das Ganze lebt und sizt in der Kanzley.“

Hebel.

Der Gesellschafts-Cavalier.

Mein Erstes entläuft seiner Herrschaft nicht,
Stets weiset auf ihr sein vielfach Gesicht;
In seinen scharf umschriebnen Gränzen
Sieht man viel hohe Häupter glänzen,
Gold, Silber und Purpur hüllt es ein,
Doch täuschet euch oft sein schönster Schein.

Folgt ihr dem Zweyten leicht,
So nehmt euch wohl in Acht!
Denn theuer büßt vielleicht,
Wer folgt mit Unbedacht.

Ihr meynt, ihr habt's? und macht dem Hofrath schon
Ein Kompliment; doch seyd ihr fern davon.
Im Ganzen wandelt Liebe, still beglückt,
Und wird dadurch zum Himmel gar entrückt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 31. August 1829.

Ich fühle dich mir nahn,
Die Einsamkeit belebt;
Wie über seinen Welten
Der Unsichtbare schwebt.

Uhland.

Die Erscheinung.

Von G. Rapp.

Da wir unsre Welt erbauet
Auf den Grund der Ewigkeit,
Und auf uns allein vertrauet
In dem Wechsel dieser Zeit,
Hofften wir uns zu erscheinen,
Träte zwischen uns der Tod,
Weil dem innigen Vereinen
Höchster Muth die Hände bot.

Und dein Anker ward gelichtet
Von der starken Todeshand;
Aus der Zeit hast du geflüchtet,
Und dein sanftes Bild entschwand.
Ob sein Erdenbild zerstiebe,
Keine Thräne folg' ihm nach;
Denn am stärksten ist die Liebe;
Er erscheint, wie er versprach.

Segel sind dir Wolkenbilder,
Blauer Himmel ist dein Meer,
Abendlüfte wehen milder,
Schiffst mit ihnen du einher.
Auf den abendrothen Höhen
Landest du, ach nahest dich;
In der reifen Saaten Wehen
Grüßet deine Liebe mich.

Alle Hallen meiner Haine
Füllst mit deinem Frieden du;
Aus der Quelle Silberscheine
Lächelst fröhlich du mir zu.
Wenn allein die Wälder rauschen
Von den Lüften hehr und sacht,
Darf ich deinem Schwure lauschen —
In der stillen Mitternacht.

Meine Welt in ihrer Schöne
Leihet deinem Geist Gestalt,
Wo dein Gruß mir ohne Töne
In der Seele Tiefen hallt.
Was du redest, was du giebest,
Singen meine Lieder laut.
Du bist da, so lang du liebest,
Pflegest, was du auferbaut.

Schiller an Goethe*).

Weimar am 26sten Juli 1800.

Irgend ein Spiritus familiaris hat mir geoffenbaret, daß Sie den Tancred übersetzen, denn ich habe es, eh' ich Ihren Brief erhielt, als bekannt angenommen. Für

*) Aus dem in einiger Zeit in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden fünften Theil des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe.

unsere theatralischen Zwecke ist das Unternehmen gewiß sehr förderlich, ob ich gleich herzlich wünsche, daß der Faust es verdrängen möchte.

Uebrigens beneide ich Sie darum, daß Sie doch etwas wirklich entstehen sehen. In diesem Fall bin ich noch nicht, weil ich über das Schema meiner Tragödie noch immer nicht in Ordnung bin, und noch große Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen habe. Ob man gleich, bey jedem neu zu producirenden Werk durch eine solche Epoche hindurch muß, so gibt es doch stets das peinliche Gefühl, als ob nichts geschähe, weil am Abend nichts kann aufgezeigt werden.

Was mich bey meinem neuen Stücke*) besonders incommodirt, ist, daß es sich nicht so, wie ich wünsche, in wenig große Massen ordnen will, und daß ich es in Absicht auf Zeit und Ort in zu viel Theile zerstückeln muß, welches, wenn auch die Handlung selbst die gehörige Stetigkeit hat, immer der Tragödie widerstrebend ist. Man muß, wie ich bey diesem Stück sehe, sich durch keinen allgemeinen Begriff fesseln, sondern es wagen, bey einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden, und sich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten.

Ich lege ein neues Journal bey, das mir zugeschickt worden, woraus Sie den Einfluß Schlegel'scher Ideen auf die neusten Kunsturtheile zu Ihrer Verwunderung ersehen werden. Es ist nicht abzusehen, was aus diesem Wesen werden soll, aber weder für die Hervorbringung selbst, noch für das Kunstgefühl kann dieses hohle, leere Fratzenwesen ersprießlich ausfallen. Sie werden erstaunen darin zu lesen: daß das wahre Hervorbringen in Künsten ganz bewußtlos seyn muß, und daß man es besonders Ihrem Genius zum großen Vorzug anrechnet, ganz ohne Bewußtseyn zu handeln. Sie haben also sehr unrecht, sich wie bisher rastlos dahin zu bemühen, mit der größtmöglichen Besonnenheit zu arbeiten und sich Ihren Prozeß klar zu machen. Der Naturalism ist das wahre Zeichen der Meisterschaft, und so hat Sophokles gearbeitet.

Wann ich nach Lauchstedt gehen werde, hängt von einem Brief ab, den ich noch von Körnern erwarte. Sollte das Projekt nicht zu Stande kommen, so werde ich auf einige Zeit nach Ettersburg gehen und mich dort für den Anfang meiner Arbeit zu sammeln suchen.

Mögen Ihnen die Musen günstig seyn. Meine Frau grüßt Sie.

Sch.

*) Maria Stuart.

* * *

Goethe an Schiller.

Meine Arbeit*) geht ihren Gang fort, meine Uebersetzung schreibe ich des Morgens, so viel ich kann, mit Bleystift, und diktire sie dann in ruhigen Augenblicken, wodurch das erste Manuscript schon ziemlich rein erscheinen wird. Zu Ende dieser Woche bin ich mit den drey lezten Akten fertig und will die zwey ersten auf einen frischen Angriff versparen. Ich sage nichts vom Ganzen, das uns zu unsern Zwecken auf alle Weise behülflich seyn wird. Es ist eigentlich ein Schauspiel, denn alles wird darin zur Schau aufgestellt, und diesen Charakter des Stücks kann ich noch mehr durchsetzen, da ich weniger genirt bin als der Franzose. Der theatralische Effekt kann nicht außen bleiben, weil alles darauf berechnet ist und berechnet werden kann. Als öffentliche Begebenheit und Handlung fordert das Stück nothwendig Chöre, für die will ich auch sorgen, und hoffe es dadurch so weit zu treiben, als es seine Natur und die erste gallische Anlage erlaubt. Es wird uns zu guten neuen Erfahrungen helfen.

*) Tancred.

Zu dieser Arbeit brauche ich ungefähr vier Stunden, und zur Uebersicht dient folgendes Schema, wie mannigfaltig und mitunter lustig die übrige Zeit benuzt werden.

Kurze Uebersicht derer Gaben, welche mir in dieser Stapelstadt des Wissens und der Wissenschaft zur Unterhaltung sowohl als zur geistigen und leiblichen Nahrung mitgetheilt worden.

Loder gab:
- fürtreffliche Krebse, von denen ich Ihnen einen Teller zugewünscht habe;
- köstliche Weine;
- einen zu amputirenden Fuß;
- einen Nasenpolypen;
- einige anatomische und chirurgische Aufsätze;
- verschiedene Anekdoten;
- ein Mikroskop und Zeitungen.

Frommann:
- Griesens Tasso;
- Tiecks Journal, erstes Stück;

Fr. Schlegel:
- ein eigenes Gedicht;
- Aushängebogen des Athenäum.

Lenz:
- neue Mineralien, besonders sehr schön krystallisirte Chalcedone.

Mineralogische Gesellschaft:
- einige Aufsätze hohen und tiefen Standpunkts,
- Gelegenheit zu allerley Betrachtungen.

Ilgen:
- die Geschichte Tobi's;
- verschiedene heitere Philologica.

Der botanische Gärtner:
- viele Pflanzen nach Ordnungen, wie sie hier im Garten stehen und zusammen blühen.

Cotta:
- Philiberts Botanik.

Der Zufall:
Gustav Wasa von Brentano.

Die Literaturhändler:
Lust Steffens kleine Schrift über Mineralogie zu lesen.

Graf Veltheim:
Seine zusammengedruckten Schriften, geistreich und lustig; aber leider leichtsinnig, dilettantisch, mitunter hasenfüßig und phantastisch.

Einige Geschäfte:
Gelegenheit mich zu vergnügen und zu ärgern.

Zulezt sollte ich Ihres Memnons nicht vergessen, der denn auch wie billig zu den merkwürdigen Erscheinungen und Zeichen der Zeit gerechnet werden muß.

Wenn Sie nun alle diese Gespenster durch einander spucken lassen, so können Sie denken, daß ich weder auf meinem Zimmer noch auf meinen einsamen Promenaden allein bin. Für die nächsten Tage ist mir noch die wunderlichste Mannigfaltigkeit angekündigt, wovon mit nächstem Botentag das Mehrere. Zugleich werde ich auch den Tag meiner Rückkunft bestimmen können. Leben Sie recht wohl und thätig, wenn Ihnen diese Barometerhöhe so gut als mir bekommt.

Jena am 29sten Juli 1800.

G.

* * *

Schiller an Goethe.

Weimar am 30sten Juli 1800.

Der heitere Ton Ihres Briefs beweis't mir, daß es Ihnen in Jena ganz wohl geht, wozu ich Glück wünsche. Ich kann dasselbe von mir nicht rühmen; der Barometerstand, der Ihnen so günstig ist, regt meine Krämpfe auf, und ich schlafe nicht gut.

Ich gratulire zum Fortschritt in Ihrer Arbeit. Die Freyheit, die Sie mit dem französischen Original zu nehmen scheinen, ist mir ein sehr gutes Zeichen Ihrer produktiven Stimmung; auch augurire ich daraus, daß wir noch einen Schritt weiter vorwärts kommen werden, als beym Mahomet. Mit Verlangen erwarte ich die Mittheilung des Werks und unsere Gespräche darüber. Wenn Sie den Gedanken mit dem Chor ausführen, so werden wir auf dem Theater ein wichtiges Experiment machen.

Auch von meinem Stück hoffe ich Ihnen, wenn Sie zurückkommen, das fertige Schema vorzulegen, um mich, ehe ich an das Ausführen gehe, Ihrer Beystimmung zu versichern. In diesen lezten Tagen hat mich der Schluß meiner Gedichtsammlung noch beschäftigt. Die Stanzen über den Mahomet habe ich auch darin abdrucken lassen.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

Züge zur Charakteristik der Russen.

Vor einiger Zeit war ein fremder Taschenspieler in Petersburg, der Abends seine Künste machte. Am folgenden Tage begegnete er auf der Straße dem Staatsrath Fr., der ihn für eine ansehnliche Belohnung bewog, auf der Stelle eins seiner Kunststücke zu machen. Der Taschenspieler rief einen an der Ecke der Straße stehenden Russen mit einem langen Barte herbey, der Piroguen (Fleischpastetchen, eine Lieblingsspeise der Russen), in einem Korbe zu verkaufen hatte. Er zerbrach sofort vor den Augen mehrerer Umstehenden ein Pastetchen, und es fiel ein Dukaten heraus; dasselbe war der Fall bey einem zweyten und dritten. Das Kunststück erhielt den verdienten Beyfall. Als die meisten Zuschauer auseinander gegangen waren, schlich sich der Pirogenhändler in einen Winkel und öffnete eins seiner Pastetchen nach dem andern, um ihre verborgenen Schätze zu heben; es wollten aber keine Dukaten mehr zum Vorschein kommen. Seine getäuschte Hoffnung belustigte den Staatsrath ungemein, der ihn natürlich hinreichend entschädigte.

Ein Iswoschtschik (Miethkutscher, Fiacre) hatte einen Fremden, der eine große Summe Geldes bey sich hatte, spät in der Nacht nach Hause geführt. Der Fremde vergaß aus Eilfertigkeit, das Geld aus dem Wagen mitzunehmen. Den folgenden Tag wurde früh nach dem Miethkutscher geschickt, das Geld unangetastet gefunden und der Mann reichlich belohnt. Am Abend lud dieser seine Kameraden zu einem Schmause ein, erzählte ihnen sein Unglück, daß er nämlich das Geld nicht gefunden, bevor darnach gefragt wurde, ging hin und erhängte sich.

Im lezten Kriege standen ein Franzose und ein Russe auf den äußersten Vorposten einander gegenüber. Der Franzose winkte dem Russen, zeigte ihm seine Branntweinflasche, und lud ihn zum Frühstück ein. Der Leztere traute nicht; als aber der Franzose Flinte und Säbel weglegte und dem Russen durch Zeichen zu verstehen gab, daß er dasselbe thun solle, konnte dieser dem Zaubertranke unmöglich länger widerstehen, näherte sich dem muntern Franzmann, und sie genossen friedlich und froh zusammen das Frühstück. „Als er wegging,“ erzählte lange nachher der Russe, „fiel ich ihm um die Füße, streichelte sie und küßte sein Kleid, denn er war ja ein Herr, und hatte Wein und weißes Brod.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Hospiz auf dem großen St. Bernhard, 23. Juli.

(Beschluß.)

Nach dieser Rede folgten die naturwissenschaftlichen Arbeiten der Gesellschaft. Besserer Uebersicht wegen lassen wir hier gleich alle hinter einander folgen, wiewohl sie in drey verschiedenen Sitzungen vorkamen. Zwey Mitglieder hatte die Gesellschaft im vergangenen Jahre verloren, Herrn Meckel, Professor der Anatomie in Bern, und den Dr. Schürer, Arzt in Solothurn. Der Professor Brunner von Bern gab von

derselben nekrologische Notizen. Es war voriges Jahr ein Preis auf die beste Abhandlung über die den Obstbäumen schädlichen Insekten gesezt worden. Fünf Denkschriften waren eingegangen, aber nach der Meynung der dafür niedergesezten Kommission konnte nicht der Preis selbst, sondern nur ein Accessit gegeben werden. Dieß ward dem Hrn. Hegelschweiler von Rifferschwyll im Kanton Zürich zuerkannt, die Preisfrage aber von Neuem für 1830 aufgegeben. Hierauf las Hr. Esfinger von Wildeck im Namen der Berner Agrikulturgesellschaft eine Abhandlung über einige Verbesserungen im Ackerbau. Die Kommission, welche durch meteorologische Beobachtungen ein Nivellement der Schweiz vorbereiten und möglich machen soll, drückte den Wunsch aus, es möchte für die Beobachtungen noch ein hoher, dem großen St. Bernhard gleicher Punkt bestimmt werden. Die Gesellschaft theilte diesen Wunsch und trug der Kommission auf, deßhalb alles Nöthige zu veranstalten. Es folgte ein neuer Bericht über warme Quellen in der Schweiz. Der Baron von Buch, königl. preußischer Kammerherr, hatte in einer frühern Versammlung der Gesellschaft in Chur eine geologische Abhandlung über die Beschaffenheit des Uferlandes um den Lago Maggiore und den Lago Lugano vorgelesen, jezt theilte er eine schöne geologische Karte über das Uferland an dem Arta- und Luganosee mit. Wiewohl Arzneykunde und Chirurgie eigentlich nicht in die Geschäftssphäre der Gesellschaft gehören, so war es doch im Hospiz des großen St. Bernhard, an diesem, leidenden und verunglückten Reisenden gewidmeten Asyl interessant und wichtig, eine Abhandlung des Dr. Mayor aus Lausanne zu hören, worin er das neue und einfache Verfahren besprach, das jezt angewendet wird, um Kranke und Verwundete zu behandeln, ohne daß sie ihre ruhige Lage im Bette zu verändern brauchen. Bonvard von Paris zeigte und bewies die Nüzlichkeit seiner neuen Erfindungen für meteorologische Beobachtungen. Der Salinendirektor Charpentier las eine geologische Reise von St. Maurice auf den großen St. Bernhard, eine so treffliche, als für den Moment passende Abhandlung, da die Naturforscher auf ihrem Rückwege vom Hospiz nach St. Maurice diese Beobachtungen prüfen und benuzen konnten. Zwar nicht in dieser, aber in jeder andern Beziehung interessant war die Abhandlung des Hrn. Godet von Neuchatel über die süd-russischen Länder an dem Kur, dem Kaukasus und dem caspischen Meer, Gegenden, aus denen er vor Kurzem zurückgekehrt ist. Besondere Rücksicht war auf die botanischen Erzeugnisse und Merkwürdigkeiten jener Länder genommen. Es wurden noch mehrere anziehende Abhandlungen gelesen, deßgleichen Berichte über die naturhistorischen Arbeiten in den einzelnen Kantons, der Jahresbericht des Sekretärs u. s. w.

Die erste Sizung (am 21. Juli) dauerte gegen 5 Stunden, und Alle waren es wohl zufrieden, als es zum Mittagsmahl ging. Es waren gegen 100 Gedecke, die bey weitem mehrsten für die Schweizergäste und die fremden Mitglieder. Immer lauter, immer herzlicher ward die Freude. Der würdige Staatsrath Ustery von Zürich trank auf das immer zunehmende Gedeihen des St. Bernhard-Hospizes im Schuz der Religion, der Wohlthätigkeit und der Wissenschaft. Auch an Gesang passender Lieder fehlte es nicht. Wir führen daraus nur eine Stelle an:

> Les voyes-vous, quand la tempête gronde,
> Sur l'avalanche au loin porter leur pas?
> Le noble instinct du chien qui les seconde
> Trouve un enfant qu'il arrache au trépas.
> Terre bénie,
> Asile heureux
> De l'Helvétie,
> Reçois ici nos voeux!
> Bien que des fleurs la brillante parure
> N'entoure pas ce séjour ténébreux,
> Une couronne, et plus noble et plus pure,
> Va sur leurs fronts se placer dans les cieux.

Eine Stelle, die mit unendlichem Jubel und tiefem Gefühl von allen Gästen gesungen, von den Hospiziarien aber mit tiefer, stiller Verbeugung und Thränen in den Augen erwiedert wurde. Später hatte ich im Sinn, folgenden Vorschlag zu machen: Lassen wir die edeln, menschenfreundlichen Hunde alle hereinkommen und trinken wir auf ihre Gesundheit! Wer diese herrlichen, mächtigen, löwenaugigen Thiere gesehen hat, wie sie mit steter Lebensgefahr und rastlosem Eifer bey Aufsuchung der durch Schneewehen und Lawinen verunglückten Reisenden tief in den Schnee wühlen, wer die Freude in ihrem Gebelle gehört und verstanden hat, wenn sie einen Unglücklichen entdeckt haben, wie sie ihn vorsichtig anfassen und den Schnee um ihn herum auskrazen, bis die Männer auf ihr Gebell herbeygekommen sind, nur der begreift meinen Gedanken, dem ich jedoch keine Worte gab, weil der Menschen Stolz darin etwas Herabsezendes, Widerstrebendes und Geschmackloses hätte finden können. Nach Tisch war es schon wieder recht kalt geworden; demungeachtet wurden Ausflüge und zwar ziemlich weit von dem Hospiz auf die benachbarten Felsen- und Schneezacken gemacht. Der Abend verging in gleicher Heiterkeit.

Mittwochs (22. Juli) war es den ganzen Tag sehr heiter und schön, so daß die fremden Meteorologen in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts im Hospiz einen recht guten Begriff von ungünstigem und schönem Sommerwetter auf dieser Höhe erhielten. Der Morgen ging mit der Messe, dem Frühstück und der zweyten Sizung hin. Nachher zogen wir gleich aus auf die umliegenden Zacken und Gipfel, selbst auf die höchsten, Einige hierhin, Andere dorthin, immer weiter auseinander. Gewahrte man die Freunde und Kollegen auf ferner Kuppe, so wurden sie mit dem Alpenruf begrüßt, den weit hallendes Echo vielfach wiederholte. Nach einigen Stunden kehrte man endlich reich beladen heim und Jeder ordnete seinen gesammelten Fund. Die Botaniker legten ihre Pflanzen in Papier, die Mineralogen beschrieben und klebten Zettelchen auf die Stücke, die Zoologen steckten die Insekten fest; leztere wurden an dem schönen warmen Tag in großer Menge gefunden; zwey Zoologen aus Lausanne sammelten in der kurzen Zeit zweytausend verschiedene Arten. Als Alles in Ordnung war, gingen wir zu Tisch und hätten es uns auch bey minder ausgesuchter Tafel trefflich schmecken lassen. Das Essen und Trinken wäre in einer Hauptstadt gut und gewählt zu nennen gewesen, geschweige denn hier oben zwischen ewigem Schnee und Eis, wo kein Hälmchen wächst. Es versteht sich, daß in den freyen Stunden alles Merkwürdige des Hospizes in Augenschein genommen wurde, sogar die Morgue, wo die Todten in starrer Parade dastehen, weil man hier oben aus Mangel an Erde kein Grab für sie bereiten kann.

Donnerstags den 23. Juli war die dritte und lezte Sizung der naturforschenden Gesellschaft. Es wurde darin St. Gallen als Versammlungsort für das nächste Jahr bestimmt. Nach einem kurzen Frühstück brachen Alle auf. Der herzliche Dank und das Scheiden von den würdigen, gastfreundlichen Vätern, so wie ihre einfache, allzu bescheidene Ablehnung alles Danks füllte jedes Herz mit Rührung, und ungern verließ man diese wahrhaft heiligen Hallen, die wohl nicht Jeder von den Scheidenden wiedersehen wird.

M.

Beylagen: Kunstblatt Nr. 70. u. Monatsreg. August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

September.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Teutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Biographie.

Reisen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 71.

Nro. 72.

Ueber Jakob Callot, sein Leben und seine Werke. (Beschluß.) — Kunstausstellung in der Akademie zu Prag im Mai 1829. — Vienne in Südfrankreich.

Nro. 73.

Ueber das kleine Standbild Goethes von Rauch. — Nachrichten aus Morea. — Deutsche Alterthümer. — Canovas Gedanken über Kunst.

Nro. 74.

Grundsteinlegung der St. Ludwigs Pfarrkirche in München. Maler und Dichter, von K. Buchner.

Nro. 75.

Notizen über die wichtigsten, dermalen im Bau begriffenen Denkmale der Architektur in Paris. 2ter Artikel. — Rom, 18. Jul. 1829.

Nro. 76.

Notizen über die wichtigsten 2c. 3ter Artikel. Rom, 4. Jul. Maler und Dichter, von K. Buchner.

Nro. 77.

Ueber die Heunenbenkmäler des Odenwaldes. — Maler und Dichter, von K. Buchner.

Nro. 78.

Ueber die Heunendenkmäler des Odenwaldes. (Beschluß.) — Ueber das Nackte und die Verhüllung.

Literatur-Blatt.

Nro. 70.

Dichtkunst. 1) Napoleon in Aegypten, von Méry und Barthélemy, übersezt von G. Schwab. — Polemische Literatur. Ansichten eines Obskuranten über Katholicismus und Protestantismus, von Dr. Henne von Sargans. — Biographische Literatur. Mémorial du colonel Gustafsson.

Nro. 71.

Dichtkunst. (Beschluß.) 2) Le fils de l'homme par Méry et Barthélemy. — Länderkunde. Ideen über die Auswanderung nach Amerika, von Dr. E. Brauns.

Nro. 72.

Reisebeschreibung. Erinnerungen, Wanderungen, Erfahrungen und Lebensansichten eines froh- und freysinnigen Schweizers. — Geschichte. The Diplomacy of the United States, with additions by Th. Lyman. — Taschenbücher auf 1830. 1) Cornelia.

Nr. 73.

Dichtkunst. Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier, von K. Immermann. — Literargeschichte. De' vizi de' Literali, del Cav. G. Manno.

Nro. 74.

Pädagogische Literatur. 1) Ueber die frühzeitige Erziehung der Kinder und die englischen Klein-Kinderschulen, von Wilderspin; aus dem Englischen von J. Wertheimer. 2) Die Lehren der Religion, erläutert durch Beyspiele aus der Bibel, der Weltgeschichte und dem praktischen Leben, von K. G. Haupt. 3) Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie für höhere Mädchenschulen 2c., von F. Nösselt. — Streitschrift. Vertheidigung der evangelischen Kirche gegen ihre Feinde 2c., von Dr. Rinnich.

Nro. 75.

Dichtkunst. 1) Die Liebe der Engel von Th. Moore, aus dem Engl. von Baldnin. 2) Th. Moores Liebe der Engel, von P. Graf v. Haugwitz.

Nro. 76.

Reiseliteratur. Voyage en Italie et en Sicile par L. Simond. — Kritische Literatur. Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Berlin, im J. 1828, kritisch beleuchtet.

Nro. 77.

Voyage en Italie etc. (Beschluß.)

Nro. 78.

Taschenbücher auf 1830. 2) Musenalmanach. Herausgegeben von A. Wendt. — Schulwesen. Wie die Duelle, diese Schande unsers Zeitalters, auf unsern Universitäten so leicht wieder abgeschafft werden könnten, von Dr. H. Stephani.

Anzeige.

N°. 209.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 1. September 1829.

— Das Gewässer
Schimmerte ganz windlos; da schaut er nahe das Ufer,
Spähend mit scharfem Blick.

Homer.

Skizzen aus Java.

Aus dem Schreiben eines Reisenden.

Batavia den 4ten Nov. 1828.

Nachdem wir ungefähr vierzehn Tage höchst angenehm mit den guten Kapbewohnern verlebt hatten, die sich immer glücklich fühlen, so oft ein niederländisches Fahrzeug dort anhält, weil sie dann unmittelbare Nachrichten aus ihrem alten Mutterlande erhalten, und gegen ihre Landsleute die Tugend der Gastfreundschaft, die unter ihnen zu Hause ist, ausüben können; nachdem wir die Umgebungen der Stadt, und vor allem jenes köstliche Landgut, welches den Constantiawein erzeugt, besucht hatten, sezten wir unsere Reise fort, welche das schönste Wetter von der Welt begünstigte und beynahe fortwährend günstige Winde so glücklich und kurz als möglich machten. Ich erlasse Dir alles Detail der Ueberfahrt, der wissenschaftlichen Beobachtungen, die unsere Seeleute machten, der Längen und Breiten, unter denen wir uns jeden Tag befanden, weil dieß nur den Reisenden interessiren kann, der sich auf diesem endlosen Ocean befindet und sich, es mag ihm auch noch so behaglich auf seinem Schiffe zu Muthe seyn, doch recht sehr nach dem Festlande sehnt. Wenn daher mit dem Schlage der Mittagsstunde der Offizier, den gerade die Runde traf, dem Kapitän das Resultat der Beobachtungen in Bezug auf die Sonnenhöhe überbrachte, und diese Herrn ihre Berechnungen machten, gesellte ich mich jedesmal zu ihnen und zeichnete mir auf meiner kleinen Karte den Raum an, welchen wir seit Abends zuvor durchlaufen hatten, und der uns unmerklich dem Ziele unserer Reise näher brachte. Nachdem wir Paul und Amsterdam gesehen hatten und zwischen diesen beyden öden Eilanden durchgesegelt waren, wandten wir uns nach Norden, und Abends vor aller Heiligen kündigte uns der Kapitän an, daß wir Hoffnung hätten, des andern Tages die Insel Java zu sehen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung hatte sich unsere Gesellschaft mit einem neuen Reisenden, einem Negocianten von Surabaya, einem sehr liebenswürdigen und ausnehmend unterrichteten jungen Manne, vermehrt; wir hatten Freundschaft geschlossen, während der Ueberfahrt hatte er die Gefälligkeit, mir einigen Unterricht in der Malayischen Sprache zu geben, und machte mir den Vorschlag, während meines Aufenthaltes auf Java mir als Cicerone zu dienen. „Ich habe keine große Eile,“ sagte er, „nach Surabaya zu kommen; ich habe viele Bekannte zu Batavia und in allen Residenzen; wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir zu Anjer landen und uns zu Lande nach Batavia begeben, wo Sie so lange, als es Ihnen gefällt, bleiben können; wir gehen dann mit einander mit der Post nach Surabaya, von wo aus wir einen Abstecher in das Innere des Landes machen wollen, um die Höfe von Solo und Djocjo zu besuchen, wenn anders die Unruhen, die gegenwärtig diesen Theil der Insel verheeren, dieß erlauben; hierauf setzen wir unsern Weg gegen den Oosthock (den östlichen Theil der Insel) fort,

und ich hoffe, daß Sie mir vierzehn Tage auf meiner Einsiedeley zu Bezoekie schenken werden." Es läßt sich denken, daß ich mit diesem Vorschlage sehr zufrieden war, der mir die Mittel sicherte, die Insel Java mit Jemanden zu durchstreifen, der daselbst vollkommen bekannt war, um so mehr, da unser Schiff, gänzlich für die Ueberfahrt der Truppen gemiethet, keine Ladung hatte. Ich konnte auf diese Weise nach Belieben über die Zeit verfügen, welche für Reparationen an dem Fahrzeuge und für Ladung der Kolonialwaaren erforderlich seyn mochte, worüber, nach den Berechnungen des Kapitäns, sechs Wochen bis zwey Monate hingehen konnten.

„Werden Sie endlich aufstehen?" sagte Freund X., indem er den 1ten November um sieben Uhr Morgens in mein Schlafgemach trat; „alles ist auf dem Verdecke; seit Tagesanbruch liegt Java vor uns, wir haben sie head passirt, und erreichen so eben die behouden Passage, und der Wind ist so günstig, daß wir in wenigen Stunden auf der Höhe von Anjer seyn werden." In zwey Minuten war meine Toilette gemacht. Wie groß war mein Entzücken, als ich auf das Verdeck trat! Zu unserer Rechten die fruchtbaren Ufer Javas, sein lachendes Grün, seine unzähligen Cocospalmen am Ufer des Meeres, und in seinem Innern seine blauen Gebirge, deren majestätische Gipfel sich in den Himmel erheben; zur Linken, in der Ferne, die Insel Sumatra, und vor uns die kleinen Inseln Crakaton, Dwars in de Weg u. s. w.

Gegen eilf Uhr erblickten wir einige weiße Häuser am Ufer des Meeres. „Dieß ist Anjer," sagte mir X., „und hier kömmt uns schon die Schaluppe des Hafenmeisters entgegen. Anjer, wie Sie sehen, ist kein beträchtlicher Seehafen, aber nichts desto weniger ein wichtiger Punkt für unsere Kolonie; in der Jahreszeit, wo die Ostwinde (Oost mousson) herrschen, brauchen die Schiffe acht, ja manchmal vierzehn Tage, um von hier die Rhede von Batavia zu gewinnen; die Kapitäns übergeben dann die Regierungs-Depeschen dem Hafenmeister von Anjer, der sie zu Lande befördert; auf diese Weise sind sie in wenigen Stunden in der Hauptstadt. Da das Wasser daselbst sehr gut und im Ueberfluß vorhanden ist, so ist dieß sehr vortheilhaft für die Schiffe, welche die Sundaische Straße passiren, besonders für jene, die von China kommen; endlich besteht hier ein leichter und täglicher Verkehr mit der Küste von Sumatra."

Während dieser Unterhaltung hatte sich die Schaluppe von Anjer genähert, welcher einige Böte mit Insulanern voraussegelten, die der Mannschaft Ananas, Bananen, Mangostanen und andere Früchte, Hühner, Eyer, einiges Gemüse u. s. w. zum Verkaufe boten. Da man mich vor meiner Abreise nach Indien vor der Gefahr gewarnt hatte, womit daselbst der Genuß der Früchte verbunden seyn sollte, die saftiger und erfrischender als die nordischen sind, so wagte ich nicht zuzugreifen, allein X. munterte mich dazu auf. „Kosten Sie keck von unsern Früchten," sagte er zu mir; „wenn Sie nie Wasser, sondern ein Glas guten Weines darauf trinken, so werden Sie nie davon irgend eine Unbequemlichkeit fühlen. Schlagen Sie sich überhaupt die Furcht aus dem Sinn, die man Ihnen vor unserem Klima eingeflößt hat, legen Sie sich keine zu genaue Diät auf, die Ihren Magen schwächen würde; ändern Sie im Gegentheile nichts an Ihrer gewohnten Lebensart; vermeiden Sie endlich nichts als Ausschweifungen jeder Art, und Sie werden sehen, daß man sich hier eben so wohl befinden kann, als in dem alten Europa."

Der Beamte von Anjer kam nun das Fallreep herauf; es war dieß der junge A.; er erkannte sogleich meinen Reisegefährten, und an seinem herzlichen Willkommen sah ich wohl, daß dieser bey Erwähnung seiner Verbindungen auf Java nichts übertrieben hatte. Wir bestiegen die Schaluppe, sobald er seine Geschäfte mit dem Kapitän abgemacht hatte, und nahmen den Weg nach Herrn A's Behausung, von welcher wir nur einen guten Kanonenschuß weit entfernt waren. Während dieser kurzen Ueberfahrt machte ich die Bemerkung, daß zwischen den javanischen und europäischen Ruderern eine große Verschiedenheit sey. „Sie haben vollkommen Recht," bemerkte mir A., „die Javaner sind minder kräftig. Obwohl gut gewachsen, groß, von geschmeidigem und regelmäßigem Baue, besitzen sie doch nicht die Muskelkraft, welche den Bewohner des Nordens auszeichnet; allein dieß rührt blos von ihrer Lebensweise her; da sie nur von Reis, getrockneten Fischen und Gemüsen leben und nichts als Wasser trinken, so können sie jene Kraft nicht besitzen; hingegen würden sie es eben durch diese Mäßigkeit in die Länge dem Bewohner des Nordens zuvorthun, wenn es sich um anhaltende Strapazen unter Entbehrungen aller Art handelt. Der Javaner wird sich im Nothfalle mit einer Handvoll Reis und einigen Körnern Salz 24 Stunden lang begnügen; setzen Sie einen europäischen Soldaten oder Matrosen auf dieselbe Ration, und lassen Sie ihn marschiren oder arbeiten! Die Chinesen und Bengalen, die wir hier haben, obschon minder kraftvoll als die Europäer, sind es doch in höherem Grade als die Javaner, weil sie sich besser nähren. Daher trägt auch die Arbeit eines Chinesen fünf Procent mehr ein als die eines Eingebornen von Madras, und hundert Procent mehr als die eines Malayen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Chamäleon.

Der menschliche Witz hat sich von jeher darin gefallen, den Thieren entweder wegen gewisser physischer Eigenschaften oder nach Zügen aus ihrer Lebensart menschliche Tugenden und Laster anzudichten, und diese Bilder menschlicher Phan-

tasie sind mehr oder minder treffend, diese Vergleichungen mehr oder weniger scharfsinnig aus der Tiefe der Thiernatur hergeholt. Ein bloses Witzspiel ist es freylich, wenn von Alters her eine unschuldige Eidechse, die allerdings das Unglück hat, einer übelberüchtigten Familie, der der Drachen, Basilisken, Salamander, anzugehören, für das Symbol der Heucheley, das Emblem bald der Schmeichler, bald der wetterwendischen Politiker gilt. Und warum? weil das Thier, plötzlich bald so, bald anders gefärbt, sein Gewand nach den Umständen zu wechseln scheint, wie manche Menschen und Völker.

Schon im Alterthum erregte das Chamäleon die Aufmerksamkeit der Naturkundigen durch sein Farbenspiel, aber außer in Bezug auf diese seine auffallendste Eigenschaft, ist das Thier bis in die neuern Zeiten wenig untersucht worden. — Das Chamäleon lebt auf Bäumen in den warmen Landstrichen von Asien, Afrika und Europa. Es wird fünf bis sechs Zoll lang, ohne den Wickelschwanz, der dem Schwanze mancher Affen auffallend gleicht, wie überhaupt das Thier in seinen Bewegungen eine überraschende Aehnlichkeit mit manchen Thieren aus der Familie der Affen zeigt. Der Körper ist von links nach rechts sehr platt, seine Füße sind verhältnißmäßig länger als bey jedem andern Reptil, seine Bewegungen aber dessen ungeachtet sehr langsam. Da es mit sehr großen Lungen versehen ist, so ist es, bey dem ohnehin unvollständigen Athmungsprozeß der Reptilien, im Stande, das Athmen sehr lang auszusetzen; es bläst sich auf und bleibt so stundenlange unbeweglich, oft in den seltsamsten Stellungen, auf einem Zweige sitzen. Aber darum sind alsdann nicht alle seine Organe unthätig: die Augen bewegen sich beständig sehr rasch und nach allen Seiten, und was sehr merkwürdig ist, jedes Auge hat seine eigene, von dem des andern völlig unabhängige Bewegung; daher sieht oft das eine nach oben, während das andere nach unten oder nach hinten gerichtet ist. Dieses Schielen gibt dem Thiere einen gar seltsamen Anblick; sichtbar aber hat die Natur damit demselben für andere Eigenschaften Ersatz geleistet; denn sein Gesichtskreis wird dadurch weit größer als bey jedem andern verwandten Thiere, und es vermag daher seine Beute sehr weit und in allen Richtungen zu erspähen, was ihm bey seiner trägen, langsamen Bewegung zu seiner Nahrung sehr förderlich ist. — Erschaut das Chamäleon eine Mücke, so starrt es sie eine Weile an, geht dann bedächtig, langsam auf sie zu, bis es noch einige Zolle entfernt ist, schießt dann schnell, nach Art der Ameisenfresser und Spechte, seine klebrige Zunge heraus, die so lang ist als sein ganzer Körper, und zieht sie mit der Fliege rasch wieder ein, die alsbald verschlungen wird.

Ueber diejenige Eigenschaft, welche das Thier vorzugsweise berühmt gemacht hat, nämlich den Farbenwechsel, hören wir einen Beobachter, der längere Zeit zwey Chamäleons besaß.

„Je nach der Menge der in den Lungen enthaltenen Luft ist der Seitendurchmesser des Thiers sehr verschieden; er wechselt von 1¼ Zoll bis weniger als ¼ Zoll, und offenbar besteht ein inniger Zusammenhang zwischen dem Volumen des Thiers und dem Farbenwechsel. Im Allgemeinen kann man sagen, daß, wenn das Thier dunkel gefärbt erscheint, dasselbe kleiner, zusammengefallener ist, als bey lichter Färbung. Die gewöhnliche Farbe am Tage, wenn sie im Käfig umhergingen und Mücken suchten, war ein Gemisch von verschiedenen Nüancen von Grün in unregelmäßigen Flecken, mit Grau gemischt und mit Punkten, die bald gelblich, bald purpurn anzusehen waren. In diesem Zustande konnte man sie oft nur schwer von den Blättern der grünenden Sträucher, auf denen sie saßen, unterscheiden, und es ist dieß wohl eine weitere Einrichtung der Natur, wodurch sie ihrer Unbehülflichkeit unter die Arme greifen und ihnen die Fliegenjagd erleichtern wollte. Eines Nachts, als sie schliefen, waren sie ganz gelb; da ich gerne wissen wollte, ob das Licht eine Wirkung auf diese Farbe äußere, stellte ich eine brennende Kerze in der Entfernung von 3 — 4 Zoll neben das eine Thier; bald zeigten sich an der dem Licht zugewandten Seite hellbraune Flecken, welche endlich dunkelbraun wurden, und bey Entfernung des Lichts in demselben Grade wieder verschwanden. Einst entkam eines aus dem Käfig; es wurde nach langem Suchen auf dem Rasen und sehr auffallend gefärbt wiedergefunden: es war in unregelmäßigen Platten schwarz und weiß gefleckt, wobey erstere Farbe vorschlug; die Seiten des Thiers waren dabey sehr eingefallen. Wenn man sie dadurch in Leidenschaft setzte, daß man sie packte, wurde die grünliche Farbe gelb-grau mit einer Menge rother Punkte gleich Nadelköpfen, zugleich schwollen sie stärker an als je. Im Tode, der aus Mangel an Mücken erfolgte, färbten sie sich purpurn und gelb; diese Farben wurden mit der zunehmenden Schwäche immer glänzender und erschienen im Augenblicke des Todes am glänzendsten. Die Farbe der Körper, auf denen die Thiere saßen, hatte nie den mindesten Einfluß auf ihre Färbung; aber das Thier ist so durchsichtig, daß ich gewiß bin, einmal bey hellem Sonnenlicht die Gitterstäbe des Käfigs durch den Körper durch gesehen zu haben.“

Von jeher sind über die Ursache dieses sonderbaren Farbenwechsels die verschiedensten, zum Theil albernsten Meynungen aufgestellt worden. Der eine suchte sie blos in der Brechung des Lichts, ein anderer meynte, das Thier bekomme oft eine Art vorübergehender Gelbsucht; viele ließen sich nicht nehmen, die verschiedene Färbung sey blos ein Widerschein der Körper, auf die sich das Thier setze. Das Wahrscheinlichste und Natürlichste ist wohl, mit den meisten Naturforschern anzunehmen, daß das in Folge des unregelmäßigen Athmens in größern Zwischenräumen bald dunkler, bald heller gefärbte Blut,

bey der feinen, durchscheinenden Haut des Thiers, die Hauptursache dieses Wechsels sey. Alle Nüancen kann aber diese Annahme nicht erklären, und wir glauben, daß es nothwendig ist, bey Erklärung der Erscheinung auf den verschiedenen Grad von Spannung Rücksicht zu nehmen, den die Haut durch die mehr oder minder gefüllten Lungen erleidet, und wodurch sie die Lichtstrahlen bald so, bald anders bricht.

Der Mensch wechselt nun zwar zum Glück seine Farbe nicht so grell und oft, als unser Chamäleon, und damit sein Rücken in den Farben des Regenbogens spiele, bedarf es bekanntlich der derben Berührung harter Körper von außen; das Farbenspiel seines Gesichts bleibt in der Regel in den Grenzen zwischen dem hohen Roth der Schaam und des Zorns und dem Weiß des Schreckens und der Wuth, aber in seiner symbolischen Sprache ist er ein wahres Chamäleon: er wird vor Aerger grün und gelb, er wird schwarz vor Bosheit und blau vor Wuth. Bekannt ist ja ohnehin, daß ganze Nationen Chamäleonsartig die Farbe wechseln, daß ein Volk, das, von der Luft der Revolution gebläht, eben noch Federbüsche und Flaggen in bunten Farben schillern ließ, über Nacht zu bourbonischem Weiß abbleichen und diesen Prozeß in kurzer Zeit wiederholen kann.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Als vor einigen Wochen die Direktoren der Themse-Tunnel-Unternehmung den Aktionären in einer Versammlung einen Bericht über die Schritte vorlegten, welche sie zur Vollendung dieses großen Werkes versucht hatten, erwähnten sie, daß sie den Ministern (und man darf nicht vergessen, daß der Herzog von Wellington selbst mit einer nicht unbeträchtlichen Summe seines Privatvermögens bey dieser Unternehmung interessirt ist) unter andern den Plan vorgelegt hätten, durch legislative Vergünstigung die noch nothwendigen Gelder vermittelst einer oder mehrerer Lotterien aufbringen zu dürfen, im Falle das Parlament die Bewilligung einer unmittelbaren Unterstützung oder eines Darlehens aus dem Staatsfond nicht für geeignet halten sollte. Der Kanzler der Schatzkammer habe ihnen aber hierauf erwiedert: „daß die Minister auf keinen Fall beym Parlamente den Vorschlag zu einer Lotterie vorbringen, vielweniger denselben unterstützen könnten, da der Staat dieses Institut auf immer abgeschafft habe, und Privaten nie das bewilligt werden könne, was die Legislatur als nachtheilig für die Wohlfahrt der Nation anerkannt habe.“ In dieser Antwort liegt viel Großartiges, und die Grundsätze, welche sie ausspricht, sollten den Staatsmännern, denen das günstige Schicksal in unserer großen Zeit die Leitung der Völker anvertraut hat, als Muster von Weisheit und Patriotismus vorleuchten; sie verdienen, daß jeder Patriot, der es wohl mit ' nem Vaterlande meynt und dessen Stimme über die öffentliche Verwaltung seines Landes nicht ganz verhallt, sich als ihr muthiger Vertheidiger bekenne. Es ist erfreulich, hier einmal zu sehen, daß der brittische Staat nicht immer nach Pounds, Shellings und Pences rechnet. Wie wenig Nachahmungswürdiges die auswärtige Politik Englands in der neuern Zeit auch darbietet, so verdient doch hierin die Regierung wirklich Bewunderung, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt, unter welchen die Lotterie im hiesigen Lande abgeschafft und auf ewig aus den Kolumnen der Staatseinnahmen gestrichen wurde. Dieses verderbliche Institut bildete bekanntlich einen nicht unbeträchtlichen Theil der direkten Einnahmen, da hierbey noch das Pachtsystem galt; dennoch wurde es aufgehoben, in einer Periode, wo der ganze Finanzzustand der Nation nichts weniger als glänzend ist, und wo die öffentlichen Kassen weniger als je eine Schmälerung in irgend einer gewissen Einnahme ertragen können; aber das ganze Lotteriewesen ward in unsern Parlamentshäusern allgemein verabscheut. Die unternehmendste Nation auf Erden verwarf eine solche vom Staate dem Volke gebotene Unternehmungsanstalt, die Frucht eines beschränktern Jahrhunderts, und erklärte, man könne Gott und dem Teufel nicht zugleich dienen, d. h. der Staat, der fortdauernd die Aufgabe zu lösen hat, das Gute zu befördern und das Schlechte zu verhindern und zu entfernen, dürfe nicht mit Schachergeist Spielbillette dem Volke verkaufen und ihm den Weg zu unnützer Verschwendung, zur Entnervung seiner moralischen Kraft und zu jedem niedrigen Laster bahnen, damit er, der Staat, von dem unwissenden, ununterrichteten Bürger etwa zehn Prozent und das Leihhaus oder sonst ein Wucherer fast eben so viel ziehen möge. Wenn ich nicht irre, so ist der Ertrag mancher Lotterien in Deutschland zur Unterhaltung der Zucht- und Zwangshäuser des Landes bestimmt, gerade wie man gewöhnlich hier in London neben den Branntweinhäusern, wo die Laster der niedern Volksklassen in mannichfaltigen Gestalten wuchern, die Insignien der Pfänderleiher, die drey Kugeln, erblickt; beyde Anstalten stehen in wechselseitiger Verbindung; das Blühen der einen hän[gt] von dem der andern ab, und wäre mir die Ausarbeitung einer Rangordnung übertragen, ich würde auf den Lotteriekollekteur unmittelbar den Kerkermeister folgen lassen. Dieses privilegirte, aus Welschland zu den nördlichen Völkern Europa's eingeführte psychische Pestübel ist nun durch die Bemühungen unserer Staatsärzte, der Legislatoren, aus unserer Insel gänzlich verbannt, und das Volk, worunter hier immer im römischen Sinne die Nation in ihrer Gesammtheit verstanden wird, ist von einem, furchtbare Verheerungen anrichtenden Seelenkrankheitsstoffe befreyt worden, der in frühern Zeiten mehr Selbstmorde, Vergehen und Verbrechen veranlaßte, als alle übrigen, in der Menschenbrust schlummernden Leidenschaften. Die Aushängeschilder der Bish's Carroll's und so vieler anderer vormaligen Verbreiter des Unwesens sind abgenommen, die an die Fenster gehefteten, mit so vielen lockenden Devisen umgebenen Lotteriebillette haben den Erzeugnissen des Gewerbsfleißes Platz gemacht; man träumt weniger, denkt aber desto mehr, wie durch Thätigkeit das Auskommen gesichert und vermehrt werden könnt; daher die rasch fortschreitende Vermehrung der Einlagen in die Sparkassen, der Gesellschaften zur Versorgung in Krankheiten, im hohen Alter u. s. w., die sämmtlich auf die sittliche Verbesserung der geringern Volksklassen wohlthätig wirken, und es wird und kann bey uns niemals so weit kommen, wie in der benachbarten Hauptstadt Paris, wo jährlich über ein Drittheil der Sterbenden in den Hospitälern seine Tage beschließt, und mehr als die Hälfte auf Stadtkosten beerdigt werden muß. Nein, eine solche Höhe des Elends ist uns hier eben so fremd, wie der innere Haushalt des Kaisers von China. Gottlob! daß ein solcher Zustand uns hier unbegreiflich bleibt! Das hiesige Volk leidet zwar in manchen Beziehungen jezt vielleicht mehr als in frühern Zeiten, es wandelt nicht auf Rosen, aber dieß ist nicht seine Schuld; auf Pitt kann es hinweisen, der einen großen Theil seines Ruhmes mit Anweisungen auf die Arbeit künftiger Geschlechter erkaufte, wogegen die vorigen Minister, wollte man an sie die Frage richten: „Was habt Ihr Großes für das Volk gethan?“ mit vollem, gerechtem Stolze antworten können: „Wir haben die Lotterie abgeschafft.“

R — s.

Beylage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. September 1829.

Ozean der Welten, Sterne sind Tropfen des Ozeans,
Wir kennen dich nicht! —
Wer leitet mich hinauf
Zu den ewigen Hügeln?
Ich versink', ich versinke, geh unter
In deiner Welten Ozean!

Klopstock.

Herschels lezte Untersuchungen über den Firsternhimmel.

Dargestellt von Dr. Nürnberger.

Herschels Verdienste um die Sternkunde sind im Allgemeinen wohl bekannt und hinreichend gewürdigt; die Welt weiß, daß sie ihm die Entdeckung des Planeten Uranus und seiner Monde zu verdanken hat, wodurch die Grenzen unseres Sonnensystems auf das Doppelte ausgedehnt worden sind. Aber dieser große und unermüdliche Himmelsbeobachter, der die Tiefen des Universums mit einem Eifer durchforschte, wie vielleicht vor ihm kein Sterblicher, nahm in den lezten Jahren seines Lebens einen noch erhabeneren Flug, indem er, nicht zufrieden mit der Grenzbestimmung Eines Sonnensystems, Maße für die Ausmessung des ganzen Firsternhimmels, dieses Alls von Sonnensystemen, suchte, in dessen Unermeßlichkeit sich das unsrige einzelne gleich wie ein Punkt verliert. In einer, kurz vor seinem Tode durch die philosophischen Transaktionen bekannt gemachten Abhandlung, die wir als das lezte Vermächtniß des brittischen Astronomen, gleichsam als seinen astronomischen Schwanengesang zu betrachten haben, gibt er Rechenschaft von einem, in dieser Ausdehnung zuerst *) von ihm angewendeten, äußerst sinnreichen Verfahren, um die Entfernungen der verschiedenen Firsterne von der Erde zu bestimmen, und somit immer tiefer in die Unendlichkeit der Himmel einzudringen. Diese Untersuchungen, welche Deutschland bis jezt weniger allgemein kennen gelernt hat, sind es, deren Hauptmomente wir hier auf leicht faßliche Weise vorlegen wollen; und wir rechnen dabey auf den Dank aller derjenigen, die ein inneres, unabweisbares Bedürfniß aus der Enge der irdischen Beschränkung hinaus in jene Unendlichkeit des Sternenhimmels treibt.

*) Wir werden unten sehen, daß Huygens vor Herschel einen ähnlichen Gedanken gehabt hat; aber auch nur einen ähnlichen.

Man muß sich, zur Verständniß des Folgenden, zuerst daran erinnern, daß die Firsterne nach Maßgabe der Stärke des Lichtes, mit welchem sie uns erscheinen, in mehrere Ordnungen eingetheilt werden; diejenigen dieser glänzenden Himmelskörper, welche bereits in der Dämmerung sichtbar werden, wenn die Sonne noch nicht tief unter den Horizont herabgesunken ist, heißen Sterne erster Größe, zu denen z. B. Sirius, Wega, Kapella, Arcturus u. a. m. gehören, welche allgemein bekannt sind; und so unterscheidet das unbewaffnete, aber scharf sehende menschliche Auge bey den Firsternen sechs, ja selbst sieben solcher Lichtabstufungen, was eben so viele Ordnungen oder „Größen" der Sterne gibt, als deren Gegensatz man die, nur durch das Fernrohr sichtbaren, oder telescopischen Sterne zusammen begreift. Die Hauptursache dieses ungleichen Glanzes der Firsterne ist unzweifelhaft die Verschiedenheit ihrer Entfernung, so daß also zwischen der Lichtabstufung und der Entfernung

ein gewisses Verhältniß besteht, welches wir eben aufzusuchen haben. Sind nämlich, wie uns alles anzunehmen zwingt, die Fixsterne Sonnen, gleich oder ähnlich der Sonne, welche über unser Planetensystem Erwärmung und Erleuchtung verbreitet, so dürfen wir denselben im Allgemeinen einen mittleren, gleichen Glanz, eben so wie eine mittlere gleiche Größe beylegen, und also, wie gesagt, den Unterschied der Lichtstärke, in der wir sie gewahren, so ziemlich auf die Verschiedenheit ihrer respektiven Entfernungen beziehen. Ein bekanntes Gesetz der Photometrie oder Lichtmeßkunst lehrt aber, wie sie sich in ihrer Sprache ausdrückt, daß die Stärke der Erleuchtung nach dem Quadrate der Entfernung abnimmt, d. h. daß die Lichtstärke in der doppelten Entfernung viermal, in der dreyfachen neunmal u. s. w. so groß seyn, oder mit den Worten des gemeinen Lebens, daß in der doppelten Entfernung vier, in der dreyfachen neun Lichter u. s. w. brennen müssen, um den nämlichen Glanz hervorzubringen. Umgekehrt aber folgt daraus, daß, wenn von zwey gleich großen und an und für sich gleich glänzenden Kugeln, die eine nur mit einem Viertel vom Lichte der andern erscheint, jene zwey Mal so weit als diese von uns entfernt seyn muß; und wenn es also Mittel gäbe, um zu bestimmen, daß der Lichteindruck eines gewissen Sterns auf unser Auge vier Mal geringer ist, als z. B. derjenige, welchen der Sirius darauf hervorbringt, so würden wir, unter den obigen Voraussetzungen, aus diesem einzigen Umstande mit Grunde schließen, daß dieser Stern doppelt so weit als der Sirius von der Erde entfernt sey. Dieß ist das einfache Princip, auf welchem die nun zu entwickelnde sinnreiche Verfahrungsart des brittischen Astronomen beruhet, mittelst welcher er unternahm, die in Erstaunen setzenden Tiefen des Himmels auszumessen.

Zuerst suchte er unter sehr vielen Teleskopen mit großer Vorsicht diejenigen zwey aus, die, wenn man einen und denselben Stern abwechselnd durch das eine und das andere betrachtete, ein völlig gleiches und gleich helles Bild desselben gaben; diese Teleskope waren siebenfüßig und von 118maliger Vergrößerung; bey der großen Uebung, die Herschel in einem beständigen Umgange mit dem Himmel erworben hatte, durfte angenommen werden, daß bey dieser Wahl, von welcher freylich die ganze Genauigkeit der Bestimmung abhängt, durchaus keine subjektive Täuschung im Spiel gewesen sey. Mit dem einen dieser Fernrohre nahm man gar keine Veränderung vor; bey dem andern aber wurde eine Vorrichtung angebracht, um die Oeffnung genau nach einem gewissen Verhältniß, z. B. um ein Viertel oder um die Hälfte, oder auch um drey Viertel u. s. w. verkleinern zu können. Auf diese Weise nämlich bietet das Fernrohr ein Mittel dar, um über die ungleiche Lichtstärke zweyer Objekte ein zuverläßiges Urtheil zu fällen; denn wenn man z. B. bey einem gewöhnlichen Tubus die Hälfte des Objektivglases bedeckt, so wird das Bild im Rohre nur noch durch halb so viele Strahlen hervorgebracht, der Lichteindruck auf das Auge wird also auch nur halb so groß seyn. Die Schätzung des unbewaffneten Auges dagegen unterliegt gewissen Nebeneindrücken, indem dasselbe nicht sowohl über die Stärke des Lichteindruckes selbst urtheilt, als vielmehr blos von dem Glanze bestochen wird, der die Reinheit jenes Urtheiles verwirrt. Alles dieses wird durch bloßes Nachdenken vollkommen klar, und man überzeugt sich namentlich, daß es nur darauf ankomme, drey Viertel der Oeffnung eines Fernrohrs zu verdecken, um einen leuchtenden Gegenstand nur noch im vierten Theile der Lichtstärke zu sehen, in welcher derselbe vor der Verdeckung erschien.

Dieß vorausgesetzt, wurden nun die beyden also eingerichteten Teleskope neben einander aufgestellt, und während Herschel das eine derselben mit der unverminderten Oeffnung auf einen Stern zweyter Größe richtete, so wurde dagegen die Oeffnung des andern so lange verkleinert, bis ein dadurch betrachteter Stern erster Größe genau nur in der Lichtstärke jenes Sterns der zweyten Größe erschien. Auf diese Weise ward bey Anwendung der oben gemachten Schlüsse gefunden, daß z. B. der Polarstern nur ein Viertel des Lichteindruckes auf unser Auge hervorbringt, welchen Arcturus erregt, daß der Polarstern also doppelt so weit von der Erde entfernt sey als Arcturus; auf dieselbe Weise verglich Herschel andere Sterne mit dem Sirius, dem schönsten und glänzendsten unter den Fixsternen erster Größe, über dessen wirkliche Entfernung von der Erde unten das Nähere vorkommen wird, und fand durch solche successive Vergleichungen, daß der Abstand derjenigen kleinsten Sterne von uns, die man zur sechsten und siebten Größe rechnet, auf wenigstens fünfzehn Siriusfernen angeschlagen werden müsse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Java.

Aus dem Schreiben eines Reisenden.

(Fortsetzung.)

„Es würde sehr interessant seyn," fiel X. ein, „eine nach diesem Principe bearbeitete vergleichende Tabelle über alle Nationen des Erdbodens zu besitzen; sie würde vielleicht für diejenigen nicht ohne Nutzen seyn, welche die Fortschritte der Civilisation der Völker zu ihrem Studium machen. An der Spitze der Pyramide würden wir den Starken der Halle zu Paris, den Kohlenträger (Coalheaver) Londons, den Lastträger (Byltjo) Amsterdams, und an ihrer Basis den Dayak Borneos sehen, der drey Monate braucht, um sich die Binse auszuhöhlen, womit er seine vergifteten Pfeile bläst." Indem

wir uns aus dem Hafen (welcher, im Vorbeygehen gesagt, für die Schiffe wenig Bequemlichkeit darbietet) nach dem Hause des Herrn A. begaben, konnten wir alle Merkwürdigkeiten von Anjer sehen; nämlich das alte Fort, die Kasernen, den Wasserbehälter, zwey oder drey chinesische Häuser, und die Wohnung des Agenten der Handelsgesellschaft.

Der freundliche und herzliche Empfang, den wir bey Herrn A. fanden, gab mir eine sehr vortheilhafte Idee von der Gastfreundlichkeit unserer Landsleute auf Java, von welcher man mir zwar schon viel gesprochen, aber zugleich gesagt hatte, daß sie minder allgemein geworden sey, weil die Vermögensumstände mehr beschränkt und die Besoldungen so sehr vermindert sind, daß sie nur für das unumgänglich Nothwendige ausreichen. „Die Zeiten haben sich in der That geändert," sagte mir Herr X., „aber nicht die Herzen, und das Vergnügen, einen Freund an seinem Tische zu bewirthen, wird wohl das Lezte seyn, das man sich hier zu Lande versagt."

Man hatte angespannt und wir nahmen Abschied. Das erste, was mir auffiel, als ich in den Wagen stieg, war die Tracht des Kutschers und die Kleinheit der Pferde. Jener war barfuß, trug eine enge Hose von roth gestreiftem Gingang, eine Jacke von großgeblümtem Zitze, am Gürtel zurückgeschlagen, so daß man einen großen Dolch (Cris) sehen konnte, der im Gürtel stack. Statt des Hutes hatte er eine Art umgekehrten Korbes auf dem Kopfe, welcher mittelst eines Kinnbandes von rothem Tuche befestigt war. „Dieß ist die Kopfbedeckung der Buginesen und Makassanen," sagte mir X., „aber sie ist ziemlich allgemein unter den Javanesen, wenn sie reisen; und wahrlich, keine könnte für das Klima passender seyn; daher machen auch die Europäer davon Gebrauch, wenn sie zu Pferde eine Reise ins Innere unternehmen wollen.*) Dieser Toudoun, wie man ihn nennt, ist von feinem geflochtenem Bambus gemacht und folglich sehr leicht. Er ist bemalt, gefirnißt und oft mit Vergoldungen geschmückt. Da die Krempe sehr breit ist, so sind Ohren und Hals gleichfalls vor Sonne und Regen geschüzt. Es wäre zu wünschen, daß die europäischen Soldaten hier im Felde eine, wenn auch nicht völlig gleiche, doch wenigstens minder schwere und größere Kopfbedeckung hätten als den Tschako, welcher einzig und allein den Scheitel schirmt. Der Dolch," fügte X. hinzu, „unterscheidet unsern Kutscher von den Sklaven, daher achtet er vorzüglich darauf, daß derselbe in's Gesicht falle. Alle Javaner sind immer bewaffnet, entweder mit einem Cris oder mit einem Golok (eine Art kurzen Säbels, in hölzerner Scheide), oder mit einem Badé-Badé (einem kleineren Dolche als der Cris, dessen Klinge gerade ist); diese verschiedenen Waffen sind gewöhnlich von ausgezeichneter Härte, und ihr Preis wird gewöhnlich nach dem Alter berechnet, ohne Rücksicht auf die Fassung, obwohl man bey den Häuptlingen Dolche sieht, deren Griff und Scheide von sorgfältig gearbeitetem Silber oder Golde, oder selbst mit Edelsteinen besezt sind."

*) Die Kopfbedeckung, wovon unser Reisender spricht, tragen auch die javanischen Weiber, wenn sie ausgehen, ernten oder auf dem Felde arbeiten.

Als wir Anjer verließen, hatten wir zuerst einen ausnehmend holzreichen Hügel zu besteigen. Nachdem wir auf dem Gipfel angekommen waren, was sehr schnell geschah, da der Kutscher seine Pferde in starken Galopp gesezt hatte, genossen wir, wenn wir uns umwandten, eines entzückenden Anblicks: zu unsern Füßen das Meer, glatt, wie ein Spiegel, in einiger Entfernung die zahlreichen kleinen Inseln der Sunda-Straße und das Schiff, welches wir so eben verlassen hatten und welches majestätisch auf dieser flüssigen Ebene mit ausgebreiteten Segeln dahinstrich.

Die vier Posten, welche wir bis Ceram, der Hauptstadt der Residenzschaft Bantam, hatten, legten wir in drey kleinen Stunden zurück; die Pferde, obschon klein und von keinem vortheilhaften Aussehen, waren immer im vollen Trab oder Galopp, und einmal in Lauf gesezt, hielten sie nicht eher als beym Posthause an, wo zwey Minuten für frische Bespannung hinreichten; bey jeder Anhöhe trieb der Kutscher, zu meinem großen Erstaunen, durch starkes Klatschen mit der Peitsche seine Renner an; da die Pferde mehr Feuer als wirkliche Kraft haben, so müssen sie sich außerordentlich anstrengen, um die Höhen zu gewinnen; ließe man sie aber erschlaffen oder anhalten, so würde man ziemliche Mühe haben, sie wieder in Gang zu bringen; daher ist man auch gezwungen, ihnen Büffel vorzuspannen, wenn man hohe Berge, wie den Megamendong oberhalb Buitenzorg, den Poila und andere in den Preanger Residenzschaften zu bereisen hat.

„Die Provinz Bantam, die wir jezt durchziehen," sagte mir mein Reisegefährte, „ist eine der interessantesten unserer Insel; Civilisation und Ackerbau haben daselbst erstaunliche Fortschritte gemacht, seit ungefähr zwanzig Jahren, wo sie definitiv zu den Regierungsbezirken geschlagen wurde. Früher befand sich daselbst ein Sultan, welcher, obgleich Verbündeter oder vielmehr Vasall der Kompagnie, unabhängig genug war, um das Gedeihen der Industrie und des Ackerbaues zu hindern; als er aber sich feindlich zeigte und die Waffen gegen unsere Regierung ergriff, sandte General Daendels Truppen gegen ihn; er wurde bald bezwungen, apanagirt, und seine Staaten kamen unter die unmittelbare Verwaltung der Regierung. Seitdem das Volk von Bantam nicht mehr mit willkührlichen Taxen belastet, und vorzüglich, seitdem das System der Landrenten eingeführt ist, und der Landmann von sei-

ner Arbeit einen Erlös bezieht, der seinen Gewerbfleiß anspornt, hat sich der Anblick dieser Provinz beträchtlich geändert. Seine Bevölkerung hat sich vermehrt, und damit auch die Einkünfte der Regierung.

Nach dem Reisbau ist eine der ergiebigsten Quellen der Residenzschaft Bantam ihr Ueberfluß an Vieh. Der Büffel, dieses für Java so nützliche Thier, welches den europäischen Ochsen sowohl für den Feldbau als für den Waarentransport und als Schlachtvieh ersezt, gelangt auf den üppigen Wiesen dieser Insel zu ausnehmender Größe und Stärke. Man zieht hier gleichfalls eine große Menge Ziegen, welche die Bewohner regelmäßig auf die Märkte in der Umgegend von Batavia bringen, wo sie dieselben mit großem Vortheil verkaufen, da die Malayen sich gerne von dem Fleische dieser Thiere nähren, und es selbst dem Fleisch der Schaafe vorziehen, die hier selten und schlecht sind."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Die Festlichkeiten, welche in den verflossenen Monaten Berlin auf ungewöhnliche Weise lebendig machten, werden Ihre Leser schon aus allen politischen Zeitungen vollständig kennen. Meine Erzählung käme zu spät, und nachträgliche Relationen von Celebritäten und Hof- und Staatsaktionen finden heut zu Tage nicht mehr so ihr Publikum (am allerwenigsten das, welches die Journale liest), wie in den gesegneten Tagen der Königin Elisabeth, wo das Fest von Kenilworth noch Jahre lang, nachdem das Kolophonium verblizt war, über das frohe England leuchtete, vermöge der Relationen einiger so pflichtgetreuen und begeisterten Referenten, daß einer von ihnen noch vor Kurzem einen berühmten Dichter zu einer neuen Beschreibung des Festes inspirirte. Die herzliche Theilnahme unsers Volks an der Vermählung des Prinzen Wilhelm und am Besuche der Kaiserin von Rußland stand gewiß nicht der Freude nach, welche Englands Volk für seine geliebte Königin damals an den Tag legte. Was den mannichfaltigen Feyerlichkeiten aber einen besondern Reiz gab, war, daß das Fest nicht Schein war, daß neben der Politik das Herz sprach, daß die Haupt- und Staatsaktion verschwand und das große Familienfest mitten im wohlberathenen Ceremoniell extemporirt wurde. Auch was man sonst an den großen Festen unserer Zeit tadelt, daß alles Charakteristische der Feyerlichkeit im Militärwesen untergehe, war hier nicht der Fall. Neben den Parademärschen, den Kanonenschlägen und der türkischen Musik machte sich die Kunst geltend. Die Poesie that mit Freuden das Ihrige, ein harmlos freudiges Fest mitzufeyern, und man sieht, was selten ist, den erschienenen Gedichten an, daß ihre Verfasser nicht allein auf die Bestellung gewartet hatten. Nach diesem Jubel scheint Berlin öde und verlassen.

Von einem andern, nichtfestlichen Ereignisse haben die Zeitungen nicht minder berichtet, von dem Sturz des Königsstädtischen Theaters. Einen eigentlichen Sturz kann man es noch nicht nennen, insofern man darunter ein endliches Liegenbleiben, eine Ruhe in den Trümmern versteht. Das Theater liegt weder, noch ruht es, denn es wird noch immer fortgespielt, es ist aber in einem immerwährenden Stürzen. Wie lange diese Bewegung anhalten kann, ist nicht wohl vorauszusehen, ob es gleich seit Beginn in einem Stürzen sich befunden hat. Unter Stürzen verstehe ich nämlich, wenn ein Theater nichts dafür thut, sich auf die Dauer zu basiren, wo die Dirigenten keine andere Aussicht haben, als von der Hand in den Mund zu leben, und wo ihre ganze Spekulation darauf hinausläuft, für den Augenblick das meiste Geld zu machen. So ist seit Anbeginn, unter allen Verwaltungen gewirthschaftet worden, nur daß jede folgende Direktion mehr Entschuldigungsgründe hatte, als die vorhergehende, denn je weiter ein Körper ins Fallen gekommen ist, um so schwieriger ist es, ihn aufzuhalten. Jezt fragt es sich nur noch, wer wird der seyn, in dessen Händen der Körper zerschellt, oder wer wird den lezten Schaden tragen? Schon seit Anfang dieses Jahres sah man die Krisis mit schnellen Schritten ankommen. Um das verderbliche Prinzip der Verwaltung noch schneller an den Abgrund zu führen, in dessen Nähe es gebaut hatte, kamen viele unvorhergesehene Unglücksfälle. Die alte Direktion erklärte de facto ihr Unvermögen, und nach einer Uebereinkunft, die noch nicht ganz klar ist, übernahm der Inhaber der königlichen Concession, Hr. Cerf, die Verwaltung, vorläufig bis Ausgang dieses Sommers. Ende Septembers soll es sich entscheiden, ob und wie das Theater fortbestehen kann, und welche Entschädigung die Aktionäre zu erwarten haben. Hr. Cerf hat in der Art und Weise, wie seine Vorgänger wirthschafteten, fortgefahren, nur daß er mit etwas schnellern Schritten gegangen ist, wie sich das von selbst versteht nach unserm Gleichniß vom fallenden Körper. Sängerinnen, Komiker und Thiere sind aus der Fremde verschrieben worden und schnell hinter einander aufgetreten, um durch grellen Wechsel des Gebotenen die Ungeduld zu befriedigen. Die Thiere haben in ganzer Masse die Bretter unter Anführung des Hrn. Tourniaire betreten; jedoch haben die Reiterstücke dieser Gesellschaft nicht den Beyfall erworben, welchen Franconi vom Pariser Publikum und zwar auf die Dauer sich zu verschaffen weiß. Zu Schauspielen der Art gehören andere Vorbereitungen und eine so geschickt und täuschend arrangirte Scenerie, wie in dem Cirque olympique. Timur, und die Räuber in den Abruzzen haben am meisten Beyfall gefunden. Die Eroberung von Varna, von der man sich viel versprach, ist den Reitern des Hrn. Tourniaire nicht so gelungen, wie den Russen. — In einem solchen Zustande der gährenden Elemente kann man nicht wohl erwarten, daß die Kunst der Schauspieler gewinnt. Ich verliere kein Wort, um die allgemeine Jeremiade über den Verfall der Theater zu vergrößern, aber zwischen den Beinen der Quadrupeden haben Thalia und Melpomene schon genug gethan, wenn sie nicht zertreten werden.

In diesem Augenblick gastirt Ignaz Schuster aus Wien auf dieser Bühne. Berlin sieht zum erstenmale diesen berühmten Komiker. Man erkennt den feinen Schauspieler, den Charaktermaler; einen Komiker sollte man aber nicht anders beurtheilen, als in der Mitte der kleinen Welt, aus der er geboren ist oder für die er lebt. Wie die Genies überhaupt, sind auch die mit einer solchen ursprünglichen vis comica begabten, daß sie überall gilt, nur selten. Außerdem ist das Publikum dieses Theaters nicht mehr gewohnt, an durchgeführten Charakterrollen sich zu erfreuen. Es will schlagenden Genuß.

Von der königlichen Bühne, und wie Berlin in diesem Sommer statt eines Volkstheaters eine Volkslustbarkeit in seinem Tivoli erhalten, in meinem nächsten Briefe.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 211.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 3. September 1829.

Vor der Seele glüh'n des Osten
Bunte, warme Lebensbilder.

F. Schmitt.

Skizzen aus Java.
Aus dem Schreiben eines Reisenden.

(Fortsetzung.)

Die groben Wollenzeuge (eine Art Gingang), die man in der Residenzschaft Bantam verfertigt, sind von den Bewohnern im Osten von Batavia sehr geschäzt, und bilden einen nicht unwichtigen Handelszweig. Man verfertigt hier Ananaszwirn, Töpferwaaren, sehr geschäzte Binsen- und Bambusmatten, und einen sehr feinen Kalk, der im ganzen Archipel für den Bewurf und die Beweißung der europäischen Häuser guten Absaz findet, während die Eingeborenen sich desselben zur Bereitung ihres Betels oder Seris bedienen.

Als wir uns Ceram näherten, wurde die Straße, nachdem sie durch einen ziemlich sumpfigen Landstrich geführt hatte, immer angenehmer; zur Rechten und Linken sind herrlich bebaute Reisfelder, und in geringen Entfernungen finden sich Kampengs oder Wohnungen der Javaner, die nur durch die dichten Bäume angedeutet werden, von denen sie umgeben sind; einige Warongs oder kleine Herbergen, auf der Straße zerstreut, bieten dem Reisenden Gelegenheit sich zu erfrischen, des Nachts zu schlafen, oder während der größten Tageshitze sich zu bergen.

Ich fragte meinen Reisegefährten, ob wir zu Ceram einen Gasthof finden würden. „Ja," antwortete er mir, „man findet deren in allen Hauptörtern der Residenzschaft, aber der Resident S., der lange zu Surabaya gewohnt hat, würde es mir sehr übel nehmen, wenn wir anderswo als bey ihm abstiegen; seyn Sie versichert, Sie werden dort willkommen seyn." Wirklich führte uns der Kutscher gerade zu in die Residenz, wo wir auf die verbindlichste und gefälligste Art empfangen wurden.

Das Haus des Residenten zu Ceram ist neu, von einfacher, aber gefälliger Bauart; auf eine von Säulen getragene Vorhalle folgen zwey große Säle oder innere Gallerien, fünfzig Fuß lang und zwanzig breit, an deren Enden sich die Schlafzimmer befinden. Küche und Zubehör, Dienstbotenkammern u. s. w., sind außerhalb des Hauptgebäudes, wie in allen europäischen Häusern auf Java. Die Geschäftszimmer des Residenten und die Schatzmeisterey befinden sich ebenfalls hinter dem Hause. Die Residenz ist auf einer kleinen Anhöhe erbaut, von welcher man eine ziemlich hübsche Ansicht genießt.

Nach einem vortrefflichen Mittagessen kamen die Sklaven und boten Kaffee und Havannah-Cigarren herum. Ich war äußerst überrascht, als ich plötzlich in kurzem Trotte einen jungen Elephanten mit seinem Cornac (Führer) ankommen sah; dieser ließ ihn mehrere Kunststücke machen, die Treppen der Vorhalle auf- und absteigen, eine Bouteille entstöpseln, Geldstücke aufheben u. s. w.

Später kam ein noch interessanterer Besuch, der mir Gelegenheit verschaffte, meine Bemerkungen über den Charakter der Eingebornen anzufangen, um so mehr, als ich während meiner Reise etwas Malavisch gelernt hatte und daher der Unterhaltung in dieser Sprache so ziemlich folgen

konnte. Es war dieß der Regent des Distrikts, der dem Residenten seine Aufwartung machte; sein Gefolge bestand aus fünf bis sechs Javanern, wovon der eine seinen Payong (großen Regenschirm, dessen Farbe und vergoldete Streifen den Rang und Stand der Häupter bezeichnen), der andere die Seribüchse, ein dritter ein silbernes Spucknäpfchen trug u. s. w. Als sich der indische Häuptling der Gesellschaft näherte, bemerkte ich, daß er für jede Person, die gegenwärtig war, einen eigenen Gruß brauchte; er neigte sich tief vor dem Residenten, indem er seine beyden Hände ausstreckte, als wollte er ihm die Knie berühren, was dieser verhinderte, indem er seine Hand ergriff und freundlich drückte. Einer minder tiefen Verbeugung, die er dem Sekretär machte, indem er ihm eine Hand bot, folgte ein leichtes Kopfnicken, und ein Tabé towan (guten Tag, mein Herr), was den übrigen Personen der Gesellschaft galt. Nachdem er endlich den Stuhl angenommen, welchen ihm der Herr des Hauses neben sich angeboten hatte, stellte er ihn einige Schritte weiter zurück und sezte sich; zwey seiner Diener nahmen in hockender Stellung hinter ihm Platz, beständig bereit, ihm Seri oder das Spucknäpfchen zu reichen, während die übrigen außerhalb der Vorhalle sich niederließen. Die Unterhaltung wurde bald allgemein, und während ihrer ganzen Dauer reichten Diener wiederholt Thee oder Wein mit Selterser Wasser herum, welches man in Indien Ayer Hollanda (holländisches Wasser) nennt, ein äußerst angenehmes und in den heißen Ländern sehr zuträgliches Getränke, wovon man vielleicht nirgends so allgemeinen Gebrauch macht als auf Java. Eine Parthie Wist beschloß diese angenehme Abendunterhaltung.

Des anderen Tages, mit Sonnenaufgang, waren wir im Wagen; die herrliche Morgenkühle erlaubte uns nach Herzenslust die Schönheiten der Landschaft, die wir durchreiseten, und die bezaubernden Aussichten, die sich unseren Blicken darboten, zu bewundern; vor allem wurden wir nicht müde, zu unserer Rechten die hohe Bergkette zu beschauen, welche die Insel ihrer ganzen Länge nach durchschneidet, und die zu jeder Stunde des Tages mit Wolken gekrönt, die mannigfachsten und malerischsten Ansichten gewährt.

Drey Posten von Ceram sezten wir auf einer Flöße (Sassak), die auf einigen kleinen Nachen ruhte, über den Fluß Tjikandie, welcher in der Residenzschaft Bantam entspringt, wo er den Namen Tji-dourian führt.

Wir begegneten hier dem Amtmanne oder Schout des westlichen Distriktes der Residenzschaft, welche wir betreten hatten; er machte so eben seine Runde zu Pferde, begleitet von zweyen oder dreyen seiner Oppassers (Aufpasser), einer Art Gensdarmen des Landes. Er war ein Bekannter meines Reisegefährten, und während sich dieser mit ihm unterhielt, ergözte ich mich daran, das für mich ganz neue Kostüme seiner Begleiter zu betrachten. Es waren Javaner von ganz trozigem Aussehen, welche Beinkleider und Jacke von blauem Tuche, mit grünem Kragen und Aufschlägen, über einer weißen Weste trugen. Sie hatten, wie alle Eingebornen, ein farbiges Tuch um den Kopf gewunden und darüber einen flachen, weiß bemalten Tondoren (Hut); ein kleiner Infanteriesäbel hing an ihrer Seite; sie waren unbeschuht und hatten an dem rechten Fuße einen gewöhnlichen Sporn; ihre Pferde, ungefähr so groß wie unsere Kälber, schienen mir viel zu schwach für einen Reiter von gewöhnlicher Statur und Korpulenz, allein auf ein Zeichen ihres Chefs warfen sich die Gensdarmen auf ihre elenden Mähren und sprengten im starken Galopp davon.

Der Schout schickte sein Reitpferd zurück und stieg zu uns in den Wagen, um zu gleicher Zeit mit uns in Tangerang einzutreffen; seine Gesellschaft verschaffte uns schnellere Bedienung auf den Stationen, so wie den Beystand von ungefähr dreyßig Javanern, die auf den Feldern arbeiteten, als unser Fuhrwerk im Kothe stecken geblieben war.

Der Schout G. war ein kleiner, ganz runder Mann, etwas durch die indische Sonne gebräunt, schwazte gerne und kramte seine Kenntnisse aus, besonders in Polizeysachen; er schien sehr thätig und vollkommen an seinem Platze; da nun dieß hier so äußerst selten der Fall ist, so horchte ich um so aufmerksamer auf sein Gespräch, in welchem er uns alle Ereignisse von einiger Bedeutung erzählte, die sich zu seiner Zeit im westlichen Theile der Insel, vom Kriege in Bantam 1809 an, bis zu der Verschwörung des Whali Bachmann und der Flucht des Maas Djakeria, die erst vor Kurzem stattfand, zugetragen hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Herschels lezte Untersuchungen über den Fixsternhimmel.

(Fortsezung.)

Die Sterne von der sechsten bis siebenten Größe bilden, wie oben angeführt worden, die äußerste Grenze, bis zu welcher ein unbewaffnetes, jedoch scharfes menschliches Auge am Himmel vordringen kann, und Herschel bezeichnet die Fähigkeit des Auges, Fixsterne in dieser Weite noch zu erkennen, mit dem Ausdrucke der „Raum durchdringenden Kraft“ (space penetrating power) des bloßen Auges. Denselben Ausdruck gebraucht er sodann auch von seinen Fernröhren, und wenn er denselben eine zehn-, zwanzig-, fünfzigfache u. s. w. raumdurchdringende Kraft beylegt, so will dieß sagen, daß sie zehn-, zwanzig-, fünfzigmal weiter tragen als das bloße Auge. Wir werden die Anwendung hiervon gleich

sehen. Aus dem Vorhergehenden ist schon bekannt, daß die bloße Bedeckung eines Theiles der Oeffnung eines Fernrohrs hinreicht, um die raumdurchdringende Kraft desselben, nach Maßgabe des Verhältnisses dieses Theiles, auf die Hälfte, ein Viertel u. s. w. herabzusetzen, und hernach umgekehrt, bey Wiedererweiterung der Oeffnung, auch allmählig in demselben Verhältnisse wieder zu erhöhen. Solchergestalt läßt sich also einem Fernrohre allmählig die doppelte, dreyfache, vierfache u. s. w. raumdurchdringende Kraft des bloßen Auges geben; d. h. da die leztere sich angeführtermaßen auf fünfzehn Siriusfernen erstreckt, kann man mit dem Fernrohre, bey allmähliger Wiedererweiterung seiner Anfangs zum größeren Theile bedeckten Oeffnung, nach und nach zu Sternen vordringen, welche dreyßig, fünf-und-vierzig, sechzig u. s. w. Siriusfernen von uns abstehen, und es läßt sich über das Maß dieser Entfernung aus der Vergrößerung der Oeffnung oder der raumdurchdringenden Kraft urtheilen, welche nothwendig gewesen ist, um eben jene Weiten zu erreichen.

Hiernach wird nun folgende Beobachtung, die Herschel in der gedachten Abhandlung unter mehreren andern hervorhebt, mit allen dabey gemachten Folgerungen verständlich seyn. Der Sternhaufen im Schwertgriff des Perseus, einem bekannten nördlichen Sternbilde, steht in der Milchstraße, und man entdeckt bey Anwendung stärkerer Instrumente immer neue und neue Sterne in demselben. Derselbe muß also, den obigen Principien zufolge, aus Sternen zusammen gesezt seyn, welche in immer größeren Tiefen hinter einander stehen; mit dem bloßen Auge nimmt man keinen einzigen einzelnen Stern kenntlich darin wahr, woraus nach dem Vorgetragenen folgt, daß die nächsten Sterne dieses Haufens über fünfzehn Siriusfernen entfernt sind; aber bey der Anwendung eines Fernrohres von der doppelten raumdurchdringenden Kraft des bloßen Auges, und welches also bis zu dreyßig Siriusfernen hinausreicht, werden einzelne Sterne kenntlich, deren Anzahl bey Anwendung drey-, vierfacher u. s. w. raumdurchdringenden Kraft immer größer wird. Die vierfache raumdurchdringende Kraft reicht aber schon bis zu sechzig Siriusfernen, und wenn wir unten näher sehen werden, daß Eine Siriusferne mindestens zweymal hunderttausend Halbmesser der Erdbahn, d. h. über vier Billionen *) Meilen beträgt, so würde sich unsere Einbildungskraft wohl vergeblich anstrengen, wollte sie auch nur von dieser Ausdehnung der Himmel sich einen etwas deutlichen Begriff machen. Allein bey einer Verstärkung der raumdurchdringen Kraft des Fernrohrs, durch Erweiterung seiner Oeffnung, bis auf das Sechsfache, zeigte sich, außer den schon kenntlich gewordenen Sternen, wieder weißer Schimmer, welchen eine sieben- und achtfache Kraft wieder in neue Sterne auflößte, indeß der Glanz der früher gesehenen bey jeder Verstärkung der raumdurchdringenden Kraft immer herrlicher und herrlicher hervortrat. Man verstärkte endlich die Kraft des bey dieser Beobachtung angewendeten Teleskops auf das 28fache, als das Maximum, dessen dieses Instrument fähig war, so daß man also bis zu Sternen in einer Entfernung von 28 Mal 15, d. i. 420 Siriusfernen vorzudringen vermögend war, ohne daß aller Schimmer in kenntliche Sterne aufgelößt worden wäre; ja, als man zulezt ein anderes (20füßiges) Teleskop anwendete, dessen raumdurchdringende Kraft bis zu der unermeßlichen Entfernung von 900 Siriusfernen reichend angenommen werden kann, so blieb auch jezt noch ein weißer Schimmer zurück, den auch dieses leztere Instrument nicht ganz in kenntliche Sterne aufzulösen vermochte. Aehnliche Schlüsse gelten, wie man leicht einsieht, von den übrigen Stellen der Milchstraße; und dieser große Himmelsgürtel kann also als der vereinte Schimmer von Sternschichten betrachtet werden, welche in immer größerer Tiefe, bis zu einer Entfernung von 900 Siriusfernen, hinter einander fortlaufen.

Bey einer andern Beobachtung hat sich Herschel zur Fortsetzung dieser Bestimmungen über die Ausdehnung des Sternenhimmels nicht mehr auf jenes 20füßige Telescop beschränkt, sondern sich dabey seines 40füßigen, oder sogenannten Riesenteleskops *) bedient, und die äusserste Ferne, in welcher dieses ungeheure Instrument, mit dessen Lichtstärke **) vielleicht kein anderes Telescop in der Welt verglichen werden kann, noch einzelne Sterne erkennen läßt, auf 3000 Siriusfernen angeschlagen. Aber selbst bey dieser, alle Vorstellung übersteigenden Raum durchdringenden Kraft bleiben noch Sternnebel übrig, deren Lichtschimmer in einzelne Sterne, d. h. in eben so viel Sonnen mit ihren Planetensystemen aufgelöst werden würden, wenn wir noch stärkere Instrumente besäßen. Der menschliche Geist erliegt der Vorstellung die-

*) Um von der Größe einer Billion einen vorläufigen Begriff beyzubringen, will ich hier nur anführen, daß, wer unausgesezt in jeder Sekunde acht zählt, gegen 4000 Jahre zubringen würde, um eine Billion abzuzählen.

*) In der That ein optischer Riese, da dieses Instrument, welches nach Herschels Tode von Lucian Bonaparte gekauft worden ist, mit dem dazu gehörigen, allein 2178 Pfund schweren Metallspiegel, zusammen gegen 4000 Pfund wiegt. Troz dieser ungeheuern Schwere ist der Mechanismus so vortrefflich, daß ein einziger Handlanger die Richtung sowohl horizontal, als vertical verändern kann. An der Ostseite des Instruments ist ein besonderes Gemach für diesen Handlanger, an der Westseite aber ein zweytes Kabinet mit hinreichendem Raum zu Pendeluhr, Arbeitstisch des Astronomen u. s. w.

**) Dasselbe empfängt nämlich fast 4000 Mal so viel Lichtstrahlen, als das bloße Auge von demselben Gegenstande aufnehmen kann, und würde z. B. den Sirius noch in demselben Glanze zeigen, in dem ihn das leztere sieht, wenn dieser Stern auch in eine 200 Mal größere Entfernung hinausgerückt wäre.

ser Unendlichkeit, und der ehrwürdige Herschel begnügt sich auch, die obigen Folgerungen aus seinen Beobachtungen vorzutragen, ohne weitere Betrachtungen daran zu knüpfen, gleichsam überwältigt von seinen Empfindungen und eingestehend, daß man die Werke der Allmacht am besten preist, wenn man sie nur erzählt.

Es bleibt uns, nach Darstellung dieser Methode zur Angabe der comparativen Entfernungen der verschiedenen Firsterne, nun nur noch übrig, auch die absolute Entfernung des einen oder des andern derselben von der Erde näher auszumitteln, um dieses neue Maß an die Tiefen der Himmel zu legen, und wir wählen dazu wieder den schon oben benuzten Sirius, der, als der hellste unter allen Firsternen, gemeiniglich auch für den nächsten gehalten wird. Vorläufig zeigt aber schon ein allgemeiner Ueberschlag, daß die Entfernung der Firsterne von uns ungeheuer seyn müsse. Die Erde durchläuft jährlich eine Ellipse um die Sonne, deren große Are über vierzig Millionen Meilen beträgt, und wir sind also gewissen Firsternen in dem einen Punkte dieser Linie um eben so viel Millionen Meilen näher, als wenn wir nach 6 Monaten den entgegengesezten Punkt erreichen. Gleichwohl bringt dieser ungeheure Entfernungsunterschied in dem scheinbaren Anblicke dieser Weltkörper, in ihrer gegenseitigen Stellung u. s. w. auch nicht die geringste, durch unsere stärksten Instrumente mit Sicherheit bemerkbare Veränderung hervor; sie erscheinen uns namentlich gleich groß, wir mögen ihnen um diese 40 Millionen Meilen näher, oder um eben so viel entfernter von ihnen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die schon längere Zeit angekündigte französische Uebersezung der Gedichte König Ludwigs von Bayern ist so eben hier in Paris erschienen. Es wird wohl Ihren Lesern angenehm seyn, wenn ich vorläufig, ehe die Uebersezung selbst bey Ihnen bekannt wird, die Bemerkungen mittheile, mit welchen eines der geistreichsten und geachtetsten liberalen Journale, der Globe, diese Uebersezung ankündigt.

„Unter Europa's Königen, die, meistens bejahrt, ihrer Vorstellungsweise nach einem andern Zeitalter angehören, sizt ein junger König, der sich der Aufklärung und der Philosophie seiner Zeit vertrauend in die Arme wirft. Seine Erziehung hatte mit der gewöhnlichen Erziehung an Höfen nichts gemein; er lebte als bloßer Student auf den Hochschulen unter Gelehrten und Künstlern, er bereiste den Kontinent als Schaulustiger und als Dichter, er suchte überall Erfahrung und Gelegenheit, sich für Großes zu begeistern; mit Einem Wort, er studirte auf das Königthum, als gälte es einst eine Kunst oder eine Wissenschaft auszuüben, besser gesagt, ein Priesteramt zu bekleiden. Sein andächtiges, fühlendes Gemüth erhob sich von Tag zu Tag zu höherem Verständniß seiner Pflichten. Nachdenken war seine Vorbereitung. Kaum hatte er aber auch den Thron bestiegen, als er über Bayern neuen Glanz verbreitete. Deutschland erkannte in ihm den ächten deutschen Fürsten; es hatte ihn einst sein Elend im Herzen theilen, seine Erniedrigung schaudernd fühlen, Napoleons Ungnade auf sich laden sehen. Als die Heldenjugend der Hochschulen jenes Schauspiel erneuerte, das einst Frankreich dargeboten, als es sich gegen die Fremden erhob, als sie, ihren Lehrern folgend, am Bivouakfeuer oder in Mitte der Batterien philosophirte und Lieder sang, da nahm Prinz Ludwig von Bayern von ferne, war er doch so gut als gefangen gehalten, Theil an jeder That des aufopfernden Muthes; er beneidete Körner um seinen Tod auf dem Schlachtfeld. In ruhigeren Tagen sodann war Freyheit das Ziel seiner Hoffnung wie des lezten Unterthans der Könige, denen er bald zur Seite sizen sollte, waren Reformen, Ersparnisse die Gegenstände seiner eifrigen Wünsche und seines Nachdenkens; und wollte seine Seele ermatten, hatten traurige Fehlschlagungen sie betrübt, so ging er, der die Kunst nie aus dem Auge verlor, hin nach Italien und holte sich neues Feuer. Mit Frömmigkeit und strengen Andachtsübungen befestigte er seinen Glauben, ohne deßhalb dem freyen Seelenschwunge, der Poesie einer Religion zu entsagen, die ja so ganz eine Religion der Lebensweisheit und der Menschenliebe ist. Getheilt zwischen Patriotismus, Kunst und Frömmigkeit, sah er so seine Jugend verfließen. Jeden Tag entströmten seiner Seele ein Paar Verse, sey es nun, daß ein Gebet, sey es, daß ein Gedanke zur Erholung oder ein guter Vorsaz für die Zukunft sich dazu gestaltete. So schrieb er Tag für Tag die Geschichte seines moralischen Lebens nieder. Als der Tag kam, da er den Thron besteigen sollte, zeigte er sich auf demselbigen so, wie er gewesen war, nur daß zur That wurde, was ein Traum, ein Gedanke gewesen. Strenger Haushalt, unerwartete Reformen traten an die Stelle des Luxus unter seinem trefflichen Vater Maximilian; Gedankenfreyheit, Religionsgleichheit erhielten aufs Neue gesezliche Bestätigung; München wurde zu einer Stadt der Kunst und Wissenschaft; eine reiche Kunstsammlung, die sich täglich vermehrt, eine Hochschule, die einen Schelling an der Spize ihrer Philosophen stehen hat, vorzügliche Bibliotheken, weise Verordnungen, die ganz darauf berechnet sind, die rohen Sitten der Studenten umzubilden, haben den Kern der deutschen Jugend in ihren Mauern versammelt. König Ludwig hat im Süden Berlin eine Nebenbuhlerin geschaffen, und er selbst tritt mitten in dieser gelehrten Welt, deren Seele er ist, frey und anspruchslos als Schriftsteller auf und unterwirft sich auf dem Throne der Kritik; er legt ihr vertrauensvoll sein Tagebuch guter Gedanken vor; denn so muß dieses Buch heißen und als solches muß man es lesen. Es ist das Studienheft eines guten Königs.

Bey dieser Ankündigung ist unser Zweck weder diese Gedichte zu beurtheilen, noch in die anziehenden Fragen nach der Entstehung einzelner einzugehen, welche eine wohl natürliche Neugierde gerne thun möchte; wir wollten damit nur dem königlichen Dichter vorläufig unsere Huldigung darbringen. Später soll die Beurtheilung kommen, und zwar so freymüthig und so streng, als handelte es sich vom unbekanntesten Schriftsteller. Die deutsche Kritik hat die Bescheidenheit, die sich ihr so offen hingab, schonend zu würdigen gewußt; die fremde Kritik soll, wir wollen es hoffen, nicht unglücklicher seyn. Regt sich auch bey dem Andenken an unsern Unstern hie und da der Unmuth in unsern Herzen, hören wir den Dichter zürnen und seine Bannflüche gegen unsere Waffen schleudern, gerne verzeihen wir ihm. Dasselbe Gefühl des Abscheus vor fremder Herrschaft lebt ja in Frankreich in Aller Herzen; es entströmen ihnen dieselben Flüche gegen die Verräther, und mehr als je jezt, da man geflissentlich alle unsere Wunden aufgerissen, da Ein Name all unsern Groll wieder aufgerührt hat."

Beylage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 212.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. September 1829.

O Wandelgang der Schöpfung, Labyrinth,
Das dunkel uns, sich ganz von Lichte webt,
Und nur zu göttlich hell, uns dunkel wird!

Herder.

Herschels lezte Untersuchungen über den Fixsternhimmel.

(Beschluß.)

Bey der Schwierigkeit, zu einer Bestimmung über die absolute Entfernung eines Fixsterns zu gelangen, wählte Huygens, wie schon oben angedeutet worden, einen eigenthümlichen, mit Herschels Verfahren gewissermaßen verwandten Weg, um dazu zu gelangen; seine Methode ist sinnreich, und verdient bemerkt zu werden. Er sah nämlich durch eine sehr lange Röhre, welche vorn nur eine kreisförmige Oeffnung von $\frac{1}{12}$ Linie hatte, nach der Sonne, und berechnete, daß er durch diese kleine Oeffnung den 186ten Theil ihrer Scheibe übersehe, deren scheinbaren Glanz und Größe er mit dem Glanze und der Größe des Sirius vergleichen wollte; allein er fand, daß dieser so kleine Theil der Sonnenscheibe dennoch den Fixstern an beydem noch sehr weit übertraf. Deßwegen sezte er vorn in die Oeffnung eine ganz kleine Glaskugel ein, welche ihn nur den 27,667ten Theil der Sonnenscheibe übersehen ließ, und jezt schien ihm dieser kleine Theil derselben an scheinbarem Glanz und Größe dem Sirius gleichzukommen, woraus er, unter Voraussetzung gleichen Volumens und gleicher Lichtstärke beyder Kugeln folgerte, daß der Stern 27667 mal weiter als die Sonne von der Erde entfernt sey. Schon diese Entfernung sezt in Erstaunen, allein es läßt sich auf einem weit sichereren Wege darthun, daß dieselbe noch viel zu gering angeschlagen sey.

Unter Parallaxe versteht man allgemein den Winkel, welchen zwey, von verschiedenen Punkten des Raumes aus nach einem Objekte gezogene Gesichtslinien an leztere bildet; und man sieht nach dieser Erklärung leicht ein, daß es nur der Kenntniß dieses Winkels und der Größe der, die beyden Standpunkte verbindenden geraden Linie bedarf, um daraus die Entfernung des Objekts zu berechnen. In der Astronomie wird hiervon ein doppelter Gebrauch gemacht, indem man zur Bestimmung der Entfernung näherer Weltkörper als Standlinie den Halbmesser der Erde, der so viel entfernteren Fixsterne aber den Halbmesser der Erdbahn benuzt; ersteres heißt die tägliche, lezteres die jährliche Parallaxe. Allein welche unendliche Umsicht und Sorgfalt die Astronomen auch angewendet haben, um diese „jährliche Parallaxe“ der glänzendsten und deßhalb für die nächsten gehaltenen Fixsterne, namentlich aber wieder des Sirius, zu bestimmen, so wurden die, mit den vortrefflichsten Instrumenten gemessenen Winkel doch immer zu klein gefunden, um mit voller Sicherheit angegeben werden zu können; und das Resultat beschränkt sich darauf, daß der Winkel, welchen die von den Endpunkten des Halbmessers der Erdbahn, der doch über zwanzig Millionen Meilen beträgt, nach einem, auf der Mitte dieses Halbmessers senkrecht anzunehmenden Sterne gezogenen Gesichtslinien einschließen, kaum zu einer vollen Sekunde angeschlagen werden darf. Unter der Voraussetzung aber, daß dieser Winkel wirklich eine volle Sekunde betrage, findet man, daß die Entfernung des

nächsten Firsternes von uns zu 206267 Halbmessern der Erdbahn von beyläufig zwanzig Millionen Meilen, also zu mehr als vier Billionen Meilen, wie wir oben in runder Zahl angenommen haben, anzuschlagen ist.

Da es wohl unmöglich ist, sich von dieser ungeheuren Entfernung unmittelbar einen deutlichen Begriff zu machen, so will ich mich bemühen, dieselbe durch Beziehung auf uns geläufige Gegenstände etwas zu versinnlichen. Ein Reisender, der täglich sechs geographische Meilen macht, würde den Weg um die Erde in drittehalb Jahren, den Weg zur Sonne, d. h. den Halbmesser der Erdbahn, in 9132 Jahren, den Weg zum nächsten Firstern aber, unter den obigen Voraussetzungen, erst in 1826 Millionen Jahren zurücklegen. Wegen der Größe dieser lezteren Zahl, welcher die Einbildungskraft schon wieder erliegt, wollen wir noch eine andere Analogie wählen. Angenommen, daß eine Kanonenkugel, gleich dem Schalle, in jeder Sekunde 1000 Fuß mache und ihren Weg, ohne je zu ermatten, ununterbrochen fortsetze, so würde sie zur Zurücklegung des Umkreises der Erde nur einen Tag, zehn Stunden, fünfzehn Minuten, bis zur Sonne 11¼ Jahr, bis zum nächsten Firsterne gegen drey Millionen Jahre brauchen. Dieses Beyspiel scheint mir das passendste, um eine Art von Uebersicht der respektiven Entfernungen zu gewähren. Bey dieser ungeheuren Kluft aber zwischen dem Grenzplaneten unseres Systems, dem Herschel'schen Uranus, und dem nächsten Firsterne, scheint die Meynung, daß eine große Anzahl von Kometen in äußerst excentrischen Ellipsen um die Sonne laufen, und so jenen unendlichen Raum zwischen zwey Systemen, als Verbindungsglieder erfüllen, an innerer Wahrscheinlichkeit zu gewinnen; und man darf hiernach annehmen, daß sich bis jezt erst ein sehr geringer Theil der Kometenwelt unsern Beobachtungen enthüllt habe. Verbindet man nun aber schließlich mit diesen Bestimmungen über die absolute Entfernung des nächsten Firsterns, dasjenige, was wir oben, geleitet von Herschel, über die komparativen Entfernungen ganzer Firsternheere gefunden haben, so verliert sich der Menschengeist in diesem All der Unendlichkeit; er kann nichts, als die Reflexion schweigen lassen und mit Young rufen:

Devotion, Daughter of Astronomy!
An undevout Astronomer is mad.

Skizzen aus Java.

Aus dem Schreiben eines Reisenden.

(Beschluß.)

Zwischen den Flüssen Tjikandie und Mintjerie ist das Land ziemlich wild und unbebaut; einige Gegenden sind sumpfig, und andere mit Allang Allang (Saccharum Kœnigii) bedeckt. Wir hatten über mehrere kleine Flüsse auf ziemlich leichten Bambusbrücken zu sezen, die, ohne Uebertreibung, sich unter unserem Wagen bogen. „Wenn sich, meynte ich, auf diesen wunderlichen Brücken kein Unglück ereignet, so glaube ich, muß man dieß vorzüglich der natürlichen Elasticität des Bambusrohres, so wie der erstaunlichen und selbst Schrecken erregenden Schnelligkeit zuschreiben, womit die Kutscher über diese gefährlichen Stellen zu sezen wissen." — „Ja," unterbrach mich der Schout, „aber zum Theil wohl auch dem Umstand, daß ich die Aufmerksamkeit habe, in Eile einen Saffak von Bambus, oder eine neue Decke über jede Brücke legen zu lassen, sobald ich von der bevorstehenden Reise irgend einer bedeutenden Person durch meinen Bezirk in Kenntniß gesezt bin. Dieß ist nämlich alles, wozu ich die Gutsbesitzer vermögen kann, ungeachtet sie, durch Clauseln ihrer Kaufbriefe, die öffentlichen Straßen und Brücken zu unterhalten verpflichtet sind; allein sie thun dieß mit so wenig gutem Willen, und man muß so viel klagen und drohen, ehe man von ihnen etwas erhält, daß die Zeit mit Schreibereyen und Förmlichkeiten verstreicht und der öffentliche Dienst darunter leidet. Sie werden," fügte er hinzu, „in allen Residenzschaften Javas, wo der Grund der Regierung gehört, herrliche Straßen und gute Brücken in vollkommenem Stande finden."

Wir sezten über die Mintjerie auf einer Brücke von Holz, die nicht solider war als die so eben besprochene. Der Schout zeigte uns von hier aus ein sehr schönes Landhaus; „dieses Gut," sagte er, „welches Blaradja heißt, ist vor wenigen Monaten der Schauplaz eines schrecklichen Vorganges gewesen; der Eigenthümer und seine Gattin wurden in der Nacht von einer bewaffneten Bande überfallen und fürchterlich zugerichtet." — „Was Sie da erzählen," unterbrach ich ihn, „würde mir schon alle Lust benehmen, in diesem Lande Eigenthum zu besitzen." — „Ziehen Sie daraus keinen solchen Schluß," fuhr er fort; „Ereignisse der Art sind äußerst selten, besonders seit den lezten dreyßig Jahren; auch sind zu allen Zeiten nur unkluge, habsüchtige und ungerechte Eigenthümer die Opfer davon geworden, während jene, welche gemäßigt, menschlich und billig sind, hier in ihren Besitzungen so friedlich leben können, als wären diese an den Ufern der Maas oder des Rheines gelegen."

Zwischen der Mintjerie und der Tjikandie oder dem Flusse von Tangerang, führt die Straße durch eine weite, reich und üppig bebaute Ebene; Wohnungen der chinesischen Tehos, hie und da zerstreut, wechseln angenehm mit den zahlreichen Campongs oder javanischen Dörfern ab. Die Bewohner, auf die wir stießen, waren alle mit ländlichen Arbeiten beschäftigt, und auf ihren offenen Gesichtern war zu lesen, daß sie sich wohl und glücklich fühlten. Wir langten glücklich in Tangerang an. Nach dem Mittagessen

erhielten wir einen Besuch von einem alten Häuptling des Landes, dem Tommogong Souta di Laga, ehemals in Diensten der Kompagnie; er lebt jezt als Frijman, wie er sich selbst nennt, zurückgezogen auf seinen beträchtlichen Gütern. Der niederländischen Regierung aufrichtig ergeben, ist er immer bereit, sich nüzlich zu erweisen, sobald sich Gelegenheit dazu darbietet. Seine Unterhaltung ist angenehm und belehrend; er besaß mehr Kenntnisse, besonders im Fache der Landwirthschaft, als ich bey Leuten seiner Nation zu finden erwartet hatte.

Abends gab man uns die gewöhnliche javanische Unterhaltung: die Bongings oder Tänzerinnen des Landes bewegten sich nach dem eintönigen und abgemessenen, jedoch ziemlich harmonischen Klange eines Dutzends javanischer Instrumente, die zusammen ein Gamelang bilden; fünf bis sechs ziemlich häßliche und mit wenig Geschmack gekleidete junge Mädchen, deren Haare mit Blumen geschmückt und deren Gesichter weiß und gelb bemalt waren, sangen oder heulten vielmehr, indem sie das Gesicht mit einem Fächer bedeckten, und zugleich im Kreise tanzten und Verdrehungen mit Beinen, Armen und Händen machten. „Dieß sind unsere Bajaderen," sagte mir mein Reisegefährte. „Wahrlich," dachte ich, „wenn diejenigen, welche Raynal mit so großem Enthusiasmus schilderte, auf die Gefahr hin, seinen Pinsel in etwas zu wollüstige Farben für einen Abbé zu tauchen, diesen Geschöpfen glichen, so hat er eben keinen großen Beweis von Geschmack gegeben." Man versicherte mich aber, daß nicht alle javanischen Bongings so sehr aller Reize entbehrten, wie die eben beschriebenen, daß aber die Bajaderen Indostans im Rufe stünden, weit reizender zu seyn.

Des andern Tages besuchten wir auf dem Wege nach Batavia die Ruinen der schönen Schleuse von Tangerang, wir sezten in einer Fähre bey Kaliedras über den Mookerwart, und sahen hier mehrere artige Landhäuser, unter andern zu Cadawong jenes, welches der Generalgouverneur, Henry Zwaardekroon erbaut und bewohnt hatte, der hier 1722 die ersten Kaffeebäume, die er aus Arabien hatte kommen lassen, unter seinen Augen pflanzen ließ. Diese Kultur hat sich seitdem über ganz Java verbreitet.

„Endlich sind wir zu Batavia," sagte mir mein Reisegefährte; „die Seite, durch welche wir hereinkommen, ist nicht die glänzendste; es ist das chinesische Quartier." Viel Thätigkeit, Lärm, übler Geruch und kleine Häuschen, von einer Menge Menschen bewohnt, zeichnen diesen Theil der Stadt vor den übrigen Quartieren aus.

Nachdem wir durch einen Bazar gekommen waren, welcher mir mit Lebensmitteln aller Art, Gemüsen, Früchten und Fischen wohl versehen schien, kamen wir auf den Waterplaats (Glodok), und indem wir uns zur Rechten wandten, sahen wir links am Kanal eine herrliche Allee schöner Bäume und zwey Reihen niedlicher Häuser vor uns. „Das ist Moolenoliet," sagte X., „und hier sind wir im Hôtel de Provence des Herrn Chaulan, wo uns, wie ich glaube, ein gutes Mittagessen erwartet." Es war auch eben die Stunde der Table d'Hôte, und wir nahmen an ihr Plaz.

Nach Tische zog ich mich in mein Zimmer zurück, um zu schreiben; allein jezt ist es Zeit zu schließen, denn ich habe mein Fenster offen gelassen und bin von den Muskitos angegriffen, die, wie man sagt, auf die neuen Ankömmlinge erpicht sind; eine Legion anderer geflügelter Insekten *) hat sich auf meinen Tisch, auf meine Papiere und selbst in mein Schreibzeug geworfen, so daß ihre aufgehäuften Körper meine Feder nicht mehr eindringen lassen.

H.

*) Das zahlreichste und widerlichste unter den vielen Insekten, von denen man im Innern der Wohnungen Java's, so wie in ganz Ostindien gequält wird, ist der Kakerlak, eine Art röthlichen Käfers, 1 Zoll lang, von ovaler und platter Form; er verbreitet einen stinkenden, Brechen erregenden Geruch und dringt überall ein, selbst in die festgeschlossenen Schränke und Felleisen, wo er durch Zerfressen der Wäsche, der Kleider und vorzüglich dadurch, daß er seine Eyer daselbst ablegt, beträchtlichen Schaden anrichtet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

Wenn die Leute hier auch noch nicht so weit gekommen sind, wie die Pariser, die unserer deutschen Musik so viel Gerechtigkeit und Lob zu Theil werden lassen, so haben doch seit einigen Jahren mehrere gute Künstler aus München, Wien und andern musikalischen Städten die deutsche Tonkunst in guten Leumund gebracht. Seit der wackere Fränzl voriges Jahr einige Monate hier zubrachte, durch Lehre und Beyspiel großen Nutzen stiftete und besonders unserm Liebhaberorchester wesentlich aufhalf, sind alle nach ihm gekommenen deutschen Tonkünstler sehr gut aufgenommen worden. Neuerlich war dieß der Fall mit den Sängern Herz, Huber und Foeppl von Wien, die von Zürich und Bern hierher kamen. Ihr erstes Konzert war fast leer, weil die rechnenden Genfer selten Leute zahlen, die sich noch nicht haben in Privatcirkeln hören lassen und deren Ruf also noch nicht gegründet ist. Die wackern Wiener ließen sich dieß aber nicht anfechten; sie sangen bey fast leerem Saal mit Fleiß, Präcision und Geschmack, und da schöne harmonirende Männerstimmen hier selten gehört werden, so entzückten sie durch ihr Tyrolerlied, den Singmeister von Mozart und Körners Gebet vor der Schlacht, wo Webers wundervoll mystische, halblaute Töne einen ungeheuern Effekt machten. Alles war entzückt, und als sie nach einigen Tagen ein zweytes Konzert gaben, konnte kein Apfel in dem Saal zur Erde fallen, so voll war es. In dem Maß, wie der Geschmack an Musik steigt, nimmt der für den Tanz ab. Die Redouten, wo der Flor unserer Damen versammelt ist und wo die Fremden unentgeldlich Zutritt haben, waren vergangenen Winter eiskalt. Dem großen Ball im Theater zur Feyer unserer Restauration fehlte es dagegen weder an Leuten noch an Glanz. Es

ist dieß das große Fest unserer Grisetten, die sich da in Putz etwas gütlich thun und manchmal recht Damenartig aussehen. Alle Magazine senden ihre Deputirtinnen hin; auch an jungen Abgeordneten aus Comptoirs, Schreibstuben, Gewürzläden u. s. w. fehlt es nicht; zwischen ihnen schieben sich rothe englische Seeoffiziere herum, unbehülflicher als die Fregatten, auf denen sie kommandiren. Die Erleuchtung ist recht gut, die Damentoilette beschränkt sich jedoch nur auf den Saal und die untere Logenreihe; darüber ist viel Buntscheckiges in Hüten, Hauben und Kleidern zu sehen. Alle Erfrischungen sind gratis, aber es geht bey den Schenktischen recht bescheiden zu. Unter den Fremden war der Fanarioten-Fürst Suzo zu bemerken, der seit geraumer Zeit hier lebt, deßgleichen der junge Tombasi, Sohn des Admirals. Der Fürst ist durch Gesichts- und Körperbildung einer der schönsten Männer, die ich je, selbst in seinem Lande gesehen habe; trüge er aber keinen Turban mit Zubehör, so würde er sehr verlieren. Neben diesem orientalischen Kostüm sahen wir fränkische Herren mit unsern schwarzen Röcken wie gestuzte Raben und Elstern aus. Wir haben jezt auch den Sohn des griechischen Admirals Miaulis hier, im Ganzen 25 junge Griechen.

Die seltensten Fremden wohnten in unserm ersten Gasthofe, aux balances, und einer starb sogar da an einem Zwetschgenkern. Ich meyne die Menagerie des Hrn. Martin. Sie zeichnet sich durch Vieles vor ähnlichen aus, durch Seltenheit, durch Schönheit der Thiere, durch Martins vertraulichen Umgang mit ihnen, durch die überall herrschende Reinlichkeit und die genauen und richtigen Angaben über die Thiere. Leztere sind besonders etwas werth, denn vor nicht langer Zeit zeigte man uns einen ganz gewöhnlichen Dachs als ein amerikanisches Thier und nannte ihn Carcajou. Zuerst zeigte sich das schöne Zebra, dessen Geschlecht Abyssinien, Congo und das Cap der guten Hoffnung bewohnt. Man hat es bisher umsonst versucht, dasselbe zum Hausthiere zu machen und zu Arbeiten zu gebrauchen. John Barrow, der lange dort lebte, behauptet jedoch, daß dieß nicht unmöglich sey, bisher aber bey der Anwendung verkehrter Mittel nicht habe gelingen können. Dieß ist ganz glaublich, wenn man sieht, wie Martin mit diesem Zebra umgeht. Er nimmt es am Zaum, führt es aus seinem Käfig unter hundert brennenden Lichtern, schreyenden Kindern und, was noch mehr ist, an den ungeheuern Damenhüten, an den Käfigen heulender Hyänen, Leoparden und Löwen, springender und gnäkender Affen herum, viele Hände greifen es an, untersuchen die herrliche, Seidenstoffartig gestreifte Haut, deren schwarze und silberne Bänder mit dem Pinsel gezogen scheinen, und das Thier regt sich nicht, oder macht manchmal nur einen kleinen, ganz unverfänglichen Sprung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

Bey der lezten öffentlichen Sitzung der Académie des Inscriptions et belles Lettres war es merkwürdig, daß auf zwey Preisaufgaben nicht mehr als eine einzige Abhandlung eingekommen war. Die eine der beyden Preisaufgaben betraf die Lehren der Neuplatoniker, und die andere den Zustand der griechischen Städte zwey Jahrhunderte vor und zwey Jahrhunderte nach Christi Geburt. Leztere Frage war schon zum zweyten Male aufgegeben worden und dennoch keine Antwort erfolgt. Daraus schließen zu wollen, daß in Frankreich Niemand fähig sey, dergleichen Aufgaben zu lösen, wäre unrichtig; allein die Akademie begeht den Fehler, daß sie einen allzu weit umfassenden Gegenstand zur Preisaufgabe wählt. Solche Materien, wenn sie in dem gehörigen Umfange entwickelt werden sollen, erfordern ein ganzes Buch, und wie kann die Akademie verlangen, daß ein junger Gelehrter, der sich an akademischen Preisfragen versuchen will, für den Preis von 1500 Franken, den er noch dazu leicht verfehlen kann, zwey Jahre mit mühsamer Arbeit zubringe, da bey den andern Akademien, wo es Stiftungspreise gibt, das Doppelte und sogar das Vierfache für minder schwierige Aufgaben dargeboten wird! Sie sollte ein kleineres Feld zu bebauen geben, alsdann würden sich der zur Arbeit Willigen genug finden; wie sie jezt verfährt, wird sie manchmal den dargebotenen Preis bey Seite legen müssen. Die erste der obigen Preisaufgaben hat sie zurückgenommen und dagegen eine Abhandlung über die altpythagoräischen Lehren verlangt, was eben nicht weniger gefordert ist, als das vorige Mal. Die zweyte Frage stellt sie zum dritten Male auf; vielleicht wird es ihr nun besser gelingen, allein es läßt sich daran zweifeln. Sie hätte dießmal gar keinen Preis zu ertheilen gehabt, wenn nicht der Minister des Innern drey Medaillen als Aufmunterung zu archäologischen Untersuchungen der Akademie zur Verfügung gestellt hätte. Diese Medaillen waren bekanntlich von dem Minister Corbière eingezogen, aber von dem aufgeklärten und leutseligen Martignac wieder hergestellt worden. Wer weiß, ob das jezige Ministerium je eine Medaille zur Aufmunterung gelehrter Arbeiten hergeben wird, es müßte denn dazu gezwungen werden. Diese Medaillen pflegen den Gelehrten in der Provinz, welche Alterthümer aufsuchen und beschreiben, ertheilt zu werden. Dießmal hatte man eine derselben einem jungen Pariser Gelehrten zuerkannt, welcher der Akademie eine wichtige Entdeckung sollte mitgetheilt haben, diejenige nämlich einer ganzen Encyklopädie aus dem Mittelalter, des Hortus Deliciarum von der Aebtissin zu St. Odilien im Elsaß, Herrade von Landsberg. Erst als der Preis schon ertheilt war, belehrten Straßburger Blätter die Pariser Akademie, daß Hr. Engelhard schon längst in Deutschland diese „Encyclopädie“ bekannt gemacht habe. So geht es, wenn man in der fremden Literatur nicht bewandert ist; so geht es aber auch, wenn die Verleger im Auslande sich keine Mühe geben, um ihre Verlagswerke in Frankreich bekannt zu machen. Es gibt jezt Revues und Bulletins in Paris, die es sich gerade zum Geschäfte machen, Erscheinungen aus der fremden Literatur anzukündigen; warum seyen sie diese nicht in Stand, die Franzosen mit den neuesten Produkten der deutschen Literatur bekannt zu machen? Nach der Preisvertheilung schritt die Académie des Inscriptions in der oben erwähnten Sitzung zu den Vorlesungen. Der Generalsekretär Dacier, ein 85jähriger Greis, der schon seit zwey Jahren bettlägerig ist, aber noch seinen vollen Verstand hat, hatte eine ziemlich weitschweifige, aber doch anzügliche Biographie des Dom Brial verfertigt, die von Abel Remusat vorgelesen wurde. Dom Brial, der lezte Benediktiner aus der berühmten Congregatio Sti Mauri, war ein Gelehrter, wie es in Frankreich wenige gibt. Für ihn war die Gegenwart nichts, die Vergangenheit Alles; als die Klöster aufgehoben worden waren, fuhr der Mann nichtsdestoweniger fort, so eingeschränkt wie in seiner Zelle zu leben, und obschon so manche wichtige Begebenheiten zu seiner Zeit vorfielen, so zweifelt man doch, ob er gewußt habe, wie in Frankreich das Kaiserthum aus der Republik, und das Königthum wieder aus dem Kaiserthum hervorgegangen sey; dagegen wußte er genau anzugeben, wo dieser oder jener Bischof aus dem 13ten oder 14ten Jahrhundert begraben liege, und welche die Gestalt der Schuhe im Mittelalter gewesen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. September 1829.

Noth lernt beten, man sagt's; will einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

Goethe.

Die Außenseite einiger religiösen Gebräuche Roms.

Rom ist das Land der Wunder, selbst bis auf die unbedeutendsten Dinge herab; was anderswo als überflüssig, entweder gar nicht oder ohne alle äußere Form geschieht, erhält in Rom einen Charakter von Wichtigkeit, der den Beobachter anfänglich befremdend anspricht, ihn aber, bey längerem Aufenthalte und reiflicherem Nachdenken, zu der Ueberzeugung führt, daß alles, was hier geschieht, gleich den Gliedern einer Kette zusammenhängt, und daß keine einzige der Aeußerlichkeiten fehlen dürfte, ohne daß auch der innere Geist darüber verloren ginge. Daß es hier einen inneren Geist gibt, der, obgleich viele Jahrhunderte alt, sich mit jedem Jahre verjüngt, der sogar, ein wahrer Phönix, aus seinem Scheintode, von den Vandals des Tages für einen wahren Tod gehalten, zu einem kräftigeren Leben erstanden ist, das ist eine Wahrheit, von welcher man sich endlich auch in Deutschland überzeugt haben wird.

Bekanntlich stellt die römisch-katholische Kirche, wenn auch nur stillschweigend (denn ein wirkliches Dogma ist es, so viel ich weiß, nicht), den Grundsatz des ex opere operato auf, das heißt, sie nimmt an, daß ein religiöser Gebrauch schon an und durch sich selbst wirke, ohne daß dabey die Gesinnung dessen, der sie verrichtet, ins Spiel komme. Was gegen diesen Begriff eingewendet werden kann, ist mir wohl bekannt, aber auch, daß die Konsequenz desselben über allen Zweifel erhaben steht. Die Wechselwirkung zwischen dem Aeußern und Innern ist erwiesen, und auf dieser beruht jener Grundsatz. Betrachten wir die Sache aus folgendem Gesichtspunkt, und das Befremdende wird schwinden: Da möglichste Beförderung der Ausübung des Gottesdienstes und überhaupt aller religiösen Gebräuche ein Hauptzweck der hierarchischen Disciplin ist, so muß dem Aeußerlichen und dem Formellen große Wichtigkeit zugestanden werden. Der Grundsatz des ex opere operato befördert den äußeren Gottesdienst, und ist daher für diesen von den heilsamsten Folgen: er bewirkt, daß zum Beyspiele Räuber, Mörder, oder andere Verbrecher die Kirche besuchen und die äußern Ceremonien derselben mitmachen, ob sie gleich nicht die bewußte Absicht haben, ihren Lebenswandel zu ändern. Benähme man ihnen den Glauben an die unmittelbare Wirkung des Gottesdienstes, sagte man ihnen, daß sie, ohne die wahre Absicht, sich zu bessern, vergebens Messe hören, so werden diese nicht zu bessernden Verbrecher keinen kirchlichen Gebrauch mehr mitmachen, folglich noch mehr in Bosheit versinken, als sonst geschehen seyn würde; denn irgend einen Anklang von sittlichem und religiösem Gefühl lassen die kirchlichen Gebräuche selbst in der Seele des ausgemachtesten Verbrechers zurück.

Betrachten wir aus diesem Gesichtspunkte einige der hiesigen gottesdienstlichen Gebräuche, welche den Ausländer besonders befremden und am leichtesten mißverstanden werden können. Der auffallendste darunter ist die Absingung der Litaney und des Avemaria, welche Abends, ohngefähr

eine Stunde nach Untergang der Sonne, an den Straßenecken, vorzüglich da, wo Madonnenbilder stehen, vorgenommen zu werden pflegt. Leztere werden meistens auf Kosten des Hausbesitzers, und je nachdem dieser reich oder arm ist, gottesfürchtig oder leichtsinnig denkt, jeden Abend mehr oder weniger reich mit Blumen geschmückt und erleuchtet *). Um jene Stunde erscheint ein Trupp Weiber und Kinder, Männer sind selten darunter, meistens aus der Hefe des Volks, an ihrer Spitze ein Greis. Lezterer stellt sich, mit dem Rücken nach der Gasse gewendet, unter das Madonnenbild, die Uebrigen bilden einen Halbkreis um ihn. Nun singt der Greis die einzelnen Sätze vor und die Uebrigen wiederholen sie. Im Ganzen genommen, herrscht bey dieser Litaney, ob sie gleich lange dauert und den Leuten so geläufig geworden ist, daß sie sie nicht selten im eigentlichen Verstande im Schlafe absingen, mehr Anstand, als man glauben sollte; freylich eilen einige mit dem Absingen der Strophen so über die Gebühr, daß sie schon am Ende sind, wann die andern kaum begonnen haben, freylich sieht man es diesem oder jenem an, daß er an etwas ganz anderes als an den Heiligen denkt, der für ihn bitten soll, freylich schlagen sich die Mädchen, wenn eine der andern von ungefähr auf den Fuß tritt, Winters mit dem Kohlentopfe und Sommers mit dem Fächer an die Ohren; im Uebrigen aber herrscht eine musterhafte Ordnung, und diese muß um so mehr bewundert werden, als Niemand da ist, der sie handhabt. Es gibt ausländische Tadler, nach deren Meynung hier nicht genug Andacht herrscht; aber diese erwägen weder die Hammerschläge, welche aus der unmittelbar daneben liegenden Grobschmiedswerkstätte erschallen, noch das Geschrey der Fisch- und Salathändler, welche hausirend vorübergehen, oder in der Nähe ihren Standpunkt genommen haben, noch das Gerassel der Wagen, welche durch die Gasse fahren und mit dem gewöhnlichen Rufe: Si guardino, das betende Häuflein einmal über das andere auseinander sprengen, noch endlich den Zustand dieser Leute, die der Hunger zwingt, zu der Mutter Gottes zu beten, in der Hoffnung, durch ihre Verwendung etwas zu essen zu bekommen. Mich dünkt daher, hier sey verhältnißmäßig mehr Andacht vorhanden, als an jedem andern Orte der Fall seyn würde, wo ähnliche Störungen herrschten.

Außer diesen Litaneyen gibt es noch Gesellschaften, oft aus zwanzig oder dreyßig Personen bestehend (Männer und Knaben, ohne Frauen), welche sich um die oben angegebene Stunde in irgend einer Kirchenhalle oder in einem der Oratorios, wo Abendandacht gehalten wird, versammeln, und von dort in Prozession, die Litaney singend und betend, durch die nächsten Gassen ziehen. Hier herrscht noch mehr Ernst und Andacht als an den Ecken, denn der Gesang wird nicht übereilt, sondern mit Anstand, oft sogar zwey- und mehrstimmig gesungen. Zum Vorsänger wird Niemand genommen, der nicht eine kräftige Baßstimme besizt. Diese wandernden Litaneyen stehen in größerer Achtung als die fixen an den Straßenecken; denn nicht allein macht ihnen das Volk Platz und nimmt sogar oftmals den Hut vor ihnen ab, sondern selbst die Kardinalskutscher stehen an, ihre Reihen zu durchbrechen. Die Fremden meynen häufig, diese Litaneyensänger werden entweder von der Regierung, oder sonst von irgend einer Kirchenbehörde bezahlt. Aber nichts weniger als dieß; baares Geld oder sonst eine Entschädigung an Geldes Werth erhält Niemand; alles geschieht um Gottes Willen. In's Herz kann man freylich Niemand sehen, und somit ist es vielleicht manchem darum zu thun, von dem Pfarrer oder sonst einem andächtigen Wohlthäter, deren es in jedem Kirchspiele gibt, bemerkt, und auf diese Weise bey den Spenden, welche jener regelmäßig an dazu bestimmten Tagen aus dem Vermögen der Kirche, dieser nach Belieben aus eigenen Mitteln austheilt, reichlicher denn solche, die nicht auf die Litaney gehen oder stehen, bedacht zu werden. Immer aber sind, und das sage ich hier im vollsten Ernste, die pekuniären oder sonstigen Entschädigungen, welche die Sänger dafür erhalten, so gering, daß damit nicht die Schuhe, welche sie darüber zerreißen, noch weniger die übrigen körperlichen und geistigen Anstrengungen bezahlt werden, und daß daher Niemand zu diesen Litaneyen gehen würde, wenn ihn nicht die Hoffnung, noch außerdem mittelbar von der Madonna oder den Heiligen eine Belohnung zu erhalten, dazu vermöchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fichte an Schiller *).

Berlin.

Goethes natürliche Tochter habe ich die beyden Male, da sie hier aufgeführt worden ist, mit aller Aufmerksamkeit gesehen, und glaube zu der möglichsten Anschauung,

*) Das Anzünden der Lichter oder Lampen unter den Madonnenbildern, in Privat- wie in öffentlichen Häusern, wird besonders in den lezten als eine Gewissenssache beobachtet. Wo ein oder das andere Mitglied des Hauses entweder aus Vergessenheit oder absichtlich, um weniger Oel zu verbrennen, damit zögert, da schreit, sobald Licht ins Zimmer oder in den Laden gebracht wird, einer von der Dienerschaft, da es ihm nichts kostet, überlaut: „Incendiate" (Romanismus, statt: „Incendete) la Madonna," (zündet die Madonna an), und augenblicklich wird ihm gehorcht.

*) Aus Fichtes Lebensbeschreibung und Briefwechsel, zweyter Theil. Schillers Brief, auf welchen dieß die Antwort ist, ist nicht übrig geblieben. Er fragt wohl darin bey Fichte an, wie die lang projektirte Aufführung von Goethes natürlicher Tochter in Berlin abgelaufen sey, und welchen Eindruck sie im Publikum gemacht habe. Wir theilen gerade diesen Brief aus der Reihe der übrigen mit, weil er für sich bestehend, außer allem Zusammenhange verständlich ist.

die man aus dieser Quelle haben kann, mich erhoben zu haben. So sehr ich Goethes Iphigenia, Tasso und, nur in einer andern Art, seinen Hermann und Dorothea stets verehrt und geliebt habe, so ziehe ich doch diese Arbeit ihnen allen vor, und halte sie für das dermalige höchste Meisterstück des Meisters. Besonders scheint sie mir ein so schön geordnetes, in sich selber zusammenhangendes organisches Ganze zu seyn, daß ich es für unmöglich halte, daraus etwas wegzulassen oder hinzuzuthun. Was in dem ersten Theile sich noch nicht erklärt, z. B. die geheimen Andeutungen auf das wahre Verhältniß des Herzogs zu seinem Sohne, dessen und des Herzogs verborgene Komplotte halte ich für bedeutende Winke auf die folgenden Stücke, die schon hier mit geheimem Schauer und furchterregender Ahnung einfließen sollen.

Daß ein solches Stück von irgend einer Schauspielergesellschaft nach seinem wahren Geiste ergriffen und dargestellt werden sollte, darauf ist ohne Zweifel wohl Verzicht zu thun. Dagegen scheue ich mich nicht, dem würdigen Zuschauer anzumuthen, durch die Beschränktheit der Darstellung das Ideal hindurchzuerblicken. Daß theils schon wegen des Mangels dieser Erhebung solche Stücke dem gewöhnlichen Beschauer hinter mittelmäßigen und flachen zurückstehen, wo Geist (oder Ungeist) und Darstellung natürlich besser zusammenfallen, theils daß sie wegen der Aufmerksamkeit, die ihr tieferer Zusammenhang fordert (dagegen in den gewöhnlichen Stücken man allenthalben nur Einzelnes, nämlich Sandkorn an Sandkorn, bekommt), und endlich wegen des gänzlichen Mangels an Organ für das innere Leben und Handeln unverstanden bleiben, daher Goethe für diese Leute die ganzen zwey lezten Akte sich hätte durch die leichte Relation erspahren können, daß Eugenia dem Gerichtsrath endlich ihre Hand gegeben habe, dieß ist freylich unvermeidlich. Ich für mein Theil aber komme vielleicht darum, weil ich selber fast täglich durch irgend eine Plattheit gedrückt werde, immer mehr in die unbarmherzige Gesinnung, daß man allerdings das Höchste und immer nur das Höchste darstellen solle, ohne Mitleid mit der Langenweile und Unbehaglichkeit der Ungebildeten, deren Besserung nie beginnen wird, so lange sie etwas ganz ausdrücklich für ihren Gaumen Zubereitetes finden.

Unter den hiesigen Schauspielern hat ohne Zweifel Mad. Fleck als Eugenia den Preis. Besonders war ihr Spiel im zweyten Akte, beym Ausdruck ihrer freudigen Erwartung beym Sonnette, in der dichterischen Phantasie, die darauf folgt, sodann bey Anlegung ihres Schmuckes, dem Ausdrucke ihrer hohen, freygebigen Gesinnung, begeistert und begeisternd. Eigentlich verdorben aber hat sie nichts, so viel ich mich erinnere. Mattausch als König war stattlich und würdig. Iffland stellte den zärtlichen Vater, besonders im dritten Akte, hinschwindend in dem geglaubten Verluste, recht gut dar; aber es blieb ein Vater aus einem seiner Familienstücke; die Vornehmheit des ersten Vasallen, der Vater dieser hohen Tochter, der finster drohende, politische Komet blieb, zufolge seines Unvermögens für Dinge dieser Art, von ihm undargestellt. Noch verdiente Bessel als Weltgeistlicher eine nicht unrühmliche Erwähnung. Er spielte mit Kraft, und einige Rohheit in der Art seiner Aeußerungen, die der Dichter freylich nicht beabsichtigt hat, könnte man gutmüthig durch seinen Aufenthalt auf dem Lande entschuldigen. Bethmann, als Gerichtsrath, spielte nicht gerade unsorgfältig, wie ihm vorgeworfen worden, aber was läßt aus diesem eintönigen Organe sich machen?

Eine Frage: Wie denkt sich der Dichter die äußere Darstellung der Nation an dem Hafen, dieses Chores, aus dem seine einzelnen Repräsentanten sich loswinden und in die Handlung verflechten, was man gewöhnlich auch nicht faßt, indem der Rec. der Ungerschen Zeitung meynt, sie kämen wie ungefähre Spaziergänger? Soll wirklich, wenigstens im Anfang, das unermeßliche Leben eines Hafens sichtbar seyn, oder soll der Zuschauer nur mit dem Auge seiner Phantasie es sehen? Hier trugen blos gegen das Ende des vierten Aufzugs zwey oder drey Leute etwas Studentengut und ein Paar kleine Ballen, mit Kaufmannszeichen versehen, in der Tiefe der Bühne vorüber. Mir schien dieß entweder zu viel oder zu wenig. Habe ich Recht?

Noch eine Anekdote, wie die hiesige Direktion in Verlegenheiten sich hilft. Die Rolle der Aebtissin war an dem ersten Tage mit M. H. besezt, die sich also benahm, daß das Publikum in ein lautes Gelächter ausbrach, und dießmal nicht mit Unrecht. Die Direktion strich daher bey der zweyten Aufführung diese Rolle, als eine von allen den unnützen, mochte sie denken, die in den beyden lezten Akten vorkommen: wie erst alle Mittel der Eugenia mit steigender Angst versucht werden müssen, ehe sie zum äußersten greift, und wie nebenbey dadurch alle Stände des seinem Sturze nahenden Reiches nach ihrem innersten Geiste vor uns vorbeygeführt werden, diese Einsicht ist ihr nicht anzumuthen. Zugleich ließ sie aber die Rolle der Eugenia unverändert, so daß nun der gewagte Blick in den Gewaltsbrief ohne Zwischenglied auf die Verweigerung, ihn zu sehen, und auf die Furcht folgte, einen der geliebten Namen darunter zu erblicken!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Dom Brial war ganz dazu geeignet, die von Don Bouquet begonnene Sammlung der Historiens de France fortzusetzen; er hat sie auch redlich bis zum 18ten Folianten fortgeführt, und seine Schuld ist es nicht, sondern die des Todes, der ihn übereilt hat, daß sie noch weit von ihrer Vollendung ist. Hätte man diesen ehemaligen Mönch um den Geist jeden Zeitalters, um das Volksleben, um die Fortschritte der Bil-

dung und der bürgerlichen Freyheit der Nationen befragt, so würde er wahrscheinlich ein wenig gestockt haben. Allein die Reihe der handgreiflichen Thatsachen kannte er vortrefflich, denn er hatte fleißig in Handschriften und Urkunden umhergewühlt. Auch solche Männer bedarf die Geschichte oder der Geschichtschreiber, und in dieser Hinsicht hat Dom Brial in und außer der Akademie viel Nützliches geleistet. Nach dieser Lobrede las der neuerwählte Akademiker Pardessus eine Notiz über das alte Gesetzbuch: Assises de Jérusalem vor, das die französischen Kreuzfahrer in ihrem Königreiche Jerusalem aufsezten, und dessen Verfügungen wahrscheinlich großentheils auf alten Gebräuchen der Franzosen und Franken beruhen. Zu dieser Abhandlung hatte die baldige Bekanntmachung dieses Gesetzbuchs Anlaß gegeben. Schon längst ist der eine Theil desselben, das Lehnsrecht, gedruckt; allein der zweyte Theil, das sogenannte Bürgerrecht, das die Herren der vorigen Jahrhunderte weniger anziehen mochte, war, in der französischen Urschrift wenigstens, ungedruckt geblieben; Frankreich besaß nicht einmal eine Handschrift jenes Gesetzbuchs. Kurz vor der Revolution äußerte die französische Regierung gegen die venetianische Republik, welche die vielleicht einzige Handschrift des französischen Textes besaß, den Wunsch, eine Abschrift davon zu besitzen. Sogleich ließ Venedig das Gesetzbuch sehr schön und genau abschreiben, und diese in zwey Theilen schön eingebundene, musterhafte Abschrift langte in Paris an, als man mit ganz anderer Gesezgebung beschäftigt war. Die Assises de Jérusalem kamen zwar in die königliche Bibliothek, verschwanden aber bald wieder daraus und geriethen, Gott weiß wie, nach Rußland und von da nach Polen; von einem Edelmann dieses Königreichs wurden sie einem Franzosen geschenkt; dieser hat sie wieder mit nach Paris gebracht und an die Regierung verkauft, und nun endlich sind sie wieder an Ort und Stelle in der königlichen Bibliothek unter den Handschriften. Man hatte unterdessen, da jene Abschrift ganz verschwunden und der venetianische Codex nach Wien gebracht worden war, eine neue Abschrift verfertigen lassen. So besizt man also jezt in Paris zwey Abschriften statt einer, und nunmehr soll das Ganze in der königlichen Druckerey gedruckt werden. Außer dieser Geschichte und einigen Zügen vom Geiste jenes Gesetzbuchs enthielt die Abhandlung des Hrn. Pardessus nichts Erhebliches, und im Hermes ist vor einiger Zeit umständlicher über die Assises de Jérusalem gesprochen worden, als es Hr. Pardessus that; von dem Daseyn des Hermes hat aber wahrscheinlich der Hr. Professor der Pariser Rechtsschule keine Kunde. Seine Abhandlung war ohne Geist und Leben geschrieben; in den Assises de Jérusalem sah der Mann blos eine Reihe von Gesetzen, und dieß machte die Zuhörer ungeduldig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Könnte das Zebra zum arbeitenden Hausthier gebraucht werden, so wäre dieß ein großer Gewinn für den Gewerbfleiß und die Agrikultur, denn sein Lauf ist viel schneller und ausdauernder als der des Pferdes, es erträgt leichter Strapatzen als das Maulthier und braucht in der dürrsten Gegend nichts, als ein Bischen Heu. — Neben dem schönen Zebra grinzte und heulte die gefleckte Hyäne, auch vom Kap der guten Hoffnung, die wahrscheinlich auch nördlicher in Afrika lebt. Die gestreifte Hyäne lebt dagegen in der Levante, in Persien und in Aegypten, sie allein hat eine Mähne und ist viel fürchterlicher und grausamer als die gefleckte, der es jedoch nicht an Wildheit fehlt. Wahrscheinlich würde aber Martin mit jener nicht wagen, was er mit dieser unternimmt. Die Römer kannten diese Gattung gar nicht, und erst ziemlich spät gebrauchten sie gestreifte Hyänen in ihren Thierkämpfen. Kaiser Gordian III. ließ zuerst ihrer zehn in den Säcularspielen 247 Jahr n. Chr. auftreten; später ist von keinen mehr die Rede. Es ist schauderhaft anzusehen, wie Martin mit diesem Thiere in seinem Käfig umgeht und es zu Zorn und Unwillen reizt; er sezt sich darauf, gibt ihm Schläge, reißt ihm den Rachen auf und zeigt dessen fürchterliche Zähne. Martin hat mir gestanden, daß er nie ohne Unruhe zu dem Thier gehe, da gar nicht auf seine gute Laune zu rechnen sey, auch ein einziger Biß hinreiche, ihm den Arm, den er ihr in den Rachen steckt, zu zerknirschen; dann wäre er aber, so wie die Hyäne Blut sehe und schmecke, ohne Rettung verloren, wenn er für diesen Fall nicht immer einen bloßen Dolch unter der Weste trüge. Weiß man dieß, so sieht man Martin bey der Hyäne manchmal die Unruhe an. — Die beyden jungen Leoparden in den nächsten Käfigen sind schöngefleckte, muntere, immer im Kreis gehende Katzen. Sie haben noch gar keine Erziehung, darum bemüht sich auch Professor Martin nicht in ihre Käfige. Sehr interessant ist es, wenn die Scheidewand ihrer Behälter geöffnet wird und die Leopardin zu ihrem Herrn geht, unterthänig, wie ein schönes Haremsmädchen. Man sieht den Thieren an ihren Liebkosungen recht an, daß sie aus dem ungalanten Orient stammen und gar nicht wissen, was bey uns im artigen Abendland Sitte ist. Sie wohnen in Indien, Persien und Afrika. Als Kaiser Probus seinen lächerlichen Triumph über die Germanen hielt, führte er auch zweyhundert Leoparden auf, von denen hundert aus Lybien und hundert aus Syrien stammten. Manche Reisende haben behauptet, diese Thiere würden in ihrem Land zur Jagd gebraucht; dieß ist aber wohl Irrthum oder Verwechselung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nro. 207:
Hofrath. — Mondschein.

Pendants zu Hebelschen Räthseln.

3.

„Der Spiegel.“

„Nun rathet, was ist das?
Ein Spiegel ohne Glas.
Habt ihr ein ehrlich Angesicht,
Schaut herzhaft drein, ihr seht euch nicht.
Drin sieht sich nur der Bösewicht;
Und sieht er sich, so läuft er fort
Und flieht an einen andern Ort.
Auch schaut er nie daheim hinein,
Er muß auf einer Reise seyn.“

Hebel.

Nun rathet, was ist das?
Ein Spiegel ohne Glas.
Treu malt er euer Angesicht,
Doch wer ihn besichtigt, kennt euch nicht.
Auch malt der Spiegel ihn selber nicht.
Ihr haltet ihm ihn dennoch vor,
Und sieh! er öffnet euch Thür und Thor.
Daheim könnt ihr den Spiegel missen,
In der Fremde seyd sein wohl beflissen!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 214.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 7. September 1829.

Vor den Thoren vom Barette
Wirft der Fürst ein Lindenreis:
„Wachs' und blüh' an dieser Stätte
Als ein Bäumlein grün und weiß."

Schwab.

Landgraf Georg der Erste von Hessen-Darmstadt, und der Eichenzweig *).

Hessische Romanze.

Habt von eingesenkten Zweigen,
Liebe Leser, schon vernommen,
Habt auch selber schon dergleichen
Von der Pflanze abgenommen,

Von den Rosen, von den Nelken,
In den Boden sie gesenket;
Daß die Zweiglein nicht verwelken,
Oftmals drauf den Blick gelenket.

Doch von grünen Waldeszweigen
Ward Euch schwerlich schon berichtet;
Sprach' ich gar vom Zweig der Eichen,
Hieltet ihr es für erdichtet.
Doch nicht so will ich erjagen
Meinem Lied den Namen: Dichtung,
Baare Wahrheit will ich sagen.
Nun, zu jenes Waldes Lichtung!

Seht ihr dort nicht einen Reiter
Mit den Jagdgenossen traben?
Ha, wie sprengt er lustig weiter,
Sprenget lustig über'n Graben;
Wie sich frisch die Augen regen,
Frisch von Leben, Kraft und Muthe,
An der Seite klirrt ein Degen
Und ein Zweiglein wallt vom Hute.

„Willst du mir den Namen sagen
Jenes Führers von dem Trosse?"
Landgraf Georg kehrt heim vom Jagen,
Reitet nah' schon seinem Schlosse;

*) Landgraf Georg I., geboren 1547, gestorben 1596, war der Stifter der Hessen-Darmstädtischen Regentenlinie und jüngster Sohn Landgrafen Philipps des Großmüthigen von Hessen. Er ward seinem Vater während dessen Gefangenschaft in Mecheln geboren, wo seine Mutter ihn besucht hatte. Erst zwanzig Jahre alt, fiel ihm durch Philipps Testament kaum der achte Theil der damaligen hessischen Lande, nämlich Auerbach, Darmstadt, Dornberg, Lichtenberg, Weinheim, Rüsselsheim und Zwingenberg, zu. An Geld erhielt er nur 5000 Gulden. Aber durch gute Wirthschaft wurde Land und Geldvorrath außerordentlich vermehrt, dabey viel gebaut und viel Treffliches, Nützliches gegründet. — Auf dem jetzigen Platze vor dem Großherzoglichen Hofoperntheater zu Darmstadt stand ehemals eine herrliche Eiche. Um den Stamm waren Bänke angebracht. Man erzählt von ihr, daß, als Landgraf Georg I. am 24sten September 1577 von der Jagd zurückgekehrt, und ihm auf dem Rückwege die Nachricht von der Geburt eines Erbprinzen (nachmaligen Landgrafen Ludwig V.) geworden sey, er ein Eichenzweiglein, welches er auf dem Hute getragen, in die Erde gesteckt habe, und dieser Senkling nachher zu einem mächtigen Baume erwachsen sey. Am 15ten Mai 1711 wurde derselbe zum Leidwesen von Darmstadts Bürgern umgehauen.

Und sein Blick mit Wohlbehagen
Ruhet auf den blanken Scheiben,
Doch des Herzens heißes Schlagen
Läßt ihn schneller vorwärts treiben.

„Wär' es jezt vielleicht geschehen?“
Lispelt's von dem bärt'gen Munde;
„Schwalbenflug und Windesweben,
Gebt mir die beschwingte Kunde!“
Landgraf Georg hat's kaum gesprochen,
Als aus seines Schlosses Hallen
Schnelle Reiter vorgebrochen,
Und die Festposaunen schallen.

„Herr, ein Sohn ist Euch geboren,
Euch und Eurer lieben Frauen,
Als der Erbprinz auserkohren!“ —
Darf er seinen Ohren trauen?
Darf er jenem Blitzesleuchten
Höchster Freude sich ergeben?
Darf es ihm die Augen feuchten?
Hat er neues Recht auf's Leben?

Und der Landgraf steigt vom Pferde,
Beugt sein Knie dem höchsten Willen;
Blicket sinnend auf die Erde,
Denket manches nach im Stillen:
„War mein Vater nicht gefangen,
Als ich einst ihm ward geboren?
Meine Jugend — schnell vergangen!
Meine Eltern — früh verloren!“

„Als der Jüngste eingesenket
In dieß kleine Fleckchen Erde,
Hat mich früh der Wunsch gelenket,
Daß es groß und größer werde.
Aus Entbehrung und aus Sorgen,
Doch auch süßer Liebe Schooße,
Hebt auf Heute sich ein Morgen,
Hebt die Knospe sich der Rose.“

„Doch noch lieber zu vergleichen
Einem jungen Eichenstamme
Und dem ersten Sproß der Eichen; —
Nimm, Herr, meines Dankes Flamme!“
Und der Landgraf reicht vom Hute
Jenes Zweiglein, und er steckt es
In die Erd' mit frohem Muthe,
Und ein güt'ger Himmel deckt' es.

Hundert vier und dreyßig Jahre,
Unter Sohn und Sohnessöhnen,
Breitet es die laub'gen Haare,
Die mit Sonnengold sich krönen.

Längst umleckt' es schon die Flamme,
Seine Keimkraft ward zu Nichte;
Doch von Georg des Ersten Stamme
Treiben Zweige, Blüth' und Früchte.

K. Buchner.

Die Außenseite einiger religiösen Gebräuche Roms.

(Fortsetzung.)

Während der Fasten bietet sich ein anderer, halbkirchlicher Gebrauch dar, der, äußerlich betrachtet, nicht weniger befremdet, aber seinem innern Zwecke nach beurtheilt, gleichfalls höchst natürlich ist. Um ein- und zwanzig Uhr laufen Haufen von Knaben durch die Gassen; einer von ihnen trägt ein Kreuz, ein zweyter eine Glocke. Jener schreyt aus voller Kehle eine Art von kurzem Gesange ab, dessen Worte Niemand versteht, dem sie nicht bekannt sind, während der mit der Glocke dazu läutet. Jugend hat keine Tugend; daher wird von dem Truppe, troß des Kreuzes, oder vielmehr des Kreuzes wegen, um so mehr Unfug getrieben, als Niemand dabey ist, der auf Zucht und Ordnung sieht. Das Kreuz ist nicht selten so groß und der Kreuzträger so klein, daß lezterer zu Boden sinkt. Dann stürzen die andern darüber her, um die Ehre zu haben, das Kreuz zu tragen, troß der damit verbundenen Anstrengung. Der Stärkere trägt, wie hier billig, den Sieg davon, bis auch er unter der Last erliegt und dann der dritte Stärkere an dessen Stelle tritt. Während es so unter den Kreuzträgern hergeht, streiten sich die Glöckner, welche aus den Allerkleinsten des Trupps gewählt werden, auf dieselbe Weise. Ueber den Gesang entsteht kein Zank, denn er wird von allen zugleich und im Unisono ausgeführt. Da er aber von einigen um einen halben Ton zu hoch, von andern um eben so viel zu tief genommen wird, so klingt es freylich nicht harmonisch; doch darauf kömmt nichts an, denn der Gesang ist der Worte wegen, nicht diese des Gesanges wegen da. Die Worte heißen: „Padre e madre, mandate i vostri figliuoli à l'esame della confessione e comunione; se voi non ci li mandrete, rendrete conto a Dio“ (Väter und Mütter, schickt eure Kinder in die Vorbereitung zur Beichte und zum Abendmahle; thut ihr es nicht, so werdet ihr Gott Rechenschaft ablegen müssen). Man sieht, die Anmahnung ist eben so kurz als naiv, und daß sie aus dem Munde von Kindern kömmt, macht sie um so eindringlicher.

Der Katechismuslehre in Rom ist ein ganz besonderer Charakter eigen, von dessen Nothwendigkeit man sich aber gleichfalls sehr bald überzeugt. Den wahren innern Gehalt derselben, und die Art, wie sie gehalten wird, können nur solche Ausländer verkennen, welche alles nach sich selbst und ihrem Lande beurthei-

len, ohne dabey die Natur der Sache selbst zu erwägen. Die römischen Katechismuslehren werden nicht, wie wohl hin und wieder in Deutschland gebräuchlich, im Hause des Pfarrers, sondern in der Kirche gehalten; dieß ist ein Hauptgrund, warum die Ungezogenheiten, welche sich hin und wieder die Kinder während derselben erlauben, in Rom mehr auffallen als dort. Sind aber überhaupt die römischen Knaben mit den Norddeutschen zu vergleichen? Eben so wenig (und ich bitte, dieß für keinen Scherz zu nehmen), als der Wein, der auf Monte Porzio, Monte Compatri und zu Velletri gewonnen wird, mit dem Wizenhäuser Weine im Hessenkasselschen verglichen werden kann. Können zwey Barometer, aus derselben Werkstätte kommend und nach derselben Scala verfertigt, davor, wenn der eine zu derselben Zeit in Neapel zwanzig Grad über Null, und zu Petersburg zwanzig darunter steht? Nein, sondern die Sonne, welche auf beyde einwirkt. So haben die Kinderlehren in Rom einen Charakter von Leben und Feuer, der ihnen im Norden fehlt. Man urtheile selbst. Auf dem Tische des Geistlichen (keines eigentlichen Priesters, sondern nur eines Subdiaconus) liegen die Bücher, denjenigen Knaben als Prämien bestimmt, die das Pensum aus dem Katechismus am geläufigsten hersagen werden, daneben ein sehr langer, dünner Stock, mit welchem der Geistliche, ohne von seinem Stuhle aufzustehen, die Knaben zur Aufmerksamkeit anhält, und umherstehen, dicht gedrängt, Eltern und Verwandte der Knaben. Die Kampflust der Kleinen ist so groß, daß man ihnen während des Gesanges, welcher vorhergeht, an allen Theilen des Leibes die Ungeduld ansieht; wie Pferde, zum Wettrennen abgerichtet, den Boden stampfen, die hemmenden Schranken beißen und den weißen Schaum aus dem Maule gen Himmel schleudern, so stehen die Knaben, von einem Beine auf das andere springend, die Fäuste ballend, röchelnd und am ganzen Körper krampfhaft zuckend da, des Augenblicks harrend, wo der Gesang enden und der Geistliche das Zeichen zum Hersagen des Pensums geben wird. Kaum ist lezteres erfolgt, so überspringt schneller kein Hirsch, von den todbringenden Hunden verfolgt, das Gehege, als die zwey Champions, vom Geistlichen zum Wettkampf aufgefordert, auf die Bänke springen und das Pensum herzusagen beginnen. Dieß geschieht von beyden auf einmal, denn es ist hier von keinem Auswendigwissen durch Besinnen oder Nachdenken die Rede, sondern alles kömmt auf das eigentlich mechanische Gedächtniß an, so daß die Lehren sich gleichsam unbewußt mit der Seele des Knaben verschmelzen, und eben so unbewußt von ihm hergesagt werden müssen. Eifrig sucht einer dem andern zuvorzukommen. Steht doch der Gewinn der Prämie, die Gunst des Pfarrers und die Ehre, vom anwesenden Publikum für den besten Katechismusknaben gehalten zu werden, auf dem Spiele! Die Deutlichkeit leidet freylich bey dieser Eile, und was davon übrig bleibt, macht der Wiederhall der Kirche vollends unverständlich, so daß man wirklich recht gut italienisch verstehen kann, ohne bey diesen Katechismuslehren ein Wort zu unterscheiden. Das thut aber nichts, denn die beyden Knaben verstehen sich unter einander eben so gut, als der Geistliche sie versteht, obgleich dieser seine Aufmerksamkeit nicht nur auf sie, sondern auf die ganze übrige Gesellschaft, aus hundert und mehreren Individuen bestehend, wenden muß. (Die Fortsetzung folgt.)

Todesfall durch einen Meteorstein.

So häufig auch, so weit die Geschichte hinaufreicht, Meteorsteine in den verschiedensten Ländern niedergefallen sind, so war doch kein einziges sicheres Beyspiel bekannt, daß ein Mensch von einem solchen Steine getroffen und getödtet worden wäre. In früheren Zeiten wußte man freylich mancherley Geschichten der Art zu erzählen; die Steine aber, denen man solche Zufälle zuschrieb, sind meistens Belemniten oder andere Versteinerungen. Desto interessanter ist daher folgender Fall, für dessen Wahrheit der Umstand zeugt, daß der berühmte Naturforscher Settala Zeuge davon war.

In der Beschreibung des Museums Settala, das um die Mitte des 17ten Jahrhunderts in Mailand berühmt war und zum Theil noch in der Ambrosianischen Bibliothek daselbst aufbewahrt wird, ist zu lesen:

„Daß der Blitz eine feste, steinigte Masse und keine Ausdünstung irgend einer Materie ist, scheint nun nach dem Falle, daß ein Pater Franziskaner zu uns. l. Frauen zum Frieden in Mailand durch einen aus den Wolken geschleuderten Stein plötzlich getödtet worden ist, vollkommen erwiesen. Die Mönche des Klosters versammelten sich sogleich um den Getödteten aus Theilnahme und Neugier. Sie untersuchten den Leichnam sorgfältig und fanden an einem Schenkel eine geschwärzte Wunde. Man erweiterte die Wunde, fand, daß sie bis in den Knochen dringe, und war nicht wenig erstaunt, als man hinten in derselben einen runden Stein fand, der die Wunde geschlagen und den Mönch so schrecklich unerwartet getödtet hatte. Der Stein wog ½ Unze, hatte einen scharfen Rand, war aber nicht ganz rund, sondern lief an einer Seite in einen stumpfen Winkel aus. Als man ihn zerbrach, verbreitete sich ein unerträglicher Schwefelgeruch."

Hier ist von keinem jener Steine die Rede, die man nach einem Blitzschlage — denn die Meynung, daß mit dem Blitz ein Stein niederfalle, war in jenem Jahrhundert noch sehr allgemein — in einem Hofe gefunden oder in einem Garten ausgegraben und ihrer sonderbaren Form wegen für Blitzsteine gehalten hat; in diesem merkwürdigen Falle hat ein wahrer Meteorstein, eine Masse, die sich wesentlich von allen andern steinigten Substanzen unterscheidet, einen Menschen getödtet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Silvester de Sacy, welcher nach Pardessus die Rednerbühne bestieg, mußte es entgelten; denn da das Publikum durch die lange Biographie des alten Benediktiners und die trockene Abhandlung über die Assises de Jérusalem Langeweile bekommen hatte, so hörte es nur mit Zerstreuung der Vorlesung des gelehrten und berühmten Sacy zu, der schon seit langer Zeit an der Spitze der Orientalisten in Europa steht. Der Mann ist bejahrt und liest nur mit schwacher Stimme vor; dieß trug noch zur ungünstigen Wirkung seiner Abhandlung bey, die jedoch einen interessanten Gegenstand betraf, nämlich den Ursprung der berühmten arabischen Erzählungen Tausend und eine Nacht, die leider durch mancherley Zusätze und Einschiebsel eine unförmliche Sammlung geworden sind, so daß diejenigen, welche es sich so emsig haben angelegen seyn lassen, die Tausend und eine Nacht zu vervollständigen, wie sie sagten, dieselbe verdorben haben. Eigentlich hatte Silv. de Sacy bey seiner Abhandlung einen polemischen Zweck, er wollte nämlich die Gründe niederschlagen, wodurch Langlès und J. v. Hammer zu beweisen gesucht haben, daß die Tausend und eine Nacht von den Persern und Indiern abstamme. Nach Hrn. Silv. de Sacy haben die beyden Herren den Persern und Indiern die Erfindung der berühmten Erzählungen ohne Grund zugeschrieben. Wo finden sich in den Erzählungen Spuren persischer und indischer Herkunft? weißt nicht jeder Zug auf Arabien hin? sind die Religionen, von denen darin die Rede ist, nicht diejenigen, die bey den Arabern Anhänger haben? ist der Text nicht arabisch? Aus den Einschiebseln in den Erzählungen läßt sich nichts folgern; denn diese können von allerley Völkern herkommen. Also halten wir uns an die Araber; die Indier besitzen ja schon Erfindungen und Gelehrsamkeit genug, und die europäischen Gelehrten haben ihnen so erstaunlich viele Wissenschaft zugeschrieben, daß auch mit Abzug der Tausend und einen Nacht noch mehr übrig bleibt, als bey irgend einem andern Volke zu finden ist. Den Damen, die sich unter den Zuhörern befanden, behagte diese polemische Abhandlung wenig; Hr. de Sacy hatte wohl recht, als er im Anfange seiner Vorlesung bemerkte, daß er wahrscheinlich mehr Neugierde erregen würde, wenn er, statt über den Ursprung der Tausend und einen Nacht zu reden, dem Publikum eine bisher noch unbekannte Nacht zum Besten geben könnte. Was kümmert es auch die Damen, ob die Erzählungen aus den Sandwüsten oder aus Kachemir abstammen! Die Herrn schien dieß auch nicht viel zu kümmern, und am folgenden Tage wurde der Vorleser von den Journalisten hart mitgenommen, weil er dem Publikum Langeweile verursacht habe. Man arbeite also sein Leben lang, werde der erste Orientalist in Europa und sehe sich dann am Ende seiner Tage öffentlich verhöhnt, weil man das Unglück gehabt hat, die müßigen Zuhörer nicht zu belustigen! Viel glücklicher war Graf de la Borde, der nach Silv. de Sacy auftrat und seine Einfälle über das Reisen vorlas; wie diese Einfälle und die gewöhnlichen Forschungen der Académie des Inscriptions zusammenpassen, läßt sich nicht wohl einsehen; vermuthlich hatte die Akademie dieses Stück nur deßwegen zum Vorlesen bey der öffentlichen Sitzung gewählt oder zugelassen, weil sie wußte, daß so etwas allgemein verständlich ist, und nach den ernsthaften Stücken der Herren Pardessus und Silv. de Sacy die Aufmerksamkeit der Zuhörer aufregen würde. Dieß traf denn auch richtig ein, und obschon das, was de la Borde vorlas, die unbedeutendste der gesammten Vorlesungen war, so erntete er doch den meisten Beyfall, und die Assises de Jérusalem und der Ursprung der Tausend und einen Nacht haben den Damen bey weitem nicht so gefallen, als was der Graf de la Borde ihnen über das Reisen einzureden suchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Viel größer und kräftiger war der junge Tiger neben den Leoparden, eine mächtige, furchtbar schöne Katze. Ihre Art wohnt in Indien und Persien bis an die Ufer des kaspischen Meers, denn es hat sich oft getroffen, daß Kosacken dergleichen gejagt und erlegt haben. Immer ist ihr Fell von ungleichen schwarzen Streifen auf röthlich falbem Grunde durchzogen. Zwar hat er gleiche Länge wie der Löwe, ist aber schlanker und leichter gebaut und hat einen runden Katzenkopf; im Ausdrucke hat er auch gar nichts mit dem Löwen gemein, denn es zeigt sich an ihm nichts Hohes, Seelenvolles, Würdiges und Adeliches. Nicht einmal Stolz hat die Bestie, sondern nur wilde Kraft und Blutdurst. Indessen läßt sie sich doch bis auf einen gewissen Grad zähmen. Plinius erzählt schon, daß die römischen Kaiser gezähmte Tiger gehabt hätten. August ließ zuerst öffentlich welche erscheinen, Heliogabal spannte sie an und Gordian besaß ihrer zehn. Unser Exemplar war gerade nicht unbändig und ließ sich von guten Bekannten streicheln, mit der Civilisation stand es aber doch noch schlecht bey ihm, denn Martin traute sich nicht in seinen Käfig. — Daneben war einem Löwenjüngling eine Art vergitterter Salon eingeräumt, in dem er bequem auf- und abgehen, ja sogar Sprünge und Sätze machen konnte. Es grenzt ans Unglaubliche, wie herzlich er Martin zugethan ist, der sich alle mögliche Unbilden und ungebührliche Zumuthungen gegen ihn erlaubt. Ehe er selbst in der Menagerie erscheint, verwendet der Löwe kein Auge von der Thür, und erscheint endlich Martin, so weiß sich das Thier vor Freude nicht zu lassen, und da der Herr erst nach Producirung des Zebra's und der Hyäne zu ihm kommt, so möchte der Löwe vor Ungeduld vergehen. Er rennt hin und her, schlägt gewaltige Ringe mit dem Schweif, reißt und beißt an den Eisenstangen, heult fürchterlich, und erst wenn seine Stimme ertönt hat, lassen sich die andern Thiere auch vernehmen. Wenn endlich die Thüre seines Gemachs aufgeht und Martin hereintritt, so wird der mächtige, wilde Löwe zahm wie ein Bologneser Hündchen; Martin umarmt ihn, dann legt sich das Thier in malerischer Stellung hin und Martin sezt sich darauf, seinen Ellbogen auf das schöne, freundlich blickende Haupt stützend. Dabey wird ein Witz gemacht: „Je vous défie, Messieurs,“ sagt Martin, während er sich auf dem Löwen dehnt, „de me trouver à Genève un second canapé comme le mien.“ Hierauf beginnen stärkere Stücke. Martin fügt Bretter im Käfig drey Fuß hoch übereinander, hält dahinter einen Reif, und auf seinen Ruf springt der Löwe über die Bretterwand und durch den Reif. Ich läugne nicht, es hat mir leid gethan, das edle, mächtige Thier solche Seiltänzerkunst machen zu sehen. Um den Zuschauern einen Begriff von der Gewalt zu geben, die der Löwe in seinem Gebiß hat, und um zu zeigen, daß sich mit Schlägen bey ihm nichts ausrichten ließe, nimmt M. ein dickes Brett, stößt und reizt den Löwen und thut am Ende, als wenn er ihm damit auf die Nase schlagen wollte; da ergreift das Thier das Brett mit einer Tatze und beißt es mit Einemmale wie ein Schwefelhölzchen entzwey. So wie Martin nach diesem unwürdigen Experiment das Brett weggeworfen, legen sich die Blitze in des Löwen Augen und er eilt, seinen Herrn von Neuem zu liebkosen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 215.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. September 1829.

> Schreckhafter Wahn ist von Natur wie Gift,
> Das Anfangs kaum erkannt wird am Geschmack,
> Allein, nach kurzer Wirkung auf das Blut,
> Wie Schwefelminen brennt. —
>
> Shakespeare.
> Othello.

Der Maske Folgen.

Von Crescence Gorbigiani, geborne v. Imsland.

„Wie, Ferdinando, die Gefühllose will sich also der betäubenden Lust des Maskenballes hingeben, während mich Krankheit an mein Lager fesselt? Gierig hascht sie nach allem, was Freude bietet, und achtet nicht meiner Leiden, gedenkt nicht der Qualen, denen mich ihre Kälte, ihr Leichtsinn preisgibt! — Hast Du ihr nicht vorgestellt, wie tief mich dieses kränken muß? Ach Ferdinando! krank seyn ist immer traurig, aber unerträglich ist es in meinem Verhältnisse! Versetze Dich an meine Stelle: geplagt von dem Arzte, gequält mit Arzneyen, sogar durch die zu ängstliche Mutterpflege verstimmt, und nun noch durch sie gefoltert!“

So sprach ich, bedeckte mit beyden Händen mein Antlitz und warf mich in die Kissen zurück. Da nahte sich Ferdinando, zog die Decke sorgsam an mir hinauf und sprach tröstend: „Was fürchtest Du für Adelaide? Wird denn nicht Vater und Bruder ihr schützend zur Seite stehen? Sie ist so jung, daß dieser harmlos fröhliche Sinn wohl Entschuldigung finden kann. Auch ahndet sie nicht, welche Gefühle Dich bestürmen. Denn als ich ihrem Vorhaben Deine Mißbilligung entgegen sezte, erwiederte sie lächelnd: Im vorigen Jahre begleitete er mich, und zeigte Freude an meinem Ergötzen; warum sollte er mir jezt dieß schuldlose Vergnügen nicht gönnen? Nein! ich kenne ihn, er wird es nicht tadeln, ja! er wird sich selbst mit mir freuen. Dann lud sie mich mit der ihr allein eigenen, bezaubernden Freundlichkeit ein, ihr ebenfalls zu folgen.“

„Wirst Du gehen?“ — „Wie kann ich, da meines Oheims böse Laune es mir versagt, und nichts seinen Argusaugen entgehen würde?“ — „Gehe nicht, Ferdinando, nein! bleibe fern von der Unbeständigen! Auch ich entsage ihr, ja, ich habe die Kraft, diese Liebe zu bekämpfen, die mit unaufhörlicher Qual mein Leben verbittert. Welche Maske hat sie gewählt?“ — „Die eines Blumenmädchens.“ — „Eines Blumenmädchens! Die reizendste unter allen Verkleidungen!“ Da trat meine Mutter mit Licht ein und sprach, indem sie mir eine Arzneyflasche reichte: „Lieber Giovanni, hiervon mußt Du jede Stunde zwey Löffel einnehmen, der Arzt sagte mir —“ — „Was er selbst nicht weiß,“ unterbrach ich sie ungeduldig. Als sie nun meinen Freund um die Ursache meiner Verstimmung fragte und Ferdinando ihr alles erzählte, da folgten wieder langwährende, marternde Trostreden.

Jezt schlug die Uhr sieben. Ferdinando drückte mir herzlich die Hand, ermahnte mich, ruhig zu seyn, die Arzney zu nehmen, und verließ mich dann mit dem Versprechen, den folgenden Morgen wieder zu kommen.

Mit namenlosen Qualen bestürmte jezt Eifersucht mein heftig klopfendes Herz; immer sah ich Adelaiden im vollen Reiz ihrer frischen Jugend, ihrer hohen Schönheit. Aus eigener Erfahrung wußte ich, daß es nicht möglich war sie zu sehen und sie nicht zu lieben. Giulio, der reiche, schöne Jüngling glühte längst schon für sie, ich kannte seine Kühn-

heit, wußte, wie oft diese über die Bescheidenheit siegt. In der heftigsten Gemüthsbewegung und gestört durch unablässige mütterliche Ermahnungen, beschloß ich, mich zu stellen als schlafe ich. Da meine Mutter nun keine Antwort mehr von mir erhielt, nahte sie meinem Lager, beobachtete mich so eine Weile und schlich dann leise aus dem Zimmer.

Ungefähr eine Stunde blieb ich allein, bemüht, einen Entschluß zu fassen. Aufstehen, mich vermummen und auf die Redoute eilen: dieß war unter allen sich in meinem erhitzten Kopfe drängenden Gedanken der, welcher mir am meisten zusagte. So konnte ich sie sehen, und fand ich in ihr Beständigkeit, o dann erschloß sich mir ein Paradies! doch, wäre es anders — schon der Gedanke einer solchen Möglichkeit machte mich schaudern. Jetzt aber kehrte meine Mutter zurück, ich heuchelte Ruhe, und bat sie, mir Carlo zu senden, der diese Nacht bey mir wachen sollte. Der mit treuer Liebe an mir hängende Jüngling kam; gegen eilf Uhr begab sich meine Mutter in ihr Schlafgemach, und ich blieb mit ihm allein.

Nicht vergeblich waren meine Bitten, Carlo konnte ihnen nicht widerstehen. Schnell war ich gekleidet, und bald lag Haus und Garten hinter uns. Es war eine finstere Nacht. Kein Sterblicher begegnete uns in der kleinen Seitengasse, die wir nun durchschritten. Ich war so schwach, daß ich auf Carlos Arm mich stützen mußte; mehrmals beschwor mich dieser, meinem Vorhaben zu entsagen, und dringender noch als der Freund mahnte mich im Innersten meines Herzens eine warnende Stimme, umzukehren. Düstere Bilder stiegen in mir auf, und in Trauergestalt führte meine krankhaft rege Phantasie mir die Mutter, Ferdinando und Adelaiden vorüber. Aber vergebens, ein dunkler, unwiderstehlicher Trieb zwang mich, vorwärts zu gehen.

Als wir uns der belebteren Straße nahten, da weckten mich die Menschen, die Wagen, die Lichter, der Lärm aus meinem trüben Sinnen. Die düstern Bilder schwanden, es legte sich der Aufruhr im Herzen, und mit neuer Kraft ermannte ich mich wieder.

Nur zu bald betrat ich den Saal. Geblendet von einer Menge bunter Masken, suchten meine Augen vergebens den ersehnten Gegenstand; wohl sah ich Blumenmädchen, doch Adelaidens Frohsinn, ihre Anmuth, ihre edle Haltung fehlten. Ein verzehrendes Feuer, eine Angst, ein inneres Toben, trieben mich unstät umher. Ich drängte mich hastig in das Maskengewirre, und ihre Freude verwünschend, durchbrach ich die Reihen der Tanzenden. Kaum konnte der bestürzte Carlo mir nachkommen. Schon hatte ich bald das ganze Haus und alle Säle durchsucht, ohne Adelaiden zu sehen, und ein schwacher Hoffnungsschimmer stieg in mir auf, sie könnte zu Hause geblieben seyn. Ich nahte wieder der Stelle, von welcher ich ausgegangen war, da erblickte ich plötzlich ein Blumenmädchen, erkannte in ihr all' jene unglückselige Schönheit, die mich zum Sklaven gemacht hatte. Es war die zarte Gestalt, der liebenswürdige Muthwille, es war die blonde Flechte, der kleine Fuß, der Stimme Silberton. Ja, sie war es, ich hatte sie erkannt. — Doch jener Mann, der sie begleitet, der so vertraulich mit ihr spricht, wer kann es seyn? Ihr Bruder ist es nicht, denn der ist klein, jener aber von hohem Wuchse, und wann drückt ein Bruder so heimlich der Schwester Hand? — Ihr Vater? — vermummt? unmöglich! Und welcher Vater neigt sich so entzückt, so zutraulich zu dem Ohre der Tochter, um ihr Worte zuzuflüstern, die sie mit leichten Schulterschlägen beantwortet? Diese Worte, die ich nicht hören konnte, dieses Gebährdenspiel genügten, um in mir einen Zorn zu entflammen, welcher Blut forderte. Ich nahte den Beyden; zitternd vor Wuth, stieß ich unsanft den Urheber meiner Verzweiflung an. Carlo eilte hinzu, und da wir der Thüre nahe standen, zog er mich mit Gewalt hinaus. Weinend bat mich der Arme, nicht mehr in den Saal zurück zu gehen. Schon folgte ich ihm, da wandte sich mein Blick noch einmal und ich sah den Verhaßten, der mich zu suchen schien. Ich entreiße mich Carlos Armen, stürze mit gezücktem Dolche auf meinen Gegner los, ergreife und durchbohre ihn. Der Unglückselige wankt und versucht es, sich auf den Arm zu stützen, der ihm den Tod gab. Aber ich stoße ihn zurück — und er fällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Außenseite einiger religiösen Gebräuche Roms.

(Fortsetzung.)

Die Katechismuslehre bietet ein Schauspiel dar, bey dem, hinsichtlich der großen Menge der Knaben, ihrer vernachläßigten Erziehung (die meisten sind aus der Hefe des Volks), des heißen republikanischen Geblütes, welches in ihren Adern rollt, und endlich der Jugend des Katechismuslehrers, nichts zu verwundern ist, als daß es dabey so ruhig abgeht. Die Knaben werden natürlich über das Auswendiggelernte weiter nicht befragt, sondern es ist mit dem Wissen abgethan; eben so wenig lesen sie etwas, obgleich unter dem Truppe immer einer oder der andere seyn mag, der lesen kann. Ist die Katechismuslehre zu Ende, so wird beym Nachhausegehen von den Knaben einiger Unfug getrieben, der nicht erst außerhalb der Kirche, sondern schon in derselben, wenn sie sich außer dem Bereiche des langen Stocks befinden, anhebt; der Trupp stürzt wie das wüthende Heer von dannen und alles vor sich über den Haufen, was ihm nicht aus dem Wege geht. Aber daraus macht Niemand etwas, denn die Römer sind so entschiedene Kinderfreunde, daß, was ein Kind thut, wohl gethan ist. „Sono creature, bisogna compatirle;“ (es

sind Kinder, man muß Nachsicht mit ihnen haben), ist die Lieblingsphrase, mit welcher sie dergleichen Unarten zu beschönigen suchen.

Von jeher haben gerade die kultivirtesten Völker vor ihren Todten die meiste Ehrfurcht gehabt. Daß dieß auch der Fall bey den heutigen Römern sey, lehrt der Augenschein; nirgends werden die Begräbnisse zahlreicher begleitet, verschwenderischer erleuchtet und mit mehr Gesang begleitet als in Rom. Selbst der ärmste Mensch wird von so vielen Mönchen begleitet, als seine Anverwandten Wachslichter bezahlen wollen; ja es folgt sogar eine oder die andere Brüderschaft, wohl gar mehrere auf einmal, wenn der Todte zu einer oder mehreren von ihnen gehört hat. Erwägt man, daß sowohl jeder einzelne Mönchsorden, als auch die Brüderschaften ihren Christus am Kreuze mitbringen, und daß die Pfarrer die Stola umhängen müssen, so sieht man, daß es den römischen Begräbnissen an Pomp nicht fehlt. Freylich ist es nicht dieß, was den Ausländern daran auffällt, sondern der Mangel an äußerer Haltung, der, so behaupten sie, dabey wahrgenommen wird. Sehen wir, auf wie schwachen Füßen auch dieser Vorwurf steht. Die Römer sind religiös, aber keine Heuchler; sie bringen in ihre Andacht gerade so vielen äußern Ernst oder erbauliche Sammlung, als ihnen die Geistesstimmung, in welcher sie sich eben befinden, gestattet. Zwang sieht man nirgends, und jene affektirte Andächteley, welche in andern Ländern, selbst in den protestantischen herrscht, wo die Männer durch die Finger und die Frauen durch den Fächer oder unter dem Hute weg sehen, und sich tief zur Erde bückend, die Hand vor den Mund halten, um ein Wort mit einander zu reden, ist den Römern fremd; will einer den andern ansehen oder mit ihm sprechen, so geschieht es offen und mit Freymüthigkeit. Die Römer haben, wie schon gesagt, die größte Ehrfurcht vor den Todten, aber aus der Ferne, denn die Hitze ist groß, und selbst im Winter gehen die Leichname bald in Fäulniß über. Ist es daher zu verwundern, daß die Leichenzüge in Rom etwas geschwinder gehen als in andern nördlichern Ländern? Daß man aber im eigentlichen Verstande laufe, wie wohl ausländische Krittler behaupten, ist nicht wahr.

Bekanntlich darf nach den hiesigen Fastengesetzen in den Fasten in den öffentlichen Speisehäusern, selbst in den entferntesten Zimmern, nicht allein kein Fleisch, sondern Mittwochs, Freitags und Sonnabends sogar keine Eyer- oder Milchspeise, an leztern drey Tagen auch von den Kaffeewirthen keine Milch zum Kaffee gegeben, ja sogar von den Mezgern kein Fleisch verkauft werden, es sey denn gegen einen Erlaubnißschein, welchen auf ein ärztliches Zeugniß vom mißlichen Gesundheitszustande des Individuums das Generalvikariat ertheilt. Diese Vorschriften scheinen streng, sind es aber nicht, denn dem wahren Katholiken kann die Beobachtung derselben nicht schwer fallen. Auch sind hier die Fische und das Oel vortrefflich, und so wohlfeil, daß es selbst einem Protestanten Genuß gewährt, einige Wochen lang mager zu essen, nur nicht in den hiesigen Trattorien. Den Launen ist dadurch geholfen, daß die meisten Speisehäuser gegen Bezahlung die Erlaubniß erhalten können, in einem besondern Zimmer Fleischspeisen zu geben. So trifft es sich nicht selten, daß neben dem Fastenedikte, in welchem bey fünfzig Scudi Strafe verboten wird, fette Mahlzeiten zu reichen, ein Papier von des Wirths Hand angeschlagen ist, auf welchem geschrieben steht: „Qui si mangia di grasso.“ (Hier ißt man fett). Hierin wollen die Ausländer einen Widerspruch finden; sie meynen, entweder müsse man das Fastenverbot ganz aufheben, oder auf dessen unbedingte Beobachtung dringen. Wie einseitig diese Art zu urtheilen ist, zeigt sich auf den ersten Blick. Die Kirche hat einmal, um Niemandens Gesundheit aufs Spiel zu setzen, wie schon gesagt, kranke und schwächliche Personen vom Fasten dispensirt. Diese nothwendige Ausnahme ist es, welche alle andern erzeugt. Denn wenn man Niemanden ins Herz sehen kann, so ist dieß beym Körper noch weit weniger möglich, und ein Gesundheitsmesser bis jezt noch nicht erfunden. Daß die Regierung, wenn's Noth thut, durchgreifen und ein Exempel statuiren kann, davon haben wir vor einigen Jahren ein Beyspiel an einem Metzger erlebt, der, überführt, von einem Speisewirthe mit Gewalt Fleisch verlangt und dann, auf die Weigerung desselben, aus seiner eigenen Behausung ein Viertel von einer gebratenen jungen Ziege herbeygeholt und Angesichts der übrigen Gäste und zugleich unter Verhöhnung des Generalvikariats verzehrt zu haben, vor seinem eigenen Hause das Cavalletto, das heißt, eine Anzahl Stockprügel erhielt, die schimpflichste Strafe, welche es, kaum die Galeere ausgenommen, für einen Römer gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Martin mußte für einige Wochen von hier nach Marseille reisen, wo ein Transport Affen für ihn angekommen war. Als der Löwe seinen Zwingherrn nicht mehr sah, heulte er fürchterlich, war mit nichts zu begütigen und fraß einige Tage gar nicht. Nur nach und nach gewöhnte er sich an seine Abwesenheit, war aber lange nicht mehr so munter wie vorher, und die schönsten Fleischstücke empfing er ohne sonderliches Behagen. Endlich erschien Martin wieder. Ich konnte nicht gegenwärtig seyn, aber Augenzeugen haben mich versichert, es sey ein wahrhaft rührender Anblick gewesen, wie sich das edle Thier heulend vor Freude zu seinen Füßen gestürzt, ihn dann säuberlich in seine Tatzen genommen und dabey gar wunder-

liche Töne von sich gegeben habe. Es thut einem weh, daß dieses großartige Thier zu allen Zeiten so mißhandelt worden ist und die dünkelhaften und gefühllosen Menschen nicht Mores gelehrt hat. In Rom zeigte der Aedil Quintus Scävola zuerst mehrere Löwen im Circus; Sylla ließ hundert männliche auf einmal mit einander kämpfen, Pompejus sechshundert, Cäsar vierhundert; Hadrian tödtete oft gegen hundert im Circus. Antonin hatte diesen Geschmack nicht, so wenig wie Marc-Aurel, die jedoch viele Löwen hegten. Unter Gordian III. hatten sich diese Thiere in den damals bekannten Ländern sehr vermindert und es war schwer, welche zu bekommen; der Kaiser ließ also in den Säkularspielen nur siebenzig zahme Löwen auftreten. — Neben dem jungen Löwen hatte seine Mutter ihren Gewahrsam, eine gesezte Person, die man allenfalls für einen großen, dicken Bullenbeißer hätte halten können. Neben ihr herbergte ein alter großer Löwe, das Haupt der Familie, ein wahrer Patriarch voll Ernst und Würde. Man hat ihm den passenden Namen Blücher gegeben. Außer diesen Notabeln enthält die Martinsche Menagerie noch manches Interessante, z. B. ein kleines lebendes Krokodill, ein Chamäleon, ein Känguru, ein Lama, eine Menge seltener Affen und schöner Vögel.

Auf andere Art fesselte der bekannte Maler König von Bern unsere Aufmerksamkeit durch sein Diaphanorama oder seine durchsichtigen Gemälde, welche schöne und interessante Punkte der Schweiz in trefflicher, oft wechselnder Beleuchtung und Perspektive darstellen, die Tellskapelle, die Johannesfeuer auf dem Brienzer See, den Rigi-Culm, die Stadt Bern, einen Sonnenuntergang an der Jungfrau und besonders Interlaken, deßgleichen das Innere einer schweizerischen Sennhütte und einer Bernischen Bauernstube. Der Künstler hat in den zwölf Jahren, seitdem er zum leztenmale hier war, große Fortschritte gemacht und seine Darstellungen sind durch landschaftlichen Reiz, Beleuchtung, Mondeffekte, Staffage überaus gelungen. Er hat sich vorgenommen, nun auch Genf und Lausanne auf seine Art darzustellen.

Unser ausgezeichnetster Historienmaler, der junge Lugardon, ist jezt in Rom, und kürzlich hat der Bankier Hentsch ein Gemälde von ihm empfangen, das zu sehr guten Hoffnungen berechtigt. Es stellt das Schloß Roßberg vor, das die Eidgenossen durch Verrath einnahmen. Dieß geschah bekanntlich durch Einverständniß des jungen Melchthals mit einem im Schloß dienenden Schweizermädchen, die ihren Geliebten des Nachts immer auf einer Strickleiter in ihr Kämmerlein einsteigen ließ. Auf diesem Weg folgten ihm mehrere Befreundete und Verbündete, überwältigten die Schloßmannschaft und eroberten so die Twing. Stellungen und Bewegungen sind durchaus einfach und ausdrucksvoll; überall Wahrheit und Natur. Das Licht ist gut vertheilt, nichts Schreyendes mehr im Colorit. Besonderes Lob verdient die Zeichnung, die wahr und korrekt ist. Das Schweizermädchen ist keine Pariser Nymphe oder eine Tänzerin de l'opéra, sondern eine Gestalt des Landes. So hat denn der junge Künstler bedeutende Fortschritte in Rom gemacht, und eine ganz neue Ansicht der Malerey verdankt er dem Studium von Schnorrs und Cornelius Fresken in der Villa Massimi.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Graf de la Borde ist zugleich ein Weltmann und ein Gelehrter, ein Mann du bon ton, ein Deputirter, der sehr liberale Gesinnungen äußert, und einer, der große Prachtwerke unternimmt, die ihn schon längst würden zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht zum Glücke die reiche Erbschaft eines Bruders ihn aus aller Verlegenheit gezogen hätte. Er hat den allerdings wahren Grundsaz, daß Reisen die Erziehung eines Jünglings vollende, und diesem Grundsaze getreu, hat er vor einigen Jahren eine weite Reise mit seinem Sohne unternommen, wie auch mit dem Sohne des Generals Becker. Die Reisegesellschaft hat bekanntlich Egypten und Syrien durchwandert und dort Nachforschungen angestellt, von denen Einiges in den Zeitungen bekannt geworden ist; ob aber ein Gesammtbericht mit Kupfern über diese Reise erscheinen wird, wie es Anfangs die Absicht des Grafen de la Borde scheint gewesen zu seyn, ist ungewiß; denn sein Sohn ist seitdem in die diplomatische Laufbahn getreten und denkt vielleicht nicht mehr an den ersten Vorsaz. Sein junger Reisegefährte hatte einen Bericht über seinen Aufenthalt im Morgenlande den Herausgebern der Revue française mitgetheilt, die ihn auch eingerückt haben; dieß ist leider Alles, was man von diesem zu erwarten hat, denn er ist bereits eines jämmerlichen Todes gestorben. Graf de la Borde behauptete in seiner Vorlesung, das Reisen lösche das Leidenschaftliche in unserer Seele aus; dieß scheint aber mit seinem jungen Reisegefährten nicht der Fall gewesen zu seyn. Es heißt nämlich, man habe diesen hoffnungsvollen Jüngling vorzüglich deßwegen reisen lassen, um eine, seiner unwürdige Leidenschaft aus seiner Seele zu bannen; mit dieser Leidenschaft sey er aber wieder nach seinem Vaterlande zurückgekehrt; der Vater, welcher ihn davon geheilt glaubte, wollte ihn nun mit einem reichen und schönen Mädchen verheyrathen. Der Sohn that, als ob er einwilligte. Der Tag zur feyerlichen Verlobung war angesezt; die Familie versammelte sich, nur der junge Becker fehlte noch; auf einmal erfährt man, er habe sich so eben erschossen. Dem Grafen de la Borde ist übrigens das Reisen so wohl bekommen, daß er geglaubt hat, er könne es nicht genug empfehlen. Er schlägt vor, die jungen Leute zwey Jahre zu ihrer wissenschaftlichen, zwey Jahre zu ihrer moralischen und zwey Jahre zu ihrer politischen Bildung reisen zu lassen. Er richtet es so ein, daß sie ungefähr den ganzen Erdball umreisen können. Das Reisen sey eine Kleinigkeit, es koste nicht mehr, als der Aufenthalt in Paris; Gefahren seyen auch nicht damit verknüpft, und Zeit habe man gerade genug, um die ganze Erde zu sehen. Das Alles sagte der gute Graf den Zuhörern mit einem Nachdrucke, einem Feuer, einer innern Ueberzeugung vor, daß Manche das Ding wirklich glaubten und vielleicht schon ihren Reiseplan anlegten. Andere lächelten über die Gutmüthigkeit des Grafen, der sich zuerst selbst die Sache eingeredet hatte, ehe er sie Andern einzureden versuchte; diese mochten denken: wenn uns eine Erbschaft von 2 Millionen Franken zufällt, wie dem Hrn. Grafen, so wollen wir uns seinen Vorschlag zu Gemüthe ziehen. Bis dahin werden wir, um uns seines Ausdrucks zu bedienen, auf dem Boden, wo wir gewachsen sind, wie Pflanzen vegetiren müssen. Daß übrigens Jedermann vom Nuzen der Reisen überzeugt ist, versteht sich von selbst, und es würde schon vom Unverstande einer Regierung zeugen, wenn sie, anstatt das Reisen der Jugend im Auslande zu befördern, dasselbe erschwerte oder gar mit chinesischer Halsstarrigkeit verböte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 216.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. September 1829.

Wie wurde mir,
Als ich den Pabst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen!

Schiller.

Die Außenseite einiger religiösen Gebräuche Roms.

(Fortsetzung.)

Das Ende der Fasten bietet eine Eigenthümlichkeit dar, welche den Fremden auch gar viel zu schaffen macht. Ich hätte schon oben sagen sollen, daß, wenn auch die Fleischspeisen gewissermaßen erlaubt sind, davon doch das Schweinefleisch gänzlich ausgeschlossen ist, und von den Mezgern und Wurstmachern selbst nicht hinter Vorhängen gehalten werden darf. Bekanntlich werden am Palmsonntage und dem folgenden Montag und Dienstag die Fasten unterbrochen und an diesen drey Tagen Fleisch gegessen, wahrscheinlich um sich nicht allein einigermaßen für die vergangenen Fasten zu entschädigen, sondern sich auch für die vier lezten Tage, als die strengsten unter allen, vorzubereiten. Nun denke man sich diese Enthaltsamkeit auf der einen Seite, und auf der andern eine Sitte, welche, wie ich gerne gestehe, in Staunen setzen muß, wenn man sie von einem beschränkten Gesichtspunkte aus betrachtet: während nämlich bis dahin alles Schweinefleisch hat sorgfältig versteckt werden müssen, wird am Dienstage, gerade an dem Tage, nach welchem das viertägige strengste Fasten beginnt, auf der Piazza di pietra, also im Herzen von Rom, der öffentliche große Wurstmarkt eröffnet, wo von den, eigens zu dem Behufe nach Rom kommenden Bergbewohnern (Montanari, meist aus den Abruzzen, oder doch von der Grenze) mehrere Tausende von Würsten, Schinken und sogenannten Mortadellen aufgeschichtet und vom Dienstag Morgen bis Sonnabend Abend verkauft werden *). Da überdem auch das ganze Heer der hiesigen Fleischhändler seinen Vorrath von Schweinegut aller Art aushängt, ja überdem noch gegen Abend mit Blumen, Goldschaum und brennenden Wachskerzen schmückt, so könnte man leicht auf die Meynung gerathen, es sey hier auf Ironie abgesehen, und man wolle die Leute, die an sich schon durch das bisher beobachtete Fasten genug kasteiet sind, noch zu guter Lezt recht tantalisch necken. Aber dergleichen Subtilitäten wären hier rein verloren, denn die Sache geht auf die natürlichste Art von der Welt zu. Es ist Sitte, am ersten Ostertage Würste zu essen. Von diesem Gebrauche gehe man aus, und man wird alles in Ordnung finden. Die Fasten endigen mit der Mitternachtstunde vom Sonnabend auf den Ostersonntag, und dann beginnen bey den wahren Katholiken, das heißt bey denen, welche in der That seit Mitternacht vor Aschermittwoch gar kein Fleisch genossen haben, die Schmausereyen. Wenn aber das Fleisch erst in derselben Stunde, wo es erlaubt ist, welches zu essen, verkauft werden dürfte, würde nicht allein das heißhungrige Publikum abermals ein halbes Dutzend Stunden warten müssen, bis das Fleisch geholt und zubereitet wäre, und folglich die Fastenzeit gegen das Gesetz der Kirche, also ungerechterweise, um so viel verlängert, sondern es wurde auch

*) Das Vorurtheil der Römer geht dahin, daß es in Rom zu heiß sey, um den Würsten die gehörige Gediegenheit zu geben, und daß man sie nur auf den Bergen gut machen könne, wo eine kühle Luft herrscht.

bey den Mezgern ein Gedränge entstehen, und dadurch vielleicht die öffentliche Ruhe gefährdet werden. Damit demnach alles in Ruhe und Frieden abgehe, und das Publikum sich um Mitternacht an den Tisch setzen könne, gibt man ihm vier Tage vorher Zeit zum Einkaufe und zur Vorbereitung. Uebrigens versteht sich von selbst, daß weder auf dem Wurstmarkte noch in den Buden ein Stück angeschnitten wird, sondern daß alles ganz verkauft werden muß.

Bekanntlich ertheilt der Pabst an gewissen Tagen im Jahre, zum Beyspiele am ersten Oster-, Himmelfahrtstage, oder wann er sonst will, gewöhnlich von den Balkonen der Hauptkirchen, oder auch von andern Höhen herab, öffentlich den Segen. Diese Handlung ist für die Katholiken die erhebendste aller religiösen mittelbaren Feyerlichkeiten, und ihr beyzuwohnen, ist für sie, obgleich die Kirche darüber nichts vorschreibt, so wichtig, daß unübersteigbare Hindernisse eintreten müssen, wenn sie sich erlauben sollen, dieselbe zu versäumen. Selbst in den Augen der Protestanten ist diese Handlung mit einem geistigen Nimbus umgeben, worüber sie recht leicht vergessen, daß der Pabst für sie nicht existirt; in dem Augenblicke erscheint er ihnen wirklich als der stellvertretende Vermittler, vom Himmel gesandt, um das Menschengeschlecht mit Gott auszusöhnen und ihm seinen Schutz zu verheißen. Diese Feyerlichkeit würde schon zur Andacht stimmen, wäre auch kein Pomp dabey; mit diesem wird sie um so imponirender. Man denke sich den Pabst im päbstlichen Gewande und mit der dreyfachen Krone geschmückt, wie er, auf dem Tragsessel hoch über alle emporragend, neben ihm die Flabelli *), umgeben von seinem ganzen Hofstaate, oben auf dem Balkon in so weiter Ferne erscheint, daß einem wirklich ist, als sey er mit dem Auftrage, den Menschen den göttlichen Frieden zu verkündigen, von oben herabgestiegen. Die Täuschung wird vollkommen, wann man ihn, nach Absingung des üblichen Gebets, sich erheben, unter dem Kanonendonner der nahgelegenen Engelsburg, von wo man durch ein Fernrohr den Augenblick erspähen muß, die Segensformel sprechen und die Handbewegung dazu machen sieht. Sinkt dann die ganze unübersehbare Menge nieder, um, im Staube liegend, die göttliche Gnade zu empfangen, so knieet selbst der Ungläubige, um anzubeten. Wer sollte es aber nun glauben, daß nicht allein die Protestanten (denen in diesem päbstlichen Akte der wahre Geist recht fühlbar wird), sondern sogar die ausländischen Katholiken in den auf den Segen folgenden Formalitäten Anlaß zum Tadel finden? Bekanntlich wird, nachdem der Pabst die Segensformel gesprochen und die äußern Zeichen derselben gemacht hat, das Breve oder eigentlich die Bulle der Absolution in lateinischer und italienischer Sprache von den zwey Kardinaldiakonen laut abgelesen und in doppelter Abschrift, mit dem rothen Fischersiegel versehen, unter das Volk geworfen. Hier finden nun die auswärtigen Katholiken den meisten Anstoß. Es pflegt nämlich der Fall einzutreten, daß nicht allein das ganze anwesende Publikum im Augenblicke, wo die herabgeworfenen Abschriften unter den auf die Gitter und Säulenabsätze der Kirchenfaçade geklettterten Birbaccioni die blutigsten Kämpfe veranlassen, in ein lautes Gelächter ausbricht (eine Erscheinung, welche Niemanden in Verwunderung setzen kann, der da weiß, daß ein großes Publikum ein vielköpfiges Ungeheuer ohne Kopf ist), sondern daß sogar die unmittelbarste Umgebung des Pabstes, auf diesen Moment harrend, sich weit über das Geländer des Balkons herauslehnt, um dem bevorstehenden Kampfe zuzusehen und sich recht innig daran zu ergötzen. Der Kontrast zwischen der zerknirschten Andacht, mit welcher das Publikum den päbstlichen Segen empfangen hat, und zwischen dem unmittelbar darauf folgenden Jubel, welcher, vom Balkon ausgehend, sich dem Platze mittheilt, ist freylich groß; aber nichtsdestoweniger scheint mir die Kritik der ausländischen Zuschauer nicht allein höchst voreilig, sondern sogar ungerecht. Schon oben habe ich gesagt, daß die Römer keine Heuchler sind und daß sie jedes Ding, in sofern es an seinem Orte steht, schätzen, wie es sich gebührt. Der Segen ist gesprochen und dieser nicht allein vom Publikum, sondern auch vom päbstlichen Gefolge, abgerechnet diejenigen, welche der Janitscharenmusik auf dem Platze und den Kanoniren auf der Engelsburg die Signale mitzutheilen haben, mit der gebührenden Andacht empfangen worden. Damit hat der eigentliche religiöse Theil des Akts ein Ende, und was darauf folgt, fällt dem bloßen Verstandesurtheile, also der Kritik, folglich auch der Ironie anheim; anders handeln, würde in den Augen der Römer Heucheley, folglich ein Laster seyn. So kömmt es, daß manche, die einmal gerne lachen, jene Balgerey der Gassenbuben lustig stimmt, während andere ernsthaft bleiben, ganz so, wie es jedem seine Stimmung, der kein Zwang auferlegt wird, eingibt.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Die Flabelli sind die beyden großen, aus Pfauenfedern bestehenden, und an hohe vergoldete Stangen befestigten Fächer, welche, so oft der Pabst in Pontificalibus und auf dem Tragsessel erscheint, neben ihm hergetragen werden. Ueber die Bedeutung derselben ist von Antiquitätskrämern viel unnütze Weisheit zu Tage gefördert worden; einige haben in den Augen der Pfauenfedern eine Anspielung auf die Klugheit finden wollen, welche den Päbsten nöthig ist, um dem Regimente der Kirche wohl vorzustehen. In Wahrheit aber sind diese Fächer nichts anders, als was ihr Name besagt, und bloß dazu erfunden, um den Päbsten, wenn sie an heißen Tagen die geistlichen Ceremonien verrichten, Kühlung zuzuwehen oder sie vor den Fliegen zu schützen.

Der Maske Folgen.

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht mehr, wie ich fortkam, wie ich den weiten Weg zurück legte, wohin ich ging; ich erinnere mich nur, daß ich am Eingange meines Gartens strauchelte, und ohne Carlos Beystand gefallen wäre. Schreckliche Nacht! Alles schwieg, ich kam durch den Garten und gelangte zu meinem Zimmer, ohne Jemand zu begegnen. Ich war außer mir; jezt lag ich zu Bette, und mir war, als sey mein gräßliches Verbrechen nur ein böser Fiebertraum gewesen; ich wunderte mich über meine furchtbar verwirrten Phantasien. Aber Carlo noch im Maskenkleide, meine am Boden liegende Larve und das geronnene Blut auf meiner Hand, die ich mit Entsetzen betrachtete, waren meine stummen Ankläger. Jede Kraft wich jezt von mir, und schaudernd sank ich in Ohnmacht.

Als ich die Augen wieder öffnete, da schien die Sonne auf die Wände meines Zimmers, meine Mutter sprach leise mit dem am Bette sitzenden Arzte, und leichenblaß stand Carlo mir gegenüber. Schweigend betrachtete ich meine Umgebungen und hob dann, mich der vergangenen Nacht entsinnend, langsam die Hand, um die gefürchteten Zeugen meines Verbrechens zu suchen. Doch kein Blutflecken war mehr zu sehen, und jezt das Haupt erhebend, bemerkte ich, daß auch Maske und Dolch verschwunden waren.

Carlo erzählte meiner Mutter und dem Arzte, daß ich die ganze Nacht außer mir gewesen sey und immer von Blut, vom Balle und Adelaiden phantasirt habe. Als ich hörte, wie bestimmt er davon sprach, sah ich ihn starr an: „So war es denn ein Traum? und Du —“ — „Rede nicht,“ fiel er, mich unterbrechend, ein; „der Arzt sagt, Ruhe sey Dir sehr nöthig.“ Und wirklich, dieser und meine Mutter baten mich, zu schweigen. Auch geboten sie, daß diesen Tag hindurch Niemand zu mir eingelassen werde, und verließen dann mein Zimmer. Carlo war jezt allein mit mir. „Um Gottes Willen, sprich Carlo, bin ich schuldlos?“ Zögernd erwiederte er: „Was Du thatest, geschah im Wahnsinn; doch schweige, sey ruhig, und führe nicht durch unnützes Fragen Dein Verderben und das meinige herbey.“

So ging der erste Tag vorüber; Carlo war immer bey mir. Meine Mutter schien sehr traurig, und die rothen geschwollenen Augen verriethen, daß sie viel geweint hatte. Gegen Abend kam der Arzt wieder und fragte mich, ob in vergangener Nacht böse Träume mich geplagt hätten. „Böse? furchtbare, gräuliche!“ versezte ich schaudernd. „Was träumte Ihnen?“ Ich wollte antworten, aber Carlo unterbrach mich und sagte, ich habe mich die ganze Nacht rastlos im Bette hin und her geworfen, und wiederholte dann mein Phantasiren vom Balle, Adelaiden, von Masken und Tod. Da sah der Arzt meine Mutter an und sagte im Fortgehen: unbegreiflich.

Den folgenden Tag bemerkte ich schon am frühen Morgen eine ungewöhnliche Bewegung im Hause, und bald darauf hörte ich das Rollen eines Wagens. Carlo schlief; leise verließ ich mein Lager, nahte dem Fenster und erkannte meiner Mutter Wagen. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, was sie so früh schon aus dem Hause führen mochte. Als ich wieder zu meinem Bette ging, da erwachte Carlo, und mit erschrockenen Blicken fragte er mich, warum ich aufgestanden sey. Ich sagte ihm die Ursache, er aber beschwor mich, mein Lager nicht mehr zu verlassen und immer zu schweigen, weil hiervon mein Leben und seine Ruhe abhingen. „Denn,“ fügte er, sich besinnend, hinzu, „ich wäre auf immer unglücklich, wenn ich Dich verlieren müßte.“ Meine Mutter kehrte zurück; sie war noch trauriger. Ich hatte nicht den Muth, eine Frage an sie zu richten. Der Arzt kam und wollte wieder wissen, ob düstere Träume mich quälten. Carlo versezte, ich sey die ganze Nacht ruhig gewesen.

Auch dieser Tag ging hin, aber die Nacht! — welche Nacht! Ferdinando, todtenbleich, öffnete ein schwarzes, ihn umhüllendes Gewand und zeigte mir eine tiefe, blutende Wunde! So stand er immer vor mir, wenn sich meine Augen zum Schlafe schlossen, und so ging grauenvoll auch die dritte Nacht vorüber.

Den folgenden Tag ließ mich der Arzt in ein anderes Zimmer bringen, da er das meinige, welches auf die Straße ging, dem Lärm zu sehr ausgesezt fand. Es mochte ungefähr sechs Uhr gewesen seyn, als mich plötzlich ein Trauergesang weckte; er verkündete ein Leichenbegängniß. Mein Blut erstarrte, es sträubte sich mein Haar, und Todesschauer durchrieselte meine Glieder. Carlo drückte mir die Hand und seine Augen schwammen in Thränen. „Auch Du weinst? ach! so ist es dennoch kein Traum? So ist,“ — „Alles Traum, Giovanni! Alles, nur das nicht, was wir Tod nennen — nur das ist Leben! ein wahres Leben, welches uns nicht mehr geraubt werden kann! Doch schweig und ruhe!“

Zwey Monden währte es, bis ich im Stande war, mein Lager zu verlassen; dann zog ich in diese Einöde. Carlo ist immer bey mir. Ich bemerkte wohl, daß er ein Geheimniß mit sich trage, aber ich wagte es nicht, ihn darüber zu fragen. Ich fühle, daß ich bald dort seyn werde, wo die Wahrheit leuchtet; diese Nacht verkündete es mir der blutende Geist; als mich die grauenvolle Erscheinung verließ, da winkte sie, daß ich ihr folgen solle, und bey ihrem Verschwinden hörte ich sie mit klagender Stimme meinen Namen rufen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Ueber die Marmorstatue zu J. J. Rousseau's Denkmal ist noch nichts näher bestimmt, da James Pradier, der die Arbeit übernommen hat, bisher nicht von Paris gekommen ist. Unsere Momiers und besonders ihr Oberpriester drohen der Stadt mit des Himmels Feuer und Schwefel, wenn sie dem „Verruchten“ ein Denkmal sezt und ihn dadurch als den Ihrigen erkennt. Man sollte glauben, die Leute ständen mit der Gazette de France, der Quotidienne und Consorten in Verbindung. Pradier wird auch nicht so schnell mit Rousseau fertig werden, da er von den fünfzehn Statuen, vier Monumenten, den Frontons, den vier allegorischen Figuren, zwey Gruppen und neun Basreliefs, welche die französische Regierung machen läßt, Mehreres zu liefern hat, nämlich eine Statue für die Börse, eine Gruppe für die Brücke Ludwigs XVI., eine Statue für den Brunnen auf dem alten Bastille-Platz und ein Basrelief für den Triumphbogen de l'Etoile.

Wir sind nicht so thöricht wie die Franzosen, die jenen kolossalen Triumphbogen aus Napoleonischer Zeit ausbauen, nachdem des Mannes Triumphe lange zu Niederlagen geworden sind, und die Kosacken und Baschkiren ihr Vû et approuvé auf den geschmacklosen Riesenbau gesezt haben. Wir treiben dagegen die Bescheidenheit und Einfachheit zu weit. Die tapfern Genfer, die 1602 die Escalade der savoyischen Truppen vereitelten und die überlegen Heranstürmenden todtschlugen, aber im ungleichen Kampf fielen, wurden, es ist kaum glaublich, in einem ganz entlegenen Winkel der Stadt (im Quartier St. Gervais) eingescharrt und nur ein armseliger Stein mit den Namen der Gefallenen darauf gesezt. Die Würde des Grabes in dem elenden Winkel war bald vergessen, und nun wurde ein Schmutz- und Kehrigthaufen dicht davor angelegt. Länger denn zweyhundert Jahre fanden dieß die undankbaren Nachkommen ganz in Ordnung, denn sie vergaßen, daß kein freyes, protestantisches, selbstständiges und glückliches Genf mehr bestehen würde, wenn damals die Stadt vom Herzog von Savoyen genommen worden wäre. Erst ganz vor Kurzem brachte man die Sache zur Sprache und es wurde vorgeschlagen, das Kenotaphium da weg und auf die Place neuve oder in den innern schönen Gang des dortigen Thors zu bringen, zumal dieß nahe an der Stelle wäre, wo die nächtliche Ersteigung der Savoyer statt hatte und wo sie, durch eine Art von Wunder entdeckt und ihrer Leitern beraubt, in den Graben zurückgeworfen wurden. Der Vorschlag war gewiß passend, zweckmäßig und zeitgemäß; es wurde aber Manches dagegen eingewendet, besonders, daß dadurch der Haß unserer Nachbarn wieder aufgeregt werden könnte und daß es gegen die Einfalt republikanischer Sitte sey, solch ein Monument den Blicken zu sehr auszusetzen. Dieß heißt unsern Nachbarn sehr wenig zutrauen, weniger, als alle gebildeten Nationen zu thun pflegen. So ehrten die Oestreicher das Leichenbegängniß des französischen Generals Marceau, die Franzosen errichteten ihren Generalen und Armeen eine Menge Denkmäler in Paris, was die geschlagenen Völker so wenig übelnahmen, daß sie all' diesen Monumenten kein Leid thaten, als sie später zweymal siegreich in Paris einzogen. Sollte der König von Sardinien darin anders denken? Ueberdieß heißt dieß doch die Aengstlichkeit und die Rücksichten ein bischen zu weit treiben, zumal kein glänzendes Denkmal in Marmor oder Erz verlangt wird, sondern nur ein Denkstein mit der Gefallenen Namen über einem würdigen Grab, das wenigstens vor Unrath und Schmutz gesichert seyn soll.

Gab doch der Staatsrath neulich in Beziehung auf Gräber eine so schöne Antwort. Simonds, Verfasser der Reisen durch England, die Schweiz und Italien, hatte als Mitglied des repräs. Raths auf einige neue, etwas aristokratische Einrichtungen auf unserm Kirchhof angetragen. Darauf erwiederte aber der Staatsrath: „Unsere Vorfahren haßten alle Unterscheidungen auf der Stätte des Todes und duldeten nie dergleichen; wir wünschen, daß sich die öffentliche Meynung wieder dieser republikanischen Einfalt nähere und Luxus und Eitelkeit auf dieser Stelle nicht mehr begünstige. Deßhalb verwerfen wir den Antrag.“ Nicht minder würdig erwiederte er auf den Vorschlag, daß die Namen der um den Staat verdienten Männer auf die Wände des für die Sitzungen des repräsentativen Raths bestimmten Saales geschrieben werden möchten: „Wir haben schon einigemal (z. B. bey dem Antrag, J. J. Rousseau ein Denkmal zu errichten) Gelegenheit gehabt, uns über Monumente auszusprechen, die den durch Talente oder ausgezeichnete Dienste um den Staat verdienten Männern gewidmet werden sollen. Wir kommen auch jezt wieder auf unsere damals geäußerten Grundsätze zurück: die Einfalt und das Wesen republikanischer Regierungen erlaubt keinerley Art von Auszeichnung, selbst nicht für die Verdientesten. Sie leben in der dankenden und ehrenden Erinnerung der Nachkommen; das ist ihr Lohn.“

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

(Beschluß.)

Um mit der Sitzung der Académie des Inscriptions zu Ende zu kommen, bleibt mir noch übrig zu erwähnen, was darin zum Behufe der Numismatik geschehen. Vor zwey Jahren starb ein großer Sammler von alten Münzen, Allier de Hauteroche, ein Mann, der an den Grafen von Blacas seine schöne Sammlung von Goldmünzen für 32,000 Franken verkauft hatte, um eine Sammlung griechischer Silbermünzen ankaufen zu können; denn so sind die meisten hiesigen Sammler; einen Theil ihres Kabinets veräußern sie, um dafür etwas anderes anzuschaffen; freylich ist Veränderung des Genusses auch ein Genuß, und wenn man nicht reich genug ist, um Alles anzukaufen, muß man wohl eins ums andere fahren lassen. Die von ihm gesammelten Goldmünzen sind jezt in der prächtigen Sammlung des Grafen von Blacas zu sehen, und stecken in einem äußerst schön gearbeiteten kleinen Schrank, der für die Münzen der Kaiserin Josephine verfertigt worden war. Allier de Hauteroche, der sein Leben mit Münzensammeln zugebracht hatte, wollte beym Herannahen seines Todes etwas für die angehenden Münzkundigen thun und stiftete daher einen jährlichen Preis von 400 Franken für denjenigen, welcher das beste numismatische Werk herausgegeben haben würde. Es war dieß Jahr das erstemal, daß die Akademie den von Allier de Hauterauche gestifteten Preis auszutheilen hatte. Zwey Männer in Paris geben sich hauptsächlich mit Münzen ab, der schon bejahrte ehemalige Handelskonsul Cousinery, der seine Sammlungen an mehrere Regierungen abgetreten hat, und der am hiesigen Antikenkabinette angestellte Mionnet, dem alle Münzen dieses reichen Nationalkabinettes durch die Hände gehen und der, ohne sehr bedeutende Mühe, einen ungeheuern Katalog in 10 Oktavbänden hat anfertigen können, den die Münzliebhaber als ein Handbuch gebrauchen, obschon er nicht ohne Irrthümer ist. Unter diese zwey Gelehrte, deren keiner sehr begütert ist, vertheilte die Akademie den Stiftungspreis; dieß gab für jeden eine etwas kümmerliche Belohnung ab; allein das war die Schuld der Akademie nicht; sie konnte nicht mehr geben, als sie hatte; künftighin wird jener Preis wahrscheinlich manche numismatische Abhandlung hervorlocken, die sonst vielleicht ungedruckt geblieben wäre, und das wäre denn doch ein Gewinn für die Gelehrsamkeit.

D g.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 217.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. September 1829.

Aus dem unheilschwangern Hier,
Wo ihm Leben ward zum Beben,
Will er dort hinauf zum Licht,
Wo die Macht der Furie bricht,
Und der Reue wird vergeben!

Müllner.

Der Maske Folgen.

(Beschluß.)

Carlo an Giovannis Mutter.

Meine Wohlthäterin!

Das Entsetzen, welches sich in Ihren Zügen malte, so oft Sie dem Sohne sich nahten, Ihr Schrecken, wenn man ihn fragte, Ihre Eile, ihn zu entfernen, und besonders Ihre beym Abschied an mich gerichteten Worte: „Schon einmal hast Du ihn begleitet, bleibe auch jezt ihm zur Seite, und wie bisher, bleibe Dein Mund stumm!“ Alles überzeugte mich, daß Sie die Ursache des Grauens und der Angst Ihres Sohnes kannten. Wohl würde ich Ihnen Erläuterung ertheilt haben, hätten Sie diese von mir begehrt; für Sie hatte ich ja nie ein Geheimniß; doch Sie schwiegen, und ich ehrte Ihr Schweigen, wollte nicht Ihr von quälenden Zweifeln schon gefoltertes Herz mit jener entsetzlichen Gewißheit durchbohren. Ja, was Sie ahndeten, ist nur zu wahr! Tiefe Schmach bedrohte früh oder spät Ihren unglückseligen Sohn. Doch der barmherzige Gott, gerührt von seiner Reue, wollte ihn retten. Er nahm ihn zu sich; und dort, wo kein Haß, keine Rache ist, hat Ihres Sohnes Geist mit dem Freunde sich wieder vereint. Beweinen Sie ihn nicht! Sein qualvolles Daseyn war nicht Leben, es war ein unaufhörlich mit Verzweiflung ringender Todeskampf. Ich, der ihn auf seinen einsamen Wanderungen begleitete, weiß allein, wie viel er litt. Das Heulen des Windes, der Nachtvögel Krächzen, ein Glockengeläute, der Schatten des Waldes, meine Stimme, ja sogar seine eigene erfüllten ihn mit Schrekken. Verstörten Blickes, abgezehrt, bleich, mit verworren in das Antlitz hängenden Haaren, bald verwegen an dem Rand eines Abgrundes dahin eilend, bald wieder auf ebenem Fußpfade verzagend, — so irrte er durch die Schatten der Nacht. Auch bey Tage ward ihm nicht Ruhe. Kein Schlaf, nur starre Betäubung bewältigte da seine schmerzlichen Gefühle, und oftmals fuhr er angstvoll auf, klagte mit lauter Stimme sich als Mörder an und schwur, sich selbst dem Gerichte zu überliefern. Mit großer Mühe nur konnte ich ihn beruhigen. Bey Annäherung der Nacht schien er gewöhnlich ruhiger, und Thränen benetzten seine glühenden Lippen. Gegen neun Uhr ging er zu jenem Fenster, welches die Aussicht nach der kleinen verfallenen Kapelle gewährt, sah unverwandten Blickes dahin, als ob er Jemand von dort erwartete, und sagte leise: „Noch sehe ich ihn nicht!“ — Andere Male aber bebte er schauervoll zurück; doch dann sich langsam wieder nahend, starrte er hinaus und sprach mit zitternder Stimme: „Ich komme!“ Rückwärts und auf den Zehenspitzen, um nur den Gegenstand, welcher unaufhörlich seine Phantasie beschäftigte, nicht aus den Augen zu lassen, ging er jetzt von dem Fenster; erst bey der Thüre wendete er sich und schritt dann mit gesenktem Haupte die kleine Treppe, welche in den Park führt, hinab. Bei der Pforte hielt er an, sah durch die Ritze der Thüre und blieb so regungslos stehen; endlich entschloß er sich, sie zu öffnen, trat dann einen

Schritt vor, als wolle er einen Befehl abwarten, und sichtbar sich selbst ermuthigend, schritt er hinaus und begab sich dann langsam auf den Weg zu den drey Kreuzen. Dort stand er eine Weile still, dann sank er in die Knie, vergoß Thränen der Reue, und sein Schluchzen, sein Wehklagen zerriß mein Herz. Zwey Stunden brachte er gewöhnlich so hin, wendete sich dann, noch immer knieend, zur Linken, öffnete die Arme und sprach: „Vergiebst Du mir? — Ach, verzeihe!“ — Freudig, als hätte er tröstende Antwort erhalten, richtete er sich dann manchmal auf und kehrte mit festeren Schritten zurück. Gewöhnlich aber sank er nach jener Frage wie leblos nieder und wurde so von mir und dem Gärtner, welcher uns immer in einiger Entfernung folgen mußte, nach Hause gebracht. Mehrmals versuchte ich es, ihn nicht hinaus zu lassen; wild tobte er dann, stampfte wüthend den Boden und schrie dabei: „Ferdinando! ich kann nicht kommen, habe Mitleid, es ist nicht meine Schuld!“ Dann schien es, als ob er von Jemand verfolgt würde, dem er schreiend und mit den Armen abwehrend angstvoll zu entfliehen suchte. Ich beschloß nun, ihm den Trost seiner nächtlichen Wanderungen nicht mehr zu versagen, um so mehr, als dieser erschütternde Ruf leicht Verdacht erwecken konnte. Heute vor zwey Tagen konnte er sich vor Schwäche nicht mehr aufrichten, und der Arzt verkündete mir, daß keine Hoffnung sey. — Vergebens redete ich zu ihm, er hörte nicht mehr, seine Augen sahen unverwandt zur Linken, und leise schienen die Lippen sich zu regen, als ob sie dorthin antworten müßten. Gegen Abend kam der gute Geistliche, dem wir unsern ersten Unterricht verdanken, und vergoß schmerzliche Thränen, als er seinen Zögling so fand. Er rief ihn beym Namen, der Unglückliche zuckte, sah den Geistlichen starr an und fragte: „Ist es Zeit?“ — „Ja, Giovanni, Zeit zur Reue.“ — „Kann ich hoffen?“ — „Sicher!“ — „Erbarmen?“ „Wann suchte man es bey ihm vergebens! Groß ist die Schuld, doch größer noch ist Gottes Güte!“ — Da weinte der Sterbende vor inniger Rührung, nahm das Kruzifix aus der Hand des Geistlichen und sprach leise die Sterbgebete nach. Als die heilige Handlung geendet war, sah er auf mich, erfaßte meine Hand, drückte sie und sagte: „Meine Mutter, sie wird . . .“ Mehr konnte er nicht sprechen. Konvulsivische Bewegungen verkündeten jezt, daß der Tod sich seiner bemächtige; fest drückte er mit der rechten Hand das Kruzifix an sich, streckte die Linke aus, rief: „Ich komme, ich komme!“ und verschied.

Unter seinen Papieren fand ich verschiedene nur angefangene Briefe. Der eine begann: „Meine liebe Mutter! Dein Sohn ist unschul—“ Ein anderer war an Adelaiden gerichtet, doch die einzige Zeile, welche er enthielt, war so verlöscht, daß ich sie unmöglich entziffern konnte. Mehrere Stückchen Papier enthielten seinen, meinen und mancher Freunde Namen, aber auf keinem stand — Ferdinando.

Ich bewahrte nun jene Blätter, die er in den ersten Tagen unseres Hierseyns in ruhigern Augenblicken schrieb, und übersende sie Ihnen. Man ersieht daraus, wie er sich bemühte, die verhängnißvolle Begebenheit, welche er beynahe für einen Traum hielt, in seine Erinnerung zurück zu rufen. Nie wollte er sich ganz von ihrer Wirklichkeit überzeugen, obgleich er oft eifrig zu wünschen schien, alles hierüber zu erforschen, und dieß oft versuchte; doch schon bey den ersten Fragen stockte er ängstlich, und brach ab, um nur die Wahrheit nicht zu vernehmen.

Diesen Morgen bereitete ich selbst sein Grab, und heute Abend um sieben Uhr wird er von mir und dem Geistlichen dahin begleitet, wo ihm allein Frieden werden konnte.

Die Außenseite einiger religiösen Gebräuche Roms.

(Beschluß.)

Der stille Freitag (Charfreitag), in der römisch-katholischen Kirche der heilige Freitag (Venerdi santo) genannt, ist bekanntlich bey den Protestanten der feyerlichste Tag im ganzen Jahre; sie machen ihn nicht allein zum höchsten Kirchenfeste, sondern sie feyern ihn auch bürgerlich als den ihnen theuersten Tag des ganzen Jahrs. Die römische Kirche thut es ihnen in der kirchlichen Feyer desselben natürlich weit zuvor: sie feyert außer der großen Messe an diesem Tage den finstern Frühdienst (Mattutino colle tenebre), ferner die drey Stunden der Todesangst Christi (le tre ore di Agonia) und in denen der Madonna geweihten Kirchen, die sogenannte Stunde der untröstlichen allerheiligsten Maria (l'ora di Maria sma Desolata), lauter Devotionen, von denen die protestantische Kirche nichts weiß, wo es mit dem gewöhnlichen Morgengottesdienste abgethan ist, nach welchem Niemand mehr eine Kirche besucht, während die Gotteshäuser in Rom den ganzen Tag nicht leer werden, besonders des heiligen Grabes wegen, welches von keinem wahren Katholiken unangebetet bleibt. Wer sollte nun glauben, daß der stille Freitag der Katholiken, obgleich, im kirchlichen Sinne genommen, der heiligste Tag des Jahres, im bürgerlichen Leben nicht einmal ein halber Festtag (Giorno di Divozione), sondern ein gewöhnlicher Werktag ist, an welchem jeder seinen Geschäften nachgeht, wo der Schmiedt seinen Amboß, der Schuster seinen Dreyfuß und der Tischler seine Hobelbank auf ein Paar Augenblicke verläßt, um in der nächsten Kirche einer der obengenannten Andachtsübungen beyzuwohnen, und dann eiligst an seine Arbeit zurückkehrt, wo die Schmiedehämmer in das Miserere einstimmen,

oder dasselbe von dem Geschrey der vor der Kirche vorüberziehenden Esel und den schallenden Peitschenhieben ihrer Führer übertäubt wird, wo endlich, wie oben gesagt, der große Wurst- und Schinkenmarkt die öffentliche Aufmerksamkeit in einem Grade auf sich zieht, daß man nicht begreift, wie die Menschen an diesem Tage noch an kirchliche Funktionen denken können. Gegen Abend findet ein besonderer Gebrauch statt, welcher, wie viele meynen, mit der Heiligkeit des Tages in Widerspruch steht; es laufen nämlich eine Menge Kirchenknaben durch die Gassen, welche mit hölzernen Instrumenten, ähnlich den deutschen Nachtwächterschnarren, einen betäubenden Lärm machen, um damit auf das „Kreuzige ihn“ der Juden anzuspielen. Nach welcher Ansicht nun der Katholicismus die kirchliche Feyer des stillen Freitags vorschreibt, den bürgerlichen Festtag aber davon trennt, das konnte ich bisher noch nicht ergründen. Es ist mir sogar nicht gelungen, darüber bey katholischen Theologen, bey welchen ich mich habe Raths erholen wollen, Auskunft zu erhalten; sie wußten alle nichts weiter zu sagen, als die Sache sey einmal so, verwunderten sich aber nicht wenig, daß die Protestanten den stillen Freitag als den feyerlichsten Tag des ganzen Jahres betrachteten, sie, denen das Leiden Christi von der andern Seite so unwichtig geschienen, daß sie sogar die Messe abgeschafft haben. Zum Schlusse merke ich nochmals an, daß es nicht wahr ist, daß, wie sogar von mehreren protestantischen Schriftstellern behauptet wird, in der katholischen Kirche der stille Freitag freylich für keinen ganzen, aber doch einen halben Feiertag gilt. In sämmtlichen römischen kirchlichen Almanachen, namentlich im Diario Romano, das jedes Jahr in der Druckerey der apostolischen Kammer von neuem aufgelegt und als offizielle Richtschnur betrachtet wird, steht er als gewöhnlicher Wochen- oder Werktag aufgeführt; der überzeugendste Beweis aber ist, daß die Römer an diesem Tage keine Messe zu hören angehalten sind.

Jean Paul an A.

Leipzig, 20ten Oktober 96.

Meine A...! Ihre Briefe werden immer mehr zu Lautensaiten und Lautentönen. O, gerade nach der Lesung Ihres lezten, hätt' ich neben Ihnen in Hofeck vor Bergen und Thälern stehen mögen, ich hätte jenen Nachmittag wieder fordern mögen, wo wir in ruhiger, befestigter Freundschaft neben einander auf dem Felsen in das knospende Thal und in unsere Seele blickten.

Wenn ich wieder komme, A..., so soll nicht einmal der Schatten eines dünnen Nebels Sie verhüllen; aber dann, o Liebe, nach unverfinsterten ewig warmen Stunden, dann wird ihr Ende desto schwerer drücken.

Wenn ich nur einmal Eines von Euch, oder Euch alle in meine neugebauten Logen führen konnte! Aber in Eure kann ich, und Ihr nicht in meine! —

Ich dachte an Ihr Tagebuch; gibt es keine Blätter darin, die jezt vor mein Auge fliegen könnten? Machen Sie wenigstens Briefe zu Tagebüchern, und verlangen Sie von einem, unter Menschen und Schreibereyen eingesperrten Menschen nicht die reiche Preßfreyheit Ihrer Hand!

Schreiben Sie bald, viel und froh.

Richter.

Die Wunderkutsche *).

Eine Landkutsche, die zwischen London und Shrewsbury fährt, fuhr 160 englische Meilen (d. i. vierzig bayersche Postmeilen) in dreyzehn Stunden und einer halben. In diese Zeit ist Aufenthalt bey Pferdewechsel, Frühstück und Mittagessen eingerechnet. Was ist ein deutscher Eilwagen gegen diese Landkutsche? Welcher König oder Kaiser fuhr auf dem festen Lande jemals so schnell als in England jeder Kommis fahren kann? Man wird in Deutschland eben so schnell fahren, sobald man jedem erlaubt, seine Pferde zu wechseln, so oft und wo er will; wenn man dieß nicht erlaubt, werden unsere Eilwagen gegen die englischen Landkutschen immer Schneckenwagen seyn und bleiben müssen.

*) Polytechnisches Journal. Jahrg. 1829. Erstes Augustheft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, 28. Juli.

Vor einiger Zeit plaidirten in Boston in einem bedeutenden, aber für jeden, der nicht Kaufmann oder Advokat ist, schwerlich interessanten Prozesse zwey der ersten Advokaten des Landes, der eine der ausgezeichnetste Senator von Neu-England beym Kongreß und der andere früherer Generaladvokat der Vereinigten Staaten. Wie wunderte ich mich, als ich im Gerichtssaale 50 bis 60 der ersten Damen Bostons fand. Ich gebe zwar gern zu, daß wenigstens die Hälfte von ihnen nur hinging, froh, ein Mittel gefunden zu haben, den Vormittag mit guter Manier zu tödten; denn die vornehmen Damen langweilen sich hier wie in Europa; aber die Sache bleibt doch ein Beweis für den öffentlichen Sinn in Amerika. Das Plaidiren dauerte vier Tage, jedesmal von 8 bis 2 Uhr, und die meisten schönen Zuhörerinnen hielten richtig bis zulezt aus; ja als ich mehrere derselben später in Gesellschaft traf, konnten sie mir lange Stellen der Reden citiren. In England sieht man allerdings Weiber der niedern Klassen, fast nie aber Damen in den Gerichtssälen, und in Frankreich wer-

den sie auch wohl nur durch äußerst interessante Prozesse, weniger durch gute Reden bewogen, in den Sälen der Themis zu erscheinen.

Wenn ich im Folgenden ein Kinderfest zur Feyer der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten am 4. Juli 1776 beschreibe, so glaube ich Einiges zur Charakterisirung dieses Landes beyzutragen. Einige Tage vor dem 4. Juli trat der kleine William, ein Knabe, der mir früher zu Gängen u. dgl. gedient hatte, in mein Schreibzimmer und sagte: „Herr, können Sie mir nichts zum Abschreiben geben?“ Ich fragte was und wozu? worauf er mir erzählte, daß er einiges Geld brauche zum Lärm am 4. Juli; er wolle Pulver kaufen, denn er gehöre zu einer „kleinen Kompagnie,“ und außer dem wolle er seinen Theil zu einem Diner geben, welches seine Kompagnie einzunehmen gedenke. Ich bot ihm eine Kleinigkeit an, ohne ihm mit dem Abschreiben Mühe machen zu wollen; aber der kleine Republikaner warf mir trozig ein: „Habe ich Sie denn um Geld gebeten? Ich bitte Sie nur, mir etwas zum Abschreiben zu geben. Aber wenn ich das gethan habe, so müssen Sie mir geben, was mir zukommt.“ Wohl, dachte ich, so lange dir, Amerika, solche spes patriae zuwächst, hast du nichts zu fürchten. Der Knabe erhielt etwas zum Abschreiben, und als er seine Arbeit brachte, erzählte er mir, daß seine Kompagnie aus 50 Knaben bestände (wohlverstanden, das Ganze ist eine Spielerey und nicht etwa eine Militärschule), die zwey Kanonen hätten und tüchtig zu feuern gedächten. Ein Nachbar habe ihnen Papier zu Hüten und Mützen geschenkt, ein anderer schenke den Kuchen zum Diner, eine Frau habe drey Dollars zum Roastbeef unterschrieben, und was der beredte Knabenmund noch mehr vom herrlichen Feste zu erzählen wußte. Ich gab ihm einiges Geld, unter der Bedingung, daß sie am Morgen des 4. Juli vor meiner Thüre paradiren wollten. Mein kleiner Freund und Kanonier versprach mir seinen Einfluß dazu. Der Tag kam und die jugendliche Landwehrschaar erschien wirklich. Ein herrlicher Anblick! Mir wallte das Herz vor Freuden; die glücklichen Gesichter unter den bemalten Papiermützen, der Stolz, mit welchem sie auf ihre zwey messingenen Kanonen blickten, das Ansehen, das sich die Offizierchen gaben, der angenommene Ernst auf den eben dadurch lächerlichen Knabengesichtern, und dazu der bedeutungsvolle Tag — es war mir ein schöner Moment. Ich versprach der kleinen Miliz, sie am Nachmittage zu sehen; ich hielt Wort und fand die junge Garde noch bey Tisch. Welch ein neuer, froher Anblick! Alles war in der nettesten brittisch-amerikanischen Ordnung. Alles war genau dem Treiben der Erwachsenen nachgeahmt; da war ein Präsidentchen, ein Vicepräsidentchen, ein Toastgeber u. s. w. Statt des Weines war Aepfelwein und Wasser vorhanden, statt der Polster harte Bänke und statt feiner, gewürzter Gerichte die treffliche Würze froher Herzen. Trommler und Pfeifer lärmten gewaltig bey jedem Toast, und die kleinen Schelme stritten sich mitunter, ob Jackson oder Clay der beste Präsident sey. Aber das war Alles nur, um Lärm zu machen, wie es bey den Großen ja auch oft der Fall ist. Auch ich brachte meinen Toast aus und nun trat der, dazu besonders gewählte Redner auf. Könnte ich zeichnen, ich würde statt aller Worte ein Bild des kecken, lauten, naiven, sich ein Ansehen gebenden Republikaners entwerfen. Er stand auf einem Stuhle im Freyen und sprach mit voller Dreistigkeit seine schulgerechte Rede. Der Auftritt war so lustig und sprach so viel auf einmal aus, die älteren Leute, die stillstanden und zuhörten, behandelten die Kleinen mit solcher Freundlichkeit, daß er in seiner Einfalt ergreifend wurde. Ich brach auf, aber ich Unhöflicher hatte das Wichtigste vergessen, ich hatte die Kleinen noch nicht feuern sehen; das aber mußte ich, und nun hatte ich meine große Freude, wie die Kleinen geschickt und verständig ihre Sache machten: da war keiner voreilig oder dummdreist, keiner furchtsam. Bey jedem Schusse wurde die Fahne, die schöne Flagge der Vereinigten Staaten, weiß mit rothen Streifen und einem blauen Felde mit weißen Sternen, geschwenkt und Hurrah gerufen. Kein Gensd'arme störte, kein Polizeybeamter verdarb die Freude. Ich nahm mit einer kleinen Rede Abschied, und ein jubelndes Hurrah hallte mir nach.

Genf, August.

(Beschluß.)

Auf dergleichen offizielle Aeußerungen klingt gar seltsam, was die französischen Journale von Zeit zu Zeit über Genf enthalten, wobey sie den Aerger nicht verbeißen können, daß die mit geistigem und materiellem Reichthum gesegnete Stadt Frankreich nicht mehr gehört. So erzählen sie auch der sonst soliden Gazette des Tribunaux Raub- und Mordgeschichten nach, die hier vorgefallen seyn sollen, wovon aber kein Wort wahr ist. Davon stehe nur ein Beyspiel hier: „Einige Meilen von Genf kam ein Mann mit einem offenen Wägelchen daher, um nach der Stadt zu fahren. Es war schon gegen Abend. Da hinkt aus einem Seitenweg ein altes, gekrümmtes Mütterchen, die ihn fragt, ob er ihr nicht erlauben wolle, aufzusteigen und mit nach Genf zu fahren. Der Mann erlaubt es nach einigem Hin- und Herreden. Die Frau steigt mit Mühe auf den Wagen, legt sich in dessen linke Ecke und deckt sich das Gesicht mit einem Tuch zu, weil sie schlafen will. Ungefähr nach einer Stunde, als es schon ganz dunkel geworden, kommen sie an eine jähe Anhöhe, wo der Mann vom Wägelchen absteigt, um einzuhemmen; dazu gebraucht er einen großen hölzernen Hemmschuh. Unten in der Ebene macht er ihn wieder los und wirft ihn rasch in die Ecke des Wagens, wo er ihn weggenommen. Endlich kommt er vor dem äußern Festungsthor von Genf an, und während man ihm das Gitter aufmacht, rüttelt er an der alten Frau, um sie aufzuwecken, da sie ihm gesagt, sie wolle vor dem Thor absteigen; aber alles Rütteln hilft nichts. Man kommt mit der Laterne herbey und es entdeckt sich, daß der Hemmschuh auf ihrem Kopf liegt und daß sie damit erschlagen worden ist. Dem Mann wird nun Angst, zumal die Gensd'armen herbeykommen und ihn festnehmen. Dabey wird jedoch die Alte näher untersucht und es findet sich, daß die Erschlagene keine alte Frau, sondern ein stämmiger, untersetzter Kerl ist, daß er im Gürtel Pistolen und Dolch versteckt hat u. s. w. Ein Brief in einer seiner Taschen fordert ihn auf, in heutiger Nacht in der Ruine eines alten Schlosses bey Genf einzutreffen, wo er seine Kameraden finden werde, die da zur Ausführung eines Hauptstreichs versammelt seyen. Einer der Gensd'armen eilt mit dem Brief in die Stadt zum Polizeylieutenant, und dieser schickt gleich die nöthige Mannschaft ab, um das Schloß zu umzingeln. Da sie aus dem Brief das Losungswort wissen, so wird ihnen dieß leicht und sie nehmen die ganze Räuberbande gefangen.“ Wie gesagt, an dem Ganzen ist kein Wort wahr, und die Geschichte riecht gewaltig nach den Boulevards-Theatern oder nach dem Cirque von Paris.

Beylage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 218.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. September 1829.

— Wohnt unter der Lava verborgen.
Noch ein neues Geschlecht? kehret das alte zurück?
Griechen! Römer! o kommt! o seht das alte Pompeji
Findet sich wieder.

Schiller.

Pompeji.

Nach Raoul-Rochette.

So viel auch schon über Pompeji, den bey weitem wichtigsten antiquarischen Fund, geschrieben worden ist, so daß Viele die vor achtzehn Jahrhunderten verschüttete Stadt besser kennen, als die Städte des jetzigen Erdbodens, so scheint uns doch die folgende Schilderung nach Raoul-Rochette geeignet, einen so lebendigen Totaleindruck von jener Wunderstadt zu geben, daß wir glauben, sie mittheilen zu müssen.

* * *

Erst seit wenigen Jahren werden die Nachgrabungen in Pompeji mit einiger Regelmäßigkeit betrieben; man geht aber dabey mit einer Langsamkeit zu Werke, die, wenn sich auch unsere Neugier heftig dagegen sträubt, in mancher Hinsicht vernünftig, wenigstens nothwendig erscheint. Man möchte gern die alte Stadt so plötzlich ans Tageslicht gezogen sehen, als sie vom Vulkan verschüttet wurde; aber so geht es leider nicht. Höchstens ein Paar Dutzend Menschen arbeiten gewöhnlich am Ausgraben einer Stadt, die nicht viel größer ist als Hof und Garten der Tuilerien, und wovon nach fast hundertjähriger Arbeit kaum der fünfte Theil aufgedeckt ist. Der Zeitpunkt, wo wir Pompeji ganz sehen werden, läßt sich daher nicht wohl bestimmen, und nach dem baufälligen Zustand, in dem sich die am frühesten aufgegrabenen Bauwerke befinden, ist zu fürchten, daß die Stadt am einen Ende verschwunden seyn wird, bevor man das andere völlig ausgegraben hat. Aber die außerordentliche Umsicht und Behutsamkeit, mit der man zu Werke geht, um nichts zu verderben oder zu übersehen, macht die Arbeit sehr langsam; auch ergreift man jezt zur Erhaltung der Häuser, durch Bedeckung, Ausbesserung und Stützung, Maßregeln, die leider früher zu sehr vernachläßigt wurden.

Gewöhnlich bringt man nach Pompeji mehr oder weniger irrige vorgefaßte Begriffe, gründlichere oder oberflächlichere Kenntnisse mit, und der Widerspruch, in dem sie mit dem stehen, was einem nun wirklich in die Augen fällt, steigert noch den ersten Eindruck. Dieses Gefühl drängt sich einem beym ersten Schritte auf, den man auf dem alten Boden macht. Die Straße, durch die man jezt nach Pompeji gelangt, und die im Jahre 1812 entdeckt wurde, heißt die Gräberstraße. Es ist dieß eine Art von Vorstadt, wo einst halb ländliche, halb städtische Wohnungen zwischen den Gräbern lagen; jezt sind die Häuser größtentheils verschwunden, oder bilden grünende Hügel, die noch nicht abgeräumt sind; nur die Gräber blieben unversehrt; sie laufen frey stehend in zwey parallelen Linien hin, und sind meistens ganz ausnehmend wohl erhalten. Welch anziehenden, überraschenden Anblick gewährt diese Menge kleiner Denkmale von herrlichen Verhältnissen, von vortrefflicher Arbeit im besten Geschmack; hier erheben sich welche auf mehreren Stufen, dort stehen einfache Kenotaphien, in Gestalt von Todtenbetten, von Altären und Ka-

pellen; fast alle sind mit Marmor bekleidet, der von seiner ursprünglichen Glätte und Weiße nichts eingebüßt hat, und von jungem Gesträuch oder alten Cypressen beschattet, die von selbst zwischen den Trümmern wachsen.

Der Reisende hatte bisher weit und breit nichts gesehen, was ihn auf eine solche Erscheinung hätte vorbereiten, was ihm einen Begriff von Gräbern hätte geben können, die in fast zauberischem Schimmer glänzen, die, so zu sagen, in ewiger Frische dastehen. Ist man in der römischen Campagna an jener Doppelreihe von Gräbern an der appischen Straße vorüber gezogen, die sich von den Mauern der Stadt in gerader Linie bis zum fernen Horizont hinauserstreckt, wo die Denkmäler hin und wieder zerstreut, zerfallen da liegen, und alles, selbst das Ansehen von Gräbern, eingebüßt haben, wo da und dort eines zu einem elenden Bauernhause geworden ist, die Todtenkammer einer armen Familie Obdach gibt, und das elende Strohbette just an der Stelle liegt, die der alte Sarkophag einnahm, so kann man sich unter antiken Grabmälern kaum etwas anderes vorstellen, als unförmliche Massen, welche die Zeit zernagt, die Habsucht entweiht, oder das Elend entstellt hat. Hier aber, in Pompejis Vorstadt, sieht man sich zum ersten Mal vor Gräbern, die noch ganz in ihrer ursprünglichen Form, mit allem ihrem Schmuck und, was nicht zu übersehen ist, in ihrer wahren Bestimmung dastehen, Todtenmahlen gegenüber, die nichts Düsteres, Trauriges haben, welche die Zeit nicht befleckt, an denen selbst die Zerstörung keine Spur hinterlassen hat. Alles ist noch an demselben Platz, ja fast im selben Zustande, wie damals, wo die alten Bewohner Pompejis ihre Häuser an der Straße oder dem Forum gegen diese lezten Behausungen vertauschten; man liest auf einem Marmor, als wäre er gestern eingegraben, den Namen eines Verwandten, eines Bürgers, den seine Familie und der Staat betrauern. In den Malereyen, den Basreliefs liest man das Gewerbe, den Geschmack, oft sogar den Charakter deren, die hier ruhten, fast möchte man sagen, die noch hier ruhen. Ja man stößt hier auf flüchtige Inschriften, die von Spielen, die vor bald zwanzig Jahrhunderten gefeyert wurden, wie von einem gestrigen Feste erzählen. Noch ist in manchen dieser Gräber das Zimmer des Leichenmahls erhalten, in dem Verwandte und Freunde, an drey Seiten umhersitzend, zwischen sich die Urne des Verblichenen, mit denselben Blumen bekränzt, mit denen sie sich die Häupter kränzten, den Jahrestag der Trauer begingen, wobey der Wein vom Vesuv als reichliches Trankopfer floß, und sie am Ende immer ihres Verlusts vergaßen, indem sie ihrer selbst vergaßen. Sieht man diesen Ort der Trauer in so lachenden Farben prangen, sieht man diese dreyfache Bank, wo außer den Gästen nichts fehlt als die Kissen, die sie zum Sitzen mitbrachten, sieht man die Säule, auf die man den Aschenkrug stellte, diese Flecken, die, könnte man denken, vom frisch vergossenen Weine herrühren, ja die frischen Blumen hier, die umherliegen und die man, gibt man sich der umgekehrten Täuschung hin, fast für antik halten möchte, so ist einem wirklich, als sey erst vor einem Augenblick Mahl und Trankopfer zu Ende gegangen und das lezte Lebewohl gerufen worden. Durch diese Straße von Gräbern, wo die Bilder und die Denkmale der Vernichtung sich auf die verschiedenste Weise durch den glänzenden Marmor, die lebhaften Farben die heitere Gewänder kleiden, wo der Tod selbst einem nur in liebenswürdiger, fast lachender Gestalt entgegentritt, auf diesem so eigenen, so anziehenden Pfade betritt man Pompeji und sieht sich mit einem Male in den Schooß einer antiken Stadt, besser gesagt, in das Allerheiligste des Alterthums selbst versezt.

Einen Begriff, mit dem man gewöhnlich nach Pompeji kommt, legt man beym ersten Blicke darauf ab, nämlich die übertriebene Vorstellung, die man sich natürlich von einer antiken Stadt macht. Wir lernen von Jugend auf die Alten nur aus ihren Büchern kennen und wissen nichts von ihnen als die Geschichte ihrer Thaten; daher stellen wir uns vor, in ihren Häusern, an ihrem Geräthe, in ihren häuslichen Sitten, müsse alles ihrem Charakter und der Größe ihrer Thaten entsprechen; kurz alles Aeußere, was ihnen gedient, müsse groß seyn, wie sie. Diesen Irrthum legt man ab, sobald man den Fuß auf die Schwelle des Thors von Pompeji sezt; denn von hier sieht man ziemlich weit in eine schmale, krumme Hauptstraße, zu deren beyden Seiten kleine Buden hinlaufen, die fast überall die Vorderseite der Häuser bilden. Man betritt eines dieser Häuser, die sich, bey der verschiedensten Eintheilung, alle darin gleichen, daß die einzelnen Hausräume so ausnehmend klein sind. Gewiß kostet es jeden Mühe, sieht er hier zum ersten Mal eine antike Stadt, sich die so hochgebildeten Griechen, die so mächtigen Römer vorzustellen, wie sie in diesen engen Gassen wandeln, in diesen beschränkten Wohnungen hausen, die, meynt man, so gar nicht nach ihrer Größe berechnet sind und mit unserer Lebensweise so sehr im Widerspruch stehen. Die Bewohner Pompejis waren zwar eigentlich weder Griechen noch Römer, doch beydes ein wenig, und da Pompeji nichts als eine ziemlich kleine Provinzialstadt war, so darf man hier nur ganz im Kleinen ein Abbild einer großen Stadt erwarten; so viel sich indessen aus den Fragmenten des alten Stadtplans urtheilen läßt, der auf dem Kapitol aufbewahrt wird, und der in Manchem mit den Verhältnissen, wie man sie in Pompeji fand, sehr übereinkommt, scheint es, als ob in Rom selbst Wohnung und Hausgeräthe der meisten Bürger den Vorstellungen, die sich einem bey den großen Namen Rom und Römer aufdrängen, nicht entsprochen hätten. Dieß ist ein Hauptpunkt, wo einem in der Geschichte, wenn man sie mit den Denkmalen vergleicht, ein Widerspruch

zu liegen scheint, den man sich nicht zu erklären weiß, oder zum wenigsten ein Kontrast, über den man sich wundern muß. So denkt man auf der Stadtmauer von Pompeji mit lebhaftem Gefühl daran, daß diese Mauern im Bundsgenossenkrieg Syllas Stürme abgeschlagen haben; ergeht man sich aber im Innern, so wird einem wahrlich peinlich zu Muth, wenn man Krieger, die den römischen Waffen widerstanden, Bürger, die gegen Syllas Macht und Genie kämpften, in so niedrigen, so beschränkten Häusern unterbringen soll. (Die Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über Justinus Kerners Seherin von Prevorst*).
Von Schubert.

„Es ist besser," so sagt ein alter, ehrwürdiger Prediger, der zugleich König war, „zu gehen in das Klagehaus, denn in das Haus voll fröhlicher Trinker; in jenem ist das Ende aller Menschen, und der Lebendige nimmt es zu Herzen. Trauern ist besser als Lachen; denn durch ein tiefbetrübtes Angesicht wird das Herz gebessert." Dieses Bessersein jener ernsten Stunden, in welchen uns, etwa bey dem Hinscheiden eines Menschen, welcher einen Theil unserer liebenden Seele mit sich wegnimmt, oder bey eigener Todesgefahr, durch die entstandene Lücke der Mauer, ein Lufthauch aus dem Jenseits anweht, dieses Bessersein solcher Stunden, als der Stunden des leichtsinnigen Lachens und Tändelns und Genießens, muß auch den Fremdling in solchen Gefühlen, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, anwandeln, wenn er die Geschichte der Seherin von Prevorst liest.

Das ist ein eigenthümliches, bemerkenswerthes Vorrecht unserer, so wie der nächst vorhergehenden Zeit, daß Erscheinungen aus einer angränzenden, nachbarlichen Geisterregion, wie zum Theil die des sogenannten thierischen Magnetismus sind, immer häufiger, augenfälliger und deutlicher werden. Wie etwa am späten Abend, in der Nähe der stillen Mitternachtsstunde, eine vorhin ganz andere Dinge besprechende Gesellschaft auf einmal unwillkürlich auf Gedanken an die Geisterwelt geräth, und sich gegenseitig Geschichten, dunkel und schauerlich wie die Mitternachtsstunde selber, erzählt, so bringt unsere Zeit, man weiß nicht wie, auf einmal Thatsachen hervor, welche von dem gewöhnlichen Treiben dieser Zeit eben so verschieden sind, als das Schwatzen nächtlicher Trinker von den Geistergeschichten, die sich unter ihnen ungebeten, und vielen unerwünscht, auf einmal, erst als Scherz, dann in immer tieferem Ernst einstellen.

*) Der ganze Titel des Buches, welches demnächst in den Buchhandel kommen wird, ist: Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige. Mitgetheilt von Justinus Kerner. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.

In der Geschichte der Seherin von Prevorst ist es nicht blos jenes besondere, schauerlich-mächtige Interesse, mit welchem schon das Kind auf Erzählungen aus der Geisterwelt horcht, was das Buch so unwiderstehlich anziehend für Leser von dem verschiedensten Bildungsstand, Naturell und Alter macht, sondern es liegen in jener Geschichte Keime für eine ganze Saat von Gedanken über die Seele und ihr Verhältniß zum Leibe, Keime, welche in den Lesenden eingehen, er weiß selber nicht wie, und da Fragen und Antworten aufregen, so schwer und gewichtig, daß er sie nicht so bald hinweghauchen und wegweisen kann. Der Schreiber dieser Zeilen möchte für die Folge gern einen und den andern jener Keime etwas mehr ins Licht stellen, um dadurch vielleicht das Aufgehen zu erleichtern. Was er dießmal gibt, soll nur eine Vorbereitung zu seinem Geschäfte seyn.

Es ist ein alter Glaube unsers Geschlechts, welches einzig und allein durch die Gabe der Sprache vom Geschlecht der Thiere sich unterscheidet: der Mensch vermöge noch auf einem andern Wege, als durch jenen der aus Fleisch und Blut, Haut und Knochen gebildeten Glieder auf seine Umgebung und selbst weit über diese hinaus zu wirken. Die älteste Zeit „der Heiden und Völker" glaubte an eine magische Kraft des ausgesprochenen Wortes, mächtiger und gewaltiger als die Kraft der vielschaffenden Arme oder der beweglichen Füße. Die Offenbarung nannte uns dieses magisch-kräftige Wort als Gebet. Eine solche Kraft des in uns wohnenden Geistes über das ganze sichtbare, ja unsichtbare Reich der Wesen habe der Mensch ursprünglich besessen, ehe ihm statt des verloren gegangenen allmächtigen Wortes dieser Leib von Staub, so vergänglich und vom Tod durchdrungen, geworden sey. Dieser Leib von Staub ist nur einstweilen ein vorbedeutender Stellvertreter des ursprünglichen und künftigen Leibes, wirksam und schützend nach außen, wie dieser. Denn jenes Wort, allmächtig wirksam, das einst dem Menschen gegeben war, ehe er statt seiner das vergängliche Fleisch anzog, habe sich selber zum Fleisch und Blut heruntergesenkt und könne nun statt dieser wieder von der Seele angenommen und angezogen werden: schon im Vorbilde als magisch wirkendes, übrigens noch äußerlich oder innerlich hör- und vernehmbares Wort, genannt Gebet. Die Seele, vom alten Leibe des Fleisches und Blutes im Tode geschieden und noch nicht mit dem ursprünglichen und künftigen Leibe des Wortes überkleidet, sey blos leidend, nicht freudig in eigner Kraft.

Diese Leiden einer von dem Leibe entkleideten (nackten) Seele, aber auch die freudige Selbstkräftigkeit einer mit dem künftigen Leibe des Wortes (wirksamen Gebets) überkleideten Seele, zeigt uns, wenn auch beydes nur im leiser angedeuteten Vorbilde, die höchst lesenswerthe Geschichte der Seherin von Prevorst.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Nun haben wir den Rossinischen Wilhelm Tell in seinem völligen Glanze, ein Meisterstück, wie Rossini noch keines gesezt hatte. Mehrere Theater in Paris haben ihren Tell, allein mit dem neuen Tell an der großen Oper kann doch keiner von ihnen in Vergleich kommen, und sicher ist Rossini's Musik eines der schönsten und gefälligsten Denkmäler, die dem biedern Schweizer und Befreyer seines Vaterlandes je gesezt worden sind. Schon bey der lezten Probevorstellung der neuen Oper, zu welcher wie gewöhnlich viele Leute zugelassen worden waren, hatte sich die allgemeine Bewunderung der Zuhörer laut geäußert. Die erste öffentliche Vorstellung war ein Triumph für den großen Meister, wie er vielleicht noch keinen erlebt. Zwar hatte das Pariser Publikum auch seinen „Moses,“ seine „Belagerung von Korinth,“ seinen „Graf Orry“ mit vielem Beyfall aufgenommen; allein dieß reichte bey weitem nicht an den Enthusiasmus, womit Wilhelm Tell aufgenommen worden ist. Zuvor wollten noch manche Kunstrichter an seinem großen musikalischen Genie zweifeln; dießmal aber sind alle Zeitungen mit dem Publikum einverstanden; überall ertönt sein Lob, und er hat sein Ehrenkreuz wie ein Feldherr nach einem großen Siege rühmlich erworben. Einen herrlichen Anblick gewährte der große Opernsaal am Abende der ersten Vorstellung; alle Logen voll der geschmücktesten Damen, das Parterre gedrängt voll von Musikliebhabern; überall erblickte man ausgezeichnete Einheimische und Fremde, und alle in reger Erwartung des hohen Genusses, der ihnen zu Theil werden sollte. Schon die originelle Ouverture, die mit einzelnen Instrumenten anfing, sich allmählich mehr und mehr verwickelte, jedoch ohne Verwirrung, und zulezt mit der ganzen Kraft eines aus 80 bis 100 Instrumenten bestehenden Orchesters daherbrauste, erregte Freude und Entzücken im ganzen Saale. Dieses Entzücken stieg bey dem ersten und zweyten Aufzuge; Alles war den Zuhörern neu; sie, die an Rossini's häufige Wiederholungen gewohnt waren, konnten vor Erstaunen, so viele neue Modulationen zu hören, kaum zu sich kommen. Dazu gesellte sich die prachtvolle Darstellung, die glänzenden Aufzüge des Schweizervolks, die herrlichen Dekorationen, welche die schönsten Schweizergegenden vorstellten, und obendrein der göttliche Tanz der Taglioni, die nie so schön getanzt hatte; das Publikum war vor Entzücken außer sich und konnte die beyden lezten Aufzüge nicht so genießen, wie es hätte seyn sollen. Einige glaubten, es sey die Schuld des Tonsezers, welcher in den lezten Aufzügen den hohen Schwung, den er in den beyden ersten genommen, nicht habe beybehalten können; dieß wurde auch nach der ersten Vorstellung in einigen Zeitungen behauptet, und man rief allgemein: zu viel Genuß! schont unsere Sinne! In der That hat der Meister eine so überschwengliche Masse von Harmonie und Melodie in seine Kompositionen ausgegossen, daß sie für zwey Opern hinlänglich gewesen wäre; eine ganz eigene Erscheinung, die um so merkwürdiger ist, da man immer geglaubt hatte, Rossini sey viel zu träge, um sich das Komponiren sauer werden zu lassen, und er schreibe sich lieber selber ab, als daß er etwas Neues sezen möge. Zum erstenmale in seinem Leben mußte er die Bitte hören, seine Zuhörer nicht mit zu vielem Neuen zu ermüden. Die Haupttänzer der Oper hatten mit aller Gewalt darauf bestanden, eine Rolle in dem Stücke zu haben, und man hatte für sie einige Solotänze im ersten Aufzuge einrichten müssen. Dieß ward vom Publikum mit Recht übel aufgenommen; die Solotänzer und Tänzerinnen erhielten wenig Beyfall, und verdientermaßen wurde ihnen ihre Parthie bey den folgenden Vorstellungen weggeschnitten. Rossini verstand sich gern dazu, etwas von seinem Reichthume zurückzunehmen, und nun blieb wenig zu wünschen übrig. Die Oper ist aber noch immer sehr lang. Einige Kunstrichter hätten noch eine ganze Rolle weggewünscht, nämlich die einer östreichischen Prinzessin, welche die Gouverneurs-Stelle der Schweiz ist, wie kurz vor der Revolution eine solche Prinzessin die Niederlande beherrschte, und diese Prinzessin wird in Arnold Melchthal verliebt, schwört ihren Adel ab und wird mit den drey Schweizern republikanisch. Solch ein Wunderding hätte man doch von Jouy, dem Verfasser des Textes, nicht erwartet. Das Ungereimte dieser Rolle hat er auch selbst anerkannt, denn er entschuldigt sich darüber in der Vorrede zu seinem Texte. Ein italienischer Tonsezer kann ohne eine Prima Donna nicht fertig werden; diese ist ihm so unentbehrlich als das Papier, worauf er sezt; denn natürlich behält er für ihre Rolle die sanftesten Modulationen vor, die sein Genie nur erfinden kann. Auch würde sich eine Prima Donna nicht trösten können, wenn der Tonsezer sie bey einer neuen Oper, die Furore machen soll, leer ausgehen ließe. Da also eine Prima Donna unvermeidlich war, und zwar eine solche, welcher der Tonsezer pompöse Arien zuertheilen konnte, so haben denn Hr. Jouy und sein Mitarbeiter, Hr. Bis, jenes Zwitterding von Prinzessin erfunden, welche mit aristokratischen Gesinnungen auftritt und sich zum schweizerischen Republikanismus bekehrt. Allein gesezt, die Verfasser des Textes hätten dem Tonsezer zu Gefallen eine weibliche Rolle ersten Ranges schaffen müssen, konnten denn die beyden Dichter nicht etwas Vernünftigeres erfinden? Auch hätte man eine einfachere, dem Leben der Schweizerhirten angemessenere Sprache von ihnen gewünscht, und keine pomphaften, bilderreichen Verse, wie sie in den heroischen Opern der früheren Zeit üblich waren. An Scribe's „Stummen von Portici“ hätten sie ein Muster gefunden, das ihrer Nachahmung werth gewesen wäre. Jedoch kann man ihnen das Verdienst nicht absprechen, daß sie dem Tonsezer, ihre Verse abgerechnet, sehr geschickt allerley Gelegenheit dargeboten haben, sein Genie zu entfalten und auf ihre Kosten zu glänzen. Einige Kunstrichter haben geäußert, es seyen zu wenig Solopartien in dieser Oper; vermuthlich hat sie Rossini mit Fleiß vermieden; er wollte Leben und Bewegung durch die ganze Oper hindurch verbreiten; nun halten aber die Bravourarien der Solosänger den raschen Gang der Handlung auf, besonders wenn deren zu viel vorkommen. Da hat Rossini lieber Chöre, Duette und Trio's angebracht, und sogar den lieblichen Tyrolertanz mit einem noch lieblicheren Gesangchor begleiten lassen. Auch Ciceri ist in den Zeitungen wegen seiner schönen Schweizergegenden sehr gelobt worden. Von diesem Maler Ciceri, einem Schwiegersohne des berühmten Miniaturmalers Isabey, rühren die schönsten Dekorationen der Pariser Theater her; dieser Mann, der sich in Italien gebildet hat und dabey ein äußerst witziger und an Bonmots unerschöpflicher Mann ist, hat immer vollauf zu thun und wird reich durch das beständige Hin- und Herfahren mit dem Besenähnlichen Pinsel auf der 40 Fuß langen Leinwand. Bouton, der schon als einer der Verfertiger des kunstreichen Diorama bekannt war, hat neulich eine vortreffliche Dekoration für das Melodram Nostradamus am Ambigutheater geliefert, nämlich den Anblick der Stadt Paris im Mondschein; Ciceri hat schwerlich etwas Besseres gemalt; allein er ist nun einmal der königliche Opernmaler, und fast alle Theater in- und außerhalb Paris eilen mit ihren Bestellungen nicht Bouton, sondern ihm zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 219.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. September 1829.

Laß verstummen deine Lieder
Und zerreiß der Leyer Saiten!

Moore.

Die Erscheinung.

Nachts, zur Stunde der Gespenster,
In dem kleinen Kämmerlein
Pocht es leise an das Fenster
Und erfüllts mit hellem Schein.

Einsam sizt der stille Dichter,
Denkt und schreibt und sinnt und streicht:
Sieh, da wird es plözlich lichter
Und der Lampenschein erbleicht.

Rosenwolkig hergetragen
Steht vor ihm ein Zauberbild,
Eine Göttin, wie in Sagen
Schöner Vorzeit, reizumhüllt;

Lorbeerkronen um die Stirne,
Eine Leyer in der Hand;
Doch den Mund, als ob sie zürne,
Hat ein strenger Ernst umspannt.

„Frommer Sohn, so spricht die Hehre,
Wend' empor den Blick zu mir:
Eine trübe gute Lehre
Bring' ich vom Parnasse dir!

„Armer Dulder, dessen Seele
Mit den heißen Gluten ringt,
Der die glänzendsten Juwele
Aus dem Herzensschachte bringt.

„Der du mit dem kühn Errung'nen
Eine kalte Welt bedenkst,
Der du mit dem schön Gelung'nen
Eine flache Zeit beschenkst.

„Gieb es auf, dein edles Streben,
Wandle schweigend deine Bahn, —
Wer verstummt in solchem Leben,
Der allein hat recht gethan.

„An den tausend Nationen
Zieh' ich wirkend still vorbey,
Und ich flechte Dichterkronen
Um die Schläfe vielerley.

„Soll ich all die Sängerkränze
Nennen, die in alter Zeit,
Die im schönen Dichterlenze
Um die Stirnen ich gereiht?

„Von der Wiege des Homeros
Bis zu Tasso's frühem Grab,
Was ich jedem Liederheros
Für verdiente Preise gab?

„Und die andern Menschen ehrten
Mein Gebot, weil sie gerührt
Und bewundernd jene hörten,
Deren Stirn mein Kranz geziert.

„Deutschland nur hat mich verwiesen,
Andern Völkern war's geneigt,
Doch gehorsam hat, gleich diesen,
Niemals sich es mir gezeigt.

„Zeiten sind vorbeygezogen,
Wo es Götzen sich erbaut,
Die mein Auge nie gewogen
Nie mit Lächeln angeschaut.

„Doch noch öfter kamen Zeiten,
Wo ich offen ward verhöhnt,
Wo sie jenes Haupt entweihten,
Das ich selbst mit Ruhm gekrönt.

„Was sie schön vollendet trafen,
Zerrten sie in Staub herab,
Oder spurlos gings zum Hafen
Zweifelhafter Zukunft ab.

„Schweige, wie die andern Söhne,
Die mir lieb geworden sind;
Oder willst du deine Töne
Ferner hauchen in den Wind?

„Oder willst du deinem Leben
Jezt verdingen mich als Magd?
Nie wird dir die Muse geben,
Was dein Glück dir hat versagt!

„Jagst du nach des Ruhmes Wolke,
Willst du mir dein Streben weih'n,
Und, ein Räthsel deinem Volke,
Gar für toll gehalten seyn?

„Ja vielleicht du überschattest
So mit einem Lorbeerbaum
Deinen Hügel, und doch hattest
Lebend du zu leben kaum!

„Schweige! deine Thaten weihe
Einer andern reichern Kunst,
Und im Herzen nur erfreue
Dich an meiner vollen Gunst.

„Lebe wohl im Weltgetümmel:
Wenn beschlossen du den Lauf,
Nimmt in ihren ew'gen Himmel
Dich die treue Muse auf!"

Schnell verschwunden war die Milde,
Die so tief bewegend sprach,
Und der Dichter sah dem Bilde
Durch das düstre Dunkel nach.

Manfred.

Pompeji.

(Fortsezung.)

Man wandelt weiter fort in der alten Stadt, und überall treten einem dieselben Kontraste entgegen. In dem zum fünften Theile aufgegrabenen Raum einer Stadt, die nicht größer ist als Hof und Garten der Tuilerien, hat man ein Amphitheater, zwey Theater, zwey mit Säulengängen umgebene Plätze, ein Forum, eine Basilika, Bäder, acht Tempel entdeckt, eine Menge anderer öffentlichen Gebäude ungerechnet. Zwar sind auch diese Gebäude meistens in sehr kleinen Verhältnissen erbaut; aber erst wenn man sie mißt, gewahrt man, wie sie so gar nicht groß sind; ihre Reste erscheinen dem Auge wirklich imposanter als sie sind; verstümmelt, zerfallen, wie sie dastehen, wachsen sie für das Auge, gerade weil vieles daran fehlt. Das Forum von Pompeji, 344 Fuß lang, 107 breit, rings mit Säulenhallen eingefaßt, von Tempeln und öffentlichen Gebäuden umgeben, bedeckt mit Marmor und Bronzestatuen, deren Fußgestelle mit den Inschriften noch stehen, würde überall einen imposanten Anblick gewähren, und es ist gewiß merkwürdig, daß in dieser antiken Stadt verhältnißmäßig bereits mehr öffentliche Gebäude, Tempel, Statuen und Kunstwerke gefunden worden sind, als die größten Städte der jetzigen Welt aufzuweisen haben.

Schon das, was einem der erste Blick auf Pompeji sagt, überzeugt hinreichend, daß bey den Alten alles auf's Oeffentliche bezogen, daß das Privatleben dem Staatsleben fast ganz aufgeopfert wurde, und untersucht man die Häuser, so findet man dieß bey jedem Schritt bestätigt. Diese Häuser bestehen fast sämmtlich aus einem oder mehreren offenen Höfen, die oft mit Säulengängen umgeben sind, und um welche Zimmer herlaufen, aber so enge, so dunkle Zimmer, daß man sich jedesmal wundert, wie Menschen hier haben wohnen können, daß man sich fast fragt, wie sie es hier anszuhalten vermochten. Im Allgemeinen hatten diese Zimmer gar keine Fenster, und erhielten nur durch die Thüre, die auf den Portikus ging, Licht; kaum war hier in einem Raume von einigen Fußen im Gevierte nothdürftiger Platz für ein Bett und einen oder zwey Stühle; auch fand man meistens nichts darin als ein Bett von Bronze, eine Lampe oder einen Sitz vom nämlichen Metall; so daß es beym ersten Anblick dieser Gemächer in die Augen springt, daß ihre alten Bewohner blos darin schliefen, und das Leben der Bürger verfloß wohl fast ganz auf dem Forum oder in der Basilika, in Tempeln oder Theatern; kurz die Pompejaner, wie die Alten überhaupt, lebten ganz und beständig in der Oeffentlichkeit, waren zur Ergötzlichkeit wie zum Geschäft beständig um und unter einander. Ueberdieß haben diese so kleinen Häuser alle einen öffentlichen Theil, bekanntlich Atrium genannt, der im Vergleich mit dem Uebrigen für geräumig gelten kann,

und der auch am sorgfältigsten geziert ist. Hier lebte man mitten in seinem Hause im Freyen; hier empfing man Gäste, Freunde, Klienten, kurz, sezte das öffentliche Leben im Schatten des heimathlichen Daches fort. Hier stellte man auch die Bilder seiner Ahnen auf, und was die Familie Rühmliches aufzuweisen hatte; gebrach es an Ehrendenkmahlen, so umgab man sich mit ernsten oder heiteren, wollüstigen oder sinnigen Bildern. So erweiterte man auch den beschränkten Raum und ergänzte das spärliche Geräthe durch eine Zierde, die einmal ganz volksthümlich war, durch Malerey; sie wurde überall angewandt, und durch sie gewann die ärmlichste Behausung des Bürgers noch das Ansehen, ja fast die Bedeutung eines öffentlichen Gebäudes.

Durch die Katastrophe, welche Pompeji verschüttete, wurden alle obern Stockwerke der Häuser zerstört, die Decken eingestürzt, und so die Erdgeschoße mit den Trümmern des obern Baus angefüllt. Dadurch, so wie durch das Nachgraben selbst, den Einfluß der Temperatur und menschliche Sorglosigkeit mußten die Verzierungen der einzig noch übrigen untersten Haustheile nothwendig sehr leiden. Und doch ist es der glänzende Farbenschmuck aller dieser Wände, der magische Effekt von Malereyen, die noch so glänzend frisch uns entgegenleuchten, als wären sie eben gemalt, was in Pompeji, namentlich im Theile der Stadt am Forum, wo gegenwärtig gegraben wird, uns am tiefsten ergreift, was jede Vorstellung hinter sich läßt und jede Erwartung übertrifft. Es konnte wohl aus den Trümmern des Alterthums nichts ans Licht steigen, was an sich wundervoller, für uns überraschender gewesen wäre, als eine ganze, von einem Ende zum andern, im Innern der Häuser wie außen, bemalte Stadt, und zwar mit so lebhaften und doch so harmonischen Farben bemalt, daß sie, zur Zeit als sie noch ganz frisch waren, den Wänden das Ansehen geben mußten, als beständen sie aus den kostbarsten Materialien, und eine aus grobem Gestein gemauerte Stadt als eine glänzend aus dem schönsten Marmor aufgebaute erscheinen ließen. Wirklich ist in Pompeji alles bemalt, und zwar fast immer, je nach der Wichtigkeit jedes Gebäudes und nach der Bestimmung jedes Gemachs, auf verschiedene Weise, mit Gegenständen, die sich auf den jedesmaligen Gebrauch beziehen; so ist es vom Hause des reichen Pansa oder des wollüstigen Sallust an, bis zu dem Hause des bescheidenen Wundarztes und des demüthigen Apothekers; vom vornehmsten Zimmer bis zum dunkelsten Winkel; vom geheimnißvollen Gemache, in dem Actäons Schicksal, an die Wand gemalt, unbescheidene Neugier ferne halten sollte, bis zur Küche mit ihrem Ofen, den Fleisch von allen Sorten, Fische und was zum leckern Mahle gehört, schmücken. Selbst der Fußboden, der ganz aus Mosaik besteht, wetteifert meistens an Glanz und Mannigfaltigkeit mit den Wandgemälden, so daß sich einst in jedem Haus, nach allen seinen Theilen, die Stadt selbst in einem verschönerten, fast idealen Bilde abspiegelte, und, wie es scheint, der Mensch in jedem Stande gerade erst alle seine Bedürfnisse befriedigt hatte, wenn er alle Künste zusammenwirken ließ. Sieht man diese Ueberfülle von Farben, Stuckarbeit, Gemälden, Mosaik, geräth man fast in Versuchung, sich zu fragen, wo denn die Armen in Pompeji gewohnt haben, und nimmt man auch an, es habe in einer so reich geschmückten Stadt wirklich Arme gegeben, so kommt einem fast der Gedanke, in einer Welt voll solcher Farbenmagie, solchen Kunstaufwands müsse selbst das niedrigste Loos, selbst der ärmste, unterste Stand seine Reize gehabt haben.

Abgesehen von ihrem malerischen Werth, haben die pompejanischen Wandgemälde noch eine Wichtigkeit für uns, die man nur an Ort und Stelle selbst richtig zu schätzen vermag. Vermittelst dieser Malereyen, der Gegenstände, die sie darstellen, ja der Stelle, an der sie angebracht sind, vermögen wir jezt ungehindert in manches Geheimniß des Alterthums einzudringen und die Alten selbst in ihrem häuslichen Wesen zu belauschen. Man kann hier wirklich ihr Leben Schritt vor Schritt verfolgen, all ihrem Treiben, fast allen ihren Heimlichkeiten nachgehen, von der Thürschwelle an, wo der gebräuchliche Gruß die Besuchenden empfängt, bis zum heimlichsten Theile des Frauenhauses, von dem die Freunde sogar ausgeschlossen sind; vom Atrium, in dem der Tag eröffnet, bis zur dunkeln Kammer, in der er beschlossen wird; man folgt ihnen in den Ahnensaal, vor den Altar oder in die Kapelle der Hausgötter, in das Speisezimmer, in das Bad, in die Speisekammer, das Boudoir, das Studier- oder Schlafzimmer. Da sieht man noch, wie die ärmsten Bürger, was ihnen fehlte, mittelst der Malerey zu ersetzen, und sich für etwas, das sie nicht besaßen, durch das Bild des Gegenstandes zu trösten wußten; so erblikken wir hier den gemalten Hund, der die Stelle des wirklichen Hauswächters vertrat, dort die Titel der Lieblingsbücher des Eigenthümers, die in Ermangelung der Bücher selbst an die Wand der Bibliothek gemalt sind, dort jene gemalten Blumen, die das Blumenbeet vorstellten, das nicht vorhanden war, oder den kleinen Garten vergrößern halfen. All diese Phantasiebilder der alten Pompejaner verkörpern sich jezt in unsern Augen, nehmen Gestalt und Leben an, und was ihnen blos ein Bild, ein Stellvertretendes, ein Schatten der Wirklichkeit war, wird für uns zur Wirklichkeit selbst. Was wir an diesen Häusern erblicken, dient uns, und uns wohl besser, als den Eigenthümern selbst, statt der Gegenstände, die nicht darin sind; sie entschädigen uns fast für die Abwesenheit der Bewohner, die nicht mehr sind; denn es läßt sich denken, daß die Alten vor einander selbst Manches verbargen, was sie nicht bekannt werden lassen mochten, und somit auch manche Orte, die sie nicht sehen lassen wollten, und dieß gerade in Folge ihrer Lebensweise, die sie fast

beständig den Blicken Aller aussezte, und ihnen das Dunkel und das Geheimniß desto unentbehrlicher machte, um sich von den Mühen und Aergernissen jenes öffentlichen Lebens zu erholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die Hauptsänger und Sängerinnen, besonders Nourrit und Mad. Damoreau-Cinti, werden auch gepriesen wegen des Antheils, den sie an dem glänzenden Erfolge der Darstellungen des Wilhelm Tell haben. Mit den Chören ging es Anfangs ein wenig holperigt; die an den alten Gang gewohnten Choristen können sich nur mit Mühe in die lebhafte, ächt dramatische Rolle, die ihnen Rossini zutheilt, einstudieren; die Leute sind erstaunt über den bedeutenden Effekt, den sie hervorbringen sollen; für so wichtige Personen hätten sie sich nicht gehalten. Allmähtig gelinge es ihnen aber doch, in das Gesammte rasch einzugreifen und sich in dem Schwunge einheimisch zu fühlen. Rossini hat nur noch die erste Aufführung seines Meisterwerkes abgewartet, um in sein Vaterland zurückzukehren, wo er nun unter ganz andern Verhältnissen wieder auftritt als in der frühern Zeit, wo er, um sein Brod zu verdienen, für diesen oder jenen Impresario schnell eine Operette sezen mußte. Wie es heißt, wird er ein Jahr lang ausbleiben; vielleicht sehnt er sich nach einem stillern Leben und ist der ewigen Feste und musikalischen Abende, denen er in dem Gewühl dieser großen Hauptstadt beyzuwohnen nicht unterlassen konnte, herzlich müde. Was den Parisern Hoffnung gibt, ihn nicht ganz zu verlieren, ist erstlich die Stelle, die er bey der Hofmusik bekleidet, die ehrenvolle Anerkennung seines Verdienstes, die ihm hier zu Theil wird, und dann noch ein anderer Beweggrund einer freylich untergeordneten Art. Rossini liebt nicht allein Tonkunst, sondern auch Kochkunst, und soll selbst ein geschickter Koch seyn. Nun ist aber bekanntlich Paris reich an geschickten Restaurateurs, wie dieß ihre gelehrten bogenlangen Speisezettel und die vielen Lobsprüche beweisen, die ihnen von Einheimischen und Fremden ertheilt werden. Ein launiger Schriftsteller, Brillat Savarin, der als ein enthusiastischer Küchenfreund ein drolliges Buch darüber geschrieben hat unter dem sonderbaren Titel: Physiologie du gout, ein Buch, das schon zwey Auflagen erlebt hat, behauptet, daß sich Paris eben durch seine Restaurateurs an den Alliirten nach der Einnahme der Stadt in den Jahren 1814 und 15 gerächt habe; denn diese Restaurateurs hätten ihnen die durch die Kriegskontributionen vollgespickten Beutel wieder geleert, ihren Zorn besänftigt und sie zu Freunden der Pariser gemacht. Auf ähnliche Art soll denn auch Rossini die Pariser sehr liebgewonnen haben, und man hofft daher, daß die Pariser Küche, die sich in den Häusern der Reichen so künstlich und mannichfaltig offenbart und mit Hülfe des Weinkellers einen Künstler wahrhaft begeistern kann, das Ihrige dazu beytragen werde, um den großen Maestro wieder nach Paris zu locken. Mit Ausnahme des Trauerspiels „Czar Demetrius," von Halevy, das nach dem klassischen Zuschnitte eingerichtet ist, aber einige sehr pathetische Auftritte enthält, ist auf den andern Theatern in den lezten Wochen kein bedeutendes Stück gegeben worden. Marino Faliero hat über 50 Darstellungen erlebt und soll nun einstweilen bey Seite gelegt werden. Dem Dichter soll von der Direktion des Porte St. Martin-Theaters für jede Vorstellung eine Summe von 500 Franken zugesichert worden seyn. Da nun aber nach 50 Darstellungen die Neugierde und Schaulust abnimmt und die Einnahme sich merklich vermindert, besonders im Sommer, so mag die Theaterdirektion es für klug halten, den so theuern Dogen von Venedig bey Seite zu legen. Das Versprechen scheint der Direktion auch leichter gewesen zu seyn, als das Halten; denn vor einigen Tagen mußte der Dichter den Direktor vor Gericht belangen, weil er ihm, ich weiß nicht unter welchem Vorwande, eine Summe von 8000 Franken vorenthielt, die von der Aufhäufung des Honorars bey den täglichen Darstellungen herrührte. Von solchen prosaischen Angelegenheiten sind die hiesigen Theaterdichter nicht immer frey; auch Scribe hatte neulich einen Prozeß auf dem Halse, wobey er aber nicht wie Cas. Delavigne als Kläger, sondern als Beklagter erschien. Der Kläger war ein Buchhändler, mit welchem Scribe schon vor langer Zeit einen Kontrakt abgeschlossen hatte, kraft welches der Buchhändler jedesmal am Tage der Darstellung eines neuen Scribeschen Stückes das Manuscript gegen Erlegung einer Summe von 2000 Franken erhalten sollte. Dieser Kontrakt war auch stets bis auf das lezte Scribesche Stück gehalten worden, welches der Mitarbeiter Scribe's nicht jenem Buchhändler übergeben wollte und das daher von einem andern Buchhändler verlegt wurde. Der vorige Verleger beschwerte sich; Scribe bot ihm 3000 Fr. an, der Buchhändler forderte 10.006 Fr., weil ihm ein voriges Vaudeville Scribe's gerade so viel eingebracht haben soll; natürlich verwarf Scribe die übermäßige Forderung; nun kam es zum Prozeß; das Gericht fand das Anerbieten des Verfassers billig und gebot dem Verleger, sich mit den angebotenen 3000 Franken, die ihm keinen Heller Auslage verursacht haben, zu begnügen. Uebrigens werden Buchhändler jezt auch Theaterdirektoren; so ist eben Adolph Bossange, der als Buchhändler keine glänzenden Geschäfte machte, wie leider so viele andere Pariser Buchhändler, denen das heillose Nachdrucken in Brüssel allen Gewinnst und fast allen Muth zu Buchhändlerspekulationen benimmt, Mitunternehmer des Théâtre des Nouveautés geworden, dem jüngsten aller Pariser Theater, welches daher auch, seiner Jugend halber, Mühe hat, sich emporzuschwingen, und manchen unnützen Versuch macht, Aufsehen zu erregen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nro. 213:

Der Steckbrief. — Der Paß.

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

Oft aus zarten Händen
Grob, und fein aus groben.

2. 3. 4. 5. 6. 7.

Hast du's hoch und häufig,
Ist dein Spiel zu loben.

3. 4. 5. 6. 7.

Aber mir, mir Armen
Fehlt es leider oben!

2. 3. 4. 5.

In das Ganze werd' ich
Häufig roth gewoben.

3. 4. 5.

Und von mir betrunken,
Hört man Matrosen toben.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 220.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 14. September 1829.

— Hast keine Zunge?
Verzagst du vor dem Anblick eines Weibs?
Ach ja! der Schönheit hohe Majestät
Verwirrt die Zung' und macht die Sinne wüst.

Shakespeare.

Seyed Hussun's Abenteuer.

Die Perser sagen, wer sich glücklich verheirathen wolle, hole sich am besten eine Gattin in Yezd. Warum dieser Ort in solchem Rufe steht, konnte ich während meiner Reise in Persien, trotz den sorgfältigsten Nachfragen, lange nicht erfahren. Zum Glücke traf ich jedoch gelegentlich mit einem Eingebornen von Yezd zusammen, der während meines Aufenthalts zu Ispahan einen Besuch daselbst machte. Als ich im Laufe des Gesprächs seine Heimath erfuhr, nahm ich Gelegenheit, ihn um die Erklärung jener mir räthselhaften Sage zu bitten. Er lächelte, als wollte er sagen: „diese Feringi (Franken) sind doch, bey all ihren Ansprüchen, einfältige Tröpfe; wüßte der Mann, welches Hauskreuz ich daheim sitzen habe, so würde er sich über ein thörichtes Sprichwort, von dem jede Sylbe eine Lüge sagt, nicht den Kopf zerbrechen.“ Nach einer Weile war indessen mein Yezder Freund mit sich im Reinen und erklärte mir in sehr artigen, verbindlichen Ausdrücken, er wolle meine Neugierde befriedigen, und begann folgende Erzählung, die ich zwar nicht mit seinen eigenen Worten, aber dem Inhalte nach getreu wiedergebe.

„Jene Sage, mein Freund, gründet sich auf die Geschichte eines gewissen Seyed Hussun. Sicher habt Ihr schon von den Abenteuern Seyed Hussuns gehört oder gelesen.“ Ich verneinte es, und er fuhr fort: „In dieser Stadt Ispahan, einst bestrahlt von der Gegenwart des Lichts der Welt, lebte, als noch der König der Könige, der Herrscher von Iran, hier seinen Hof hielt, ein junger Mann von dem heiligen Geschlechte des Propheten; Friede sey mit ihm! Sein Name war Hussun. Er hatte weder Vater noch Mutter; beyde waren, da Hussun noch in zartem Alter stand, in das Paradies gegangen. Aber Allumdallilah! (Gott sey gepriesen!) der Jüngling ward von seinen Verwandten sorgfältig erzogen und unterrichtet. Er war schlank, schön, von fast weiblichen Zügen, aber nichts desto weniger kräftig und kühn. Vor allem aber zeichnete er sich in seinen theologischen Studien aus; er war in allen Zweigen unseres heiligen Glaubens, dem Din so gut als dem Iman (den praktischen und theoretischen Theilen des Islamismus) trotz seiner Jugend auf's Beste bewandert; er verstand die sechs Hauptstücke, woraus das heilige Dogma besteht; er befolgte alle Vorschriften des Iman, außer der Wallfahrt, nämlich Gebet, Enthaltsamkeit, Almosen und Opfer.

Seyed Hussun hatte das zwanzigste Jahr erreicht, als ihn ein Geschäft zu einer Reise von Ispahan nach Yezd nöthigte, das ungefähr sechzig Farhaks von hier liegt. Auf seinem Wege dahin begegnete er einem alten Hajji, der ihn grüßte, ihn genau in's Auge faßte und neben sich auf einer Matte, die er auf dem Boden ausbreitete, niedersitzen hieß. Hussun gehorchte; der Hajji war, als er den jungen Reisenden über mehrere Punkte unseres heiligen Glaubens befragt hatte, mit dessen Antworten äußerst zufrieden, und hieß ihn zu Yezd bey einem Manne, Namens Mullah Ismael einsprechen, den er in dem Bazar erfragen

würde. Der Hajji gab ihm sodann einen roh gearbeiteten Ring, in den ein kleiner Türkiß gefaßt war, und entließ ihn mit den Worten: „Reisen, mein Sohn, gibt Erfahrung, Erfahrung gibt Weisheit, und Weisheit gibt alles Gute. Das Schwert kann nicht leuchten auf dem Felde des Siegs, bevor es die Scheide verläßt, und die Feder nicht schreiben von Beredtsamkeit und Dichtkunst, bevor sie aus dem Kullumdan *) genommen wird."

Hussun suchte gleich nach seiner Ankunft in Yezd Mullah Ismael auf und erzählte ihm sein Zusammentreffen mit dem Hajji. Nach einem Blicke auf Hussun und dann auf des Hajji Ring, hieß ihn Ismael herzlich willkommen, sagte ihm, er werde schon längst erwartet, und sezte ihm Früchte, Zuckerwerk und Limonade vor. Betroffen erwartete der Jüngling, der Mullah werde ihm sagen, wie und warum sein Besuch erwartet werde; der heilige Mann sprach aber nichts, und Hussun schickte sich zum Abschied an; da ersuchte ihn sein Wirth, noch eine Weile zu bleiben, und verließ das Zimmer. Ueber diesen seltsamen Auftritt wurde Hussun nachdenklich, und wenn er sich nicht alsbald entfernte, so geschah es blos aus Schicklichkeitsgefühl. Nachdem er geraume Zeit gewartet hatte, kehrte der Mullah mit einem Frauenzimmer von so vollendeter Schönheit zurück, daß Hussuns Augen alsbald verblendet wurden. Er war vor Erstaunen wie an den Boden gewurzelt und konnte eine Weile weder sprechen noch hören. Das Mädchen schien das vollkommenste Muster weiblicher Reize, wie es nur unsere Dichter zu schildern vermögen. Ihre mandelförmigen Augen waren von dunkeln Wimpern beschattet, auf ihren Wangen prangte das zarte Roth der Rose, und ihre Lippen glichen der Frucht, die vor übergroßer Reife bersten will. Von züchtiger Röthe erglühte ihr Gesicht, das sich beym Anblick des fremden Mannes abgewandt hatte.

„Zobeyda," sprach der Mullah, „dieß ist der Jüngling, von dem Hajji gesprochen." Sie heftete ihr Auge auf Hussun mit bangem Ausdruck, und schlug es sogleich wieder zu Boden. Der Mullah sah, daß die jungen Leute befangen, verlegen blieben, und nach einigen erfolglosen Versuchen, sie vertraut zu machen, entfernte er sich mit dem Mädchen.

Hussun, sich selbst überlassen, erwachte wie aus einem Traum. Die Schönheit des Mädchens war so unwiderstehlich und der ganze Vorgang so seltsam, daß es ihm war, als stehe er unter dem Einfluß jenes Zaubers, welchen die gefallenen Geister, die sich gegen den Propheten empören, auszuüben die Macht haben. Es erhoben sich schon Zweifel in ihm, ob er sich nicht in der Gewalt eines Zauberers befinde, der einen schwarzen Plan gegen sein Leben oder seinen Glauben hege, und er war im Begriff, das Haus zu verlassen, als der Mullah wieder erschien.

„Junger Mann," hob er an, „Du wunderst Dich vielleicht über diesen Auftritt; das Mädchen, welches ich Dir vorgestellt, ist gleich Dir Waise. Ihr Vater war mein vertrautester Freund und hinterließ mir in ihr das theuerste Vermächtniß. Ueber ihre äußern Vorzüge kannst Du selbst urtheilen; die Eigenschaften ihres Geistes aber kann nur derjenigen würdigen, der, wie ich, Gelegenheit hatte, ihre Entwicklung zu beobachten. Ihre Geburt war von Zeichen begleitet, welche dem Weisen, der ihr Horoskop stellte, sagten, daß, wofern sie nicht bis zum mannbaren Alter sorgfältig verborgen bleibe und an einen frommen Jüngling verheirathet werde, schreckliche Uebel über sie kommen würden. Sie wurde sorgfältig erzogen und bewacht; sie ist nun fünfzehn Jahre alt; ich ließ mir äußerst angelegen seyn, einen Mann aufzufinden, der eines solchen Weibes würdig wäre — und der bist Du."

Hussun war erstaunt über diese Rede; er fragte, wie man ihn habe kennen lernen, warum er gewählt worden sey, kurz, er fühlte sich von Zweifel und Besorgniß befangen. Der Mullah erzählte ihm, welche Schritte er gethan, um einen Gatten für seine reizende Pflegetochter zu finden, und wie er auch den Hajji damit beauftragt habe; dieser sey zu Ispahan mit Hussuns Charakter bekannt geworden und habe deßhalb gerade den Auftrag gehabt, sich dorthin zu begeben und Hussuns Freunden einen Heirathsantrag zu machen, als sie auf dem Wege zusammengetroffen seyen.

Die Reize des Mädchens hatten auf das Herz des Jünglings einen solchen Eindruck gemacht, daß er über diesen Vorschlag unverholen seine Freude bezeigte. Er erbat sich jedoch klüglich Zeit, um sich mit seinen Freunden zu berathen. Der Mullah sagte ihm aber, die Sache bedürfe der Eile, die Gefahren seines schönen Pfleglings seyen von der Art, daß er sich innerhalb dreyer Tage entschließen müsse, ob er sie ehelichen wolle oder nicht. Indessen solle er Gelegenheit haben mit ihr zu verkehren, so weit es der Anstand und die Regeln der Klugheit erlauben würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

P o m p e j i.

(Fortsetzung.)

So wie die Häuser in Pompeji größtentheils gefunden worden sind, bleibt uns nichts unverständlich in denselben, sogar nicht Gegenstände, zu denen vielleicht der Blick der Alten selbst nicht dringen konnte. Fast in jedem Hause stoßen wir auf ein verrätherisches Stück Wand, das ein Haushaltungsgeheimniß ausschwazt, auf Malereyen, die uns den Geschmack und die Sitten des Eigners verrathen,

*) Ein Futteral für Schreibzeug, das in dem Gürtel der Secretäre und Schreiber steckt.

ja auf ganze Zimmer, wozu er einst allein die Schlüssel hatte, in welche wohl nie der vorwitzige Blick eines Nachbars, noch weniger einer Nachbarin drang, über deren Wände aber jezt das Auge des Forschers frey und behaglich schweift. Hier kann man also die Alten in ihrer Abwesenheit fast besser studiren, als wenn sie noch da wären, hier kann man so zu sagen ihre Sitten über der That belauschen, hier hat man endlich nicht Menschen oder ihre Bücher, die nicht selten täuschen, sondern Sachen vor sich, die selten lügen.

Von welch großem Interesse in dieser Beziehung die pompejanischen Gemälde für uns sind, wird durch die Beschreibung eines dieser Häuser besser in die Augen fallen, als durch noch so viele allgemeine Betrachtungen. Wir wählen zu diesem Zweck ein vor nicht langer Zeit entdecktes Haus, das vollständiger und besser erhalten ist als die meisten. Es ist dasjenige, das nach den Vorstellungen, mit denen es geziert ist, nicht unschicklich das Haus des tragischen Poeten genannt wurde; denn in Ermanglung des Namens des Hauseigenthümers und sicherer Merkmale seines Standes oder der Werkzeuge seines Gewerbes, mußte man wohl jedes Haus nach einem besondern Umstand, vorzüglich aber nach seinen Malereyen benennen; so haben wir neben den Häusern des Wundarztes, des Musiklehrers, des Apothekers, des Schulmeisters, die Buden des Schlossers, Seifenhändlers, Beckers, Tuchhändlers nicht zu erwähnen, die Namen: Haus des Narcissus, des Adonis, des Zephyrs und der Flora, der Grazien, der Tänzerinnen, der Vestalinnen, je nach den Gemälden, die den hauptsächlichsten Schmuck der Häuser gebildet zu haben scheinen. Auf diese Weise dürfen wir uns schmeicheln, auch das Haus des tragischen Poeten aufgefunden zu haben; so viel ist auf jeden Fall gewiß, daß sich jeder alte oder neue Dichter glücklich zu preisen hatte, wenn er so angenehm wohnte. Denn es ist wirklich ein herrliches Häuschen, so regelmäßig abgetheilt als bequem eingerichtet, und von einem Ende zum andern mit ausgezeichnetem Geschmack verziert. Es ist zwar blos dreyßig Meter lang und etwas über fünfzehn breit; in diesem beschränkten Raum finden sich aber gleichwohl neunzehn Gemächer, das Atrium oder den Hof, das Peristyl oder den zweyten Hof, nebst Garten, und andere Räume mit eingerechnet, die über die Hälfte jenes Flächeninhaltes einnehmen. Es läßt sich daraus abnehmen, wie ausnehmend beschränkt die eigentlichen Wohnzimmer seyn müssen. — Machen wir rasch eine Runde durch diese Gemächer und versuchen es, einen Begriff von ihrer Benutzung zu geben. Gleich beym ersten Schritt, den wir, über der Thürschwelle weg, auf einem zierlichen Mosaikpflaster thun, fällt uns ein Gegenstand in die Augen, der uns an das Haus des lächerlichen, reichen Trimalcion erinnert, das Petronius so artig beschreibt, nämlich ein großer schwarzer Hund an einer bronzenen Kette, der auf dem Pflaster so wahr, so natürlich in Mosaik dargestellt ist, daß man unwillkührlich zurückfährt, gleich jener Person bey Petronius, die über einem ähnlichen gemalten Hund an Trimalcions Hausthüre fast rücklings überschlagen wäre und Hals und Bein gebrochen hätte. Neben unserm Hund ist in großen Buchstaben zu lesen: cave canem (hüte dich vor dem Hund). In den meisten antiken Häusern vertrat diese bloße Inschrift die Stelle des Hundes selbst oder seines Conterfeis, und der arme Bürger meynte durch diese unschädliche Drohung sein bescheiden Haus genugsam gewahrt zu haben. Vom Hausgange gelangt man nun in das Atrium oder den ersten offenen Hof, der auf allen vier Seiten mit Darstellungen aus der Ilias bemalt ist; rechts sieht man Thetis, wie sie von Iris vor den Vater der Götter geführt wird, der auf den Höhen des Ida sizt; weiterhin Briseis, von Achill den Herolden Agamemnons übergeben, ferner den Abzug der Chryseis. Unter den übrigen Gemälden zeichnet sich namentlich eine Venus Anadyomene aus. Unser Dichter, wenn es wirklich einer war, konnte wohl in Claudius und Neros prosaischem Zeitalter nichts Besseres thun, als sich mit Homerischen Bildern umgeben. An diesen Hof stoßen rechts und links kleine Zimmer für die Gäste; eines derselben namentlich enthält Amazonenkämpfe, eine Bacchantin und ein Gemälde, worüber Properz mit Recht sich in Verwünschungen ergossen hätte. Dem Eingang gegenüber befindet sich das Tablinum oder Besuchzimmer, wo das Hauptgemälde einen auf einem Schemel sitzenden Poeten vorstellt, der mit einer Papyrusrolle in der Hand zwey gleichfalls sitzenden Personen vordeklamirt; Apollo und eine Muse, die in einiger Entfernung stehend zuhören, scheinen ihn dabey zu begeistern. Die ganze Verzierung dieses Gemachs, aus Genien oder Victorien bestehend, bezieht sich auf ähnliche Gegenstände, vorzüglich aber das Mosaik des Fußbodens, das eine ganz neue, interessante Scene darstellt, nämlich eine Theaterprobe: Säulen, welche die Scene des Theaters schmücken, bezeichnen den Ort der Handlung, ein Flötenspieler begleitet den sitzenden Choragen oder Theaterdirektor, der, wie man aus seinen Geberden sieht, deklamirt und seinen Schauspielern den Ton angibt, die ihn in verschiedenen Stellungen anhören; eben haben sie ihre Masken erhalten, einer aber, aus dessen Bewegungen Freude und Begeisterung spricht, ist schon eifrig daran, sich mit Hülfe eines Kameraden in sein Kostüm zu kleiden. Diese Komposition von sieben Figuren, die überdieß an Vollendung der Ausführung über allen bis jezt bekannten Mosaiken steht, ist eines der seltensten, kostbarsten Stücke des Alterthums.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wildbad in Würtemberg, September.

Eigene Empfindungen gehen im Gemüthe des Wanderers auf, der nach einer Reihe langer Jahre aus einer lichten Gegend wieder in eine so wildfremde, unterirdische, aber an Naturwundern reiche Gegend, wie die des würtembergischen Wildbades, tritt. Zum zweytenmal erscheint ihm in ihr alles wieder fremdartig, doch als hätte er das alles schon früher einmal noch viel wundersamer und räthselhafter in Träumen gesehen. So ging es dem Erzähler dieses, der vor 19 Jahren als Jüngling diese Gegend verließ und sie nie wieder sah, bis er sie jezt wieder als Mann betrat. Dieses helle, lebendige Wasserleben, dieses lichte Grün der Matten, die einsam stehenden Mühlen und Hütten im engen Thale am Fuße der hohen, dunkeln, mit Schwarztannen bewachsenen, von Felsblöcken übersäten Gebirge, und dann die segensreichen, den geheimnißvollen Tiefen entsprungenen, naturwarmen Quellen des Wildbades selbst wollten wieder mit jugendlicher Frische vor die Sinne des altgewordenen Wanderers treten, aber es hatte den Krystall des Auges, auf das sie fielen (wie die Folie des Auges, das Herz), inzwischen die Zeit abgeschliffen und getrübt, und „zweymal ist kein Traum zu träumen." Doch vor Allem befreundete er sich wieder im Bade mit diesen wundersamen Quellen selbst. Das Baden auf solche Art ist nun auch ein eigentliches Baden zu nennen! Im Augenblicke, wo diese naturwarmen Wasser (nicht wärmer, als sie der Kranke zum Baden nöthig hat) dem Schooße der Erde jugendlich und klar entsteigen, umfluthen sie des Kranken Körper. Der Kranke badet hier in einem naturwarmen Flusse, in einer lebendigen Strömung. Hier wird das Wasser nicht, wie in Wannenbädern, außer Verbindung mit seiner Erzeugerin gesezt oder erst durch Abkühlen zum Baden geschickt gemacht; der Badende sizt in der warmen Strömung auf durch reinen Flußsand ausgeglichenen, geborstenen Granitfelsen an den Mündungen der geheimen Werkstätte, in welcher die Natur diese Wasser bereitet. Diese Wasser haben keine hindernden chemischen Bestandtheile, sie sind so rein, wie destillirtes Wasser im Bunde mit immer gleicher Wärme, wie die reinste Frühlingsluft im Bunde mit der Sonne.

Verwundert ist man, wenn man nun mitten in diesen Naturbädern, als Einrichtung neuerer Jahre, auch fünf Kufen, jede in eine enge Vertäferung eingezwängt, erblickt, in welche durch Hahne aus dem Bassin des sogenannten Fürstenbades Wasser gelassen werden kann. Diese Kufen möchten vielleicht einzig dazu dienen, zu zeigen, wie armselig ein Zuberbad mit wenigen Maaßen eingeschlossenen, bald getödteten Wassers gegen das Baden in einer lebendigen Strömung ist. Auch selten soll sich ihrer ein Badegast bedienen, wie diese Vorrichtung auch wahrscheinlich nur auf Sonderlinge berechnet ist, die nun einmal durchaus ein ihnen allein angehörendes, eingeschlossenes Wasser zum Baden haben wollen, nicht bedenkend, daß sie dadurch das Wildbad gerade entwildbaden, und daß sie beynahe so sonderbar handeln, wie der handeln würde, der von der Luft einer gesunden Gegend auch dadurch zu genesen glaubte, daß er sich in einem Zimmer dieser Gegend bey hie und da geöffnetem Fenster aufhält, in den allgemeinen Luftstrom hinaus sich aber nicht wagt. Eine andere Einrichtung neuerer Zeit, aber in ganz anderm Sinne und nur Segen bringend, ist dagegen in diesen Bädern das Katharinenhospital, in dem jede Badezeit über eine bedeutende Zahl armer Kranker des Landes freye Wohnung, sehr gute Kost und Bad erhält. Diese Stiftung ging zum größten Theile einzig aus der Mildthätigkeit des Königs hervor, und es konnte ihr kein passenderer Name als der der verstorbenen, Würtemberg unvergeßlichen Königin Katharina beygelegt werden, der Name jener erhabenen Wohlthäterin des Landes, die selbst nur segenspendend und wohlthuend wie der Geist der Quellen dieses Thales war. Gewiß wird ihr Segen auf dieser Anstalt ruhen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

(Beschluß.)

Das Théâtre des Nouveautés hat jezt ein Stück, welches das Publikum herbeyzieht, nämlich Gillette de Narbonne, nach einem alten Fabliau von einem Mädchen, das den König von einer Krankheit heilte, zur Belohnung sich einen Grafen vom Hofe zum Gatten ausbat, von diesem, obschon sie ihm gefallen hatte, verschmäht, aber durch eine List, die ins Schlüpferiche fällt, dennoch seine Gattin wurde. Solche alte Fabliaux wollen mit vielem Zartsinne behandelt seyn, wenn sie dem in dieser Hinsicht strengen Pariser Publikum gefallen sollen. Dem Dichter Etienne ist dieß bey der bekannten Nicoloschen Operette Joconde geglückt; auch der Verfasser des Vaudeville Gillette de Narbonne hat sich nicht übel aus der Schwierigkeit herausgezogen; das Stück wird fast täglich gegeben. Eine englische Truppe hat nach Abfahrt der deutschen sich wieder auf dem Favart oder italienischen Theater gezeigt, das nun bald ein kosmopolitisches Theater werden kann. Der vorige Direktor Abbot war wieder da, aber keiner der ausgezeichneten Schauspieler, die das vorige Mal aufgetreten waren, erschien mit ihm. Dagegen trat ein neuer tragischer Schauspieler, Wallack, auf, der in Nordamerika und in England einigen Ruf haben soll. Dieser Wallack muß eine Vorliebe für das Kozebuesche Theater haben, denn er spielte die Hauptrolle in zweyen, den Kozebueschen nachgebildeten englischen Schauspielen: „die Spanier in Peru," von Sheridan, und „Menschenhaß und Reue," im Englischen the Stranger („der Fremde"). Ersteres fanden die Pariser so deklamatorisch (ich glaube, Sheridan hat die Kozebueschen philanthropischen Ausfälle noch verlängert), daß es allgemein verworfen wurde; das leztere wurde weder gut noch schlecht gefunden. Die Shakespeareschen Trauerspiele darzustellen, ließ wohl der schwache Bestand der Truppe nicht zu. Uebrigens erregte dieser neue Versuch, ein englisches Theater in Paris einzuführen, sehr wenig Aufsehen, und so wie die Darstellungen der vorigen Truppe damit endeten, daß der Schauspieler Terry im Triumphe auf die Bühne gehoben wurde, so endigten die Vorstellungen der dießmaligen Truppe zum Gegensatze damit, daß die Schauspielerin West aufs unbarmherzigste ausgepfiffen wurde, so daß der Direktor Abbot, der die Pariser recht wohl zu fassen weiß, es für nöthig hielt, aufzutreten und die Pariser um Nachsicht gegen eine Fremde, gegen eine Dame zu bitten, worauf sich auch sogleich der Sturm legte und die Pfeifenden nun beynahe selbst ausgepfiffen worden wären. Künftighin werden nun wohl schwerlich englische Schauspieler auf einer vom reichen und kunstliebenden Publikum besuchten Bühne, wie das Théâtre italien ist, auftreten können, wenn sie nicht zu den ausgezeichnetsten in England gehören. Denn nur englische Meisterstücke können die Pariser anzusehen Lust haben, wenn sie hoffen dürfen, dieselben so aufgeführt zu sehen, wie sie gespielt werden sollen. Schlechte Schauspieler in einer fremden Sprache zu hören, ist ja mehr eine Qual, als ein Vergnügen. Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 221.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 15. September 1829.

Diese Kräfte, dieses Trachten
Nach Vollkommenheit,
Dieses Vorgefühl, dieß Schmachten
Nach Unsterblichkeit,
Dieser Geist, der Welten denket,
Würde mit ins Grab gesenket?

J. H. Voß.

Bruchstücke aus Fichtes Lebensbeschreibung. *)

Von J. G. Fichte.

Aus Fichtes leztem Lebensjahre.

— „Endlich war der Wiederausbruch der Feindseligkeiten (1813) entschieden, deren erste Ereignisse Berlin selbst in nahe und dringende Gefahr brachten. Aber der Erfolg der entscheidenden Schlachten, welche in seiner Nähe vorfielen, wendete sie ab, noch ehe die Meisten dieselbe in ihrer Größe auch nur geahnet hatten. Früher, so lange der Landsturm in Berlin bestand, hatte Fichte den Entschluß gefaßt, für seine Person sich nicht zu entfernen, sondern an dem Schicksale der männlichen Bürgerschaft theilzunehmen, die, wie man glaubte, bey Annäherung des Feindes zum Widerstande gegen denselben bestimmt sey, seine Gattin aber fortzusenden; und er war dabey des festen Vorsatzes, weder sich noch die Seinigen in die Hand des Feindes fallen zu lassen. Jezt indeß war die Gefahr so rasch abgewendet worden, daß noch kein bestimmter Entschluß hatte gefaßt werden können. Aber eben diese Nähe des Krieges führte ein ganz anderes Ereigniß herbey, das in seinen Folgen leider Fichtes frühzeitigen Tod veranlaßte. Bald wurden nämlich durch die blutigen Gefechte in der Nähe Berlins die Militärhospitäler der Stadt mit Verwundeten, wegen der gewaltigen Mühseligkeiten des Feldzugs mit Kranken, besonders Nervenkranken überfüllt; die öffentlichen Anstalten konnten nirgends Genüge leisten, und die Behörden selbst forderten durch die Zeitungen die Frauen zur Pflege der Kranken, die Bewohner zu Beyträgen auf. Da war Fichtes Gattin eine der ersten, welche mit selbstgewähltem Entschlusse, wie mit dem Willen ihres Gatten dazu sich erbot. Sie überwand standhaft den Widerwillen, welchen sie Anfangs fühlte, unbekannten Kranken zu nahen; ja bald schien dieß Geschäft ihr der heiligste und wichtigste Beruf, dem sie alle ihre Kräfte, auf jede Gefahr hin, zu widmen entschlossen war.“ — —

Im Vorhergehenden ist umständlich berichtet worden, daß und aus welchen Gründen Fichte beym Ausbruch des Krieges gegen Frankreich um die Stelle eines Feldpredigers im Hauptquartiere nachgesucht hatte. So wie ihm nämlich dieß der einzige Platz schien, auf welchem er eine angemessene und kräftige Wirksamkeit für sich hoffen konnte, so glaubte er, daß der ehemalige Stand eines Theologen diesen Wunsch auch zulässig mache. Ebenso ist dort berichtet worden, welche Umstände und Verhältnisse die Ausführung jenes Entschlusses verhinderten. Nachher hatte er durch seine öffentlichen Vorlesungen *) an der Universität über

*) In den früheren Mittheilungen aus Fichte's Lebensbeschreibung sind aus Versehen die Zeichen weggeblieben, welche die einzelnen Bruchstücke der umfassenderen Erzählung angeben. Dieß könnte namentlich in Nro. 142 u. f. zu Mißdeutungen Anlaß geben. D. Red.

*) Später auch durch den Druck bekannt gemacht: Fichte über den Begriff des wahren Krieges, 1815, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung; die Staatslehre, 1820, bey Reimer.

die Zeitereignisse und über den Charakter des zu führenden Krieges seine Ueberzeugung auszusprechen und seine Gesinnung zu verbreiten gesucht, und so glaubte er jezt, seine Pflicht gegen das Vaterland und die gemeinsame Sache abgetragen zu haben und zurückkehren zu dürfen zu dem eigentlich ihm obliegenden Berufe, der Pflege seiner Wissenschaft. Hier fährt nun die umständlichere Erzählung also fort:

„Unterdeß hatte Fichte zu Anfang des Winterhalbjahrs seine philosophischen Vorträge an der Universität wieder begonnen. Es waren Einleitungsvorlesungen in die Philosophie, für welche er einen völlig neuen Plan sich entworfen, und von welchen aus er die Fähigern, also vorbereitet, leichter und rascher zum Vortrage seiner Lehre fortzuführen gedachte. Während derselben steigerte sich indeß immer mehr die Lust zu dem begonnenen Unternehmen;. wie er überhaupt stets aus frischer Meditation arbeitend, denselben Erkenntnißstoff mit unendlicher Vielgestaltigkeit in immer neue Formen zu bringen wußte, so glaubte er besonders jezt eine faßlichere Darstellungsweise als je vorher gefunden zu haben. — Ueberhaupt, so wie das Vaterland um ihn her zu erwachen schien, an dem seine Liebe immer gehangen hatte, so fühlte auch er sich wie von neuer Jugendkraft durchdrungen, während er unbewußt an der Schwelle seines Lebens stand. Alles erschien ihm größer und umfassender, wie in neuem Lichte; nie, behauptete er, frischer und glücklicher gearbeitet zu haben als jetzo, und seine Begeisterung stieg immer höher, je mehr er sich dem Mittelpunkte der Untersuchung näherte. Mehrmals äußerte er gegen den Sohn, daß er einen völlig neuen Weg zur Darstellung seiner Lehre gefunden habe; seinem jetzigen Vortrage derselben hoffe er eine Klarheit geben zu können, daß auch ein Kind — seine eigenen Worte — ihn fassen solle. Jezt sey aber auch der Augenblick gekommen, wo er erwarten dürfe, der längst von ihm beabsichtigten öffentlichen Darstellung die höchste, stets erstrebte Klarheit zu geben. Er wolle daher den nächsten Sommer (1814), ohne Vorlesungen zu halten, und ganz abgesondert von jeder störenden Umgebung, an einem ruhigen Orte auf dem Lande zubringen, (er bezeichnete dabey die herrliche Gegend zwischen Dresden und Meißen, an welche ihn seine liebsten Jugenderinnerungen knüpften), um so in tiefster Einsamkeit jenes lange vorbereitete Werk auszuführen. Dann, sezte er hinzu, wenn es ihm gelungen sey, seine Lehre in der Vollendung und Klarheit darzustellen, nach welcher er seine ganze schriftstellerische Laufbahn hindurch gerungen, dann halte er die Aufgabe seines Lebens für erreicht; sein Vermächtniß an Gegenwart wie Nachwelt sey darin niedergelegt. Er gedenke dann Nichts mehr zu schreiben, sondern wolle den Rest seines Lebens ganz nur auf die Bildung von Jünglingen verwenden, die er zur Fortpflanzung des wahren philosophischen Geistes tüchtig zu machen hoffe. So hatte er für sich selbst das Ziel erreicht, das seinem ganzen Leben vorschwebte, er hatte die Klarheit sich errungen, die ihm zur lezten entscheidenden Mittheilung genügen konnte, und es fehlte nur noch die äußerliche Vollendung; da sezte gerade hier das Geschick ihm das Ende seines Lebens. — Muß es nun nach menschlicher Beurtheilung als das beklagenswertheste Geschick erscheinen, die Frucht so langen und so aufrichtigen Ringens um die Wahrheit sich versagt zu sehen, eben dann das Ziel seiner Wirksamkeit zu finden, wenn der lezte Lohn sie krönen soll, so drängt sich doch gerade diese Erfahrung besonders häufig hervor; noch vor vollendeter Laufbahn, mitten im Wirken und Hoffen, oft im entscheidendsten Momente, trifft uns der Tod. Aber es ist eine höhere Ordnung, die das Maaß unseres Lebens bestimmt, und es gibt in ihr eine andere Vollendung, als wie wir selbst sie etwa in äußerlichen Lebensabschnitten und Ergebnissen erblicken, auf daß uns auch hieran klar werde, wie unser irdisches Daseyn nur das Bruchstück eines vorigen sey.

(Der Beschluß folgt.)

Seyed Hussun's Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Hussun zog sich ängstlich und verlegen zurück. Die Zeit war zu kurz für eine Reise nach Ispahan, und doch schien ihm diese nothwendig, bevor er eine Verbindung mit einer Fremden schloß. Auf der andern Seite war seine Leidenschaft bereits so unbändig als der Khur *) in der Wüste von Khorasan, und da er sich zum ersten Mal unter dem vollen Einfluß der Fürstin der Leidenschaften befand, so ließ er sich bewältigen von ihr, welche den weisesten und heiligsten Männern obgesiegt hat.

Am nächsten Tage begab er sich nach dem Bad in das Mehmankhaneh oder Fremdenhaus, wo er mit einem Einwohner von Fars in ein Gespräch gerieth. Von diesem erfuhr er, der Gouverneur von Yezd sey ein unersättlicher Wüstling, er wisse aber seine Laster unter dem Deckmantel der Religion künstlich zu verbergen. Mehr als verdächtig sey er des Umgangs mit bösen Geistern, welche er durch Opfer von Kindern, die verlockt würden, seine Residenz zu betreten, nie aber daraus zurückkehrten, zu versöhnen suche. Er habe viel erfolglose Angriffe auf die Treue der Harems in Yezd unternommen, denn da er nach seiner Politik nur List, nicht Gewalt anwende, so scheiterten sie immer an der Tugend der Yezder Frauen. Ein sehr tief angelegter Plan dieser Art scheine gegenwärtig seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, und man sehe seine Spionen überall umherschleichen.

*) Der wilde Esel.

Hussun's Geschäfte zu Yezd nöthigten ihn, dem Gouverneur eine Aufwartung zu machen, und er war sehr froh, auf diese Weise vorher gewarnt zu seyn. Er wartete ihm auf und würde gewiß durch seine Manieren bestochen worden seyn, wäre ihm nicht sein wahrer Charakter bekannt gewesen. Er war ein Mann von feinem Aeußern und dem gefälligsten Benehmen. Mit vieler Kunst suchte er Hussun auszuholen, und da dieser keinen Grund zur Zurückhaltung hatte, sprach er sich über die meisten Gegenstände offen aus. Endlich fragte ihn der Khan, ob er Mullah Ismael kenne. Die Frage kam so unerwartet, daß Hussun in sichtbare Verlegenheit gerieth. Er bejahte die Frage. „Hat er eine Tochter?“ fragte der Khan. Hussun verneinte es auf's Gerathewohl. „Wißt Ihr es gewiß? Hat er nicht ein Mädchen bey sich, das er seine Tochter nennt?“ Hussun erwiederte, er habe ihn nie sagen hören, daß er eine Tochter besitze. — „Doch habt Ihr wohl ein Mädchen gesehen, das seine Tochter seyn könnte, wenn er's auch läugnet?“ Hussun, so in die Enge getrieben, gab einiges Befremden über den Mangel an Artigkeit zu erkennen, den diese Fragen verriethen. Der Gouverneur stand nun mit großer Höflichkeit ab, und entschuldigte seine Freyheit mit der Bemerkung, er habe gehört, der Mullah besitze eine Tochter von unvergleichlicher Schönheit, die er in seinem Hause verborgen halte, und ihr, außer einigen schmutzigen Weibern, den Anblick jedes menschlichen Wesens versage. Er für seinen Theil habe keine Neugier, nur denke er, ein so schönes Kind sey nicht dazu auf der Welt, blos von ein Paar alten Weibern und einem Mullah mit weißem Barte angeschaut zu werden, und wenn Hussun dem ihm gegebenen Winke zufolge sich zu einem Versuche entschließen würde, das Mädchen aus der Sklaverey zu befreyen, so wolle er, der Khan, ihm allen möglichen Vorschub thun.

Hussun dankte ihm für dieses tückische Anerbieten und entfernte sich. Bald fand er auch das, was man ihm vom Charakter des Khans gesagt, weiter bestätigt, und Mitleid mit dem lieblichen Geschöpfe, dem solche Gefahren drohten, steigerte noch die Leidenschaft, die schon in seinem Herzen wohnte, so, daß er sich entschloß, ohne Verzug auf des Mullahs Vorschlag einzugehen.

Wie er durch den Bazar ging, hörte er, in dem Lande zwischen Yezd und Ispahan sey ein Aufstand ausgebrochen, und der Khan habe von der Regierung den Befehl erhalten, die Verräther zu Paaren zu treiben.

Hussun besuchte wieder Mullah Ismael; er hatte eine zweyte Zusammenkunft mit Zobeyda, und der Jüngling war nun so ungeduldig wie der Mullah, die Verbindung geschlossen zu sehen; sie wurde am folgenden Tage so geheim als möglich gefeyert.

(Die Fortsetzung folgt.)

P o m p e j i.

(Beschluß.)

Von diesem Gemach tritt man in das Peristyl oder den zweyten offenen Hof, der einen kleinen Garten mit Rabatten enthält und von einem Portikus von sieben dorischen Säulen umgeben ist, die bemalt sind, wie überhaupt Alles. Hinten ist die kleine Hauskapelle der Laren mit einer Nische, in der noch ein kleines, niedliches Fannenbild stand. Links ist ein Schlafgemach, dessen Gemälde die schlafende Ariadne, Narcissus, in die Betrachtung seines Bildes versunken, und einen Amor vorstellen, der mit der Leine fischt. Weiterhin zur nämlichen Seite ist ein anderes kleines Zimmer, mit Landschaften und Seeansichten geziert; an der Hauptwand sieht man offene Papyrusrollen mit griechischen Buchstaben; dieß ist die gemalte Büchersammlung unsers Poeten, der so in Gedanken die Bücher genoß, die er nicht besaß, wohl deßhalb, weil er sie im Kopfe hatte. Gegenüber rechts ist eines der schönsten und geräumigsten Zimmer im Hause; aus der Einrichtung, besonders aber aus der Art der Verzierung ersieht man, daß es die Exedra war oder das Sprachzimmer; die vornehmsten Gemälde stellen dar: Leda, die dem erstaunten Gemahl das Ey mit den drey eben ausgeschlüpften Kindern zeigt, eine höchst anmuthige, naive Komposition; Theseus, der die schlafende Ariadne verläßt, und am Eingang Iphigeniens Opfer, ein herrliches Gemälde, und diese interessante Zusammenstellung dramatischer Sujets ist wohl eine weitere Bestätigung der Meynung, die einen Poeten zum Besitzer dieses zierlichen Hauses macht. Eine schöne, bronzene, zweydochtige Lampe hing noch an der halbeingefallenen Decke dieses Gemachs. Ganz nahe dabey in der Ecke befindet sich die kleine Küche mit ihrem Ofen; ihre Ausstattung, die ganz im Geschmacke der oben beschriebenen Bibliothek, d. h. gemalt ist, macht der Mäßigkeit unsers Dichters so viel Ehre, als jene seinem Gedächtniß. Diese Küche steht in Verbindung mit dem Triclinium oder Speisezimmer, das hinsichtlich der Verzierung der Küche nichts nachgibt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir dieses Haus nach allen seinen Theilen umständlich beschreiben. Wir setzen nur noch ein Verzeichniß der vornehmsten Artikel her, die in diesem Hause allein gefunden wurden. Ein solches Inventarium macht recht augenfällig, wie nahe beysammen der Hausrath in einem griechischen oder römischen Hause, und wie einfach daher das System der Civilisation des Alterthums war. In unserm Hause wurden gefunden: von Gold: zwey Halsbänder und ein Bruchstück, vortrefflich erhalten; sechs Armbänder, eines davon in Gestalt einer mehrmals umschlungenen Schlange, und ein kleineres für ein Kind; vier zierliche Ohrgehänge, bestehend aus zwey schönen Perlen, die an einem kleinen

Knöpfe hängen; ein Ring mit einem Kasten, der in vertiefter Arbeit den Kopf eines Jünglings enthält; zwey Münzen von Nero und Titus. Dieser kleine Schatz, der wohl zu der Toilette der Hausfrau gehört hatte, war aus dem obern Stockwerk, wo sie gewohnt, herabgefallen und wurde fünf Fuß über dem Boden gefunden. Von Silber: 39 konsularische und Kaisermünzen. Von Bronze: eine Menge Münzen verschiedener Größe; zwey Casserole, ein kleiner Kessel, ein Kochtopf, ein zweyter in einem Ofen vom selben Metall; eine kleine Feuerschaufel mit einem hohlen Stiel für die hölzerne Handhabe, eine schöne doppelte Lampe, mit Stierköpfen und Füßen verziert; eine Lampe mit einem Halbmond darüber, nebst dem kleinen Dreyfuß, auf den sie gestellt wurde; ein sehr schöner Candelaber und eine Menge kleinen Geräthes oder Bruchstücke davon. Von Eisen: vier Beile, ein Hammer, ein Dreyfuß, ein Stück von einem Schlüssel, zwey Schlösser, zwey Vorlegeschlösser und anderes Eisen von Thüren. Von Glas: vier Flaschen und verschiedene kleine Gefäße. Von gebrannter Erde: vierzehn Teller und Schüsseln; fünf verschiedene Gefäße; sechs andere zu Oel; eine schön lakirte Tasse; eine Opferschaale und 56 Lampen. Außerdem ein Stück Seife, drey bleyerne Gewichte u. dgl.

Mit Bedauern müssen wir noch bemerken, daß auch die Hausbewohner zum Theil das Schicksal ereilt zu haben scheint, das der ganzen Stadt den Untergang gebracht hat. Einzelne Theile von Skeletten und verschiedene Schädel, die man unter Fragmenten von Alterthümern fand, weisen nur zu deutlich darauf hin, auf welch schreckliche Weise die Bewohner eines Hauses ums Leben kamen, in dem uns jezt nur lachende Bilder und heitere Gegenstände entgegentreten. Wir bemerken überhaupt bey dieser Gelegenheit, daß allem Anscheine nach die Katastrophe, welche Pompeji begrub, plötzlicher hereinbrach und den Bewohnern tödtlicher wurde, als man Anfangs gemeynt hatte; denn man findet gegenwärtig fast in allen öffentlichen und Privatgebäuden, die man ausgräbt, Stücke von Skeletten und menschlicher Gebeine, und nach genauen Angaben beläuft sich die Anzahl der Opfer des vulkanischen Ausbruchs im fünften Theile der Stadt bereits über hundert und siebenzig.

Jedes Bild, das man von dieser einzigen Stadt entwirft, ist nothwendig unzureichend und farblos; jede Beschreibung hat den zwiefachen Nachtheil, daß sie übertrieben und unvollständig zugleich erscheint, und der unaussprechliche Reiz, der uns zu dieser kleinen antiken Stadt hinzieht, findet wohl keinen bessern und kürzern Ausdruck als die Worte: wäre das Alterthum für uns nicht völlig untergegangen, so könnte es nur aus Pompejis Asche einst zu neuem Leben erwachen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wildbad in Würtemberg, September.

(Beschluß.)

Nie werden sich in diesem Wildbad Gasthöfe im Sinne wie die in andern Badeorten lange erhalten können. Die Mägen der unnatürlichen Menschen machen jezt zu große Forderungen. In dieser unterirdischen Gegend aber ist alles auf Entbehrung abgesehen, und was des Leckers Gaumen wünscht, muß mit großen Kosten weither herbeygeschafft werden. Auch dieß dauert nur die kurze Badezeit über; ist diese vorüber, stehen die großen Gasthöfe wieder verlassen, und so ist noch nicht Ein Beyspiel aufzuweisen, daß ein Gasthof in diesem Bade längere Zeit glänzend bestand.

Die Natur will aber auch das nicht. Das Wesen dieses Wildbades eignet sich ganz einzig nur zur Einrichtung eines eigentlichen Hospitiums im schönsten Sinne. Es zu einem Orte des Vergnügens und des Nichtsthuns einzurichten (wie das so viele andere Bäder einzig sind), das verwehrt zum Glück seine Natur, die so sehr von Granit ist, daß sie der Mensch nur wenig verderben kann. Alles, was in diesem Sinne für diesen Ort gethan wird, scheitert oder kann in jedem Falle nicht weiter gehen, muß kleinlicht bleiben.

Auch der jezt im sogenannten Fürstenbau recht brav und erwünscht eingerichtete Kursaal wird Verwöhnten, die Kursäle an andern Badeorten sahen, wegen seiner ersten verfehlten Anlage, die doch nun einmal nicht zu ändern war, noch Wünsche übrig lassen. Dieß wäre aber gerade das Erfreuliche an diesem Orte, würde es recht aufgefaßt und benuzt. Hier wäre der Ort, wo der Leidende, zurückgezogen von der Außenwelt, sich auf einige Zeit der innern Beschauung und der Natur und ihren heilsamen Kräften, wie sie hier dem Schooße der Erde, in unsichtbaren Werkstätten bereitet, entquellen, hingeben könnte, und hierzu würde es allerdings nicht glänzender Gasthöfe und ihrer vollen Tafeln bedürfen, sondern einer Anstalt, die auf naturgemäßes Leben, auf Einfachheit und eigentliche Benutzung der großen Natur dieser Gegend und ihrer Heilquellen, zur geistigen und körperlichen Erheiterung Leidender, nach Regeln (denen sich jeder, an diesem Heilborn Hülfesuchende zu unterwerfen hätte) hinarbeiten würde. Daß diese Quellen dann unbesucht blieben, fürchte man nicht. Die Natur ist hier der Art, daß sie nur der Kranke sucht, und diesem wird eine solche Einrichtung gewiß willkommener und heilsamer seyn, als eine, die nach andern äußern Richtungen und Zwecken geht. Es würden diese Quellen noch viel mehr von Kranken aufgesucht werden, denn sie würden sich dann hierin für Kranke vor andern auszeichnen.

Zu diesem Zwecke sollte der so denkende Staat, oder eine Gesellschaft so denkender Männer die zwey Gasthöfe an sich kaufen, und eine Einrichtung im oben angedeuteten Sinne treffen, eine Einrichtung, von der gewiß erst derjenige Segen ausgehen würde, den die Natur durch den heilsamen Born, den sie hier dem Leidenden eröffnete, bezwecken will, den aber der Mensch durch sein der Natur stets entgegengeseztes Wünschen und Treiben so oft an seiner Ausbreitung verhindert oder ganz zu nichte macht.

Justinus Kerner.

Beylage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 222.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. September 1829.

Ich kann es, ja! Mich wird die Liebe rüsten,
Die auch dem Schwachen hohe Kraft verleiht; —
Doch nicht im Kampf als Heldin mich zu brüsten,
Zu schlauem Trug sey diese Wehr geweiht.

Tasso.

Seyed Hussun's Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Der Neuvermählte eilte nun, Vorbereitungen zu seiner Abreise mit Zobeyda nach Ispahan zu treffen. Er miethete außer den Sklaven Mullah Ismaels, die ihre Gebieterin geleiten sollten, noch eine Anzahl Diener und Begleiter. Zwey Stunden vor Tagesanbruch wurde die Reise angetreten.

Wie weit war das junge Ehepaar davon entfernt, zu ahnen, welche Uebel ihrer harrten! Sie waren noch nicht weit gereist, als sie einer Karavane von Kaufleuten, welche nach Yezd zog, begegneten. Zu gleicher Zeit sprengte ein Trupp Reiter auf dem Wege nach Ispahan daher, und hatte kaum die Karavane hinter sich, als er umschwenkte und sein Anführer, auf Hussun zureitend, diesen fragte, ob er nicht ein Freund von Mullah Ismael sey. Ohne eine Antwort abzuwarten, befahl er einem Reiter, Hussun vor sich auf das Pferd zu nehmen, indem er seinen Begleitern erklärte, daß er Staatsgefangener und auf Befehl des Schachs verhaftet sey. Der Trupp eilte mit dem unglücklichen Hussun nach Yezd, während die junge Frau mit dem Gefolge zurück blieb.

Ich versuche nicht, die Bestürzung zu schildern, welche unter letzterem herrschte, und folge Hussun, der sich kaum von seinem Erstaunen erholt hatte, als man ihn absteigen hieß, auszog und in gemeine Kleidung gesteckt, auf ein anderes Pferd setzte, das man führte. So betrat er wieder die Stadt Yezd, wo er in einen Kerker geworfen und seinen Betrachtungen über dieses Abenteuer überlassen ward. Er mochte etwa vier-und-zwanzig Stunden gefangen gesessen haben, als sich die Thür öffnete und ein Mann, der einem Kerkermeister glich, ihn aufstehen und ihm folgen hieß. Hussun gehorchte und befand sich bald vor seinem alten Bekannten, dem Khan, der ihm mit milden Worten Verrätherey gegen ihn und Hochverrath gegen den Herrscher vorwarf. Als der junge Mann beydes läugnete, stampfte der Khan mit dem Fuß gegen den Boden und hervor trat derselbe Eingeborne von Fars, mit dem sich Hussun in dem Mehmankhaneh unterhalten hatte. Wie erstaunte er, als er hörte, dieser Elende habe ihn auf der Folter des Hochverraths beschuldigt. Hussun verschmähte es, ihm dadurch zu vergelten, daß er erzählte, was jener über den Charakter und das Verfahren des Gouverneurs ausgesagt, und rief blos Allah akbar! Allah kerim! ich bin unschuldig! Demungeachtet befahl ihm der Khan, seine Mitschuldigen anzugeben, und da er sich dessen weigerte, gebot jener, ihn auf die Folter zu bringen. Ehe er aber dazu abgeführt wurde, bedeutete ihm der Gouverneur unter vier Augen, wie wenig Vortheil ihm der Betrug gebracht habe, dessen er sich in Betreff der Tochter Mullahs Ismaels schuldig gemacht; er wisse um seine Verbindung mit dem Frauenzimmer; sie habe seit seiner Gefangennehmung starke und unzweydeutige Zeichen von Abneigung gegen ihn an den Tag gelegt. „Sie hat,“ fuhr er fort,

„sich nicht nur von Euch losgesagt, sondern ist freywillig ein Glied meines Hauses geworden, und wenn Euer Tod das gesetzliche Band zwischen ihr und Euch aufgelöst hat, soll sie eine meiner Frauen werden. Bezweifelt Ihr die Wahrheit meiner Aussage, so wird sie es, denn sie befindet sich in meinem Harem, Euch mit ihrem eigenen Munde bezeugen."

Hussun antwortete mit einem ungläubigen, verächtlichen Lächeln. Der Gouverneur gab Befehl, das Mädchen vor ihn zu führen, und herein trat eine verschleyerte Gestalt von Zobeydas Wuchs und Größe. Mit zitternder Stimme fragte sie Hussun über das, was er so eben vernommen hatte. Eine Stimme, es war nicht Zobeydas, erwiederte, der Gouverneur habe über sie zu gebieten. Hussun erklärte, er sey es zufrieden; die Gestalt trat ab, Hussun wiederholte dem Gouverneur, er verzichte, und ward in seinen Kerker zurückgeführt.

Als er sich selbst überlassen in seinem Gefängniß saß, konnte er, trotz seiner schrecklichen Lage, nicht umhin, über das weibliche Wesen, das eben vor ihm gestanden, und das gewiß nicht Zobeyda gewesen war, über die Gründe dieser Spiegelfechterey, über das Schicksal, das seiner Gattin harrte, sich in Muthmaßungen zu verlieren. Aber trotz seiner Leiden, überwältigte ihn endlich die Mattigkeit, und er entschlief.

Als Zobeyda gewahrte, daß ihr Neuvermählter davon geführt wurde, durchschaute sie mit einem Mal die Absicht des Statthalters, dem sie sogleich den ganzen Plan zuschrieb. So wenig Verkehr sie auch mit der Welt gehabt, der Rath ihres weisen Pflegvaters, Mullah Ismael, ihr angeborner Muth und ihre Weiberlist, vor allem aber der ihr bekannte Charakter des Mannes, in dessen Hände ihr Gatte gefallen war, gaben ihr mit einem Male einen Plan ein, dessen Ausführung den verzweifeltsten Muth erforderte.

Unter ihren Zofen befand sich eine Georgierin von ungemeiner Schönheit. Der Mullah hatte sie gekauft, ihr die Freyheit geschenkt und sie zur Bedienung Zobeydas bestellt. Sie war eitel und ehrgeizig, und ihre Gebieterin beschloß, sie als Werkzeug zur Rettung Hussun's, dessen Leben in höchster Gefahr schwebte, zu brauchen. Sie sah ein, daß des Khans Augenmerk auf sie selbst gerichtet sey, und hoffte durch scheinbare Auslieferung der Beute den Wütrich zu befriedigen. Sie schlug der Georgierin vor, ihre Rolle zu spielen, und da sie fand, daß der Plan dem Dämchen zusagte, entdeckte sie ihr so viel von ihrem Vorhaben, als zu ihrer Mitwirkung nöthig war. Kurz das Mädchen wurde mit denjenigen ihrer Diener, die Zobeyda nicht persönlich kannten, nach Yezd zurückgesandt. Die Georgierin erbat sich eine Unterredung mit dem Khan, und täuschte durch ein ersonnenes Mährchen, mehr aber noch durch die verführerische Beredsamkeit ihres hübschen Gesichts, den Statthalter so, daß er sie wirklich für Hussun's Gattin hielt und glaubte, sie sey gegen ihren Willen verheirathet worden und verabscheue ihn.

In der Voraussetzung, daß der List ihrer Zofe gelinge, ihren Feind zu hintergehen und den Erfolg ihres weiteren Planes in so weit zu sichern, daß Hussun keiner augenblicklichen Gefahr ausgesezt sey, schickte sich Zobeyda nächstdem an, den zweyten Theil ihres Planes auszuführen. Sie versammelte ihre Diener und Wächter und vertheilte eine große Summe Geldes unter sie. Sodann rief sie zwey von ihren einflußreichsten Begleitern und entdeckte ihnen, in welcher Gefahr ihr Gebieter schwebe, und wie sie vorhabe, nach Yezd zurückzukehren, den Khan zu greifen, Hussun zu befreyen, und mit ihrem Gefangenen sich nach Ispahan zu begeben, wo sie nicht zweifle, daß Hussun's Einfluß ihm günstiges Gehör verschaffen und die Bestrafung des Khan bewirken werde, dessen Verbrechen nur deßhalb nicht zu öffentlicher Kenntniß gelangt seyen, weil es bisher an einem Ankläger gefehlt habe. Die Diener des Mullah wurden durch die Thränen der Heldin gerührt und durch ihre Entschlossenheit zum Muthe befeuert. Sie versprachen, ihr zu folgen, und wenn sie auch gegen „das Licht der Welt" zu Felde ziehen müßten. Sie hieß sie daher in aller Stille ihren Rückweg nach Yezd antreten, als ob sie eine Person von Ispahan geleiteten; Zobeyda ward als eine Kranke in einer Sänfte getragen. Bevor sie die Stadt erreichten, hieß sie ihre Leute, so bald sie an einem verabredeten Orte angelangt seyn würden, sich zerstreuen und am nächsten Morgen in aller Frühe wieder versammeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus Fichtes Lebensbeschreibung.

(Beschluß.)

Unterdeß hatte Fichte's Gattin nach beynahe fünfmonatlicher, ununterbrochener Krankenpflege in den Lazarethen wachsendem Uebelbefinden nachgeben müssen; am 3. Januar 1814 warf sie ein heftiger Ausbruch des Nervenfiebers, welches sie sich durch Ansteckung zugezogen hatte, aufs Krankenlager, und bald entwickelte sich das Uebel in einer so furchtbaren Höhe, daß fast keiner Hoffnung mehr Raum zu geben war. An dem Tage, wo die Gefahr auf das Höchste stieg, wollte Fichte seine Vorträge über die Wissenschaftslehre beginnen. Fast den ganzen Tag hatte er selbst sorgend und pflegend im Krankenzimmer hingebracht. Endlich gegen Abend mußte er sich vorbereiten, seine Vorträge anzufangen, die er, dem Unvermeidlichen entgegensehend, nicht aufschieben wollte. Er nahm Abschied von der schon bewußtlosen Kranken, die er bey seiner

Rückkehr vielleicht nicht mehr lebend fand, und vom Schmerze gebeugt, hatte sein Geist doch noch die Selbstbeherrschung, mit Kraft und Klarheit zwey Stunden hinter einander seinen Vortrag über die abstraktesten Gegenstände fortzusetzen, so daß wohl Niemand ahnen mochte, er sey vom Sterbebette seiner geliebten Gattin gekommen, und der Gedanke begleite ihn nach Hause, sie vielleicht todt anzutreffen. — Aber gerade während der höchsten Gefahr hatte sich eine wohlthätige Krise vorbereitet, so daß die Aerzte zum ersten Male Hoffnung schöpften; und wir vergessen den Augenblick nicht, wo Fichte, von Freude überwältigt, mit Inbrunst über seine Gattin sich hinneigte und sie als gerettet, als neu ihm geschenkt begrüßte. Aber vielleicht war dieß gerade der Augenblick, wo sie unschuldig und unbewußt selbst ihm den Keim der Krankheit einhauchte. Schon am andern Tage fühlte er bedeutendes Uebelbefinden, ohne jedoch seine Vorlesungen auszusetzen oder mit geringerer Anstrengung sich auf sie vorzubereiten. Es begann mit anhaltender Schlaflosigkeit, die selbst nicht Bädern und innern Mitteln weichen wollte, und bald konnte man sich über den Charakter und die Gefahr der Krankheit nicht mehr täuschen. — — Indeß hatte das Uebel besonders den Kopf betäubend ergriffen, und im Fortgange der Krankheit wurden die lichten Augenblicke immer seltener und kürzer. In einem der lezten brachte ihm sein Sohn aus den Zeitungen noch die Nachricht an das Bett von Blüchers Rheinübergange und von dem raschen Vordringen der Verbündeten in Frankreich. Da erhob sich sein Geist noch einmal zu alter Kraft und Klarheit: es war die lezte Freude, die ihm auf Erden wurde, während ihm vorher das plötzliche Stocken des Feldzuges im verflossenen Herbste und manche Nachrichten von dem Einflusse einer gewissen Friedensparthey und von Friedensunterhandlungen wieder einen Rückfall in die alte Zweifelhaftigkeit und Halbheit zu verrathen schienen, die ihn mit bitterm Unmuth erfüllte. Damals sagte er: es scheine stets das Loos von Deutschland zu seyn, den Augenblick entscheidender That in vergeblichen Unterhandlungen versäumt zu sehen, und was es mit tapferer Hand sich erkämpft, durch rechnende Politik und Diplomatik zu verlieren. So werde auch jezt der Moment versäumt, rasch in das wehrlose Frankreich einzudringen, um in weitläuftigem Berechnen und Verhandeln nur den Entschluß einer kühnen That sich zu ersparen! — Nun aber, wo er den Erbfeind der Deutschen endlich auf seinem eigenen Boden angegriffen sah, erhob sich wieder in ihm die freudige Zuversicht auf eine bessere Zukunft seines Vaterlandes. Und diese Freude, diese neue Hoffnung verflocht sich auch nachher so eigen mit den Phantasien seiner Krankheit, daß er selbst am siegreichen Kampfe theilzunehmen glaubte, daß es ihm dann aber doch wieder sein eigenes Uebel schien, was er bekämpfte, und das nur durch Willenskraft und festen Entschluß zu besiegen sey. So blickte fast immer Zuversicht und freudige Hoffnung durch seine Phantasien; und einmal, kurz vor seinem Tode, als der Sohn mit Arzeney sich nahte, schien noch zulezt in einem hellen Momente seine Seele mit ganzer Klarheit hervorzustreben. „Laß das," sagte er mit dem gewohnten Blicke inniger Liebe, mit welchem er die Seinigen in traulichen Augenblicken grüßte; „ich bedarf keiner Arzney mehr, ich fühle, daß ich genesen bin!" entweder zum Troste des Sohnes dieß vieldeutige Wort sprechend, oder, was wahrscheinlicher ist, eine andere Genesung meynend, indem, wie viele Beobachter wissen, der ruhig schmerzlose Zustand des Geistes, welcher der Auflösung oft voranzugehen pflegt, mit herrlicher Vorbedeutung sich als das Gefühl rückkehrender Gesundheit ankündigt. Und bald darauf erfüllte es sich auch also. Der Schlaf, der ihn umfing, wurde immer tiefer und unerwecklicher, manchmal nur von leise gesprochenen Worten begleitet, und endlich am eilften Tage nach Ausbruch der Krankheit, in der Nacht des 27sten Januars, gegen fünf Uhr, waren alle Zeichen des Lebens verschwunden. Er starb im nicht ganz vollendeten 52sten Lebensjahre, aber noch in der vollen geistigen und körperlichen Kraft. Er hatte noch keinen Zahn verloren, und fast kein Grau färbte den schwarzen Haarwuchs des kräftig emporgerichteten Hauptes.

Auch sein Aeußeres kündigte die Kraft und Bestimmtheit seines Charakters an. Nach seines vieljährigen Freundes und Arztes, Hufeland, Urtheil, zeigte seine physische Konstitution Hypersthenie in seltenem Grade. Klein, aber von kräftig zusammengedrängter Statur, blutreich und muskelstark, mit breiter Brust und starken Gliedern, deutete sein Körper auf zurückgehaltenen Wuchs, wie er durch die ungünstigen Verhältnisse seiner Jugend sich nicht gehörig hatte entwickeln können. Sein Gang war fest, sein Auftreten kräftig wurzelnd, ankündigend gleichsam die Geradheit und Entschiedenheit seines Charakters, und wer ihn reden hörte, kräftig und mit starkem Nachdruck, mußte fühlen, daß es ihm Ernst sey mit dem Ausgesprochenen, daß Ueberzeugung und Offenheit jedes seiner Worte eingeben und begleiten. Eben dieß aber, daß er stets im Dienste einer höheren Idee stand, daß sein Geist, von ihr erfüllt, alle seine Kraft nur ihr dahingab, dieß verlieh ihm jene Zuversicht, jene nie wankende Sicherheit des Handelns wie der Rede. Er hatte in jedem Sinne einen ganzen Willen, darum war auch sein Leben ein ganzes und ungetheiltes, stets aufgehend in einem Gedanken, in einer entschiedenen Richtung, die er ohne Schwanken und Zweifeln verfolgte; etwas, das wir an den ausgezeichnetsten Männern des Alterthums, an allen wahrhaft Begeisterten bewundern, und was eigentlich von so wenig Mo-

dernen gesagt werden kann, die immer rücksichtsvoll und nach Hülfe und Beystimmung umherblickend, so selten es wagen, allein stehen zu wollen. Ihn konnte diese äußere Beystimmung weder befestigen in seiner Ueberzeugung, noch entschiedener Widerspruch auch nur zum Schwanken bringen; und hierin hatte der Vorwurf der Einseitigkeit und Unfügsamkeit seinen Grund, der in Wissenschaft und Leben ihm manchmal gemacht wurde. Festigkeit und Kraft erscheint den andern als willkürliche Unbeugsamkeit, als unbegreiflicher Eigensinn, während jene Charaktere doch nur dem eigensten Gesetze ihrer Natur gemäß sich äußern, und sich selbst verloren haben müßten, um anders urtheilen oder handeln zu können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Alle unsere wohlthätigen Anstalten blühen, gedeihen und erstarken durch den immer zunehmenden Sinn für das Gute und Heilsame. Des edeln Boissiers Schatten schwebt über der Société d'utilité cantonale, die er sterbend stiftete und reichlich ausstattete. In Allem, was dieser Verein thut, ist Eifer und trefflicher Wille unverkennbar. Unsere Sparkasse für Unbemittelte gedeiht jährlich mehr; sie begann 1823 mit einem geringen Kapital und besizt jezt schon 2.999.480 Genfer Gulden und daneben noch einen Reservefonds von 19.504 Gulden. Aber nicht nur der numeräre Wohlstand der Kasse ist sehr gestiegen, sie hat auch auf den moralischen Zustand des Volks gewirkt. Das Sparen hat die Sitten unter den niedern Ständen merklich verbessert und ihr Selbstgefühl erhöht; 4475 Personen, die in dieser Sphäre den Sinn für Sparsamkeit gewonnen haben, wirken auch beyspielgebend auf heilsame Weise. Genf besizt zehn mehr und minder reiche, von einander getrennte Hülfsanstalten, denen nichts mehr zu wünschen wäre als Vereinigung und Centralisation. Auf dem Lande und für dasselbe bestehen außerdem noch vierzehn ähnliche Anstalten. Nach den neuesten Berechnungen empfingen aus diesen Instituten 1963 Individuen Unterstützung, darunter mehr als das Doppelte Frauen, 155 natürliche und 106 Findelkinder; aber nur 36 Personen wegen Armuth durch schlechte Aufführung. Darunter waren auch Franzosen, Savoyarden, Deutsche, Piemonteser, Italiener und Holländer. Betrachtet man diese 1963 Personen mit ihren 873 Kindern nach ihren Gewerben, so ergeben sich 137 männliche und 60 weibliche Uhrmacher- und Bijouterie-Arbeiter. Diese große, alle übrigen Gewerbe übertreffende Zahl wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß in den sämmtlichen Genfer Werkstätten dieser Art mehr denn 2200 Arbeiter beschäftigt sind. Wiewohl nun auf dem Land mehr Einwohner sind als in der Stadt, so haben doch nur 156 Landleute Unterstützung erhalten, was auffallend wenig ist und ein sehr nachtheiliges Licht auf die städtischen Beschäftigungen und das städtische Leben wirft. Als Hauptergebniß steht fest, daß alle Nothleidende hinlängliche, manche wohl überflüssige Unterstützung erhielten. Unter obigen Wohlthätigkeits- und Hülfsanstalten ist das Hospital in Genf das bey weitem wichtigste; seine Einnahme im vorigen Jahr betrug 520.521 Genfer Gulden, also 33.193 Gulden mehr denn 1827. Es wurden 1828 im Ganzen 720 Personen verpflegt, von denen 95 starben; der illegitimen Kinder waren 99, der Findlinge 103; von ihnen starben 9; die Uebrigen wurden theils von ihren Aeltern zurückgenommen, theils aufs Land oder in die Kinderasyle gegeben, wo für ihr physisches Wohl so gut gesorgt ist, wie für ihre Erziehung und geistige Entwickelung.

Dieß führt mich zu der interessantesten und wohlthätigsten Anstalt unsers Kantons, auf die Schule für kleine Kinder, die bereits vor drey Jahren hier gegründet wurde und nun im besten Gedeihen steht. Hier sind über hundert kleine Knaben und Mädchen — das älteste Kind ist sechs Jahre alt — drey Viertel des Tages unter Aufsicht und der Leitung eines Aufsehers und einer Aufseherin, die beyde für dieses Geschäft Liebe, Geduld und Fleiß haben. Hier werden die Kleinen abwechselnd beschäftigt und unterhalten, sie lernen spielend eine Menge Dinge ohne alle Anstrengung und Mühe, ihre Intelligenz erweitert und entwickelt sich, ohne daß sie es denken. Man muß die Anstalt in ihrem Wirken sehen, um ihren Nutzen und ihren großen Einfluß auf die kommende Generation zu erkennen; alles Loben und Preißen bleibt weit hinter der Wahrheit zurück. Schon für die physische Erziehung gibt die Anstalt ein befriedigendes Resultat; von 135 Kindern ist im Lauf eines Jahres nur Eins gestorben; 26 hingegen, die bey ihrem Eintritte bleich, schwächlich und kränklich waren, sind nun wohlauf, gesund und kräftig. Dazu gelangte man durch freye Bewegung der Kleinen, durch reine, frische Luft, immer wechselnde Leibesübung, durch ihr Laufen im Garten, ihr Hin- und Hermarschieren im Saal, durch ihre Lilliputs-Gymnastik und Turnkunst und vorzüglich durch die Freude, die man Allen für dieß Leben einflößt. Damit die Kinder bey jedem Wetter und in jeder Jahreszeit im Garten seyn können, ist jezt ein großer runder, auf Säulen ruhender und mit einem konischen Dach gedeckter Platz eingerichtet worden, der Schutz gegen Regen und Schnee gewährt und doch die freye Luft nicht hindert. Reinlichkeit ist das erste Gesez für die Kinder; an sie reihen sich Ordnung, Schonung der Kleidungsstücke und Sparsamkeit von selbst an, und es ist erfreulich, diese guten Eigenschaften schon bey den mehrsten Kindern zu bemerken. Die Anstalt ist weniger eine Schule als ein Aufenthaltsort, ein Asyl für die kleinen Kinder, die ihre vom Haus entfernten Aeltern den größten Theil des Tages auf der Straße herumlaufen lassen müßten. Die Uebungen im Lesen, Schreiben und Rechnen können hier nicht Unterricht genannt werden, sie dienen nur als Mittel, die Kinder mannichfach und recht abwechselnd zu unterhalten und angenehm zu beschäftigen. Darum wird auch nur wenig Zeit darauf verwendet; alles zu lange und ermüdende Lernen wäre nicht nur Unsinn, sondern auch ein entschiedenes Uebel, denn es machte diese Dinge den Kindern verhaßt. Sorgsam hütet man sie vor Ermüdung und Langerweile. Die Arbeit soll für sie nur ein angenehmer Zeitvertreib, ein erwünschtes und gesuchtes Spiel seyn. Die Aeltesten lesen Worte; viele können bis zu hundert zählen; beydes kommt ihnen bey dem folgenden Elementarunterricht sehr zu statten. Beym Schulunterricht zeigt ihnen der Lehrer Stücke Holz, Steine, Metalle, Stoffe u. s. w. vor und läßt sich ihre Eigenschaften und ihren Gebrauch sagen. Es ist unglaublich, wie gern die Kinder diese Uebung vornehmen, wodurch sie eine Menge neuer Ideen bekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 223.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 17. September 1829.

> So viel ist gewiß, daß in jeder unserer Kräfte eine Unendlichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil sie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Thiers unterdrückt wird und zum Verhältniß des Erdenlebens gleichsam in Banden liegt. Einzelne Beyspiele, sogar der Vorhersehung und Ahnung, haben Wunderdinge entdeckt von dem verborgenen Schatze, der in menschlichen Seelen ruht.
>
> Herder.

Aus der Seherin von Prevorst.

Von Justinus Kerner.

Das innere Leben.

Wie jeder Mensch, der entfernt vom Treiben des äußern Lebens nur etwas in seinem Innern einkehrt, wirst auch Du, lieber Leser, fühlen, daß in diesem ein ganz anderes, dem äußern meist widersprechendes Leben ist. Was das äußere Leben für geziemend findet, tadelt oft das innere, und oft geht bey Thaten des äußern ein stilles, beunruhigendes Gefühl, das nur aus dem innern Leben kommt, auf das äußere über. Spürst du dann weiter nach, so erfährst du, daß dieses äußere Leben es besonders mit den mechanischen Einrichtungen des Gehirnes, dem für die Welt berechnenden Verstande zu thun hat, das innere Leben aber in der Region des Herzens, dem sympathetischen und Gangliensysteme, in den Kreisen des Gefühllebens seinen Sitz hat. Noch weiter fühlst du, daß vermöge dieses innern Lebens der Mensch in einer alten, ewigen Verbindung mit der Natur steht, von der ihn die einseitige Ausbildung des Gehirnlebens nur scheinbar freymachen kann. Seinem, für die Außenwelt thätigen Gehirne wird zwar dieses innere Leben verdunkelt, aber dennoch lebt dieses im Innern sein unabänderliches Leben fort, und hält, ein steter, geheimer Wächter, Rechnung über den Haushalt des äußern. Alles, auch das uns jezt noch so kleinlich Scheinende, wird in ihm in Wort und Zahl notirt, und steht einst in heller Klarheit vor deinem geistigen Auge, nach dem Erlöschen des äußern. Aber diese innere, geheime Naturverbindung wirst du zugleich auch als dasjenige fühlen, was den Geist des Menschen noch an andere Welten fesselt, und auch diesen einst zuführt.

Je mehr dir im Markte des Lebens, im Gewühle des äußern das innere Leben fühlbar wird, je mehr dir aus der Musik ausgelassener Tänze eine ernste, das Innere weckende Melodie hervorgeht, je mehr danke, Lieber, deinem geistigen Führer. Aber gingst du im Gewühle des äußern Lebens verloren, jagest nur dem nach, was vom Aeußern ist, so wird dir doch einmal eine Stunde kommen, und gebe Gott, daß es nicht die lezte deines Lebens sey! eine Stunde des Jammers und der Thränen, eine Stunde des Todes eines deiner Lieben, eine Stunde, wo du vom Gipfel deines irdischen Glückes geworfen, in Schaam und Reue allein stehst, wo dir das innere Leben aufgeht, dich rettend wieder in seinen Kreis nimmt, ein Leben, das du seitdem wohl kaum nur ahnend in nächtlichen Träumen, die du aber nicht zu deuten wußtest, fühltest. Lieber! das ist schon so Manchem geworden und wird noch Manchem werden, der jezt noch so fröhlich und wohlgemuth mit glänzender Stirne, wie von Weinglas, alles bauend auf das Pfund berechnenden pfiffigen Weltverstandes, in der Welt einhergeht. Und einen solchen hört ich einmal röchelnd im Tode sagen: „Es ist nun alles Leben vom Gehirne in die Herzgrube gezogen, ich fühle von meinem Gehirne nun gar nichts mehr, ich fühle meine Arme, meine Füße nicht mehr,

aber ich sehe unaussprechliche Dinge, an die ich nie glaubte, es ist ein anderes Leben," und da verschied er.

„Wenn auf den Gräbern der entschlafenen Getreuen die Blume der Erinnerung nach ferner Welt einladet, oder wenn die Kluft für uns selber zu klaffen beginnt, dann überfällt uns erst, aber zu spät, ein heiliger Schauer der Ewigkeit. Fremde Ahnungen umschleichen erst in der lezten Noth das Herz und erpressen qualvolle Seufzer der geängstigten Brust. Wohl ist dieß nur sehr selten so an der Wiege des Kindes, nicht so in der Blüthe des Alters und in den Freudengemächern der Braut, nicht so in den schimmernden Zimmern und Sälen des prunkenden Reichthums, nicht so in den frohlockenden Kreisen des Bacchus" *).

So schrieb der bekannte Philosoph Schelling schon im Jahre 1811 nach dem Tode der Gattin eines Freundes, nachdem er einen gleichen Verlust erlebt hatte, folgendes (was allgemeiner bekannt zu werden verdient, weßwegen ich es hauptsächlich hier aufnehme) gegen alle spekulative Philosophie aus seinem Innern an den Trauernden **):

„... Wenn wir die rechte Empfindung vom gegenwärtigen Leben erhalten haben, wenn wir fühlen, daß der Zustand desselben weit schrecklicher ist, als wir gewöhnlich wissen, da eine göttliche Hand uns die eigentliche Beschaffenheit desselben verbirgt, so können wir die, welche davon befreyt sind, nicht anders als glücklich preisen. Diese haben im eigentlichen Verstande überwunden; wir stehen noch auf dem Kampfplatz, und warten auf unsere Erlösung. Schon das gewöhnliche Wort, daß keiner vor seinem Ende selig ist, zeigt uns genug den Werth des jetzigen Lebens.

„... Anhaltendes Nachdenken und Forschen hat jedoch bey mir nur dazu gedient, jene Ueberzeugung zu bestätigen, daß der Tod, weit entfernt, die Persönlichkeit zu schwächen, sie vielmehr erhöhet, indem er sie von so manchem Zufälligen befreyt; daß Erinnerung ein viel zu schwacher Ausdruck ist für die Innigkeit des Bewußtseyns, welche den Abgeschiedenen vom vergangenen Leben und den Zurückgelassenen bleibt; daß wir im Innersten unseres Wesens mit jenen vereinigt bleiben, da wir ja unserem besten Theile nach nichts anderes sind, als was sie auch sind — Geister; daß eine künftige Wiedervereinigung bey gleichgestimmten Seelen, die das Leben hindurch nur Eine Liebe, Einen Glauben und Eine Hoffnung gehabt, zu den gewissesten Sachen gehört, und namentlich von den Verheißungen des Christenthums auch nicht Eine unerfüllt bleiben wird, so schwer begreiflich sie auch einem mit bloßen abgezogenen Begriffen umgehenden Verstande seyn mögen. Täglich erkenne ich mehr, daß alles weit persönlicher und unendlich lebendiger zusammenhängt, als wir uns vorzustellen vermögen. Könnte bey richtigem Fühlen und Denken zur Gewißheit jener Ueberzeugungen irgend etwas fehlen, so bedarf es nur des Todes einer innig geliebten, mit uns verbunden gewesenen Person, um sie zur höchsten Lebendigkeit zu erhöhen .... Eben wenn wir wissen, daß uns das Leben nicht mehr zur Lust gereicht, wenn die Welt uns verödet ist, dann fangen wir erst recht an um Gottes willen zu leben ..."

Wem die äußere Welt verschwunden, dem geht die innere auf. Ja! um dieses innere Leben zu fühlen, dazu brauchst du, mein Lieber, auch keines schlafwachen Zustandes; das Auge dazu ist jedem gegeben, der sich vom Aeußern nur nicht zu sehr gefangen nehmen läßt, jedem, der zwar in der Welt lebt, aber ohne von der Welt zu seyn. Willst du es an andern beobachten, so brauchst du auch dazu keines Schlafwachen. Du erkennst es im Leben so manches gottbegeisterten Menschen, du findest es in armer Hütte bey Thränen und hartem Brod, bey der Bibel und dem Gebetbuche, mit all den anscheinenden Wundern, die aus ihm hervorgehen, du findest es überall, wo fromme Seelen unverschuldet das Herbste leiden müssen.

So findest du in den Lebensgeschichten mancher frommen Menschen, wie sie, in Momenten, wo ihnen die Welt, das äußere Leben, gänzlich in Kummer und Pein verschwand, in die tiefsten Tiefen, in die innersten Kreise ihres innern Lebens kehrten, und sich ihnen dann Wunder offenbarten, die ganz denen gleich sind, die sich bey somnambülen Menschen kund thun.

Laß es dir an wenigen Beyspielen genügen.

Es war im Jahre 1161, da geriethen die sogenannten Hussiten in große Verfolgung, und diese betraf unter andern auch einen frommen Mann, Georginius *), den sie zu Prag auf die peinliche Folter brachten. Da begab sich dann dieses Merkwürdige mit ihm, daß, als er auf der Leiter ausgespannt und gepeinigt wurde, er gleichsam alle seine äußerlichen Sinne verlor und wie ein Todter gar keinen Schmerz mehr empfand, also daß auch die Henker der Meynung waren, er sey ganz todt, ihn von der Leiter herabließen und ihn für todt auf die Erde hinwarfen. Nach etlichen Stunden aber kam er wieder zu sich, sich verwundernd, warum ihm denn seine Seiten, Füße und Hände so wehe thäten. Als er aber die Striemen, die Stiche, die Brand- und Blutmale an seinem Leibe und der Henker Werkzeuge gesehen, nahm er daraus ab und erinnerte er sich, was vorgegangen. Er erzählte aber einen Traum, den er während der Marter hatte.

*) S. Ennemosers Geschichte des Magnetismus.

**) Aus der nur Freunden mitgetheilten Schrift: „Zum Andenken der verstorbenen Gattin des Präsidenten Georgii in Stuttgart. 1811." (Von ihrem Gatten).

*) Aus der pragischen Chronik. S. auch Horst Demonologie.

Ich wurde, sagte er, auf eine grüne und anmuthige Wiese geführt, auf deren Mitte ein Baum mit viel herrlichen Früchten stand. Auf diesem Baum saßen mancherley Vögel, die von diesen Früchten speisten, und sehr lieb und anmuthig sangen. Mitten unter diesen Vögeln aber ersah ich einen Jüngling, der mit einem Rüthlein dieselben also regierte, daß keiner sich unterstand, aus seiner Ordnung zu weichen, auch sah ich drey Männer, die diesen Baum bewachten. Er beschrieb das Aussehen und Wesen dieser Männer, und es war zu verwundern, daß sechs Jahre nachher eben so viele Männer, welche denen, so er im Traum gesehen, völlig glichen, zu Vorstehern der Kirche erwählt wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seyed Hussun's Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Nun kam der schwierigste und gefährlichste Theil von Zobeydas Unternehmen; sie suchte nicht ohne Mühe mit ihrer Stellvertreterin, der Georgierin, in Verbindung zu treten, und erhielt durch ihren Einfluß Zutritt in dem Harem des Khans, einem Ort, den sie wohl zuletzt betreten hätte, wenn es nicht die Rettung ihres Gatten gegolten hätte. Da zur Ausführung ihres Plans die Abwesenheit des Gouverneurs nothwendig war, so hörte sie mit unbeschreiblichem Entzücken, er habe Vorbereitungen getroffen, in dieser Nacht noch Yezd zu verlassen, um gegen einen feindlichen Trupp, der in der Nachbarschaft erschienen, ins Feld zu rücken. Wirklich verließ er auch seine Residenz, und ließ nur wenige Truppen zur Bewachung des Gefängnisses zurück.

Zobeyda wandte die Stunden zwischen der Abreise des Khans und der Zeit, wo sich ihre Getreuen versammeln sollten, so gut an, daß alle, welche ihr den Zutritt zu Hussuns Gefängniß wehren konnten, durch reichliche Geldspenden bestochen waren. So künstlich hatte sie alles eingeleitet, daß die Wächter, da sie Zobeyda, die sie bestach, und Zobeyda, die sie als ihres Gebieters Favoritin kannten, für Eine Person hielten, die Vermuthung, ja die Ueberzeugung hegten, ihre wirkliche Absicht bey ihren Versuchen, in das Gefängniß des Verbrechers zu dringen, sey, ihn insgeheim umzubringen; eine That, die der Gouverneur in Person zu verüben nicht wagen werde, und wahrscheinlich sie damit beauftragt habe.

Wie soll ich den Auftritt schildern, als sich die Kerkerthür aufthat und Hussun sein liebenswürdiges Weib wie einen Engel des Lichts oder einen jener Geister erscheinen sah, die bestimmt sind, die Seelen der Gläubigen auf ihrer Wanderung nach dem Paradies zu geleiten? Er saß auf der kalten, feuchten Erde, er erhob seine Augen, als er das Geknarr der rostigen Angeln vernahm, mit so gefaßter Miene, als ob er den Henker statt des Retters erwartete. Als der erste Taumel der Freude vorüber war, gab Zobeyda ihrem Gatten die gehörige Weisung, führte ihn aus dem Kerker und befahl mit gebieterischer Stimme, daß der Verbrecher gut bewacht werden solle, bis weitere Befehle von dem Statthalter eingeholt wären. Sie entfernte sich, begab sich zu ihren Leuten, die sie noch entschlossen und ihr ergeben fand, und befahl ihnen, ihr in die Residenz des Statthalters zu folgen. Sie drang ohne Widerstand von Seiten der Leibwachen in das Haus; in der Ueberraschung wußten sie nicht, ob die Eindringenden, angeführt von der Favoritin ihres Gebieters, Freunde oder Feinde seyen. Der Kerkermeister war der erste, welcher sich widersezte; er zögerte, den Gefangenen zu übergeben, worauf Zobeyda den Bewaffneten befahl, ihn zu ergreifen. Er ward sammt dem Gefangenen fortgeführt. Dieser sah sich nicht sobald in Freyheit, als er sich Waffen verschaffte und die Anführung des kleinen Trupps übernahm, der sich noch durch Viele von den Truppen des Statthalters vermehrte, welchen die Vernichtung seiner Gewalt willkommen war. Mit dieser Macht suchte sich Hussun, bevor noch Lärm werden konnte, in den Besitz der festen Plätze der Stadt zu setzen.

Mittlerweile entspann sich im Innern des Harems ein Komplott, der ihren Plan zu vereiteln drohte, aber am Ende nur dazu diente, sein Gelingen zu beschleunigen. Die georgische Zobeyda begann nachgerade über den Ausgang nachzudenken, welchen das Abenteuer für sie selbst nehmen mußte. Sie war in den Plan ihrer Gebieterin eingegangen, in der aufrichtigen Absicht, seinen Erfolg möglichst zu fördern; allein es schmeichelte ihrem Stolz, eine solche Eroberung gemacht zu haben, so daß sie nunmehr wünschte, den Einfluß zu behaupten, den sie unter falschem Namen über den Khan gewonnen hatte. Der Plan ihrer Gebieterin war sehr bedenklich für sie; gelang er, so war der Statthalter gestürzt; gelang er nicht, so war sie in Gefahr, das Leben und alle ihre Aussichten zu verlieren. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß sie daher, den Statthalter mit dem, was in der Stadt vorgegangen, schleunigst bekannt zu machen. Sie benachrichtigte ihn also, daß zu Yezd ein Komplott gegen seine Macht geschmiedet werde, und vertraute ihrer List und Gewandtheit, um sich aus den Verlegenheiten zu ziehen, in welche sie ihre Falschheit verwickelt hatte. Der Khan eilte auf diese Nachricht nach Yezd; aber Hussun, welcher Kunde davon erhielt und fand, daß die Macht seines Gegners der seinigen noch weit überlegen sey, befahl seiner Mannschaft, sich zu zerstreuen und an einem zwey Farhals von der Stadt entfernte Orte wieder zu versammeln.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

In Beziehung auf die Sittlichkeit ist der Gewinn gar nicht zu berechnen. Lügen, Schimpfen, Schelten, Schlagen, Ungelehrigkeit, Halsstarrigkeit u. s. w., welche die Kleinen häufig zu Haus und bey ihren größern Geschwistern sehen, nehmen täglich mehr ab. Ein Register, das über die sittliche Besserung gehalten wird, enthält ganz Unbegreifliches und Unglaubliches. Kleine Knaben und Mädchen, die schmuzzig, von Ungeziefer starrend und voll Kinderunarten eintraten, waren schon nach Einem Monat so verändert, daß sich ihre Aeltern und Geschwister vor ihnen scheuten und schämten und im Begriff waren, sie wieder aus der Schule zu nehmen, woran sie indessen durch vernünftiges Zureden des Lehrers gehindert wurden. Sie ergriffen darauf ein anderes Mittel — sie änderten auch sich. Ich habe vorigen Herbst mit meinen eigenen Augen etwas gesehen, was ich keinem Erzähler glauben würde. Die Wände des Gartens tragen Weingeländer; hier hingen die herrlichsten Trauben bis zur Erde hinab; leicht hätten sie die Kinder erreichen können; dieß geschah aber nie; sie sprangen und spielten um die schönen Früchte, aber Keinem fiel es ein, die Hand darnach auszustrecken. In welcher Schul- oder Erziehungsanstalt ist so was zu finden? Streit und Zank ist selten; es herrscht viel Einigkeit, Frieden, gegenseitiges Nachgeben und Ertragen in der kleinen Gemeinde. Fragt man nun, wodurch wurde dieß Alles bewirkt? so ist die Antwort ganz einfach: durch die gänzliche Entfernung und sorgfältige Vermeidung aller Nacheiferungsmittel, die in den jungen Gemüthern nur Eifersucht, Haß und Stolz erzeugen, wodurch aller äußere und innere Frieden untergraben wird. In dieser Schule wohnt Freude, Friede und Glück. Bald bilden die gesunden, heitern Kinder eine lange Reihe, die sich nach kleinen Fähnchen hin- und herschwenkt und eine Menge verschiedener Evolutionen im Saal ausführt; dazu gibt eine Flöte Zeichen und Takt; bald sind sie im Garten; da rennen und laufen Einige mit ihren kleinen Schiebkarren, Andere gehen mit dem Lehrer zu den Blumenbeeten, helfen da gießen, ausreuten, anbinden u. s. w. Wenn man Alle so glücklich und menschlich gut sieht, kann man sich der innigsten Rührung nicht enthalten, und man scheidet mit der Ueberzeugung aus der Anstalt, daß diese frühen Jugendtage einen unauslöschlichen Eindruck in den Kinderseelen zurücklassen müssen, der heilsam für das ganze folgende Leben wirkt. Hier würde J. J. Rousseau's Statue ihren rechten Platz finden, denn Er ahnte und wünschte schon, was hier so schön zur Ausführung gebracht worden ist. Bis jezt haben wir nur Eine solche Schule in Genf, in dem Stadttheile St. Gervais, wo die meisten armen Leute wohnen; andere Stadttheile sind aber im Begriff, dergleichen auch für sich anzulegen. Eine Nachricht, die ich vor zwey Jahren im Morgenblatte von dieser Anstalt gab, bezweckte deren allgemeine Bekanntwerdung; seitdem sind von Kopenhagen, Weimar, München, Bern, Aarau und Lausanne Briefe eingegangen, worin man das Comité der Anstalt um nähere Auskunft bat, und es ist wahrscheinlich, daß jene Städte in Kurzem auch dergleichen besitzen werden.

Wenn wir liebevoll an unsere Kleinen denken, so vergessen wir darüber unsere Alten nicht. So bildet sich jezt ein Verein für Greise, um diesen in ihrem Alter ein gutes Auskommen zu sichern. Dazu sollen in ihrer kräftigen Jugend, d. h. vom 18ten bis ins 25ste Jahr, diejenigen drey Gulden monatlich beysteuern, welche von ihrem 65sten Jahre bis zu ihrem Lebensende jährlich eine Pension von 24 Louis'dor erhalten wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., September.

Daß Göthe's Eintritt ins 81ste Lebensjahr am 28. August zu mancherley Festlichkeiten unter uns Anlaß gegeben hat, berichteten schon einige auswärtige Tagesblätter, wiewohl mehrere der hiesigen stolz darüber wegsahen. In unserer, den materiellen Interessen fast ausschließlich fröhnenden Zeit sollte aber ja nicht unbemerkt bleiben, wenn einmal ein edleres geistiges Motiv die Alltagssorgen läutert und man sich, wäre es auch nur vorübergehend, zu einer poetischen Lebensansicht erhebt. In unserm lieben Frankfurt besonders sind solche Silberblicke nicht hoch genug anzuschlagen. Es will viel sagen, wenn man hier an der Börse von Göthe und Paganini sich unterhält, ja wenn selbst an der wohlbesezten Tafel die so leicht herbeyzuführende Aufregung sich in Gesinnungen Luft macht, die ein ehrenhaftes Streben, das Großartige in seinem Wesen zu erkennen, an den Tag legen. In dieser Beziehung war der 28. August für den unbefangenen, aber nicht theilnahmlosen Beobachter nicht eben unwichtig. Die Frankfurter werden so oft daran erinnert, daß Göthe unter ihnen geboren wurde — die neugierigen Engländer, deren Zahl Legion ist, lassen sich von den Lohnbedienten das Haus auf dem Hirschgraben wenigstens von außen zeigen — daß ihnen die Idee ganz nahe liegen muß, ein Theil seines Weltruhmes gehe auf die Vaterstadt über. Dabey aber verläugnen sie ihren Charakter als Reichsbürger doch so wenig, daß diese Empfindung fast immer sehr lau bleibt, und — wo es mit der Sache Ernst werden soll — fast nie in die gehörige Glühhitze übergeht. So, als vor zehn Jahren, wo Göthe ein Siebenziger geworden, die Rede war von einem Denkmal für ihn, den noch in grünem Alter frisch Blühenden, den ewig Jungen, da regte sich in *Frankfurt*, außer den Vereinsgliedern — denn man hatte es gründlich mit einem Göthevereín angefangen — kein Mensch, und es war, als sey Göthe uns fremd und die Idee, ihn nach Kräften zu ehren, eine überspannte, ja verwerfliche. Der Geldstolz trat zu dem Eigendünkel und man ward einig, sich von dem Vereine ferne zu halten, seine Zwecke nicht zu fördern. Schmerzlich empfand dieß damals Bethmann, der, wie die Dinge sich hier gestalten, bis jezt noch nicht ersezt worden. Er wollte die Schuld der Vaterstadt abtragen, sein Tod hat auch diesen schönen Plan mit vielen andern vereitelt. Der Verein aber lösete sich auf und es ist davon keine Spur geblieben. Selbst die Personen, welche sich Anfangs für die Sache interessirten, scheinen sie, sammt dem Individuum, das alle Mühe und Arbeit — und sie war nicht klein — dabey gehabt hat, ganz vergessen zu haben. Auch ist der 28. August 1829 vorübergegangen, ohne daß jene frühere Idee von Neuem erwacht wäre. Davon indessen abgesehen, war die Feyer würdig. Die Bühnendirektion griff sich an. Nachdem man kaum die Gelegenheit hatte entschlüpfen lassen, Dem. Peche für uns zu gewinnen, obschon Jedem einleuchten mußte, daß nur eine solche Acquisition dem hier ganz verfallenden Schauspiele wieder aufhelfen könne, wagte man sich an Göthe's „Faust;“ und doch ist man nicht einmal im Stande, die „Geschwister“ zu geben. Mit Hülfe einer Dekoration, das alte Frankfurt vorstellend, und eines Prologs, der vielen lang, ja langweilig vorkam, gelang es so ziemlich, die gigantischen Figuren in das Procrustes-Bett einer sogenannten Arrangirung zu pressen. Das Publikum war empfänglich und die Sache machte sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 224.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. September 1829.

Gerichtet hat ihn Gott, sein Sarg ist zu; geschwiegen!
Sein Frevel, sein Verdienst sich in der Wage wiegen:
Was ist der Mensch, daß dran mit schwacher Hand er reißt?

Lamartine.

Napoleon.

Strophe.

Poet war ich! Bezeug' es mir,
Erhabenste der Musen!
Der Knabe, der begeisterte,
Lag schon an Klio's Busen,
Den Busen und den Geist bewegt
Vom großen Alterthum. —
Doch wenn der Kaledonier,
Mit Nebelharfentönen,
Begleitet hat sein Heldenlied
Von Hochlands kühnen Söhnen —
Ich sang Dir zu Kanonenklang
Das Lied von meinem Ruhm!
Ich spielt', indem ich's dichtete,
Das große Heldendrama,
Und spielt es groß; bezeugt es mir,
Mein Talma! meine Fama!
Und Du ringsum mein Publikum
Im Schauspielsaal der Welt!
Wo hin und her und auf und ab,
Werkzeuge meiner Thaten,
Die Völker und die Könige,
So wie ich winkte, traten,
Indeß ein Gott ich waltete
In meinem Feldherrnzelt!
Das Schicksal nur, kein Sterblicher,
Bog meinen Eisenwillen,
Das Schicksal, das allmächtige,
Muß selbst der Gott erfüllen.
Das Kampfspiel schloß, das tragische,
Kein anderer, als Ich! —
Es können Mitleid, Schrecken, Furcht
Nur meine Leiche stein'gen;
Von unversöhnter Leidenschaft
Werd' ich die Nachwelt rein'gen;
Mein Leib nur ruht auf Helena,
Mein Geist wirkt ewiglich!

Antistrophe.

Du warst Poet? — Du hast verzückt,
Vom Dämon umgetrieben,
Mit Fürsten- und mit Völkerblut
Ein planlos Werk geschrieben,
Das kläglicher noch endete,
Als gleißend es begann.
Ruhm war Dein höchstes Strebeziel,
Dein tiefster Grundgedanke,
Dein Schicksal, Dein Dich zwingendes,
Und Deines Geistes Schranke;
Das Wollen eines Höheren
Trift man bey Dir nicht an!
Ein Spieler warst Du? — doppelt nur
Gereicht es Dir zum Hohne,

Du Spieler auf dem Schaugerüst,
Du eitler Histrione;
Du Spieler an der Schlachtenbank,
Voll kalter Leidenschaft! —
Dort spieltest Du, betrügerisch,
Gerechtigkeit und Milde,
Und hier Dein Eisenwürfelspiel
Auf grünem Schlachtgefilde;
Gewannest Sklaven Dir, und dann
Die eig'ne Sklavenhaft! —
Du lebst noch, sagst Du? — Nimmermehr!
Du bist und bleibst begraben!
Zu groß war Dein Beruf für Dich,
Wie groß auch Deine Gaben:
Du solltest fördern Deine Zeit —
Hast sie zurück gedrängt!
Hast unsrer Hoffnung Blütenschmuck
Geopfert Deiner Fama,
Geendet dann, nicht wie der Held,
Wie der Tyrann im Drama,
Beladen mit dem Haß der Welt,
Die Dein in Zorn gedenkt! —

E p o d e.

Wer ist es, der im großen Schreckensspiel,
Noch eh' der Vorhang fiel,
Noch eh der Streit des Säkuiums geschlichtet,
Wild brausend tobt,
Verdammt und lobt,
Und auf ein gültig Urtheil nicht verzichtet? —
Es ist die Gegenwart, des Schauspiels Chor,
Sie greift der Zukunft vor,
Indem sie Autor schon und Spieler richtet.
Wir fochten mit im großen Kampf der Zeit,
Im alten Riesenstreit,
Den kommende Jahrhunderte nur schlichten.
Vorurtheilsfrey —
Wir sind Parthey —
Vermögen wir den Streiter nicht zu richten.
Wir wissen weder was, noch wie Er war;
In Zukunft erst wird klar,
Ob er hier schaffen sollt', ob nur vernichten.
Doch Eines wissen wir: Die lezte That,
Daß er vom Schauplatz trat,
Hat dieser Zeiten Drama nicht geendet.
Und Eines hier
Erhoffen wir,
Den Blick zu lichter Ferne hingewendet:
Daß bald die Welt ihr nächstes Ziel erreicht,
Der alte Schrecken weicht,
Und neue Zukunft uns Versöhnung sendet.

Ludwig Robert.

Aus der Seherin von Prevorst.

(Fortsetzung.)

Als im Jahr 1639 eine arme Wittwe, Namens Lücken, zu Arum *), die man eine Hexe zu seyn beschuldigte, nach einem Spruche der Juristenfakultät zu Helmstädt, von den Henkern auf der Folter mit Beinschrauben unmenschlich angegriffen wurde, bekam sie fürchterliche Krämpfe, sprach hochdeutsch, und dann in einer fremden Sprache, schlief auf der Marterbank ein und schien todt zu seyn. Man berichtete den Fall wieder an die Juristen zu Helmstädt, die sie aufs Neue wieder auf die Folter legen ließen. Da betheuerte sie, eine gute Christin zu seyn, schlief auch dießmal wieder ein, als sie der Henker ausdehnte, sie so ausgedehnt mit Ruthen peitschte und mit brennendem Schwefel bestreute; sie konnte zu keinem Bekenntniß gebracht werden.

Besonders in der ersten Geschichte siehst du, wie die von der Außenwelt gepeinigte Seele, diese ganz verlassend, ihr nur den Körper preisgebend, sich in die innersten Kreise des innern Lebens zu dem Geiste flüchtete, wo ihr dann, wie Schlafwachen, die Zukunft sich aufschloß, ihr das anscheinende Wunder der Voraussage wurde. Auch die zweyte Geschichte sagt dir, wie hier die Seele, während sie das Aeußere, den Körper, ruhig der Marter der Außenwelt überließ, in die innere Heimath zurückging, und sich ihr da vielleicht (wie auch bey unserer Schlafwachen geschah), die Sprache dieses Heimathlandes (des Innern) kund gab.

Es bezeuget die Geschichte der Märtyrer, wie sie in Momenten der herbsten Leiden von außen eine Sicherheit des Innern gewannen, in der sie die grausamste Pein erduldeten, die Tyrannen verlachten, und zu Scheiterhaufen und Marterbank als zum Brautbett gingen. So sangen Johann Huß und Hieronymus von Prag in der Marter der Flammen bis zu ihrem lezten Lebenshauche Lieder der Freude und des Dankes. Dorothea ging zur Marter wie zum Tanze. Fröhlich als Ueberwinder sah man Märtyrer stehen, ob sie gleich am Leibe bald kein ganzes Stück Fleisch mehr hatten und die Seiten aufgeschnitten waren. Wo war denn da ihre Seele? Sie war in der Klarheit und Sicherheit des Innern. So zeigen dir dem magnetischen Leben ähnliche Erscheinungen auch so viele andere Geschichten des alten und neuen Bundes, aber auch die Geschichten anderer gottbegeisterten Menschen, z. E. die Geschichte der Jungfrau von Orleans.

Laß uns, mein Lieber, die Geschichte Jesu und seiner Apostel hier unberührt. Liesest du die Geschichten der Heiligen, so findest du unzählige Thatsachen, die von der Macht des innern Lebens zeugen. Man hat aber diese Legenden für Sammlungen von Thorheiten und Schwär-

*) S. Horst Dämonologie.

mereyen angesehen, und thut es auch noch; was aber deßhalb geschieht, weil das Gehirn tyrannisch über das Herz meistert, das sklavisch, unten im finstern Kerker der Brust angeschmiedet, jene kindlichen Stimmen der Vergangenheit nicht mehr vernimmt, wo der Glaube noch Berge versezte und das Feuer der Liebe die dornigen Pfade durchleuchtete. Es mag wohl seyn, daß manches von dem Leben der Heiligen und ihren Wundern übertrieben und manches gar nicht einmal wahr ist; aber das Ganze, was fromme, Gott geweihte Gemüther zu thun im Stande waren und noch sind, steht fest, ja so fest, daß es alle Blitze des Himmels nicht niederzuschmettern vermögen; diese Worte sind so laut und so tief gegraben, daß sie das Rollen des tobenden Ungewitters und das Krachen des zusammenstürzenden Weltgebäudes nicht zu überschreyen vermag. Es ist wahr, einfältig that man, wie man jezt meynen vermag; allein man fand auf diesem Wege was man suchte, den Frieden des Gemüths *).

Aber solche Wunder des innern Lebens werden auch überhaupt Menschen, die von Jugend auf ein in sich gekehrtes, nüchternes, gottergebenes Leben geführt, aber dabey nicht das irdische Tagewerk verachtet, sondern thätig und kräftig ihr jetziges Daseyn ausgebildet haben. Wir sehen auch bey solchen bedeutungsvolle Träume, Ahnungen, Mittheilungen aus einer geistigen Welt, und was sonst auch nur ins Gebiet magnetischer Erscheinungen zu gehören scheint. So finden sich in dem Leben des Großvaters der Frau, deren Geschichte der Inhalt dieser Blätter ist, Züge eines tiefen, innern Lebens, und doch erlangte dieser, bey dem kräftigsten Körper und wachem Gehirne, das höchste Lebensalter, aber immer einem einfachen, thätigen, gottgeweihten Leben ergeben, als armer Hirtenknabe wie als vermöglicher Kaufherr.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ennemosers Geschichte des Magnetismus. S. 235.

Seyed Hussun's Abenteuer.

(Beschluß.)

An dem verabredeten Orte traf Hussun mit seiner furchtlosen Begleiterin und Retterin bey seiner Mannschaft ein und faßte den kühnen Entschluß, den Statthalter auf seiner Rückkehr aufzufangen, da zu erwarten stand, er werde einen bedeutenden Theil seiner Truppen zurücklassen müssen, um gegen die Insurgenten, welche durch die Unachtsamkeit des Statthalters von Yezd große Fortschritte gemacht hatten, das Feld zu behaupten, und nur mit kleinem Gefolge erscheinen.

Der tyrannische Khan, voll Entrüstung und blind vor Wuth, vergaß seiner gewohnten Vorsicht, eilte, um so bald als möglich seine Residenz zu erreichen, fiel in den ihm von Hussun gelegten Hinterhalt und wurde gefangen. Seine Begleiter leisteten keinen Widerstand, da sie meynten, die Angreifer gehören zu den Insurgenten, deren Sache sie nicht besonders abgeneigt waren.

Als der Khan vor den Mann gebracht wurde, den er so unwürdig behandelt hatte, war er außer sich vor Erstaunen, sich als Gefangenen Hussuns zu sehen, den er in seinem untersten Kerker geglaubt hatte. Menschen von seiner Denkungsart, welche die krummen Pfade der Welt gehen, schweben in beständiger Furcht, die aus dem Bewußtseyn entspringt, daß sie verdienen, was sie fürchten. So zitterte und bebte der Statthalter vor dem scharfen, durchdringenden Blick Seyed Hussuns.

„Kennt Ihr mich?“ fragte der beleidigte Ehemann. Der Gefangene würdigte ihn keiner Antwort. „Ich war einst Euer Gefangener, nun seyd Ihr der meinige,“ sprach Hussun. „Allah's Wege sind unerforschlich, aber gerecht, und führen immer den Gottlosen zur Strafe.“ — „Berechtigt Empörung und Verrath Hussun, den Sittenprediger zu spielen?“ fragte endlich der Khan. „Seyed Hussun war der Gefangene des Schah's, nicht der meinige, und der Schah, nicht ich, wird Euch richten.“ Damit verstummte er.

Ich habe noch zu bemerken, daß Hussun und seine schöne Begleiterin vor ihrem Auszug aus Yezd die wunderbaren Abentheuer, die sie gehabt, dem Mullah Ismael mitgetheilt und ihn vermocht hatten, in aller Eile sich nach Ispahan zu begeben, um dem Hofe den Stand der Dinge vorzulegen und den Befehl auszuwirken, den Khan gefänglich einzubringen, damit er sowohl für diese Gräuelthat, als für die zahllosen Verbrechen, deren er beschuldigt wurde, Rede stände. Der Mullah, welcher in diesem Ereignisse die furchtbare Gefahr sah, welche Zobeyda's Horoskop angedeutet hatte, eilte mit möglichster Schnelligkeit nach Ispahan und bewirkte mittelst des Einflusses seiner Bekannten und der Freunde Hussuns, von denen mehrere bey Hofe in großer Achtung standen, daß er unverzüglich Gehör fand.

Da ein beym Volke verhaßter Statthalter sicher seyn darf, bey Hofe sich damit nicht zu empfehlen, so fiel es dem Mullah nicht schwer, den Befehl zur Abberufung des Statthalters von Yezd, der sich auch durch seine nachlässigen Maßregeln gegen die Insurgenten das Mißfallen des Hofes zugezogen hatte, auszuwirken, damit er sich wegen der gegen ihn vorgebrachten schweren Beschuldigungen verantworte. Durch Verwendung der Freunde Seyed Hussuns ward dieser mit der Vollmacht bekleidet, den gestürzten Khan an den Hof zu bringen.

Diese erfreuliche Nachricht gelangte bald nach dem glücklichen Erfolge des Hinterhalts an Hussun, und er schickte sich an, seinen Gefangenen nach Ispahan abzufüh-

ren. Zuvor aber hielt er für nöthig, die Stadt gegen die unmittelbaren Angriffe der äußern und innern Feinde zu sichern. Er zog nach Yezd und wieß den Firman zur Zurückberufung des Statthalters vor, welcher ihn zu seinem Führer nach Ispahan bestellte.

Bald aber traten Hussun und seine Heldin ihre Reise nach Ispahan an, wo sie den Ministern des Schahs ihre Geschichte umständlich berichteten, und solche Beweise der Schuld des Statthalters vorlegten, daß über seine Ruchlosigkeit kein Zweifel blieb. Hussun und Zobeyda wurden, gegen die sonstige Hofetikette, vor den König der Könige gerufen und mit den schmeichelhaftesten Gunstbezeugungen überhäuft. Hussun wurde zum Statthalter von Yezd ernannt. Alle Großen des Hofs waren erstaunt über die Würde und den Anstand Hussuns, und die Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner treuen und heldenmüthigen Gattin; daher schreibt sich unter uns das Sprichwort: „Wer Glück in der Ehe haben will, hole sich ein Weib in Yezd.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., September.

(Fortsetzung.)

Die geselligen Cirkel auf dem Forsthause und im Weidenhofe zeigten eine schöne Empfänglichkeit für die heitere Lust, welche Göthe selbst im „Buche des Schenken“ so überredend predigt. Die frohe Tafelrunde lieferte den Commentar zu den Versen:

„Für Sorgen sorgt das liebe Leben,
Und Sorgenbrecher sind die Reben.“

In dem zulezt genannten Gasthause hatte sich die Gesellschaft des Liederkranzes versammelt, und zwar aus dem Grunde, weil Göthe's Großmutter väterlicher Seite noch bey des großen Dichters Geburt Besitzerin dieses schon damals blühenden Gasthauses gewesen war, und sich so gleichsam diese Feyer, über einen Zeitraum von achtzig Jahren hinaus, der ersten Geburtstagsfeyer Göthe's anschloß. Der Saal war auf das Sinnigste und Geschmackvollste dekorirt. Einen wahrhaft großartigen Eindruck machten die Chöre von sechsunddreißig Männerstimmen. Es wurden lauter Dichtungen von Göthe mit Kompositionen von Beethoven, Schnyder von Wartensee, Nägeli und Just vorgetragen. Hr. Weidner sprach eine Eröffnungsrede, die Hr. Legationsrath Döring zu dieser Feyer gedichtet, und deren Schlußworte, von Harmonikatönen begleitet, von tiefergreifender Wirkung waren. Ein später von Hrn. Wilhelm Kilzer, Lehrer an hiesiger Musterschule, vorgetragenes und verfaßtes Gedicht enthielt ebenfalls recht bedeutungsvolle Worte und wurde mit gleichem Beyfalle aufgenommen. Eine mitgetheilte genealogische Notiz belehrte die Anwesenden über Göthe's Herkommen und das Einwandern seines Großvaters aus Artern im Mannsfeldischen.

Paganini's Auftreten hat auch hier denselben Enthusiasmus erregt, mit dem diese Erscheinung an andern Orten aufgenommen wurde. Seine Methode, die Geige zu behandeln, weicht so sehr von der aller, unserer Zeit angehörenden, vorzüglichsten Geigenkünstler ab, daß sie dem Zuhörer neu und wunderbar erscheint, obgleich ihr Typus wohl in der Periode, welche der Viottischen voranging, aufzufinden wäre, will man nicht lieber das Wort eines unserer ausgezeichnetsten Dilettanten darauf anwenden: es umfasse dieselbe alle Methoden von Lulli bis Spohr. Indessen auch ruhige Zuhörer von kaltem Blute und frey von jeder eingeredeten Begeisterung müssen sich gestehen, daß die Flageolett-Doppelgriffe in ganzen Läufen und ausgeführten Melodien, so wie die einfachen Flageolett-Läufe durch die chromatische Tonleiter etwas Unbegreifliches sind, zu dem in einer eigenen, künstlich gebildeten Applicatur Paganini allein den Schlüssel haben mag. Er spielt mit einem sehr angespannten Bogen, und diese starke Spannung des Bogens, welche dem Tone nicht anders als nachtheilig seyn kann, begünstigt dagegen den Spieler in der Ausführung eines sehr schnellen, hüpfenden Staccato, flüchtiger, mit der Mitte des Bogens abgestoßener Passagen, bewundrungswürdiger kleiner, wie in einer aufwallenden Laune hingeworfener Verzierungen. Alle diese Dinge macht er in der höchsten Vollendung.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Die Société de l'utilité publique beschäftigt sich mit dem Plan zu einem Verein zur Unterstützung im Krankheitsfall, und es ist wahrscheinlich, daß er gelingt, da man dabey die Mißgriffe vermeiden wird, wodurch ähnliche Gesellschaften in England scheiterten und die Contribuenten ihre Beyträge verloren.

Die Arbeiten, die seit Anfang dieses Jahres für die Anlegung des Rhône-Kays, eines neuen Holzhafens und einer neuen Brücke über den Strom begonnen wurden, sind rasch und ununterbrochen vorwärts geschritten und bieten schon jezt einen erfreulichen, stattlichen Anblick dar. Wenn nun einmal all die häßlichen Hinterseiten der Häuser fallen und geschmackvolle Façaden an ihre Stelle treten, so wird hier ein durch Anlage und Naturumgebung sehr schönes Quartier entstehen. Als alle diese Häuser vor fünfzig bis sechzig Jahren gebaut und mit ihren Hauptseiten nach der Stadt gekehrt wurden, nach dem See hinaus aber nur schlechte hölzerne Gallerien, schmutzige Ausbaue und Erker erhielten, glaubte man nicht, daß diese Holz-Façaden in nicht gar langer Zeit durch schöne Steinwände erszt und die Häuser dadurch so zu sagen umgekehrt werden würden, da ihre bey weitem schönere Seite nun dem Wasser und der herrlichen Seegegend zugekehrt wird. Ein guter Lithograph hat den glücklichen Gedanken gehabt, die Häuser auf dem linken Rhôneufer in ihrer gegenwärtigen häßlichen Gestalt zu zeichnen. In einigen Jahren, wenn die neuen Anlagen vollendet sind und wenn das Auge daran gewöhnt ist, wird diese Zeichnung den Werth eines interessanten Aktenstücks haben und man wird ihm kaum glauben. Schöner aber noch und in größerem Styl werden die neuen Häuser auf dem rechten Rhôneufer, vor denen sich auch ein neuer Kay hinziehen soll, an dem man gleichfalls mit Eifer arbeitet. Bis jezt standen da keine Häuser, sondern es war ein leerer Platz und ein großer Garten; die ganze Gegend hieß Quartier des Bergues, und der Verein von reichen Privatpersonen, welche sie besizt, nennt sich darnach Société des Bergues.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 225.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 19. September 1829.

— Siehst du hier, ehrwürdig wie ein Felsen,
Von röthlichem Granit das Haus des Dogen,
Und jene Säulen dort, von deren Häuptern
Der heil'ge Theodor und Marcus Löwe
Hinüberschauen auf das weite Meer,
Als wollten sie den Wogen und den Schiffen,
Die friedlich nahen, drohend Halt gebieten!

Schenk.

Venedig.

Von Karl Ludwig Fernow.

Nachfolgendes ist den noch ungedruckten Briefen Fernows an einen seiner ältesten und liebsten Jugendfreunde entnommen, eine Korrespondenz, welche die treffliche Biographin Fernows, Johanna Schopenhauer, nicht gekannt zu haben scheint. Sie enthalten indessen über den Gang und die Entwicklung seiner Künstlerlaufbahn so viel Aufhellendes und Ergänzendes, auch sind ihnen so viele interessante Schilderungen und Künstlernotizen eingewebt, daß sie uns einer Mittheilung würdig zu seyn scheinen. Auch sein Charakter zeigt sich in ihnen sehr liebenswürdig. Sein inniges Gefühl für Freundschaft, sein erregbarer und doch reiner Künstlersinn für jede Schönheit, wie er besonders den Deutschen ziert, seine Begeisterung für Alles, was er für groß hielt, die um so erfreulicher erscheint, je seltener sie jezt noch mit so viel Bescheidenheit verbunden angetroffen wird, alles dieß bildet ein so schönes Ganze, daß es aufstrebenden Jünglingen als Muster dienen möge. Sollte nachfolgende Beschreibung Venedigs Interesse erwecken, so hoffen wir noch Manches über Italien aus derselben Feder mittheilen zu können.

* * *

Nach einem viertägigen Aufenthalt in den gebirgigen Grenzländern des südlichen Deutschlandes, verließen wir auf der lezten Anhöhe Krains, im Angesichte des adriatischen Meeres, das in grenzenloser Aussicht vor uns lag, unser geliebtes Vaterland, und befanden uns, dem Winter, dem Schnee und der Kälte des deutschen Himmels entnommen, umweht von milderen Lüften und umduftet von blühenden Mandelbäumen, im Vorhofe des schönen italienischen Himmels. Mit dem Gefühle von Wehmuth und Wonne, womit eine Braut sich aus den Armen der geliebten Mutter windet, um an den Busen ihres noch geliebteren Gatten zu sinken, verließ ich mein Vaterland, und umfaßte mit entzücktem Herzen die seligen Fluren Italiens, die in dämmernder Ferne mir winkten. Drey Tage blieben wir in Triest. In der dritten Nacht bestiegen wir eine Barke, schwammen über den wallenden Busen des adriatischen Meeres hinüber, und waren nach einer dreyßigstündigen Fahrt am zweyten Morgen im Angesichte von Venedig. Sie lag vor uns im dämmernden Morgennebel, und wie wir mit der steigenden Sonne näher rückten, stieg sie, diese Königin des Meeres, umgeben von ihren lieblichen Inseln, wie Venus von den Grazien, in voller Pracht hervor und entfaltete ihre Thürme und Palläste vor unsern bewundernden Blicken. Nach zwey Stunden waren wir, von tausend Gondeln, Barken und Schiffen umwimmelt, mitten im Gewühl dieser Meerwelt. Nach dem Sinne des Gesichts ward der des Geruchs zunächst, aber auf eine minder angenehme Art betäubt. Wir stiegen mit zugehaltenen Nasen am pestilentialisch stinkenden Fischmarkt, unweit des Markusplatzes, ans Land. Mehrere Gegenstände, z. B. der Markusthurm, der Pallast von St. Markus, die beyden Granitsäulen auf dem kleinen

Platze und anderes mehr, waren mir schon aus den vielen Abbildungen, die ich davon gesehen habe, bekannt, und ich begrüßte sie wie Freunde, die man schon länger aus Briefen kennt. Wir stürzten uns gleich, wie wir ankamen, und reisefertig wie wir waren, in das bunte Gewimmel des Markusplatzes, bevor wir in einen Gasthof gingen. Ich glaubte kaum meinen Sinnen, daß ich nun wirklich in dieser Stadt sey, die ich von früher Jugend als ein Wunder der Welt kennen lernte, und von der ich nicht kleinere Begriffe hatte, als von einer zauberischen Feenwelt, wie Ariost und Wieland sie uns malen. In den acht Tagen unseres Aufenthalts zu Venedig habe ich diese Stadt mehr beobachtet, mehr durchstrichen und besser kennen gelernt, als Wien in vier Wochen. Jeden Morgen mit Tagesanbruch ging ich aus, und jeden Abend oder vielmehr jede Mitternacht um ein oder zwey Uhr kam ich, völlig betäubt von den Tausenden von Gegenständen, die mich den Tag über umgaben, und abgespannt an allen Nerven, vorzüglich denen des Gesichts, nach Hause. Es war ein ewiger Rausch, von dem ich erst erwachte, als ich im öden Padua durch die tiefe Stille und Leerheit dieser großen Stadt, die ausgestorben zu seyn scheint, geweckt wurde. Venedig ist keine schöne Stadt, vielmehr, als Stadt betrachtet und abstrahirt von allen Eigenthümlichkeiten, wodurch diese Stadt Venedig ist, die häßlichste, die ich kenne; aber sie hat viele und große und einzige Schönheiten. Die Aussicht vom Markusthurm bey heiterem Himmel ist entzückend, unermeßlich, unbeschreiblich, einzig. Fast täglich wendete ich eine Stunde auf diesen Genuß, den man mit einigen Groschen vom Thürmer erkaufen kann. Der Markusplatz mit dem bunten Gewimmel, den Masken und farbigen Mänteln, die ganze Stadt, die Inseln und das Meer, nebst dem ewigen Gewühl an seinen Gestaden, gegen Norden das feste Land und die Gebirge von Trient und Kärnthen, die den Horizont begrenzen, dieß alles vereinigt sich im Glanze der Sonne zu einem großen, prächtigen, blendenden Anblick, an dem das Auge sich nicht satt sehen kann, den es ewig zu genießen wünscht. Jeden Abend war ich in einer andern Oper oder Komödie. Die Pracht, die hier auf Opern und Ballete verwendet wird, übertrifft alles, was ich in der Art bisher gesehen habe. Immer bin ich mit betäubten, fast von der Anstrengung schmerzenden Augen aus dem Theater gegangen. Auch der üppigste Geschmack wird hier befriedigt, jeder Sinn wird mit Genuß überladen, besonders wenn man noch nicht an den unwiderstehlichen Zauber italienischer Brünetten gewöhnt ist, gegen die eine deutsche Blondine etwa ist, was ein sanftes Lied von Jakobi gegen einen feurigen Hymnus von Schiller. Was der schweigerischste Luxus erzeugen kann, wird hier vereint, wird hier in einen Brennpunkt koncentrirt, um das Herz des sinnlichen Italieners in Wonne zu zerschmelzen und den Fremden in einen seligen Taumel zu wiegen, aus dem er oft die ganze Zeit dieser Winterfreuden nicht erwacht, und in den er sich, wenn er in den beeisten Norden zurückgekehrt ist, wie Adam in das ihm auf ewig verschlossene Paradies zurücksehnt. Hier werden die Marinellis Maitressen für ihre Fürsten, und die Schauspieldirektoren Sänger und Tänzer, deren Kehl- oder Fußtriller ihren zerstörten Finanzen wieder aufhelfen, indeß sie den Frieden manches Ehepaares und die Ruhe manches Landes zerstören. Das Gewühl auf dem Markusplatze, der Lärm der Seiltänzer, Marktschreyer, Quacksalber, Bärenführer, Luftspringer, Taschenspieler und jeder Art von Gaukler, Gauner und Lustigmacher ist eben so unbeschreiblich als unaufhörlich; es dauert vom grauenden Morgen bis in die tiefe Mitternacht; in Venedig existirt eigentlich keine Nacht, wenigstens während des Karnevals nicht; die eine Hälfte der Einwohner schwärmt bis an den hellen Morgen, wo die andere wieder aufsteht, um für den neuen Genuß der folgenden Nacht zu arbeiten. Ich habe jedes Vergnügen genossen, das die kurze Zeit meines Aufenthalts und meine Börse mir gestattete, und bin von diesem Theil meiner Reise völlig befriedigt. — Venedig ist nicht so außerordentlich groß, aber die unzähligen engen, krummen, winkligen Gassen, die vielen Kanäle und Brücken, die verworrene, planlose Anlage des Ganzen, machen diese Stadt zu der labyrinthischsten von allen, die ich kenne. — Ein Fremder braucht nach der Aussage mehrerer, die diese Erfahrung gemacht haben, ein ganzes Jahr und darüber, ehe er sich überall, in jedem Theile der Stadt zurechtfinden lernt.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Seherin von Prevorst.

(Fortsetzung.)

Das gesellschaftliche Leben (sagt eine tiefe Seherin) ist ein Gewühl, worin sich der Mensch herumtreibt; wer aber einen festen Punkt darin faßt, sich nicht herumtreiben läßt, der vermag den Lauf der Dinge, die außer ihm vorgehen, wahrzunehmen und zu beurtheilen; ein solcher lebt in **Freyheit** und lernt Sachen, die durch keinen Unterricht ihm beygebracht werden können. Das was außer ihm vorgeht, belehrt sein Inneres. So lange man nur Auge und Ohr für äußere Dinge hat, versteht der innere Sinn davon nichts. Alles muß von Innen ausgehen, wie die Schrift sagt: was von Innen kommt, ist gut. Wir müssen es machen wie Maria: diese verstand nicht, was Christus sagte, aber sie bewahrte es in ihrem Herzen. Hätte sie es vermittelst ihrer Begriffe von äußern Dingen verstehen wollen, so hätte sie es unfehlbar falsch verstanden; nur die Stimme des Innern konnte es ihr verständlich machen. Es liegen sehr viel tief verborgene Wunder

in der Natur und im Menschen, die wir nicht kennen, weil unser Auge und Ohr sich blos mit den äußern Dingen beschäftigt, und weil die äußere Stimme die innere überschreyt.

Ja, wundervoll, Lieber, ist das Leben der innern Welt, das, wovon sie lebt und wodurch wir sind und woher unser Trost, unser Alles kommt; aber eben darum verwundert es uns nicht so, es macht still, es würde hier schon recht selig machen, wenn wir nur immer dem segnenden Säuseln dieses Geistes zugewendet blieben, wenn uns das Mühlrad der großen Welt nicht immer wieder für dieß Säuseln taub machte.

Gehst du in die naturgemäße Urzeit zurück, in der noch nicht die sogenannte Kultur das innere Leben bedeckt, in die Geschichten des alten Testamentes, oder auch jezt noch dahin, wo die Wiege des Menschengeschlechtes war, in den Orient, so siehst du auch dort noch Ueberreste, die von gleichem innern Leben bey ganzen Volksstämmen zeugen, das wir hier nur als Krankheit an Einzelnen zu beobachten glauben.

Ich weise hier auf jene innere Sprache hin, von der in diesen Blättern ausführlicher die Rede seyn wird, die sich bey jener Frau im schlafwachen Zustande offenbarte, von der sie sagte, daß eine ähnliche in jedem Menschen liege, und die in Schrift und Wort so viele Aehnlichkeit mit den Sprachen des Orients hat, und zwar wohl nur aus dem Grunde, weil in jenen Sprachen der Kindheit des Menschengeschlechtes wohl auch die natürliche innere Sprache des Menschen liegt, eben so wie die Rechnung mit Zahl und Buchstaben, die auch der ihrigen ähnlich ist, von dort stammt; was sich Alles wohl in jedem Menschen, der in sein natürliches Innerstes zurückgeführt wird, mehr oder weniger wieder kund thut. Auch jenes Aufschließen des Geistes vor Stein und Metall, jenes Gefühl für siderische Einflüsse findest du am meisten bey ganz der Natur gemäß lebenden Menschen, bey Bergbewohnern und Hirtenstämmen.

Wo aber durch Kummer und Krankheit, und zugleich durch eine, schon von der Natur gegebene, anererbte Anlage (wie in unserm Falle zu seyn scheint) Fleisch und Blut des Körpers gleichsam getödtet wird, dann aber der Nerve mit seinem Geiste, als dasjenige, was Seele und Geist mit dem Leibe vermittelt, in desto fesselloserem Leben hervortritt, da werden uns allerdings oft scheinbare Wunder des inneren Lebens im vollsten Maße kund. Aber welch ein unsäglicher Trost, Lieber, liegt hier! du siehst, daß wenn die Außenwelt auch mit all ihrer Qual und ihrem Jammer den Körper verzehrt, oder ihm an den Eingeweiden nagt, wenn kein Stern der Hoffnung, kein Funke von Freude dir mehr von Außen scheint, sich erst in deinem Innern (vermagst du es nur zu erfassen) ein unsäglich helles Leben anfacht, von dem die Welt des Aeußern keinen Begriff hat, ein Leben, das dir keine Folter zerbricht, in dem keine Nacht eines Kerkers die Flamme löscht, die dir aus den tiefsten Tiefen der Natur bricht, das dich mit der Welt der Geister verbindet, und wo du den Vorgeschmack der Wonne empfindest, in die dein ewig lebender Geist (ist er gereinigt vom Körper) aufschwebt. Das ist die Ruhe, das ist das Wohlbehagen, das dem unschuldig Gekränkten, dem Tiefleidenden, dem, der keine Ansprüche auf alles, was da von der Welt kommt, mehr macht, im Innern aufgeht, das ist der Frühling mitten in seiner Brust beym Winter von Außen, die helle Wiese, auf der er, liegt sein Leib in Folter, einhergeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Beschluß.)

Der Name des Quartiers des Bergues fiel mir gleich Anfangs auf, da ich vermuthete, er sey deutschen Ursprungs. Lange konnte ich keine Auskunft bekommen; immer hieß es: wir wissen nicht, woher die Benennung kommt, die Gegend hat immer les Bergues geheißen. Endlich bin ich der Sache durch den Archivarius des Staatsraths auf den Grund gekommen. In der Mitte des 15ten Jahrhunderts gerieth die Stadt durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände in Hungersnoth; Niemand konnte helfen, weder die Syndiken noch der Bischof, weder Savoyen noch Frankreich; da schlug sich ein braver Mann ins Mittel, F. Berger aus Bayern. Dieser ließ schnell eine große Menge Getreide aus seinem kornreichen Vaterland kommen und verkaufte es um ein Billiges, so daß sich die Hungersnoth bald legte. Der Rath der Fünfziger wollte sich dem Mann dankbar beweisen, und da er wünschte, Getreidemühlen an der Rhône anzulegen, so gaben ihm die Fünfziger dazu einen weiten Platz, der nach ihm den Namen erhielt und Quartier de Berguer genannt wurde. In der Folge änderte man den lezten Buchstaben, und dabey blieb es auch, als später die Mühlen abbrannten und nicht wieder erbaut wurden. Diesen Platz kaufte nun eine Gesellschaft, legte da eine große Fabrik und einige kleine Häuser an und nannte sich drollig genug Société des Bergues. Da der ganze südöstliche Stadttheil auf dem rechten Rhôneufer ohne direkte Verbindung mit der übrigen Stadt ist, weil er keine Brücke hat und seine Bewohner einen weiten, sehr unangenehmen Weg durch das St. Gervais-Viertel machen mußten, um zu den Brücken zu gelangen, so blieb diese ganze Gegend hinter der übrigen Stadt zurück und man hatte ein Vorurtheil gegen ihre Bewohner. Es wohnte Niemand Rechtes da, sondern nur unbemittelte Handwerksleute u. s. w. Die Miethen waren in den alten rauchigen Häusern wohlfeiler als irgendwo. Lange dachte die Regierung darauf, diese Unebenheiten auszugleichen und die Bergues-Leute zu wohlhabenden Genfern zu machen. Nun hat sie dazu das beste Mittel ergriffen, indem sie durch eine neue Brücke eine unmittelbare Verbindung jenes Stadttheils mit den Gebildeten und Wohlhabenden am linken Rhôneufer möglich macht. Dadurch wird sich die Civilisation im Geleit des Wohlstandes schnell erheben; bald wird es hier ganz anders aussehen. Die Bergues-Gesellschaft, die eine große Summe zur Erbauung der neuen Brücke hergibt, legt

nicht nur einen stattlichen Kay an, sondern zu dessen Benutzung und Zierde auch eine Reihe schöner Häuser, besonders einen Gasthof, wie Genf bisher keinen hatte. Alle hiesigen Architekten sind aufgefordert, Pläne dazu einzureichen; er soll drey große Höfe, Marmorbäder, ein Schwimmbassin, große Treppen für die Fremden, kleine für den innern Dienst, Wasserleitungen in allen Zimmern, Erleuchtung von oben, deßgleichen Gesellschafts-, Tanz- und Eßsäle, einen Restaurateur mit seinen Zimmern, Billard u. s. w. enthalten. Ich glaube, die Bergues-Herren haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht; die Zeiten, wo unsere ersten Gasthöfe, der Leu de Génève, les Balances und die Couronne steinreich wurden, sind nicht mehr. Zwar ist der Zufluß von Fremden jetzt größer, denn jemals; sie sind aber, selbst die großen und reichen englischen Familien, wirthlicher geworden; sie bleiben nicht mehr, wie sonst, Monatelang in Gasthöfen, sondern beziehen gleich eine Privatwohnung oder ein Landhaus, wenn sie länger hier verweilen wollen. Ueberdieß hat sich in den lezten zwey Jahren eine Menge neuer Gasthöfe hier aufgethan, von denen einige gar nicht übel sind, z. B. das Hôtel du Nord, das Hôtel du Midi, das Hôtel de Provence, das Hôtel de l'Europe. Wozu also noch diese auf Neapel oder eine andere Wunderstadt berechnete vornehme Gastanstalt? Freylich hat man hier eine Aussicht auf den Strom, die Seespitze und gegenüber auf die Voirons, die Salève, den Môle und hinter ihnen auf die prächtige Gletschermauer, auf der der Montblanc und seine kleinen Brüder wie Wachtthürme stehen; eine Aussicht, wie man sie sonst nirgends in der Stadt hat.

Frankfurt a. M., September.

(Beschluß.)

Am Größten erscheint uns Paganini in der Reinheit seiner Doppelgriffe, Terzen-, Sexten- und Oktavengänge, in der tadellosen Taktfestigkeit seines Spiels, die bey ihm mehr bedeutet, als Viele ahnen, und besonders da, wo er sich einem wahrhaft kindlichen Tändeln mit Tönen in aller Einfachheit überläßt, bald ergreifend weint, dann wieder durch Thränen lächelt und zu Jubel und froher Lust am Leben übergeht. Diese Kindlichkeit dünkt uns in Paganini's Gemüth begründet und sie wird ihm auch diejenigen Zuhörer gewinnen, die für die Wunder des Flageolets ein unempfängliches Herz haben. — Bis jezt hat Paganini vier Konzerte im Schauspielhause gegeben. Die Einnahme, wovon er ⅔, die Theaterkasse ⅓ zog, war: 2100 fl., 3100 fl., 2800 fl. und 1500 fl., also im Ganzen 9500 fl. — Die Bemühungen unsers physikalischen Vereins, durch Herstellung eines Meridians dem Uebelstande abzuhelfen, der durch die oft sehr von einander abweichende Zeitangabe der hiesigen Stadtuhren veranlaßt ward, haben endlich gute Früchte getragen. Der k. sächsische Bundestagsgesandte, Frhr. v. Lindenau, als einer der bedeutendsten Astronomen bekannt, hatte die Gefälligkeit, die Einrichtung dieses Meridians, mittelst der zu diesem Zwecke zu bewirkenden Höhenmessungen 2c., zu übernehmen, und bereits hat sich nunmehr am südlichen Ende der Roßmarkt-Allee, fast in Mitte der Stadt, ein Obelisk erhoben, auf welchem sich eine vergoldete Stange nebst einer Kugel befindet, deren Schatten als Sonnenzeiger benuzt werden soll. Eine an diesem Obelisk befestigte metallene Tafel, worauf eine Tabelle der Zeitgleichung eingegraben ist, gibt die tägliche Sonnenabweichung genau zu erkennen und damit die Normen, wonach die mittlere Zeit zu bestimmen ist. Wegen der trüben Tage, die wir seit Aufrichtung des Obelisks, die vor etwa zwey Wochen stattfand, hatten, konnte bis jezt das ganze Werk noch nicht zur Vollendung gebracht werden. Das für diese so gemeinnützige Anstalt sich interessirende Publikum wünscht jedoch um so mehr, daß wir bis zum Eintritt des Aequinoctiums Sonnenschein haben möchten, da zu dieser Zeit die mittlere Zeit mit der Sonnenzeit zusammenfällt, daher alsdann die Zeichnung der Linie selber um so leichter auszuführen ist. Auf Veranlassung der hier in Rede stehenden Einrichtung wurde in einer der lezten Sitzungen des physikalischen Vereins ein Modell vorgezeigt, wo vermöge eines Brennglases, das in den Sonnenmeridian gestellt wird, gerade um 12 Uhr eine Kanone losgeht, wie solches an mehreren Plätzen zu Paris, Berlin 2c. geschieht. Das Modell besteht aus einer Marmorplatte, auf welcher eine kleine Kanone steht, über der sich das Brennglas in einem Gradbogen bewegt, worauf ein Kalender eingegraben ist, nach welchem das Brennglas jede Woche gestellt werden kann.

Das literarische Publikum darf in Kürze einer sehr willkommenen Gabe entgegensehen, die es dem Unternehmungsgeiste des hiesigen Buchhändlers Sauerländer zu verdanken haben wird. Auf dessen Veranstaltung nämlich werden wir eine geschmackvolle und gediegene deutsche Bearbeitung von Lord Byron's sämmtlichen poetischen und prosaischen Werken erhalten, wofür S. mehrere unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller gewonnen und deren Leitung der als Sprachkenner und ästhetischer Kritiker bekannte Professor Adrian zu Gießen übernommen hat. Das Ganze soll in zwölf Bänden in Groß-Duodez mit den dazu nöthigen erklärenden Anmerkungen erscheinen; die erste Lieferung aber, aus drey oder vier Theilen bestehend, wird bereits Ende Oktobers fertig seyn. Nach den Proben, die wir davon gesehen haben, läßt sowohl die Bearbeitung, als auch die typographische Ausstattung keinen gerechten Anspruch unerfüllt.

Die Feyer des dreyhundertjährigen Jubiläums des hiesigen Gymnasiums wird am bevorstehenden 21. September begangen werden. Das betreffende Programm, vom derzeitigen Rektor, Hrn. Professor Vömel, enthält die Geschichte dieser Anstalt unter dem Rektorate Hirtzwigs, der diese Stelle in dem ersten Viertel des 17ten Jahrhunderts bekleidete, und der sich um das Erblühen des Gymnasiums große Verdienste erwarb.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 219.

Strumpf. Trumpf. Rumpf. Trum. Rum.

Pendants zu Hebelschen Räthseln.

„Die kluge Tochter.“

„Meine Mutter ist ein dummes Thier,
Doch große Weisheit fließt aus mir.“

Hebel.

Der gelehrte Sohn.

Mein Vater ist nur ein unwissendes Thier,
Doch findest du klassische Weisheit bey mir.

Die vornehme Tochter.

Meine Mutter siehst du bey Bettlern immer,
Mich mit goldenem Rand in der Könige Zimmer;
Meine Mutter ist nur ein lumpig Ding,
Mich halten die Weisesten selbst nicht gering.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 226.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. September 1829.

Horch! So klinget die Harfe
Eines Engels im Chor himmlischer Geister, wenn
Sich die lösende Seele
Sanft von Athem zu Athem hebt,
Bis allmächtig erklinget
Aller Seligen Chor, aller Befreyeten.

Herder.

Aus der Seherin von Prevorst.

(Fortsetzung.)

Möchten dir, lieber Leser, die nachstehenden Blätter, die manche neue Eröffnungen über das innere Leben und das Hereinragen einer Welt der Geister in die unsere enthalten, es klar werden lassen, wie solches innere Leben nicht blos in Schlafwachen, sondern, in Wahrheit, in uns allen waltet, wie wir es aber nicht tief genug erfassen, nicht selber in ihm einkehren und seine inhaltschweren Ziffern nicht zu enträthseln uns mühen, weil uns der Tumult der Außenwelt ruft, bis jener Moment kommt (und o! wie bald kommt der bey Allen!), wo diese Außenwelt verschwindet, und dann unser Geist unaufhaltsam in die innern Kreise kehrt und da, nur zu spät! schaut, was sich ihm sezte.

Und nun möcht' ich dir, Lieber, nur wenige Worte schon an dieser Stelle (Weiteres sagt dir der spätere Inhalt dieser Blätter) von dem Wesen desjenigen Lebens im Innern sagen, das man den magnetischen Schlaf heißt. Nenne, mein Lieber, diesen Zustand nicht Schlaf: denn er ist vielmehr das hellste Wachen, das Aufgehen einer innern, viel hellern Sonne, als die ist, die deinem Auge von Außen leuchtet, ein helleres Licht als das ist, das dir durch deine Begriffe, Schlüsse, Definitionen und Systeme im wachen Leben werden kann, ein Zustand, der mit dem ursprünglichen des Menschen Aehnlichkeit hat, wo der Mensch wieder in alte innige Verbindung mit der Natur tritt, und ihre Gesetze und Urtypen zu erschauen fähig werden kann. „Vor dem Falle des Menschen (sagt van Helmont) hatte seine Seele eine angeborne Wissenschaft und eine prophetische Gabe von ausgezeichneter Kraft; diese Fähigkeiten besizt die Seele aber noch; und wenn sie nicht sichtbar werden, so sind es die vielen Hindernisse der Sinnlichkeit, die sich ihr entgegensetzen. Besonders wird der Mensch im Schlaf noch oft durch dieses übernatürliche Licht erleuchtet, weil da nicht, wie im Wachen, diese innern Eingebungen von den Sinnesreizen zurückgehalten werden. Erwacht diese magische Kraft wieder (wie in magnetischen Zuständen hauptsächlich der Fall ist), so erlangt er auch jene Wissenschaft und die Fähigkeit nach Außen zu wirken.“

Im reinsten, höchsten Grade des magnetischen Zustandes, ist kein Schauen, Hören, Fühlen; es ist etwas, aus allen dreyen zusammengesezt, mehr als alle drey, eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht des wahrhaftesten, eigensten Lebens und der Natur. Je einfacher, naturgemäßer der Mensch, der in diesen Zustand geräth, im wachen Leben ist, je mehr sich schon in diesem sein Geist von Seele und Leib frey zu halten wußte, je tiefer, je wahrer wird auch sein Schauen in ihm seyn.

Aber auch dieser Zustand hat seine Gradverschiedenheiten (die unten näher bezeichnet sind), und es ist gewiß im höchsten Grade dieses innern Lebens auch keine Täuschung mehr möglich, und das wohl in Momenten, in denen des Geistes Entfesselung von der Seele stattfindet, und

ihm dann wie durch einen Blitzstrahl das Centrum des Innersten erleuchtet wird.

Jakob Böhme nennt diesen Moment den, „wo das Morgenroth im Centrum aufgeht.“ Aber diese Momente treten nicht sogleich, nicht oft und nicht bey allen ein, und oft fehlt für dieses Schauen die Sprache.

Noch sind diese Schlafwachen der irdischen Hülle nicht so völlig los, daß sie außer allen Einfluß derselben gesezt wären, auch sind ihre hellen Blicke (wie schon bemerkt) oft nur momentan und werden bald wieder von dunklern getrübt. Aber immer wird uns auch hiedurch ein Schleyer nach Jenseits gelüftet, und wir schauen, wenn auch nur mit irdischen, getrübten Augen, und oft nur auf Augenblicke, doch immer in ein unendliches Lichtmeer durch die Spalte des menschlichen Sargdeckels.

Gewiß ist es aber auch, mein Lieber, daß dieser Zustand des Hellsehens Niemand als ein Mittel anzurathen ist, um das zu werden, was der Mensch vor Gott seyn soll.

Eschenmayer sagt sehr wahr: „Bey Personen in diesem Zustand ist nicht das mindeste Verdienst. Was sie in moralischen und religiösen Gesinnungen äußern, ist kein selbstständiger Erwerb, sondern die natürliche Folge einer von dem Bley der Sinnlichkeit freyer gewordenen Seele. Daher nehmen auch diese Personen beym Erwachen, unbewußt der gehabten höhern Anschauungen, die nämliche Stelle in ihrem abbildlichen Individualleben wieder ein, die sie vorher behaupteten. Hier liegt eben der große Unterschied zwischen dem Gefühlsleben des Schönen und dem Verdienste der Tugend. Die bloße Kontemplation der Idee der Tugend ist noch lange kein Vollbringen des Guten.“ — Ja, mein Lieber, laß uns immer vor erzwungener Herbeyführung eines Hellsehens warnen! St. Martin nennt es deßhalb gefährlich, weil es die Wurzeln unseres geistigen Wesens dem Auge oft entblößt darstellt, ehe die nöthigen Vorbereitungen dazu gemacht sind, ehe die rechte Zeit gekommen ist.

War auch einst im Alterthum der magnetische Zustand bekannt, und wurde er als Heilmittel, oder auch oft zu religiösen, ja selbst politischen Zwecken, geflissentlich durch magnetische Einwirkungen (durch Lorbeer und Räucherungen *) herbeyführt, so war er in jedem Falle ein Mysterium im Heiligthume der Götter und nicht auf dem Markte preis gegeben der Betastung der Ungläubigen, Spötter und Heuchler. Die Schlafenden wurden in eigenen Zimmern der Tempel besonders behandelt, in feyerlicher Stille und meistens in der ruhigen Nacht. Priester sagten ihnen beym Erwachen die von ihnen geoffenbarten Mittel und den Ausgang. Wie aber, mein Lieber, jezt die Verhältnisse unseres öffentlichen Lebens nun einmal sind, (dieses gemeinen Lebens!) wird ein Mensch in diesem Zustande leicht eine Puppe, der das unselige Loos ward, sich mitten unter einem Troffe von Knaben zum Schmetterlinge entfalten zu sollen. Siehe, mein Lieber, der eine bläst nach ihm, der zweyte schlägt nach ihm, wieder ein anderer durchsticht ihn mit der Nadel, und, gestört in seiner Entfaltung, stirbt er noch als halbe Puppe langsam dahin. Das, mein Lieber, ist auch das Bild eines unglücklichen magnetischen Lebens, dessen Erscheinungen der hauptsächlichste Gegenstand dieser Blätter sind.

*) Es ist merkwürdig, daß auch eine Art Magnetstein (ἀετιτης), eine Art Eisenocher, häufig angewendet wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Venedig.

(Beschluß.)

Ich habe, obgleich ich unaufhörlich umherging, in diesen acht Tagen nicht sechs Gassen ohne Cicerone oder den Plan von Venedig hindurch gehen können. Von unserem Logis auf den Markusplatz, von dem Markusplatze in unser Logis war der einzige Weg, den ich, ohne Gefahr mich zu verirren, unternehmen konnte. Von den Gebäuden, Statuen, Gemälden u. s. w., die ich gesehen habe, mag ich Dir gar nichts schreiben, denn es ist nichts langweiliger und unnützer, als solche Beschreibungen zu lesen, und nichts thörichter, als solche Dinge einem andern zu beschreiben. Ich will dir nur sagen, daß in Venedig die schönsten und himmlischsten unter allen sterblichen Schönen sind, die mein Auge gesehen, und daß die italienische Sprache im Munde eines lieblichen Mädchens die süßeste ist, die mein Ohr gehört hat. Wehe dem, der mit einem leicht zu rührenden Herzen nach Venedig kommt; jeder Blick einer schönen Venetianerin ist ein durchbohrender Pfeil, jeder Ton ihrer Zauberstimme ein Syrenenlied für den armen Flüchtling; und man wagt viel, wenn man ein schöne Venetianerin, die immer von einem vermummten oder unvermummten Cicisbeo begleitet ist, mit den Augen verfolgt oder gar ihr nachschleicht. Niemand ist eifersüchtiger als ein venetianischer Cicisbeo oder Ehemann. Schon mancher hat hier sein Leben für diese unschuldige Freude an meuchelmörderischen Dolchstichen verbluten müssen. Die Venetianer selbst sind so behutsam, daß sie auch die auffallendsten Schönheiten nicht bedeutend und anhaltend anzusehen wagen.

Hier sind über zwanzig Palläste voll der ausgesuchtesten Mahlereyen von den herrlichsten Meistern der lombardischen Schule, von Guido, den drey Caraccis, Guercino und vielen andern. In keiner Gallerie Deutschlands, vielleicht nicht aus allen zusammen genommen, würde man so viele vortreffliche Gemälde zusammenbringen können, als hier in Einem Pallaste befindlich sind. Der größte Reichthum der Gallerien in Deutschland besteht aus Gemälden der Niederländer, die wie eine Sündfluth Deutschland, England, Holland u. s. w. überschwemmt haben. Diese findet man hier hingegen nicht. Hier sieht man keine Gegenstände aus der gemeinen Natur, alles ist Ideal, ausgewählte Schönheit. Ich habe indeß gesehen, so viel ich konnte, und mit innigem Blick jedes

vorzügliche Kunstwerk umfaßt. Ich mag dir mit Beschreibungen davon keine lange Weile machen; denn ein anderes ist, ein Kunstwerk sehen, ein anderes, eine Beschreibung desselben lesen. So viel Genuß ersteres gibt, so viel Langeweile gibt gewöhnlich das leztere. Jeder Sinn soll sein Recht behalten; man soll kein Gemälde hören und keine Musik sehen. Gewiß werde ich über meine Reise etwas zum Druck ausarbeiten, sobald ich Muße habe, den Stoff zu ordnen und in Darstellung einzukleiden; dieß leztere ist besonders nothwendig, weil meine Bemerkungen sich nur über ästhetische Gegenstände verbreiten, deren Beschreibung auch ästhetisch gehalten seyn muß, wenn sie dem Leser so lebendig vor das Auge seiner Phantasie treten sollen, als der Beschauende selbst sie sah. Ich habe bereits meinen achttägigen Aufenthalt in Venedig so ausgearbeitet, etwa vier Bogen stark, oder etwas darüber. Wenn es nicht Postgeld kostete, hätt' ich es dir geschickt. Ich glaube, es verlohnt sich nicht der Mühe, die Kleinigkeit drucken zu lassen; vielleicht gebe ich sie einem Journale zum Einrücken. Ich habe sie als Erzählung an einen Freund eingekleidet und will dir doch zur Probe eine Stelle davon ausziehen.

Die Scene ist im Theater von St. Luka.

Man gab ein Lustspiel von Goldoni, dessen Namen mir entfallen ist. Fast alle Schauspieler waren über das Mittelmäßige, einige vortrefflich. Alle hatten ihre Rollen bis aufs Wort inne, und das Ganze ging so lebhaft, so rasch, Schlag auf Schlag in einander greifend, als man es nur wünschen konnte und in Deutschland, vielleicht selbst auf Schröders Bühne, nur selten zu sehen bekommt. Ich ward bis ans Ende des Stückes von einem sanften, immer wachsenden Strom des Vergnügens fortgezogen, der durch nichts unterbrochen wurde.

Die Prima Donna dieses Theaters übertrifft alle übrigen an schöner, interessanter Gesichtsbildung. Sie ist das reizendste Frauenzimmer, das ich irgend auf dem Theater sah. Sie sprach den rundesten toskanischen Dialekt. So lieblich und wohlklingend, als sie von ihren Lippen floß, hatte mir die Sprache der Liebe noch nie getönt; ich empfand jezt zum ersten Male ihren ganzen melodischen Zauber. Nächst ihr zeichnete sich der Primo Amoroso und das schalkhafte, launigte Kammermädchen aus.

Als Nachspiel gab man das Duell, Lustspiel in einem Akte, und der Liebhaber des ersten Stückes spielte auch hier wieder mit verdientem Beyfall. Aber während dieses leztern war ich weniger Ohr und Aufmerksamkeit als vorhin. Ein interessanter Anblick, den ich ewig zu haben wünschte, zog mein Auge auf sich.

In einer Loge nahe am Theater saß eine Gestalt von schöner Jugend, in einen hellblauen Mantel gehüllt, die durch die große, edle Form ihres Gesichts meinen Blick fesselte. In der Größe und Schönheit ihres Gesichts lag so ein wunderbarer Zauber von beyden Geschlechtern, daß ich nicht zu unterscheiden vermochte, ob diese Gestalt Mann oder Weib sey. Das reinste Oval antiker Form, ein großer, feuriger, Junonischer Blick, wie Sternenlicht unter den dunkeln, zarten Bogen der Augenbraunen funkelnd, eine edle, sanft gebogene Nase, die im leichten Schwunge sich von der freyen, geraden Stirne hinabsenkte — sie saß mir im Profil — ein etwas stark gezeichneter Mund voll Ausdruck, der zwey Reihen blendend weißer Zähne verbarg, mit holdseligem Lächeln auf den frischen Lippen, bildeten vereint ein Gesicht, wie mir bis dahin noch keines in lebendiger Natur erschienen war. Bey aller Milde und Weiblichkeit, die darüber ausgegossen schien, gab doch die Größe der Formen, die Kühnheit der Nase, die Festigkeit des schön von den Wangen herab sich wölbenden Kinns, und noch mehr der edle Wuchs, den Umriß und Falten des Gewandes andeuteten, wiederum einen so täuschenden Anstrich von schöner, jugendlicher Mannheit, daß sie mir in abwechselnden Momenten bald Jüngling, bald Mädchen war. Alle Ungewißheit ist mir wie eine Folter zuwider; jeder ihrer Augenblicke ist Tod für mich; aber hier schwebt' ich in den seligsten Zweifeln. Nie sah ich ein Haar von glänzenderer Schwärze in üppigeren Wellen Schulter und Busen umfließen; ein feines weißes Tuch, nach römischer Art geschmackvoll um den Kopf gebunden, verbarg den übrigen Reichthum. O wie reizend und bezaubernd das Ganze! Jezt trat die junge Schauspielerin mit dem Guido'schen Engelantlitze, die im ersten Stücke gespielt hatte, in dieselbe Loge; die Raphaelische Gestalt bewillkommte sie mit einem Kusse und Beyder Blicke glänzten in süßem Feuer. Nie sind zwey schönere Wesen in einem Kuß zusammengeschmelzen; so küßten sich Amor und Psyche nach ihrer Vereinigung im Olymp. Sie saßen einander gegenüber, bald in traulichem Gespräche, bald mit dem Schauspiel beschäftigt, und mein Blick weidete sich lange an ihrer Schönheit. Nur unter dem milden Himmel Hesperiens können so holde Gestalten entstehen, nur von so holden, himmlischen Wesen umgeben, die Guidos und Titiane sich bilden. O ihr holdseligen, von der Natur in ihren liebendsten Momenten gebildeten Geschöpfe, schön und süß, wie Leben und Liebe! Hätt' ich jezt Raphaels Adel, Guido's Huld und Gefühl, Coreggio's Anmuth und Titians Farbenzauber in Seele und Hand, in euren Umrissen wollt' ich sie in seliger Harmonie zusammengatten, und eure himmlische Schönheit sollte in ewiger Jugend blühen.

Am folgenden Abend erspähte mein Auge diesen Raphael; rathe, wo? — unter den Figurantinnen zu St. Casano. Der Zauber ist geschwunden, aber soll ich darum die Rose zerblättern, deren Wohlgeruch mich erquickte? duftet sie darum minder süß, weil ich sie unter giftigen Belladonnen brach? und blieb Apollo nicht auch unter den

Hirten ein Gott? — O laß uns das Schöne lieben, wo wir es finden! es offenbart sich so selten in der Sinnenwelt! So lange wir uns, außer dem Gefühl des Schönen selbst, noch von andern Rücksichten leiten lassen, wird unser Geschmack immer schief und gothisch und ungebildet bleiben. Der Sinn für das Schöne ist so zart, so empfindlich und gleich biegsam für wahre und falsche Eindrücke, daß er durch jede pedantische Zucht oft auf immer für den reinen Genuß desselben unfähig gemacht wird. Wir können ihn nicht sorgfältig genug in seiner natürlichen Lauterkeit und Einfalt bewahren, nicht aufmerksam genug jede Gelegenheit ergreifen, die sich darbietet, ihn zu entwickeln. Augenblicke wie diese, wären sie Täuschung, sind Momente der Weihe für den jungen Künstler, die mit schnellen Blitzen die Nacht um ihn her erhellen, und die Schwingen seines Genius zum freyern Emporflug entfalten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Sie haben ohne Zweifel von der Reise gehört, welche Gurney mit seinem neuen Dampfwagen von Cranford Bridge nach Bath und zurück gemacht hat; einige nähere Umstände davon werden daher gewiß in Deutschland mit Interesse gelesen werden. Zuerst eine nähere Beschreibung des Wagens. Der Dampfwagen ist nicht zum Transport von Reisenden oder Gepäcke, sondern dazu bestimmt, einen andern Wagen im Verhältnisse von 8 bis 10 (engl.) Meilen die Stunde vorwärts zu ziehen. Der Dampfwagen enthält nebst der Maschine zwey Sitze für den Maschinisten und den Lenker. Die Maschine ist nach dem Prinzip des sogenannten hohen Drucks erbaut, und der Pumpenstock arbeitet in horizontaler Richtung unterhalb des Wagenkastens und sezt die Hinterräder in Bewegung, von denen jedes allein oder beyde zugleich bewegt werden können. Dadurch wird der Wagen nicht fortgezogen, sondern in der That fortgestoßen. Die Lenkung des Wagens geschieht mittelst eines mit den Vorderrädern in Verbindung stehenden wagerechten Rades, und zwar mit einer Genauigkeit, mit der kein Kutscher einen mit Pferden bespannten Wagen zu lenken vermag. Auch kann die Maschine in einem Augenblick angehalten werden. Die Länge derselben beträgt nicht mehr als die eines gewöhnlichen vierräderigen Wagens ohne die Deichsel, d. h. 10 Fuß, und wenn ein für Reisende bestimmter Wagen daran gehängt wird, so werden beyde zusammen nicht länger seyn als ein zweyspänniger Wagen. Die Reibung auf der Straße ist gleich der eines Wagens von acht Rädern; man glaubt aber, daß man solche auf sechs werde herabbringen können. Die Maschine fuhr wenigstens eine halbe Stunde lang längs den Windungen eines Bergweges, und erreichte den Gipfel in dem Geschwindigkeitsverhältniß von 8 bis 10 engl. Meilen in der Stunde. Nachdem man eine viersitzige Kalesche daran befestigt hatte, zog sie dieselbe, ohne an Schnelligkeit zu verlieren, denselben Weg hinan. Da die Maschine ihrer Einrichtung nach ihren Dampf ausläßt, so bedarf sie einer größeren Menge von Wasser und Brennmaterial, und zwar jede halbe Stunde einen frischen Aufguß von Wasser und alle Stunden eine neue Zulage von Kohlen (eigentlich Coke, der Rückstand nach Abschwefelung der Steinkohle zum Behuf der Gasbereitung), weßwegen auch Vorrathslager von Wasser und Coke je nach der Geschwindigkeit, mit der man zu fahren gedenkt, in Zwischenräumen von 4 und 8 oder 5 und 10 Meilen angelegt werden müssen. Das Geräusch des Dampfwagens mit der daran gehängten Reisekalesche ist nicht so groß, als das Gerassel eines mit zwey Pferden bespannten Wagens. Das Coke läßt wenig oder gar keinen Rauch wahrnehmen; auch erheben die 8 Räder nicht so viel Staub, als ein vierräderiger Wagen mit 2 Pferden. Die Gefahr des Berstens ist dadurch vermieden, daß der Dampf nicht in einem einzigen Gefäß, sondern in einer Anzahl Röhren erzeugt wird, die jedoch mit einander in Verbindung stehen. Die Kosten bey der Fahrt der Maschine auf einer Heerstraße werden auf 3 Pence (9 Kreuzer) pr. Meile angeschlagen, so daß man glaubt, man würde, im Fall die Maschine 20 Reisende zu ziehen vermöchte, was ganz wahrscheinlich ist, die Person z. B. von hier nach Southampton, eine Strecke von ungefähr 80 Meilen, wofür eine Person jezt 22 Schillinge im Innern eines Eilwagens bezahlt, für 6 Schillinge führen und doch dem Unternehmer 500 Prozent Vortheil lassen können. Uebrigens rechnet man, daß die Aufnahme der Vorräthe von Wasser und Coke jedesmal nicht über 2 Minuten Zeit rauben werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, September.

Die Aufführung des „Faust“ von Göthe am 27. und 29. des vorigen Monats hat Epoche in den Annalen des hiesigen Theaters gemacht. Lange habe ich keinen so lebhaften Antheil des Publikums an irgend einer dramatischen Leistung bemerkt, als an dieser, und lange vorher und noch lange nachher war das allgemeine Gespräch nur von ihr. Klingemann in Braunschweig, welcher dieses ungeheure Werk bereits im Frühjahr dieses Jahres nach einer von ihm versuchten Bearbeitung auf der dortigen Bühne aufführen ließ, gab damit wohl auch zugleich wieder die erste Anregung zu Verfolgung der Idee, daß es doch möglich sey, diesen unsterblichen Torso von der Bühne aus betrachten zu lassen. Hannover folgte nach, hier aber, in Leipzig und in Weimar faßte man den sehr passenden Gedanken auf, dieses Werk am achtzigsten Geburtstage seines Dichters darzustellen. Die hiesige und Leipziger Bearbeitung ist von Tieck ausgegangen; doch kann man es nicht eigentlich Bearbeitung nennen, denn es ist weder etwas hinzugekommen, noch verändert, noch auch nur scenisch etwas versezt worden, sondern das Werk nur hie und da abgekürzt, das für die Bühne durchaus sich nicht Eignende hinweggelassen und in der Scenerie Einiges anders angeordnet worden. Und so geschah es auch mit Recht; denn es müßte ein zweyter Göthe seyn, der den Faust eigentlich bühnengerecht gestalten wollte. Es ist gut, wenn das, was nur Bruchstück ist, auch als solches erscheint und sich dadurch gleich selbst der Standpunkt feststellt, aus welchem es angesehen werden muß. Dieß hat auch Tieck in dem Prologe, den er zur Geburtstagsfeyer Göthe's schrieb, sehr gut entwickelt, und diese Dichtung leitet sehr passend das Ganze ein. Aus einem Portale eines Tempels tretend, sprach ihn die Poesie, welche zuerst Göthe's Verdienste um Dichtkunst schilderte, dem ruhmgekrönten Greise an dem heutigen Feste Heil zurief, und dann in dem Namen der Darsteller redete, die sich vermessen, „diesen Katarakt in den engen Bühnenraum zu lenken.“

Dem. Fournier sprach den in weiblichen Reimen geschriebenen, für den Vortrag sehr schwierigen Prolog äußerst brav, und die poetischen Beziehungen und Erhebungen desselben traten in das ansprechendste Licht. Allgemeiner Beyfall ertönte auch am Schlusse desselben; doch wäre wohl zu wünschen gewesen, daß nun ein besonderes Lebehoch für den hohen Greis erklungen wäre, was aber nicht geschah, dagegen es dem Vernehmen nach in Leipzig der Fall gewesen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 227.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 22. September 1829.

Dieß alles mag mir wohl ganz gut und artig heißen;
Doch lieber wollt' ich wohl unwissend seyn und blind,
Als so gebildet, wie gewisse Leute sind.

Molière.
Les femmes savantes.

Die Visionen.

Von Lautenbacher.

Um den runden Theetisch saßen
Eines Abends unsrer dreyzehn:
Sieben Fräulein, blaß und schmächtig,
Mit so welken blauen Augen
Wie Vergißmeinnichte Clauren's;
Und vier Jünglinge dazwischen
Eingeschichtet, gleichsam Stäbe
Von senkrecht stalaktisirten
Seufzern, dr'an sich jene sieben
Geisblattranken zärtlich schmiegten;
Auf dem Kanape die Hausfrau
Strahlt' im flammengelben Taffet,
Wie die breite Sonnenscheibe,
Sitzend im Zodiakus
Ihrer Thiermenagerie,
Ueber Wassermann und Jungfrau
Ihre Strahlen prächtig ausgießt.
Um die Unglückszahl zu füllen,
Saß ich da, ich Unglückseel'ger,
Stumm wie Fisch und dumm wie jenes
Laun'gen Hornungs Hörnerträger.
Ganz gelähmt war mir die Zunge,
Und die vier erst jüngst gekommnen
Dort aus jenem heil'gen Lande,
Wo der großen Geister Nordlicht
Zu uns armen Lappen herstrahlt,
Redeten — o wie geläufig!
Von Gemüth' und Wachtparaden,
Wo wattirte Offiziere,
Schlank und stachelig wie Wespen,
Zu Berlin am Opernplatze
Auf die Polsterbrust sich schlagen
Und bey ihrer Ehre schwören:
„Clauren ist ein schöner Dichter!"
Wie geläufig sie da sprachen
Von den Theesdansants und Shakspear,
Von Liqueurs und Hegels Schriften,
Von dem Staub-Athen des Nordens,
Wo der Witz auf Schnellpost reiset,
Wo man Zuckerwasser trinkt und
Mystisch weint die bittern Thränen.
Und so oft die holden Knaben
Rührig mit Quecksilber Zungen
Von Fouqué und Frauenzüchten,
Minnequal und Sehnsucht sprachen,
Seufzten tief die sieben Fräulein,
Und die gute Hausfrau ächzte,
Sah bald auf die Theemaschine,
Die so unnatürlich lange
Nicht zum Kochen war zu bringen,
Bald auf mich, der mitten unter
Diesem Thau- und Frühlingswetter,
Voll Gemüthes Duft und Blüthe,

Starr und eingefroren dasaß.
Denn bey all der süßen Wärme
Runzelten sich die Gedanken
Mir wie Obst am Trockenofen,
Und ich fühlte mit Entsetzen,
Wie im Kopf sich mir die Bilder
Immer mehr und mehr verholzten.
Unaufhaltsam zogen Dinge,
So ganz nüchterne, alltägliche,
Abgetrag'ne durch den Sinn mir.
Alles Sträubens ungeachtet,
Konnte ich mir nicht verwehren,
An Hanswurst und Pfeffernüsse,
Stubenfegen, Ofenheizen,
An den Polizey-Anzeiger,
Glanzwichs', aufgehängte Wäsche,
Und an dieß und das zu denken,
Was nur eine Zunge brauchte
Auszusprechen, und in Krämpfen
Stürzte hin die schöne Sieben.
Ach, und meine Augen blieben,
Wie behert von Schlangenzauber,
Starr auf einen Punkt geheftet,
Auf des einen Jünglings Tasche,
Welche halbversteckt ein Heftchen
Goldgeränderten Papieres
Sehen ließ — und welch Entsetzen! —
Nach den kleingehackten Zeilen
(Sah ich recht es waren Verse)
Stack in der verwünschten Tasche
Selbst das Fratzenhaupt der Gorgo,
Stack darin ein Basilisk,
Eine Kriminalsentenz,
Die aus neun und neunzig Gründen
Mich verdammte, Hegels Schriften
Zweymal wörtlich abzuschreiben —
Ruhig hätt' ich hingesehen
Und als Mann und Christ gelitten.
Doch daß dort vielleicht ein Zuchthaus
Voll von Schicksalshelden paßte
Auf den Wink, hervorzubrechen,
Daß aus der Pandorenbüchse
Dieser Tasche ein Cardenio
Lauerte, um sich und uns
Mit dem molkig trüben Tranke
Herz und Magen zu verderben,
Daß ein Theegetränkter Shakespear,
Wie der Prügel in dem Mährchen,
Aus dem Rocke fahren konnte,
Unbarmherzig uns zu walken —
Alles dieß, wer konnt' es denken
Und sich im Verzweiflungsgrimme
Nicht in schmutzige Tavernen
....scher Tragödien wünschen,
Um mit Fuselntrunknen Flüchen
„Jenen Wahnsinn zu verwünschen,
Dessen Macht aus Eselsohren,
Löwenzähnen, Stubenkehrigt
Sich die Welt zusammenwürfelt?“
Und schon spitzete die Hausfrau
Ihren Purpurmund zum Mündchen,
Jenem freundlich zugewendet,
Um zu sagen: O mein bester,
Zu bescheiden macht Sie grausam.
O warum uns vorenthalten
Den Genuß von Ihren Blättern
Für Gemüth und Geist? O sicher
Birgt uns neidisch Ihre Tasche
Einen Perlenschatz von Rührung.
Ach, wir bitten! — Sagt doch Goethe,
Unser großer Dichterkönig:
Dichter lieben nicht zu schweigen.

Kaum noch war das Wort gesprochen,
Fuhr die Hand mit Blitzesschnelle
Nach der unheilschwangren Tasche,
Und schon rauscheten die Blätter
Mir in's Ohr, wie einst die Stimme,
Die mit Donnerschall den Seher
Hieß das bitt're Büchlein essen.
Schon begann der Dichter also:
„Auf den Mauern von Sevilla
Stand Alonso von Henarez,
Don Alonso von Henarez
Auf den Mauern von Sevilla“ —
Und verzweifelt blickt' ich aufwärts,
Betete im Stillen also:
Unter dreyzehn, glaubt die Sage,
Die an Einem Tisch gesessen,
Stirbt in Jahresfrist der Eine.
O Verhängniß, Schicksal, Fatum,
Muse unsrer Tragödien,
Die aus leerem Stroh und Lumpen
Uns der Rührung Zucker siedet,
Die aus Hunden, Katzen, Paria's,
Russischen Leibeig'nen, Narren,
Märtyrer und Helden knetet,
Höre mich in dieser Stunde!
Sieh, ich weihe Dir mein Haupt,
Geb' es willig Dir zur Sühne,
Laß durch Gift, durch Dolch und Kolik
Mich als Jaromir, als Hugo
Oder sonst erbärmlich sterben,
Oder auch durch Magnetismus,

Durch Homöopathen fallen,
Doch nur schnell und jezt vollende! —
(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Seherin von Prevorst.

(Fortsetzung.)

Zweytes Gesicht und Heraustreten aus sich selbst.

Drey Tage lang nach einander vor dem Tode ihres Vaters, der am 2ten Mai 1828, Abends 8 Uhr erfolgte, und von dessen Krankheit man damals hier noch nichts erfahren hatte, sah Frau H., die Seherin von Prevorst, zu verschiedenen Tageszeiten in wachem Zustande einen Sarg vor ihrem Bette stehen, der mit einem Leichentuche, auf dem ein weißes Kreuz lag, bedeckt war. Sie erschrack darüber sehr und bekam das beunruhigende Gefühl, daß ihr Vater krank seyn müsse, oder gar gestorben sey. Ich tröstete sie damit, daß es ja auch eine andere Person bedeuten könne, und daß sie ja nur einen Sarg, aber nicht das Bild des Vaters in ihm gesehen, worauf sie selbst sagte: sie wisse dieses Gesicht allerdings selbst nicht recht zu deuten, indem dieß das erstemal sey, daß ihr ein mit einem Leichentuch bedeckter Sarg erscheine; sonst sey ihr nur ein offener Sarg erschienen, in den die Person, die eine Krankheit getroffen, geschaut habe, oder sie habe vor dem Tode einer Person dieselbe als Leiche im Sarge liegen sehen; was ein mit einem Leichentuch bedeckter Sarg bedeute, wisse sie nicht, doch habe sie das bange Gefühl, als betreffe dieß Gesicht ihren Vater.

Am 2ten Mai Morgens kam die Nachricht hieher, daß ihr Vater an einer Lungenentzündung seit einigen Tagen sehr krank liege. Abends 8 Uhr an diesem Tage verfiel Frau H. in magnetischen Schlaf und sagte in diesem: „soll ich nachfühlen, wie es mit ihm steht?“ Dann machte sie mit den Armen die gewöhnliche Bewegung, die sie macht, wenn sie im magnetischen Hellsehen aus sich geht, fuhr zusammen und sprach dann: „Heiliger Gott! soll ich sagen was ich sah? Nein, ich will es unterdrücken, ich will es wach noch nicht wissen, Gott helfe mir! Man erwecke mich sogleich, und nach drey Minuten schlafe ich wieder.“ Dieß geschah, und während des zweyten Schlafes betete sie dann nur stille und sprach auch von ihrem Vater nichts mehr. Am 3ten Mai kam die Nachricht, daß ihr Vater am 2ten Mai Abends gestorben sey, hieher.

Dreymal sah Frau H. auch im wachen Zustande ihre Schwiegermutter vor einem Sarge stehen und über den Sarg hinsehen. Sieben Tage nachher erkrankte diese Frau sehr, erholte sich aber wieder.

Zweyte Gesichte der Art sah Frau H. öfters. Sah sie Menschen gestorben in einem Sarge, so bedeutete das ihren Tod, wie dieß früher bey ihrem Großvater der Fall war. Sah sie sie lebend in einem Sarge, so bedeutete das eine sehr gefährliche Krankheit, und sah sie dieselben neben einem Sarge stehen, so deutete dieß auf baldige Krankheit überhaupt. Daß der Frau H. vor dem Tode ihres Vaters ungewöhnlicher Weise ein mit einem Tuche bedeckter Sarg erschien und sie nicht die Leiche selbst sah, erklärte ich mir damit: daß ihr der Anblick des Vaters als Leiche im wachen Zustande aus Schonung nicht werden sollte.

An dem oben erwähnten 2ten Mai, gegen 9 Uhr Nachts, verfiel Frau H. ungewöhnlicher Weise wieder in magnetischen Schlaf, in dem sie wieder aus sich hinausgeführt wurde. Da rief sie: „ach Gott!“ Dieses Wort „ach Gott!“ aber tönte wie gehaucht. Sie erwachte wie unter dem Ausrufen dieses Wortes und sagte: sie habe sich wie doppelt gehört, als hätten zwey aus ihr gesprochen. Nachts 10 Uhr, ehe sie in natürlichen Schlaf verfiel, sagte sie in schlafwachem Zustande: „Gott! du hast ihn nun an deiner Hand, er schläft sanft bey dir!“ Am 3ten Mai, Mittags 11 Uhr, kam, wie oben gesagt, die Nachricht, daß ihr Vater am 2ten Mai Abends 8 Uhr zu Oberstenfeld verschieden sey. Am 2ten Mai Abends 9 Uhr, zur gleichen Stunde, wo Frau H. im schlafwachen Zustande gleichsam aus ihrem Körper getreten war und jenen Ausruf gethan hatte, hörte Dr. F. von Botwar, der als Arzt des Verstorbenen noch im Zimmer zu Oberstenfeld (vier Stunden von Frau H.) nächst der Kammer, in der die Leiche lag, mit einem Oheim der Frau H. anwesend war, in jener Kammer, in der sich keine Seele befand, die Worte: „ach Gott!“ einigemal vernehmlich tönen, so daß er sogleich in die Kammer ging und nachsah, aber nur die stumme Leiche fand. Der Oheim der Frau H. hörte nichts; Dr. F. schrieb mir hierüber Folgendes:

„Nach meiner Ankunft zu Oberstenfeld fand ich den Hrn. W. bereits todt, hörte aber, als ich mich im Wohnzimmer befand, das an ein Nebenzimmer, in dem der Todte war, grenzt, gegen 9 Uhr Nachts ganz deutlich eine Stimme (wie mir schien, die Stimme des Verstorbenen) in jenem Nebenzimmer, wo Niemand als dieser war, „ach Gott!“ rufen. Erst auf das drittemal, da ich diesen Ruf hörte, ging ich in das Zimmer, indem ich vermuthete, Hr. W. sey vielleicht nur scheintodt; denn ich konnte nicht anders glauben, als es sey dieser Ruf von ihm gekommen. Ich besichtigte deßwegen den Todten ganz genau, weilte auch noch eine Stunde länger und versicherte mich von seinem völligen Tode.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Beschluß.)

Zu weitläuftig würde mein Bericht werden, wollte ich mit kritischem Auge in die Einzelnheiten der Darstellung des Faust selbst mich versenken, da so unendlich reicher und anziehender Stoff dazu vorliegt. Es genüge hier, die Hauptcharaktere flüchtig zu berühren. Faust ward von Hrn. Devrient dargestellt, und allerdings besizt der Künstler, der vor Kurzem noch den Lear mit großem Erfolge gab, die nöthige Vielseitigkeit für eine Rolle, die in den ersten Akten einen tiefdenkenden Lehrer in bereits vorgerückten Jahren, und in den lezten alle Gluth eines jugendlichen Liebhabers fordert. Und doch möchte ich die erste Hälfte seiner Darstellung für die gelungenere anerkennen, da er in der zweyten in eine gewisse Manier plastischer Extravaganzen verfiel, welche manche übrigens gut angelegte Scene störten. Einen trefflichen Darsteller erhielt „der Geist, welcher verneint," in Hrn. Pauli. Maske und Haltung, Deklamation und Mienenspiel waren gleich angemessen. Der Künstler führte diese höchst schwierige Rolle aus einem Gusse durch, und nur in der ersten Scene des fünften Aktes vergaß er sich zur Heftigkeit und einem in lautem Geschrey sich kundgebenden Zorne, der gänzlich außerhalb des Charakters — wenn man so von einem Geiste sprechen kann — des Mephisto liegt. Doch bereits in der zweyten Vorstellung war dieser Fehler bey weitem gemildert. Besonders trefflich ward von ihm die an Wizfunken und kecken Blicken in die Tiefe der Wissenschaften übersprudelnde Scene mit dem Schüler gegeben, wo kein Wort bedeutungslos verhallte. Mit gleichem Lobe kann von Dem. Gley als Gretchen gesprochen werden. Stellte sie in den ersten Scenen ihrer Rolle ganz das einfache, ruhige, fast „schnippische" Mädchen, wie Faust sie selbst nennt, uns vor Augen, so war der Uebergang zu Gefühl und aufkeimender Liebe in den folgenden Scenen nicht minder wahr und treu geschildert. Im höchsten Grade aber gelang ihr die höchst schwierige Scene im Kerker, welche dadurch noch um so schwieriger ward, daß bey der Anordnung des Stücks die für Gretchens innern und äußern Zustand so bedeutungsvolle und wichtige Scene vor der Mater dolorosa weggeblieben war. Schauer durchrieselte oft in der lezten Scene die Zuhörer, und dann drang wieder die Thräne des Mitleids aus jedem gewöhnlich auch noch so trockenen Auge. Alle übrigen kleinern Rollen waren zum Theil gut, mindestens nicht störend besezt. Nach alle dem kann man der obern Behörde wie den Darstellern selbst nur herzlichen Dank bringen für ein so kühnes und so gut gelungenes Unternehmen. Wir werden bald vernehmen, wie es sich in Leipzig und Weimar gestaltet hat. Außerdem bot die Bühne wenig Interessantes.

Enslins Zimmerreise war während der Zeit sehr besucht. Er hat seinen früher aufgestellten Panoramen noch eins von Konstantinopel hinzugefügt, das besonders in gegenwärtiger Zeit die Aufmerksamkeit auf sich zieht. In der That sind alle diese Aufstellungen mit einer Wahrheit und richtigen Auffassung behandelt, die den Zuschauer ganz an Ort und Stelle versezt und das deutlichste Bild gewährt. Eine wahrsagende Holländerin zog auf dem Feste des Vogelschießens die Aufmerksamkeit auf sich, und in der That leistete sie Staunenswerthes. Wenigstens konnte bey dem sorgfältigsten Aufmerken und den verschiedensten Versuchen, die Art und Weise ihres Zusammenhanges mit dem Manne, der sie zeigte und die Fragen an die Beschauenden richtete, auf welche sie antwortete, nicht gefunden werden. Die Idee der Bauchrednerey, welche Viele als Erklärung aufstellten, reichte keineswegés aus. Schade, daß das Lokal, in welchem sie sich sehen ließ, für einen Tempel der Pythia ein so ganz unpassendes war. Auch haben sich die steyermärkschen Alpensänger Schweizer und Laufer einigemal hören lassen und mit ihrem Jodeln und Zitterspiel Beyfall gefunden. Fast werden aber solcher Natursänger zu viele, und das Natürliche verliert durch dieses Umherziehen nothwendig seinen ächten Stempel.

Die Kunstausstellung ist eröffnet und mit ihr die der Industrieprodukte, über welche ich Ihnen nächstens eine Mittheilung machen werde.

London, September.

(Fortsetzung.)

Diese Maschine war es, welche am 28. Juli die Reise von Cranford Bridge nach Bath unternahm. Sie zog einen leichten Wagen mit vier Personen. Nicht weit von Colnbrook, wo man eine neue Brücke über den Coln baut, stieß sie mit einem Eilwagen zusammen und beyde Theile litten einigen Schaden. Doch sezten dieselben nach einem viertelstündigen Aufenthalte gegenseitig ihre Reise fort. Der Bericht versichert, daß der Dampfwagen bis Reading 41 Fuhrwerken und 6 einzelnen Pferden begegnet sey, ohne daß ein einziges Pferd, außer denen am oben erwähnten Wagen, davor scheu geworden, daß aber jener Zufall eben so leicht bey jedem andern Wagen hätte statt finden können. Die Gesellschaft erreichte Meltsham, welches 12 engl. Meilen diesseits Bath liegt, um 8 Uhr Abends. Sie waren bis dahin in neun und einer halben Stunde gefahren, die Zeit des Aufenthalts mitgerechnet, und diese war nicht gering, da sie zum wenigsten alle 4 Meilen Wasser einnahmen, das sie oft aus Pfützen in den nahen Feldern zu schöpfen hatten, und der Kohlenvorrath auch nirgends bereit lag. Die gewöhnliche Schnelligkeit war 10 Meilen die Stunde, wobey die Pferde einer zweyspännigen und einer vierspännigen Kutsche, welche sie begleiteten, beständig in gestrecktem Galopp erhalten wurden, während der Dampfwagen nur ⅔ seiner Kraft und nur auf eines der Hinterräder wirken ließ. Zu Melksham war eben Markt und es waren daselbst eine Menge Fabrikarbeiter versammelt, welche bekanntlich ihre Noth den Dampfmaschinen zuschreiben und daher jeder Ausdehnung dieser gigantischen Kraft gram sind. Dieses Gesindel griff die Reisenden mit Steinwürfen an, wodurch mehrere derselben verwundet wurden. Man brachte also die Wagen in der Nacht in Sicherheit und ließ sie am folgenden Morgen unter Polizeybedeckung nach Bath abgehen. Am 1. August waren die wenigen Beschädigungen, welche die Maschine erlitten, ausgebessert und es wurden einige Versuche damit in der Stadt angestellt, welche allgemeine Bewunderung erregten. Am 3. ließ Gurney, um sich nicht zu Melksham neuen Feindseligkeiten auszusetzen, sich mit Pferden bis 6 Meilen von Devizes bringen, von wo er erst wieder den Dampf benuzte. Die Maschine mit dem angehängten Wagen fuhr in Gegenwart vieler Zuschauer, ohne anzuhalten, den sehr steilen Berg bey Devizes in dem Zeitverhältniß von 5 bis 6 Meilen die Stunde hinan. Im Ganzen legten sie 82 Meilen, allen Aufenthalt mit eingerechnet, ohne den geringsten Zufall in 11 Stunden zurück. Kein einziges Pferd scheute vor dem Wagen, und die Reisenden fühlten sich so sicher, daß sie oft auf dem Wege schliefen. Es regnete Nachmittags stark, aber dieß hatte keinen Einfluß auf die Maschine.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. September 1829.

Hätt' ich drey Ohren, dich nur hörten sie.

Shakespeare's
Macbeth.

Aus der Seherin von Prevorst.

(Fortsetzung.)

Herr W. starb an einer Lungenentzündung und Lungenlähmung, wo auch im Scheintode von ihm kein Schrey mehr zu vermuthen war, aber für denjenigen, der diesen Schrey nun einmal hörte, da sich sonst keine Person um ihn befand, nicht anders als von ihm ausgegangen angenommen werden mußte. Auch aus einem andern Zimmer, z. E. dem, wo der Sohn sich aufhielt, konnte dieser Ruf nicht gekommen seyn, da die Kammer, wo die Leiche lag, von jenem Zimmer zu entfernt ist, der Sohn auch in diesen Stunden nur in tiefem Schmerz verstummt war, und sich in keine laute Klage zu ergießen vermochte.

Frau H. sprach sich später hierüber also aus: „durch Gram und das Nachdenken über das Krankseyn meines Vaters, durch die Ahnung seines Todes und den Wunsch im Augenblicke zu wissen wie es mit ihm wäre, wurde ich so angestrengt und augenblicklich in den Zustand versezt, daß meine Seele mit dem Nervengeiste außer mir dahin gehen konnte, aber sie ging mit dem vom Geist gekommenen Wort: „ach Gott!“ dahin. Mit dem Hauche: „ach Gott!“ trat die Seele heraus, und dieser Hauch trat in die Seele und offenbarte sich dort, durch den Nervengeist und die Luft wiederholt. Bey ihrem Zurücktreten hauchte die Seele noch einmal diesen Ruf aus, der dann auch hier gehört wurde, mir aber war es als hört' ich ihn doppelt, weil es im Moment des Zurücktretens geschah. Jenen ganzen Tag war ich in den fernen Arzt meines Vaters auf's Stärkste eingedrungen: daß ihm Gott ein Mittel zur Rettung des Vaters eingeben möchte, und dieß war besonders der Fall, ehe meine Seele so hinaustrat, daher es wohl kam, daß auch er meinen Ruf allein vernehmen konnte.“

Da ich (und dieß war schon ein Jahr vor dem Tode ihres Vaters) von ihren Eltern erfahren hatte, daß sie in ihrem frühern magnetischen Zustande fähig war, sich einer, zwar im Orte, aber in einem andern Hause wohnenden Freundin, während sie in ihrem Hause im Bette lag, nächtlich durch Anklopfen, wie man es von Sterbenden sagt, kund zu geben, so fragte ich sie im Schlafe (schon ein Jahr vor obiger Geschichte): ob sie nicht auch im Stande wäre, uns anzuklopfen, und wie weit sie dieß thun könne? Sie sagte: „ich werde es einmal thun, der Geist fragt nach keinem Raume, dieß geschieht mit dem Geiste.“ Als wir nun einen Tag nachher, Nachts 11 Uhr in unserem Hause, das von ihrer Wohnung mehrere Häuser entfernt war, zu Bette gegangen waren, und Dienstboten und Kinder schon fest schliefen, wir aber noch wachten, so klopfte es auf einmal wie über unserm Haupte in der Luft des Zimmers. Dieß wiederholte sich im Zwischenraume von einer halben Minute sechs Mal, so daß wir jedes einzelne Klopfen genau hören, und über dessen Art nachdenken konnten, bis wieder ein neuer Schlag geschah. Es war ein hohles und doch helles Klopfen, sanft und doch äußerst vernehmbar. Wir versicherten uns auf's Bestimm-

teste, daß es von Niemand geflissentlich hervorgebracht wurde, wie auch rings um uns Niemand war, und über uns ein eingeschlossener Boden ist, in dem sich kein Mensch befand. Auch steht unser Haus ganz einsam und frey, und hat kein anderes Haus zur Nachbarschaft. Im magnetischen Schlafe am nächsten Abend fragte sie uns, ohne daß wir gegen sie oder Andere von jenem Klopfen etwas berührt, ob sie uns bald wieder anklopfen solle, was ich aber, da sie hinzusezte daß es ihr schade, ablehnte.

Sie versicherte mich später einmal: dieses Klopfen sey mit dem Geiste und der Luft, nicht mit der Seele geschehen, und zwar durch den festen Willen in tiefem magnetischem Zustande. Jener Ruf aber bey der Leiche ihres Vaters sey durch Heraustreten ihrer Seele mit dem Nervengeiste geschehen, was durch Kummer und Sehnsucht veranlaßt worden.

Wir werden uns über eine solche Erscheinung nicht wundern, wenn wir wissen, daß Menschen in solchem magnetischen Zustande schon entfernten Freunden selbst zu erscheinen fähig waren, und hieher reiht sich die so häufig gemachte Beobachtung, daß Sterbende, im Momente des Sterbens, wenn vielleicht die Seele noch im Körper, der Geist aber schon frey war, nicht allein durch Zeichen wie Klopfen, sondern durch wirkliches Erscheinen im Bilde, Freunden, an die sie noch ein Verlangen hatten, sich offenbarten. So erschien meinem Freunde, Dr. S. zu Heilbronn, eine zwey Stunden von ihm entfernte Verwandte im Momente ihres Sterbens, und dem Oehringischen Leibmedicus, Dr. O. erschien, im Momente des Sterbens, sein akademischer Freund, ein Prinz von Hohenlohe, der eine Schußwunde am Schenkel erhalten hatte, zu Ulm amputirt wurde, und daselbst starb. Eine auffallende Geschichte, für deren Wahrheit ich sehr respektable Bürgen anführen könnte, ist auch folgende: Herr Juwelier Hübschmann von Stuttgart hatte einen Vater im Voigtland und einen Bruder zu Straßburg. Es geschah daß eines Morgens mit Tagesanbruch Herrn Hübschmanns Kinder auf einmal ausriefen: „der Großvater, der Großvater ist gekommen!“ an welchem Freudenrufe Herr Hübschmann erwachte, sich umsah, aber nirgends den Vater erblicken konnte. Als er die Kinder zur Rede stellte, was sie zu diesem Ausruf veranlaßte, versicherten sie ihm aufs Bestimmteste: der Großvater sey ja an ihnen vorübergegangen, aber nun wüßten sie selbst nicht, wo er auf einmal wieder hingekommen. Es verflossen mehrere Tage, da erhielt Herr Hübschmann einen Brief von seinem Bruder in Straßburg: wie er eines Vorfalls wegen um den Vater im Voigtland sehr besorgt sey, und ob der Bruder von ihm keine Kunde habe? Als er nämlich (er bezeichnete Tag und Stunde, und es war Tag und Stunde, wo Herrn Hübschmanns Kinder jenen Ausruf thaten) mit Tagesanbruch in seine Werkstätte gegangen, sey ihm in derselben der Vater entgegengekommen, bis er ihn aber begrüßt, sey er wieder aus seinen Augen verschwunden, woran er erkannt habe, daß diese Erscheinung wohl nur sein Geist gewesen, und er gestorben seyn werde. Acht Tage nachher wurde Herr Hübschmann vom Voigtlande aus vom Tode seines Vaters benachrichtigt. Er starb mit Tagesanbruch an jenem Tage, wo er zu Stuttgart den Enkeln, zu Straßburg dem Sohne erschienen war.

Jean Paul sagt: „Könnte nicht der Magnetismus einiges Tageslicht auf den nächtlichen Larventanz der sogenannten Geistererscheinungen fallen lassen? Diese erschienen nämlich so oft in der Sterbestunde, und meistens vor Geliebten; so z. B. die wunderbare von dem sonst bezweifelnden Wieland ohne Bezweifeln erzählte in seiner Euthanasia. Wie nun, wenn der Aetherleib, welcher im Sterben frey und unter dem Niederfallen des schweren Nachtkleides der Erdnacht aus einem Seelenflor zum Brautkleide des Himmels wird, wenn dieser, welcher schon vorher so seltsam den gemeinen Raum durchdringende Verknüpfungen mit geliebten Personen vollendet, ein Wunder der Erscheinung verrichtet, das am Ende doch nicht viel größer wäre als die früher umgekehrten Wunder, daß der Hellseherin entfernte Personen sichtbar sind, oder gegenwärtige ohne Berührung des Arztes unsichtbar, oder daß der abwesende Arzt mit bloßen Gedanken ihren fernen Körper einschläfert?“

Eine Erscheinung etwas anderer Art ist folgende: Dr. Bardili, ein talentvoller junger Mann, begab sich aus seinem Vaterlande Würtemberg nach Amerika. Er widmete sich hauptsächlich dem Studium der Sprachen und Mathematik, und nach dem Zeugnisse seiner Freunde glaubte er an geistige Dinge, wie die hier berührten, nicht sehr. In dem lezten Briefe, den er an seine Verwandten nach Würtemberg schrieb, und der noch bey diesen nachzusehen ist, sagt er: „es geschah mir kürzlich das Sonderbare, daß mir mein Freund Elwert (der vor neun Jahren in Würtemberg starb), erschien und zu mir sagte: du stirbst nun auch bald. Die Zeit hatte in mir das Bild meines Freundes ganz verwischt, aber in dieser Erscheinung stand es wieder ganz lebendig vor mir, und mein Verwundern vermehrte sich noch, als ich nachher fand, daß mein Freund vor neun Jahren gerade an dem Tag starb, an dem er mir nun erschien.“ Dieß war Bardili's lezter Brief ins Vaterland; denn bald darauf erfolgte ganz unerwartet sein Tod.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Visionen.

(Fortsetzung.)

Da auf einmal fing es seltsam
In der Büchse an zu summen,

Die den grünen Thee verwahrte:
Dsch-swih, dsch-swih, suh-geh, sih-jang,
Puh-chau dsch-swih, ni-leh, sbih-al. *)
Und mit Staunen horchten Alle
Nach den wunderlichen Tönen,
Und die Hausfrau hob mit Schrecken
Schnell den Deckel von der Büchse.
Sieh da, aus dem Theegerölle
Tauchten zwölf geschorne Köpfe,
Glatt und glänzend wie Fayence,
Nur vom spitzen Scheitel hingen
Ihnen dünne Rattenschwänzchen.
Und im Augenblicke schwangen
Alle zwölf sich aus der Büchse,
Standen auf des Tisches Teppich
Mit den kurzen, schiefen Beinchen,
Weitbehos't, in Schnabelschuhen,
Ihre spitzgewölbten Bäuche
Eingehüllt in seidne Stoffe
Bunt von Papageyenfarben,
An den Aermeln, an den Ecken
Ihrer Kleider Silberglöckchen,
Die sich hellerklingend rührten.
Hundertmal verbeugten Alle
Die mahonibraunen Köpfe
Mit den schmalen Augenritzen,
Daß die umgeschwung'nen Zöpfe
An die gelben Schuhe rührten.
Sieben Fräulein schienen es,
Die auf ihren Pferdehüfchen
Kaum zu halten sich vermochten,
Und aus ihren weiten Aermeln
Spannenlange Fingernägel
Schön vergoldet sehen ließen;
Eine achte, die der Jahre
Herbst zu einer Art von gelbem
Flaschenkürbis aufgetrieben,
Schien die Ehrenhut der jungen.
Doch so niedlich und aimabel
Sah man nie dragantne Ritter
Selbst im Frauentaschenbuche
Als die vier, die zum Geleite
Dieser schönen Frauen dienten.
Sicher hätte Clauren selber,
Unser Unterröckchenschneider,
Aus dem Toilettenkästchen
Seines Kopfs die Paladine
Nicht mit feineren Gewändern,
Unschätzbarern Fingerringen,
Köstlicheren Busennadeln,
Weiß'rer Wäsche ausstaffiret.
Unter ihnen nahm die breite
Feuerfarbige Melone
Jetzt das Wort und sprach, wie folgt:
„Fern in China, dem der Himmel
Fieberrinde, Bambusstöcke
Thee und folglich auch Gemüth
Und Empfindsamkeit verliehen,
Lasen wir jüngst Claurens Schriften,
Die dahin gekommen waren
Als Emballotage von Strümpfen,
Von Kattun, baumwollnen Zeugen
Und dergleichen Stoffen, welche
Uns der Durst des Abendlandes
Für gebrühten Thee verhandelt.
Da zum erstenmale lernten
Wir den Zug des Herzens kennen,
Hörten wir in diesen Tagen
Negligé, Gemüth und Unschuld
In den hellen Sternennächten,
Auf der Grasbank süße tändelnd,
Etwas Schelmerey und Tugend
So viel Glück in Deutschland machen,
Daß millionenreiche Prinzen
Von der Wachtparade laufen,
Um sich Mimili's zu suchen.
Und so sind wir hergekommen
Aus dem fernen China-Lande
Diese sieben schönen Fräulein
Töchter unsres Kaisers Ging-Gang,
Diese Prinzen, seine Söhne,
Und auch ich die Gouvernante,
Um mit ein'gen Milliönchen
Irgend wo hier im Romane
Eine Unterkunft zu finden.
Schwer war uns die Flucht geworden
Aus dem großen Land der Mitte,
Aus dem mauerumschloßnen Lande,
Wo der schlanke Bambus sproßet
Ein offizinelles Kraut
Gegen jegliche Romantik.
Eines Abends stahlen wir,
Heimlich uns in ein Gewölbe,
Wo mit Thee gefüllte Ballen
Schon bereit zur Abfahrt lagen,
Oeffneten die Nath behutsam
Eines Ballen und begruben
Uns, nachdem wir sie von innen
Kunstreich wieder zugeschnüret
In der Blätter duft'ge Tiefe.
So im Sacke, Embryonen

*) Liebhabern des Chinesischen, denn das ist dieser Zaubergesang, diene etwa folgende freye Uebersetzung: Heißes Wasser, heißes Wasser brüht uns zwölf für unsere Liebe!

Eines künftigen Romanes
Hat man uns als Contrebande
Ausgeschwärzt, und T'hiens Fügung
Ließ uns fühlende Gemüther,
Gleichgestimmte Seelen finden,
Daß wir der Gefahr entgingen,
Nach so viel bestand'nen Leiden
Hier am Ziele unsrer Sehnsucht
Ueberbrüht noch umzukommen!"

Hier vermochte die Gesellschaft
Sich nicht länger mehr zu halten,
Und die übervollen Herzen
Strömten aus in lautem Jubel.
„O willkommen uns, ihr Theuren!"
Riefen wie mit Einer Zunge
Alle Zwölf und flogen stürmisch
An die Brust der zwölf Chinesen.
„O willkommen uns, ihr Theuren!
Die dem Zug des Herzens folgend
Hier die gleichgestimmten Seelen
Aufgefunden. O wie lange
War auch uns in süßer Ahnung
Euer Bild schon aufgegangen!
Kommt und laßt vereint uns weinen,
Süße Sehnsuchts-Thränen weinen,
Und bey einer Tasse Thee
Uns in Lieb' und Andacht schwärmen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Beschluß.)

Es ist also entschieden, daß Dampfwagen auf gewöhnlichen Landstraßen fortzubewegen sind, ohne daß steile Anhöhen ihnen ein Hinderniß entgegen setzen. Der sinnreiche Erfinder hat nichts mehr zu fürchten, als Bosheit und Neid; aber auch diese müssen in einem Lande bald verschwinden, wo die Presse so großen Einfluß hat wie hier, und wahrhaft nützliche Erfindungen unfehlbar unter ihren Schutz nimmt. Welche Wirkung aber die allgemeine Einführung solcher Wagen haben wird, ist nicht leicht zu berechnen: viele Menschen, die vom Pferdehandel und der Bedienung der Pferde leben, werden dadurch verlieren, der Pferdezüchter wird andere Thiere ziehen müssen und der Boden, der jezt für das Futter von Thieren benuzt wird, wird zur Nahrung von Menschen angebaut werden. Die wichtigste Folge aber wird die Ausbreitung des Reisens und die genauere Verbindung zwischen Stadt und Land, der Hauptstadt und den Provinzen seyn.

Das lezte Stück des United Service Journals enthält einen sehr interessanten Aufsatz über die mannichfaltigen Mittel, welcher sich Soldaten in der englischen Armee bedienen, theils, um blos ihren Abschied zu erhalten, theils auch und zwar am häufigsten, um sich einer Pension zu versichern, nämlich künstliche Augenkrankheiten und Blindheit auf einem Auge, verstellte Taubheit, Blödsinnigkeit und Wahnsinn, rheumatische Schmerzen, Lähmung, fallende Sucht, falsche Geschwülste und Geschwüre u. s. w., und endlich wirkliche Verstümmelung. Der Aufsatz gibt in dieser Beziehung einige merkwürdige Beyspiele von der Gewalt des Willens selbst bey den rohesten Menschen, woran man erkennt, wie der Mensch, um Einem wirklichen oder vermeinten Uebel zu entgehen, sich freywillig den größten Uebeln zu unterwerfen vermag, die ihm sonst vielleicht schlimmer als der Tod erscheinen würden. So waren zu Anfang des Jahres 1828 in dem Invalidendepot zu Chatham 33 auf Einem Auge Geblendete, von denen 13 zu Einem Regimente gehörten. In diesem Regimente waren die Augenkrankheiten früher sehr häufig, bis der Arzt den damit Befallenen den Kopf fortwährend in eine Art von blechenem Helm schließen ließ, der es den Patienten unmöglich machte, den Augen nahe zu kommen. In Kurzem waren Alle geheilt und die Krankheit verschwand gänzlich aus dem Korps. Während eines der Kriege in Indien zeigte sich ein Soldat so völlig gelähmt auf einer Seite, daß die Aerzte, von dem Ansehen getäuscht und da sich keine Gelegenheit fand, ihn in den Rücken der Armee zu schicken, 9 Monate lang auf einer Trage mit dem Regiment herumschleppen ließen. Im Hospital aber entdeckte man nachher den Betrug und stellte es ihm frey, den folgenden Mittag zu seiner Pflicht zurückzukehren oder sich einem Kriegsgericht zu unterwerfen; er besann sich nicht lange und war in wenigen Stunden frisch und gesund auf den Beinen. Die Beharrlichkeit eines Mannes, Namens Pigott, ist überaus merkwürdig. Im März 1828 trat er zu Limerick in Irland in den Dienst der ostindischen Kompagnie. Sobald er ins Depot nach Cork kam, fing er seine Betrügereyen an; zuerst bekam er Geschwüre auf den Beinen, welche bald für künstlich erkannt wurden, und man zwang ihn, sich heilen zu lassen. Hierauf gab er sich das Ansehen eines Blödsinnigen; aber da man ihn schon kannte, so schickte man ihn ins Depot nach Chatham. Er spielte aber seine Rolle auf dem Marsche wie in dem Depot ununterbrochen fort. Eine angenommene Steifheit des Vorfingers der rechten Hand ward bald beseitigt; aber seine Blödsinnigkeit ward am Ende wirklich Wahnsinn, so daß man ihn binden mußte. Er überließ sich der eckelhaftesten Unreinlichkeit, lag Tagelang unbeweglich, starrte mit hängendem Maule einem Jeden ins Gesicht, beantwortete alle Fragen mit einem Grunzen und sprach sonst kein Wort. Man versuchte Milde und Härte vergebens bey ihm, und nach mehreren Untersuchungen kam man endlich zu dem Entschlusse, sein Zustand sey angenommen oder nicht, ihm als einem unverbesserlichen Menschen seinen Abschied zu geben. Jezt aber entstand ein neuer Fall: es war unmöglich, ihm begreiflich zu machen, daß er verabschiedet sey und hingehen könne, wo er wolle, und nach einigen Monaten schickte man ihn als unheilbar in das militärische Tollhaus zu Fort Clarence. In dieser ehemaligen Feste ward er plötzlich ergriffen, äußerst schnell und gewaltsam durch die Casematten gerissen, mit einem Schauerbad begrüßt und ziemlich derb gereinigt. Dieß schien ihn zu erschrecken; er meynte, es könnte noch schlimmer werden, und so ward es auch, als man ihn in den Schnukel sezte und wie einen Kreisel umdrehte. Wenige Rasende widerstehen der Wirkung dieser Maschine, welche sie aller Sinne beraubt und die Uebelkeit bis zur Ohnmacht steigert; auch Pigott ward dadurch mürbe gemacht und gestand, daß er sich nur blöd- und wahnsinnig gestellt habe. Am 4. März schickte man ihn wieder nach dem Depot zurück, völlig geheilt und mit dem Befehle, ihn im Dienste zu behalten. In derselben Nacht, wo er Chatam erreichte, desertirte er, wurde aber wieder ergriffen und endlich nach Indien abgeschickt. Wer erinnert sich hierbey nicht der vielen künstlichen Gebrechen, womit zur Zeit Napoleons Konscribirte aller Länder sich dem Kriegsdienst zu entziehen suchten?

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 229.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 24. September 1829.

Kein Wunder dünkt ein Wunder dir,
Hast du so viel gesehn als wir.

Piron.

Die Visionen.

(Fortsetzung.)

„Ja, so rief ich hier dazwischen,
Um im Drange der Gefühle
Nicht allein als kalt und herzlos
Dazustehen: „Ja, ihr theuren,
Großen Seelen seyd willkommen!
Die ihr Größeres erduldet,
Als im Wallfischbauche Jonas,
Als der Teufel in dem Sacke
Jenes Schmiedes von Apolda
Oder unsre Heldendäumling',
Die gestopft in trag'sche Blutwurst,
In Gefahr erstickt zu werden,
Angstvoll tobend um sich schlagen,
Bis der Kaiserschnitt des Schicksals,
Wurst und Däumling operiret!"
Doch in dem Entzückungs-Aufruhr
Wechselseitigen Erkennens
Ward mein Gruß nicht mehr vernommen.
Denn schon lagen die gerührten
Jünglinge sich in den Armen,
Und die sieben Fräulein hielten
Die Chinesinnen umschlungen,
Während, wie zwey luftentleerte
Kugeln, Gouvernant' und Hausfrau,
Aneinander festgeklammert,
Auf dem Kanapée laut stöhnten:
„Hätten wir nur heute Mondschein,
Um in seinem keuschen Strahle
Ew'ge Freundschaft uns zu schwören!"

Da auf einmal, hört welch Wunder
Sich begab vor meinen Augen,
Das so unerhört und seltsam
Sicherlich unglaublich schiene,
Lebten wir zu gutem Glücke
Nicht gerade in den Tagen
Frommer Gläubigkeit und Wunder.
Denn was Mährchen und Legenden,
Mythen, Sagen als Mirakel
Aus der alten Zeit verkünden,
Läuft bey uns so ganz alltäglich
Unbeachtet hin und wieder
Wie die Sonne und die Briefpost.
Kaum wohl möchten Mosis Wunder
Uns ein Lächeln abgewinnen:
Sah'n wir nicht schon hundertfältig,
Alte ausgedörrte Sünder,
Wie einst Arons dürren Stecken
Ueber Nachts so lilienrein
Aufgeblüht zum Licht der Frommen,
Und mit Thränensalz der Andacht
Ihren morschen Leib zum Heil'gen

Unverweslich eingepöckelt?
Und was ist der Frösche Plage,
Die den Pharao einst quälten,
Gegen jenen ungeheuren
Froschlaich unsrer Hipokrene,
Der mit lyr'schen Laubfroschtrillern,
Hohlem Ruf romantischer Unken
Und dem tragischen Gebrülle
Riesenhafter Ochsenfrösche
Hier und dort und aller Orten
Uns verfolgt so unbarmherzig
Bis zum Tisch und Suppenteller?
Ist die Finsterniß, die rächend
Dort verlöscht Egyptens Sonne,
Mit dem Dunkel zu vergleichen,
Das uns Hegel hergezaubert?
Somnambüle Küchenmägde
Reden jezt in allen Zungen,
Ohne Pfingsten abzuwarten,
Ihrer Lippen süßes Lächeln
Schien zuerst wie weicher Zucker
Je in zweyen zu zerfließen,
Dann die thränenfeuchten Augen
Gingen in einander über,
Und die Züge des Gesichtes,
Die noch erst erkenntlich waren,
Augenblicks nicht mehr dieselben,
Suchten neu sich zu gestalten.
Die in sich verschlungnen Arme
Wuchsen fester in einander,
Bis aus vieren zwey geworden.
So, was in dem Augenblicke
Unten noch ein Quadruped schien,
Potenzirte im Momente
Sich zur schönern Menschengabel.
Schneller, als ein Streich der Klinge,
Einer flachen Fürstenklinge,
Den zum Reichsbarone fuchtelt,
Der noch im erwählten Volke
Manches Streiches willen duldsam
Manchen Backenstreich erlitten,
War vollendet die Verwandlung.
Und statt vier und zwanzig saßen —
Jede ein verwachsner Zwilling,
Jede Eins und doppelleibig —
Zwölf Gestalten um den Theetisch.
Doch es schien zu überwiegen
In dem chemischen Prozesse
Der chinesischen Naturen
Unverdaulich harte Zähheit.
Denn es saßen zwölf Pagoden
Porzellainener Chinesen
Ringsum auf den Polsterstühlen,
Wackelnd mit den dicken Köpfen,
Deren Augen gläsern starrten,
Deren Mund mit breitem Lachen
Höhnisch mir entgegengrins'te.
Aus den buntbemalten Röcken
Hingen ihre kurzen Aermchen,
Und es baumelten die Beinchen,
Die den Boden nicht erreichten,
An den Stühlen hin und wieder;
Und sie drehten steif die Köpfe,
Wie von einer Schnur gezogen,
Richteten die todten Augen
Insgesammt auf mich und sprachen
So im leisen Klingeltone,
Wimmernd wie ein bunter Waschnapf
Aecht chinesischen Porz'laines,
Den man unsanft angerührt hat:
„Thor, o Thor, der dumm, dumm dasizt!
Nichts vom Glück weiß der Pagode!
Thor, o Thor der dumm, dumm dasizt!"
Und es faßte mich Entsetzen,
Springen wollt' ich auf vom Stuhle,
Diesem Wahnsinn zu entrinnen —
Doch es hielt mich fest gezaubert;
Starr, unfähig, sich zu rühren,
Fühlt' ich eingeschrumpft die Glieder,
Fühlte schon beynah die Augen
Unbeweglich, ohne Sehkraft;
Hohl durchklang es meinen Schädel,
Und ich fühlt' es porzellainern
Mehr und mehr an's Herz mir schleichen —
Und das Wunder jenes Bischofs,
Der enthauptet noch umherging,
Kommt uns täglich unter Augen.
Auf dem Rathhaus, in dem Chorstuhl,
Um den Thron, in Assembleen
Geht und steht und tanzt und spricht man
Mit dem größten Anstand kopflos.
Jener Zaubrer von Tyana,
Den man doppelt oft gesehen,
Zöge wohl beschämt von dannen
Als ein schülerhafter Pfuscher,
Säh' er unsern Magus Schiller,
In unzähliger Verwandlung,
Dort und hier als Doppelgänger,
Aus dem Grab zurück gekommen;
Bald als haariger Germane,
Demagog'scher Bänkelsänger,
Der von Eichelkost gekräftigt;
Bald als von Begeistrung trunkner
Gratulant und Hochzeitbitter

Bey hochfürstlicher Vermählung;
Und in diesen Vampyr-Zeiten,
In der Zeit der Revenanten,
Wo durch Glauben, Dampfmaschinen,
Magnetismus, Gasbeleuchtung
Das Unmöglichste zum leichten
Kinderspiele sich verwandelt,
Sollte das ein Wunder scheinen,
Was am Theetisch sich begeben?

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Seherin von Prevorst.

(Fortsetzung.)

Die Geister.

Ehe wir einige der einfachsten Geistererscheinungen, welche der Verfasser erzählt, ausheben, führen wir Einiges aus dem Vorworte an, das dem Berichte über die der Seherin erschienenen Geister vorangeschickt ist. Nachdem der Verfasser ausgeführt hat, daß dasjenige an diesen Erscheinungen, das auch andern Menschen als der Seherin sinnlich wahrnehmbar wurde, namentlich die damit begleiteten Töne, nach der genauesten Untersuchung weder von der Seherin noch von andern Menschen herrühren konnten, und daß die Gabe des Geistersehens der Frau nichts weniger als willkommen, sondern im Gegentheil höchst lästig gewesen sey, fährt er fort:

Frau H. und ihr ganzes Wesen mußte man durchaus selbst kennen gelernt haben, um den hier folgenden Geschichten Glauben beymessen zu können. Die Zumuthung an Andere, sie zu glauben, kann darum allerdings nicht groß seyn, wie auch Frau H. selbst diesen Glauben nie einem Menschen zumuthete, auch kein Mensch, der an diese Geschichten nicht glaubte, von ihrem Zutrauen nur das Geringste verlor, da ihre völlige Ueberzeugung war, daß dieser Glaube keinen Menschen besser machen könne. Dagegen war sie von der Realität dieser ihrer Erscheinungen im Stillen so sehr überzeugt, daß sie mir oft sagte: sie wüßte gar nicht, was sie von allem Sehen (sie verstand damit auch das gewöhnliche Sehen) denken sollte, wären diese Erscheinungen nicht wirkliche Realitäten, ein Gedanke, der sie wahnsinnig machen könnte. Wohl aber gab sie zu, daß diese Gestalten vielleicht in der Wirklichkeit anders seyen, als sie sie sehe, daß sie nun einmal durch das Medium ihres irdischen Körpers von ihr nicht anders gesehen oder aufgefaßt werden könnten, selbst durch das geistige Auge im fleischlichen, weil auch dieses immer noch von dem fleischlichen getrübt seyn könne, oder daß diese Geister sich ihr, da sie doch immer noch, und wenn auch nur mit ihrer einen Hälfte, in diesem Leben sey, sich eben nur vielleicht in solcher Gestalt als existirend kund machen könnten. Aber nie gab sie zu, daß sie durchaus nicht existiren, daß sie leere Visionen und Gesichtstäuschungen seyen.

Die Einflüsse der Geisterwelt (sagt Kant in seinen Träumen eines Geistersehers) könnten in das persönliche Bewußtseyn eines Menschen, wenn auch nicht unmittelbar, doch so übergehen, daß sie nach dem Gesetz der vergesellschafteten Begriffe diejenigen Bilder rege machen, die mit ihnen verwandt sind, und analogische Vorstellungen unserer Sinne erwecken, die wohl nicht der geistige Begriff selber, aber doch dessen Symbole sind, wie unsere höheren Vernunftbegriffe, die sich den geistigen ziemlich nähern, gewöhnlich ein körperliches Kleid annehmen, um sich in Klarheit zu setzen. — Die empfundene Gegenwart eines Geistes würde sich in das Bild einer menschlichen Figur, Ordnung und Schönheit der immateriellen Welt, in Phantasien, die unsere Sinne sonst im Leben vergnügten, kleiden u. s. w.

Oefters hielt ich der Seherin die Theorie entgegen, welche solche Erscheinungen bey Magnetischen als Phantasiebilder betrachtet, die durch die psychisch-magnetische Wirkung des Somnambulen auch auf ein Zweytes und Drittes übergehen könnten, wie durch die organisch-magnetische Wirkung des Somnambulen Uebertragung des Somnambulismus auf andere stattfinden könne. Aber sie meynte, wenn auch eine solche Uebertragung wirklich erwiesen wäre, so wäre das nichts, als daß ein magnetischer Rapport mit ihr eingeleitet werden könne, vermöge dessen derjenige, bey dem er eingetreten, dann auch mit all dem in Rapport gesezt werde, mit dem sie in einem solchen sey, und also auch mit jenen Geistern, mit welchen sie allerdings in einem solchen Rapport hauptsächlich bey deren jedesmaligem Einwirken auf sie komme. Erwiesen aber sey damit noch nicht, daß jene Erscheinungen blos aus ihr hervorgegangene Bilder der Phantasie seyen. Aber sie bewies auch durch Thatsachen, daß Menschen, die mit ihr nicht entfernt in Rapport stehen konnten, die von ihrem Sehen nichts wußten, so wie sie von dem ihrigen nichts wußte, vor ihr oder nach ihr schon gleiche Erscheinungen an gleichen Stellen gehabt hatten.

Will man nun auch das Hörbare und Fühlbare, mit welchem jene Erscheinungen so oft begleitet waren, ebenfalls blos von magnetischer Ansteckung herleiten, so kann man auf diesem Wege auch fortfahren zu erklären, daß sich selbst schwere Gegenstände sichtbar, aber von unsichtbarer Hand bewegt, geworfen wurden u. s. w. Dieß that nach solchen mir wohl bekannten Erklärungen alles das magnetische Fluidum oder das magnetische Ich der Frau H., wodurch aber ein anscheinendes Wunder durch ein noch viel größeres Wunder erklärt würde, weil man, aus Furcht, in eine andere Welt als die unserer gemeinen Sinne zu gerathen, Alles der Erklärung unserer Natur-

gesetze, die nicht mehr für jene Welt passen, unterwerfen will, wodurch man, in Wahrheit, in viel größere Absurditäten geräth, als die eingebildeten sind, denen man oft hauptsächlich nur darum auszuweichen strebt, um der allgemeinen, nun einmal angenommenen öffentlichen Meynung zu huldigen und in der bequemen Ruhe nicht gestört zu werden.

Die auffallendsten Thatsachen liegen für die Annahme des Hereinragens einer Geisterwelt in die unsere, gerade so wie unsere Seherin sie angibt, vor; aber noch nie würdigte man solche einer ernsten, unpartheyischen Untersuchung. Wir gehen über solche, oft von den achtbarsten Zeugen bestätigte Erscheinungen zu schnell und absprechend hinüber. Während wir ahnend diese Sache nicht verwerfen, sprechen wir wieder, wie uns unserer Ahnung schämend, den Gelehrten, Gebildeten und Verständigen zu lieb, hochtrabend über sie ab.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, September.

Am 28. August ward hier, zur Feyer des einundachtzigsten Geburtsfestes Göthe's, dessen „Faust,“ nach Tiecks Einrichtung für die Bühne, aufgeführt. Diese Einrichtung bestand größtentheils im Weglassen ganzer Scenen oder einzelner Stellen, unter andern der beyden Prologe, der Scene mit den Bauern unter der Linde, der auf dem Harzgebirge und des Walpurgisnachtstraumes, der Scene am Brunnen zwischen Gretchen und Lieschen und der in der Nacht, wo Faust und Mephistopheles auf schwarzen Pferden daherbrausen. So war denn das Ganze das Fragment eines Fragments, es war noch größere, d. h. noch mehr zerfallene Ruine, als wie wir sie, vom Dichter selbst in die geheimnißvolle Mondnacht hingezaubert, im Gedichte vor uns erblicken. Hier nun sahen wir diese Ruine im künstlichen Lampenlichte der Bühne; aber die zaubervolle, geheimnißreiche Welt erschien, in die Schranken der Bühne, wie in ein Prokrustesbett eingeengt, nur um so zerstörter. Freylich würde der gewaltige Katarakt das Brettergerüst zersprengen; aber — mußte man denn überhaupt diesen Katarakt zum Bache umgestalten, der ruhig in angewiesenen Bahnen über Steinchen dahinrieselt? Der Einrichter selbst scheint auch das Wagniß recht gut erkannt zu haben; aber gerade er sollte es nicht allein erkennen, er gerade sollte es ganz unterlassen, Göthe's Faust auf die Bühne zu bringen. Was ist aus dem Riesen geworden? Weil, wie der ruhig sitzende Zeus des Phidias in Olympia, hätte er sich vom Thron erhoben, das Dach des Tempels mit sich emporgehoben haben würde, so auch der Riesengeist des Faust die kleine Bretterwelt zertrümmert hätte, mußte man freylich den Riesen zum Zwerge umgestalten. Faust ist zu großartig angelegt und ausgeführt, dabey zu sehr mit dem reichen Zauber tiefen Geheimnisses umwoben, als daß er von der Bühne herab auch nur unterhalten könnte; und wer etwa wollte das sinnreiche, ahnungsvolle Gedicht, also Bühnengerecht zugeschnitzelt, besser zu verstehen meynen? Im Gegentheile, der mächtige Geist, der es belebt, der holde Zauber, der in ihm und über ihm waltet, der tiefe, geheimnißvolle Sinn der Hieroglyphe — sie schwinden, wenn sie, also zurechtgelegt, vor der Menge profanirt werden. Zwar gilt dieß zum Theil und in gewisser Hinsicht auch z. B. von Shakespeareschen Dramen, von Götz von Berlichingen u. s. w.; aber entweder sind diese doch immer für die Bühne gedichtet worden, oder sie bilden doch ein lichtvolleres Ganzes für sich und ihr eigentliches Wesen eignet sie immer eher für die Bühne. Und wem auch, dem es um das Wesen zu thun ist, genügt die Darstellung des Lear, Hamlet u. s. w. durchaus? schwindet nicht auch da für ihn ein großer Theil des ursprünglichen Reizes und Zaubers der Dichtung? Um wie viel mehr aber gilt dieß von der kühnen Schöpfung des Faust! — Durch die Einzwängung in den engen Raum der Bühne wurde jene Welt zerstört, und gerade denen, welche diese bunte, zauberreiche Welt schon näher kannten, mußte die Zerstörung nur desto schmerzlicher seyn, und wie klein dagegen mochte die Schöpfung denen, welchen sie noch neu war, vorkommen! wie sinnlos mochte so Manchem das Tiefe und Sinnreiche, wie gemein das Hohe und Großartige, wie zwergartig das Riesenhafte ihrer Gestaltung erscheinen! Davon spreche ich gar nicht, daß manchen zarten Ohren und Nerven, Manchen, denen nur Worte Alles sind, auch Manches unanständig und unsittlich, gemein und nichtssagend, kurz daß Vielen das Ganze von der Bühne herab als etwas sehr Unbedeutendes erscheinen mochte; das Hohe und Großartige ist ja nun einmal gar nicht für den gemeinen und niedern Sinn! Aber wie dem auch seyn mag, dieß Alles kann den, der es mit dem Gedichte und dem Dichter redlich und aufrichtig meynt, der das Meisterwerk selbst kennt und liebt, in der Meynung nur um so mehr bestärken, daß Faust, wie er nicht für die Bühne bestimmt gewesen ist, so auch nicht auf sie gehöre. Was Göthe selbst einmal an Schiller schrieb: „Mit Faust geht mir's, wie mit einem Pulver, das sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat; so lange Sie dran rütteln, scheint es sich wieder zu vereinigen, sobald ich wieder für mich bin, sezt es sich nach und nach zu Boden,“ scheint eine leise Andeutung des Dichters selbst über das eigenste Wesen der Dichtung zu enthalten. Daß übrigens die Darstellung selbst, wie mangelhaft und ungenügend auch dieselbe schon nach dem Bisherigen im Allgemeinen immer seyn und erscheinen mußte, auch noch im Einzelnen dazu beytrug, die übriggebliebene Welt noch mehr zu zerstören, kann der Unbefangene nicht verkennen; und zwar war dieß nicht nur die Folge der Mangelhaftigkeit unserer Bühne und ihrer Einrichtung überhaupt, die sich hier um so auffallender zu erkennen gab, es war auch die Schuld der bey der Darstellung selbst betheiligten Personen. Namentlich zog der Darsteller des Mephistopheles im Allgemeinen, in Spiel und Sprache, wie in seinem ganzen Wesen den Charakter des M. zu tief herab, nahm ihn zu leicht und machte ihn nicht selten lächerlich; wenn auch ein Schalk, wie ihn der Herr im Prologe im Himmel nennt, ist doch M. nichts weniger als ein Leporello, so wenig als Faust ein Don Juan ist. Was den Charakter des Faust selbst anlangt, so schien ihn Hr. Rott richtig aufgefaßt zu haben, ebenso wie Fräulein Wagner den Charakter der Margarethe wohl verstanden haben dürfte; ob indeß beyde ihr inneres Verständniß auch immer zur äußern Anschauung gebracht haben, ist eine andere Frage. Sehr störend erschien mir in der Darstellung unter Andern der Tanz, mit welchem Mephistopheles in der ersten Scene mit Faust diesen betäubt, und zwar, weil er, wie er ausgeführt ward, gar zu sehr an die heutzutage so beliebten Zauberoperntänze erinnert. Bedurfte es denn des Tanzes? warum ward nicht das vom Dichter zu jenem Zwecke gedichtete Lied zur Betäubung Fausts gesungen?

Beylage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 230.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 25. September 1829.

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!

Goethe.

Aus der Seherin von Prevorst.

(Beschluß.)

Indem ich die nachstehenden Thatsachen der Oeffentlichkeit übergebe, ist mir das Wesen der jetzigen Zeit gar wohl bekannt und weiß ich wohl, daß ich auf den Glauben dieser verzichten und einzig auf die Fortschritte späterer Jahrhunderte hoffen muß, wo der Mensch, vielleicht durch Ernst und Trübsal gezwungen, wieder mehr in die innern Kreise kehrt, und dann werden wohl diese Geschichten, so absurd und unglaublich sie jezt scheinen mögen, bessern Zusammenhang und Erklärung finden. Wie vielen, die nur in der Welt des Aeußern leben, müssen allerdings diese hülflosen, düstern Geistergestalten ein Gräuel seyn! Wie ärgerlich sind sie wohl euch, die ihr euch tagtäglich mit Lust in Wein und Fleisch sonnet und in eurer Herzgrube keine Ahnung einer andern Welt, sondern nur das Wohlbehagen oder den Druck der Speisen fühlet! Wie ärgerlich sind sie wohl euch, die ihr nur nach Weltehre oder irdischem Gute jaget, und in dieser Hitze bis zum Tode bleibet! Wie ärgerlich sind sie wohl euch, die ihr der gewissen Hoffnung lebt, sogleich nach dem Tode in eine Seligkeit einzugehen, weil ihr nicht gestohlen und betrogen, euch immer verständig betragen, die Bibel als moralisches Buch nicht verachtet und Jesum für einen ausgezeichneten Mann gehalten habt! Wie ärgerlich endlich euch, starke Geister und Weltkluge, die ihr an nichts glaubet, was ihr nicht durch die gläserne Tafel (tabula vitrea) eures Kopfes, das erbärmlichste Perspektiv nach Jenseits, sehen könnet!

* * *

Am 8ten Oktober 1828, Abends 9 Uhr, waren im äußern Zimmer der Frau H. ihre Mutter, ihre jüngere Schwester und Frau M. von hier, welche leztere an die Erscheinung von Geistern nicht glaubte. Auf einmal ging die Thüre des Schlafzimmers der Frau H., wo sie im Bette lag, wie von selbst auf, und ihr sichtbar trat die Geistergestalt eines Mannes vor sie, die ihr schon früher mehrmals, jedoch seit Langem nicht mehr erschienen war. Sie verhielt sich ruhig und sprach kein Wort. An einer besondern Beklemmung aber fühlten die Anwesenden, daß etwas Unheimliches in ihrer Nähe sey, und Frau H. sah auch (wie sie nachher erzählte) den Geist in das äußere Zimmer und um die Dasitzenden in einem Halbzirkel herumgehen.

Da wurde Frau M. auf einmal wie durch einen Schlag, der von einer unsichtbaren Gewalt von unten herauf an ihren Sitz geschah, sammt dem Sessel emporgehoben, so daß sie um Hülfe schrie. Die Schwester der Frau H. fühlte, wie sie sich ausdrückte, ohne mit den wirklichen Augen den Geist zu sehen, doch dessen ganze Gestalt, und gab sie nachher ganz so an, wie sie Frau H. sah, auch konnte sie auf diese Art jeden seiner Tritte verfolgen. „Es war ein Schatten," sagte sie wörtlich, „den ich nicht sah, aber doch ganz deutlich fühlte. Ich sah

ihn nicht, aber sah ihn doch. Es war mir, als wären Gedanken in diesem Schatten, die sich mir mittheilten und in mir das Gefühl von Mitleiden hervorriefen. Ich sah ihn nicht mit den Augen, ich sah ihn wie mit meinem Innern."

Diese Erzählung dieses ganz einfachen, unbefangenen Mädchens thut mir am klarsten dar, wie man Geister sieht, nämlich nicht mit dem gewöhnlichen Auge, sondern durch magnetische Erweckung (Inspiration) des Innern.

Frau H. nannte den Namen dieses Geistes nicht, den auch nur sie wußte, und zwar nur dadurch, daß er bey früherem Erscheinen von seinem Sohne, den sie kannte, gesprochen hatte.

In der auf diesen Abend folgenden Nacht träumten Mutter und Schwester der Frau H. zugleich: es sey ihnen der alte N. (das war jener Geist) erschienen und wolle etwas von seinem Sohne.

(Also zieht sich die Geistererscheinung ins Traumleben — nicht aber daß dieselbe leerer Traum, sondern nur mit Traum, Schlaf und Tod verwandt ist. Auch scheinen Geister, wie im magnetischen, so im rechten Schlafe am leichtesten auf den Menschen einwirken zu können.)

Erst als sie Morgens diesen Traum erzählten, sagte ihnen Frau H., daß jener Geist am gestrigen Abend wirklich der alte N. gewesen sey. Frau M. aber (die dasselbe Haus mit Frau H. bewohnte) wurde, als sie in der Nacht auf jenen Abend eingeschlafen war, auf einmal wie durch eine Berührung aus dem Schlafe erweckt und erblickte eine männliche Gestalt vor sich, die ein Schnupftuch in der Hand hielt, mit dem sie sie, statt mit der bloßen Hand berührte. Sie erschrack und sprang in das neben ihr stehende Bett ihres Mannes, worauf die Gestalt verschwand. Frau M. beschrieb diese Erscheinung am andern Morgen der Frau H., und diese erkannte in ihr den Geist des besagten Mannes, besonders auch an jenem Schnupftuch, das er, wie sie sagte, bey jedem Erscheinen wie spielend in der Hand halte. Sie theilte der Frau M. den Namen jenes Mannes mit und es ergab sich (wovon Frau H. früher nicht das Mindeste wußte), daß er ein naher Verwandter von dieser war.

Am 8ten December Abends 7 Uhr befand ich mich im äußern Zimmer der Frau H., von dem aus man in ihr Schlafzimmer sehen konnte. Da sah ich in demselben eine wolkenähnliche große Gestalt (eine graue Wolkensäule wie mit einem Kopfe) ohne alle bestimmteren Umrisse. Ich ergriff ein Licht und eilte schweigend mit demselben hinein, wo ich sie starr auf die Stelle, an der ich jenes Wolkenbild erblickt hatte, hinschauen sah; mir selbst aber war es verschwunden. Frau H. sagte mir auf die Frage, warum sie so starr dahin gesehen? daß der Geist des N. nach langer Zeit wieder da gewesen und ihr einen Auftrag an seinen Sohn gegeben habe. Sie bemerkte dabey, es sey ihr auffallend, daß dieser Geist außer ihr noch drey Personen habe sichtbar werden können, nämlich ihrer Schwester, jener Frau M. und nun mir. Es war auch dieß die einzige Erscheinung, die mir, wenigstens zum Theil, zur Anschauung wurde.

* * *

Schon fünf Wochen lang erschien der Frau H., ohne daß sie mir es sagte, mein kürzlich verstorbener Freund P., der an ihrem Schicksal großen Theil genommen und sie gegen das Ende seines Lebens öfters besucht hatte. Ps. Gestalt sah ihr nicht traurig aus; er schien ihr in der Gewißheit, daß sein Geist die Seligkeit erringen könne, getrost zu seyn. Sie fragte ihn: ob es ihm nicht möglich sey, sich mir sichtbar zu machen? Er antwortete nichts. Dann bat sie ihn, er solle doch nur durch etwas sich mir hörbar oder fühlbar machen, damit ich seine Erscheinung glaube, und er versprach es.

In derselben Nacht, wo Frau H. an den Geist Ps. diese Forderung machte, befiel mich auf einmal ein sonderbares, unheimliches Gefühl, und wir hörten in unserem stillen Zimmer ganz eigene, uns unerklärliche Töne. Ich wußte aber dazumal so wenig, daß Frau H. diese Bitte an P. gerichtet oder richten werde, als sie von dieser meiner Empfindung bereits wußte, ehe sie mir jene ganze Geschichte von P. erzählt hatte.

P. versicherte, er fühle sich erleichtert, wenn er sie besuche, auch gab er ihr einen Auftrag an seinen hinterlassenen Sohn. Sie beschrieb ihn mit einem Faltengewand, wie die andern bessern Geister, angethan. Gehen hörte sie ihn nicht.

* * *

Am 15ten December 1828 Nachts 2 Uhr, im festen Schlafe, wurde ich auf einmal erweckt und hatte ein ganz unbeschreibliches Gefühl, wie von einem Seyn in einer ganz andern Atmosphäre; eine Empfindung, die sich wohl nachfühlen, aber nicht mit Worten aussprechen läßt. Dieses Gefühl dauerte nur kurz, und ich verfiel wieder in Schlaf.

Als ich Morgens zu Frau H. kam, empfing mich diese sogleich mit der Frage: ob ich diese Nacht um 2 Uhr keinen geisterhaften Besuch erhalten? Ich erzählte ihr jenes Erwachen und meine sonderbare Empfindung, worauf sie mit einiger Schüchternheit entgegnete: „Sie wollen immer Beweise von der Wirklichkeit dieser Erscheinungen, und so haben Sie das sich selbst zuzuschreiben. Heute Nacht 2 Uhr kam ein dunkler Geist zu mir; ich sagte nichts zu ihm als: ich befehle dir, gehe sogleich zu meinem Arzte, und er erwiederte: Ja! und ging."

Die Visionen.

(Fortsetzung.)

Als sich Jünglinge und Jungfrau'n,
So chinesische wie deutsche,
Tiefgerührt umschlungen hielten,
Schienen plötzlich die und jene
Vor dem Aug' mir zu verschwimmen,
Wie die Ossian'schen Nebel
Unsrer neuen Bühnenhelden.
War es mystische Zerknirschung,
Oder neue trag'sche Rührung,
Die die schärfsten Seelenkanten
Diamantener Gemüther
Schnell verschmilzt in weichen Brey,
War es Zauber, Wahlverwandtschaft,
Oder ging die Wandlung vor sich
Gar nach einem unsrer neuen
Philosophischen Systeme,
Die mit Leichtigkeit in ihrer
Alchimistischen Retorte
Mond und Sterne, Mensch und Affen,
Selbst des eigenen Verstandes
Kleinod, das wir nicht mehr brauchen
Im Gefühles Ueberflusse,
Sich zum Stein der Weisen kochen,
Freylich, um damit einander
Löcher in den Kopf zu werfen —
Kurz, mir däuchte, die Gestalten
Flößen langsam auseinander,
Doch nur so, daß zwey Gestalten
Sich im Guß zu Einer formten.
Da auf einmal hub der Lampe
Glasgewölbe auf dem Tische
Sich zu rühren an, zu schwellen
Und sich mächtig auszudehnen,
Wie der Mongolfiere Wölbung,
Von dem innern Feuer trunken,
In Begeist'rung schwillt und taumelt,
Und von heißer Sehnsucht glühend,
In des Himmels blaue Tiefe
Fortzustürzen sich bemühet.
Schon erfüllete die Kugel
Ganz den weiten Raum des Zimmers,
Wie Krystall durchsichtig glänzend;
Da in Mitte ihrer Wölbung
Wurde mir ein Mädchen sichtbar,
Dessen Züge zwar entstellet,
Aber wohlbekannt mir schienen.
Irgendwo schon sah ich einmal
Diese schwarzen Lockenringe
Um den marmorweißen Nacken,
Irgendwo schon sah ich einmal
Diese dunkelblauen Augen,
Glühend wie Italiens Himmel.
Doch die Locken fielen wirre
Ueber Angesicht und Schultern,
Aus den Haaren, halb zerrissen,
Hing ein Kranz von dunkelrothen
Nelken, Mohn und Feuerlilien;
Und ihr Auge, rückwärts spähend,
Rollte scheu wie des Verfolgten;
So auch brannten ihre Wangen
Und ihr Busen wogte keuchend,
Als sey kaum durch Flucht das Mädchen
Erst verruchter Hand entflohen.
Scheu und ängstlich sprach die Holde:
„Komm und lass' uns eilig fliehen.
Wirst du länger hier verweilen,
Mußt auch du Pagode werden."
Darauf ich: „Wer bist du, Mädchen,
Die sich meiner so erbarmet?"
Darauf sie: „O weh mir Armen!
Bin ich so entstellt und elend,
Daß du mich nicht mehr erkennest,
Die als Kind dich liebt' und herzte,
Zärtlicher als eine Mutter?
Die mit gelben Sonnenstrahlen,
Wolkenlämmern, Sommerfäden,
Grünen Blättern, goldnen Käfern
Spiele trieb vor deinem Fenster,
Wenn der düstere Magister
Bey der schwarzen Kunst des Schreibens
Dich in höchster Angst beschwor,
Endlich doch ihn zu kapiren.
Kennst du mich nicht, die dem Leben,
Wie der erste Strahl der Sonne
Jenem Marmorbilde Memnons,
Wunderbare Tön' entlockt?
Die in Donnern, Frühlingslüften,
Wellensäuseln mit dir redet?
Die auf Meeres Ungeheuern
Singend zieht durch Sturm und Wogen
Und hinabfährt in die Tiefe,
Wo die Meerfrau einsam weinet
Perlen im Krystallgemache?
Die des Himmels Riesen-Wölbung
Ausgemalt mit goldnen Bildern,
Und belauscht den rühr'gen Kobold
Und der Zwerge emsig Schaffen
In den tiefen Bergeskammern?
Kennst du mich nicht, die in Träumen
Deiner Kindheit schöne Mährchen
Unversehret dir zurückbringt?

Die mit weichen Flötentönen
In die Ferne lockt die Sehnsucht?
Die dich aus der Schmach der Zeiten,
Feiger Knechtschaft, nackter Armuth
In die großen Tempelhallen
Der Vergangenheit zurückführt?
Die der Liebe leiht den Zauber
Und dem Glauben seine Flügel?
Die dem Tode selbst ein Lächeln
Abzwingt auf dem starren Antlitz,
Und dem Grabe —" „O so bist du —"
Rief ich hier entzückt dazwischen! —
„Schweig, entgegnete das Mädchen,
Wirst du meinen Namen nennen,
Muß ich dir sogleich verschwinden."

„So vergönne mir, Geliebte,
Nahm ich hier das Wort, zu fragen,
Welch' verruchte Hand es wagte,
Dich so frevelnd anzutasten,
Daß es scheint, Du seyst entflohen
Kaum noch schmählicher Gewaltthat?" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Ein Londoner Blatt fragt, ob die Pariser verrückt und toll geworden seyen, da die Pariser Zeitungen einen so furchtbaren Lärm erheben und täglich so heftig gegen die neuen Minister zu Felde ziehen. Wenn der Herausgeber des Londoner Blattes sähe, wie begierig die Pariser im Schauspiele, ihrem eigentlichen Sammelplatze, jede Aeußerung von der Bühne herab, die auf die jetzige Lage der Dinge bezogen werden kann, auffassen und festhalten, bis sie ihre Gesinnung darüber deutlich und lebhaft an den Tag gelegt haben, so würde er vielleicht mit noch mehr Nachdruck seine Frage wiederholen. Nun ist es freylich in England nichts Neues, die Zeitungen mit der größten Leidenschaftlichkeit gegen Minister und Staatsmänner losziehen zu hören, welche der allgemeinen Volksgesinnung zuwider handeln, wie man dieß noch neulich bey den Debatten über die Emanzipation der irländischen Katholiken gesehen hat. Allein es mag seyn, daß der plötzliche Ausbruch des Unwillens in den Pariser Zeitungen die kaltblütigern Engländer ein wenig in Erstaunen gesezt hat; auch wissen die Engländer selten genau, wie die Dinge auf dem Festlande zusammenhängen. Wer sich aber die Mühe nehmen will, Frankreichs Angelegenheiten näher zu beschauen, der wird die auf einmal entstandene Bewegung in den Gemüthern, besonders zu Paris, das beständig dem ganzen Reiche den Ton angibt, ganz natürlich finden. Wem ist das Vaterland nicht lieb, und welcher aufgeklärte Pariser sollte nicht mit der lebhaftesten Unruhe dem Unheil entgegensehen, das die Ultraparthey über Frankreich zu verhängen droht? Wem sind nicht die unsinnigen Plane dieser Parthey bekannt, welche ihre eigenen Landsleute kaum zu kennen scheint, da sie aus Emigrirten und aus Geistlichen besteht, die wenig Umgang mit der Nation haben und ihre Bedürfnisse eben so wenig kennen, als ihre Gesinnungen? Wen sollte es nicht schmerzen, zu sehen, wie das wenige Gute, das so langsam unter den vorigen Ministern begründet worden war, von einem zerstörenden Sturme bedroht wird? z. B. der öffentliche Unterricht; wie viele Mühe hat es nicht gekostet, um die Regierung zu heilsamen, dem Zeitgeiste gemäßen Verbesserungen zu bewegen? Napoleon, dem es nur darum zu thun war, gehorsame Knechte und Soldaten aufzuerziehen, obschon er im Grunde der Aufklärung sehr geneigt war, hatte das Unterrichtswesen leider solchen Leuten anvertraut, die nichts Besseres kannten, als was vor der Revolution in Frankreich vorhanden gewesen war, und die ihrem Vaterlande einen Dienst zu erweisen glaubten, wenn sie den alten Schlendrian wieder einführten, und was während der Revolution aufgekommen war, als wahres Unkraut wieder zerstörten. An der Wiederaufweckung des Vergangenen haben diese Leute denn auch redlich gearbeitet, und nach dem Umsturze des kaiserlichen Thrones ist ihr Werk von Andern fortgesezt worden, die nicht minder ihre Pflicht zu thun glaubten, als die Vorigen, und jede Verbesserung oder Erweiterung des öffentlichen Unterrichts als etwas Gefährliches verwarfen. Die größte Beredtsamkeit, die man angewendet hätte, um diese Leute zu überzeugen, daß man den Unterricht jezt doch etwas besser einrichten könne, als vor einem oder zwey Jahrhunderten, wäre ganz unnütz gewesen. Sie waren und blieben feste und unerschütterliche Anhänger des Bestehenden, und hielten auf Rollins Traité des Etudes wie auf ein Evangelium. Nun erschien aber ein junger Minister, dem die Nothwendigkeit, das Bestehende beyzubehalten, nicht so handgreiflich schien und welcher sehr wohl einsah, daß man besser und mehr lernen könne, als zu den Zeiten Rollins. Dieser junge Staatsmann traf Anstalten zu zweckmäßigen Verbesserungen, ließ Erkundigungen über das Unterrichtswesen im Auslande einziehen, suchte dasselbe in Frankreich vor dem erstickenden Einflusse des Jesuitengeistes zu bewahren und gab den Lehrenden mehr Freyheit, als sie bisher genossen, betrachtete auch den öffentlichen Unterricht nicht ganz wie ein der Regierung zustehendes Monopolium. Nun erwachte ein neuer Geist unter den Lehrern. Schulen wurden errichtet oder verbessert; zu neuen Anstalten, woran man zuvor nicht gedacht hatte, die aber unter einem gewerbfleißigen Volke zum Bedürfniß geworden sind, wurden Plane entworfen; Bürger wetteiferten mit der Regierung, um den Schulunterricht zu verbessern und das Erziehungswesen auf einen ehrenvollen Fuß einzurichten. Während nun Alles von dieser Aussaat sich die heilsamsten Früchte verspricht und jeder aufgeklärte Staatsbürger hoffen kann, endlich seine Kinder auf eine zweckmäßige Art in den öffentlichen Lehranstalten erziehen zu sehen, bringt ein Sturm jene Parthey wieder ans Staatsruder, gibt ihr alle Macht in die Hände und verdunkelt den Horizont, ohne Aussicht auf eine bessere Zukunft zu lassen. Gesezt nun auch, der Sturm gehe in einiger Zeit wieder vorüber, so wird er doch die Keime des ausgesäeten Guten vernichtet haben. Es muß dann wieder von Neuem gebauet und gesäet werden, und die Jugend wächst auf, ohne die Wohlthaten zu genießen, die man ihr zubereitet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 231.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. September 1829.

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seelen schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet!
Da ist kein Widerstand und keine Wahl;
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.

Schiller.

Der Freybeuter.

Novelle von Georg Rapp.

Nach einer wahren Begebenheit.

Der französische General la Roche hatte in der zweyten Juliusnacht des Jahrs 1796 die westlichen Höhen des Schwarzwalds mit stürmender Hand besetzt und den Heeren der Republik Schwaben, und mit demselben Deutschland geöffnet. Im Schrecken, den diese Kunde über die friedlichen Thäler jenes Gebirges brachte, retteten viele Bewohner sich und ihre Habe in die sonst nur von einzelnen Holzfällern und Köhlern betretenen entlegensten Gegenden der Wälder; aber auch dort wurden sie nicht selten von feindlichen Marodeurs überrascht. Unter andern war eine Familie vom Rheinufer frühe in Schrecken gejagt worden, welche sich beym drohenden Ueberfall in das schützende Gebirge zurückgezogen hatte. Ein von Tannen und Felsen umschlossenes Jagdhaus bot hier seit Monaten der Freyfrau von Fr. und ihren beyden Töchtern bequeme Zuflucht, und versprach dem Begleiter der Familie die Erfüllung seiner heißesten Wünsche. Dieser war der Graf Eduard von Th., Churpfälzischer Kapitän außer Diensten, schon längst um den Besitz Eugeniens, der erwachsenen Tochter, werbend, und seit der Flucht durch das Jawort der Mutter zur Hoffnung naher Verbindung berechtigt. Die günstige Gesinnung der Mutter entsprang aus falscher Achtung vor dem Reichthum des Grafen und aus innigem Dankgefühl; denn er war es, der die unbemittelte, des Vaters entbehrende Familie an diese friedliche Stätte geführt und ihr sein Jagdhaus mit den erforderlichen Bequemlichkeiten eingeräumt hatte. Zu dem Opfer, die vielen Genüsse, welche sein großer Reichthum ihm bot, mit der Einförmigkeit des Waldes zu vertauschen, hatte ihn freylich weniger die bedrängte Lage der Familie, als Eugeniens Sprödigkeit bewogen, die er endlich zu überwinden hoffte, wenn das lebhafte Mädchen in ihrer Einsamkeit ganz allein an ihn gewiesen seyn würde. Da hauptsächlich ihre hohe, allgemeines Aufsehen erregende Schönheit ihn für sie entflammt hatte, so war ihm die Hoffnung, durch Verarmung ihres Herzens ihre Neigung endlich zu gewinnen, tröstlich genug; dabey bedachte er nicht, daß geistiger Reichthum, eingebildeter und wahrer, in der Einsamkeit nur vergrößert werden kann.

Das einsame Haus war noch von keinem Feind betreten worden; die Bewohner wagten sich daher in die ihnen liebgewordene Gegend hinaus, und Eugenie verließ oft Mutter und Schwester, um an der Jagd der Männer theilzunehmen, die ihrem muntern Sinn bald in dem Grad gefiel, daß sie sich oft, gegen das Verbot der Mutter, früh am Morgen und ganz allein mit ihrem leichten Geschoß in's nahe Dickicht wagte und immer geraume Zeit vor dem Erwachen des Grafen schon fort war, wenn dieser den Abend vorher Erlaubniß erhalten hatte, an ihren Spaziergängen theilzunehmen. Dieser Hang zur Einsamkeit war ihm um so räthselhafter, als er ihm allein es zuschrieb, wenn Eugenie seinen Zärtlichkeiten nicht mehr

neckenden Spott, sondern nur frostiges Schweigen entgegensezte.

In einer heitern Mondnacht saßen die Gäste um ihren alten Wirth, des Grafen Förster, her und ließen sich mit den Sagen des Gebirges unterhalten. Eduard, verdrießlich über die Aufmerksamkeit, mit der Eugenie sich nur gegen den albernen Erzähler, und nicht gegen ihn hinwandte, nahm seine Doppelflinte, rief seinem Jäger und ging. Der Förster hatte so eben versucht, die Gesellschaft durch eine neue Erzählung in Staunen zu setzen: „seit dem Ausbruch des Kriegs," hatte er begonnen, „zieht ein mächtiger Riese im Gebirge umher, den die himmlische Erbarmung zum Schirm der Geängsteten gesendet zu haben scheint. In eine Nebelwolke gekleidet, ein feuriges Schwert hervorstreckend, trifft er wie ein Gewitter die Nachzügler des feindlichen Heeres und streckt mit einem Streich ganze Schaaren darnieder. Wunderbare Hülfe leistet er den Bedrängten: ein armer Schelm, dem sie seinen blinden Gaul weggeführt hatten, fand am folgenden Morgen ein Paar der trefflichsten Rosse in seinem Stall; einem Geplünderten regnete es den Werth des Geraubten in Gold und Silber zum Schornstein herein; eine kranke, verlassene Wittwe hört um Mitternacht den Geist mit seiner Nebelwolke in ihr Zimmer brausen, sieht ihn in der Gestalt eines geharnischten Jünglings mit hellblauen Augen aus der Wolke treten und ihren Tisch mit Wein und stärkender Speise decken." — „Das ist sicherlich ein Engel," unterbrach den Erzähler die kleine Luzie; Eugenien aber überflog eine hohe Röthe, und ihre ganze Gestalt schien mit einem gewaltigen und freudigen Eindruck zu ringen. Das Hereintreten des Jägers des Grafen ließ ihre Bewegung unbemerkt vorübergehen; mit einer blutenden Wunde an der Stirne, sank er auf den nächsten Stuhl nieder und erzählte, von bangen Athemzügen unterbrochen: „sie haben den gnädigen Herrn mit sich fortgeschleppt. Ein ganzes Dutzend begegnete uns und lenkte auf das Haus zu, da band der Herr mit ihnen an, aber sie packten ihn und trieben ihn welschend und prügelnd mit sich fort, weiß der Himmel wohin!" — „Und Du bist ruhig?" sprach zürnend die bestürzte Edelfrau zu Eugenien. „Dein unangemessenes Betragen trieb ihn hinaus, und läßt ihn vielleicht zum Opfer werden; aber Du hast keine Thräne für den Freund, keinen Dank für den Retter; nun begreift sich's ja wohl, warum Du kalt für seine Liebe und stumm für seine Hoffnungen bleiben kannst; Dein Herz ist so fühllos als Dein Kopf eigensinnig. Doch weder früher Deine Bitten, noch jezt Dein Troß sollen mich hindern, meinem Wort zu Deinem Heil treu zu bleiben." Der Förster suchte die in Jammer und Unwillen versenkte Frau mit der Erfahrung zu trösten, daß die Schnapphähne vornehme Leute nur mit fort nähmen, um ihnen ein gutes Lösegeld abzudringen, und ließ der Tochter Zeit, sich zu entfernen.

Eugenie warf sich in's offene Fenster und las sich Frieden aus dem aufgeschlagenen Buche des Sternenhimmels; dann blickte sie mit erheiterten Augen nach den Felsen der nahen Bergwand, welche einen dunkelblauen See einschlossen, der seine ruhige Brust eröffnete, um einen Waldstrom in zahllosen Fällen über die Felsentrümmer in's Thal hinab jubeln zu lassen. Der stille See mit seinen waldigen Felsenwänden, der brausende Strom das mondhelle, gewundene Thal hinab, in das die braunen Bergschatten ihre traulichen Flügel legten, das Alles erschien dem Mädchen wie ein Wiederschein ihres Innern. Auch ihr Friede war durch Eduards und der Mutter Wünsche aus seiner stillen Bahn gebrochen, aber wie des Gebirges Schatten neigte sich eine besänftigende Erscheinung über ihr beunruhigtes Gemüth. Denn oben am tosenden Ufer stand sie jüngst im Begriff, ihr Geschoß auf einen um die Tannen kreisenden Weih anzulegen, als ein naher Knall und der Sturz des Vogels ihre Anstalten unnöthig machten. Ein fremder Mann trat ihr jezt mit der erlegten Beute entgegen; doch schon der erste Eindruck benahm ihr alle Verwirrung über die unerwartete Erscheinung: diese Gestalt, die so stolz und doch so bescheiden vor ihr stand, und sie so vertrauend, als wäre sie ihr längst bekannt, anschaute, schien ihr zu sagen: „ich beuge mich vor Niemanden als vor Dir," und ließ den Gedanken, zu entweichen, gar nicht in ihr entstehen. Der Fremde ergriff im Gegentheil ruhig und beruhigend ihre Hand und sprach: „auch ich bin wie Sie hier fremd und einsam, aber mit Liebe an dieß Land gefesselt, dem ich meine Kraft und meinen Muth zu widmen mich berufen weiß. Seit Wochen bewache ich Ihren einsamen Morgenspaziergang in Wald und Klüften; darf ich Ihnen wieder begegnen? Wenn ich Sie sehe, bin ich so ruhig, so glücklich!" Er sah sie innig und fröhlich an, neigte sich tief und verschwand im Gebüsch. An manchem Morgen, endlich an jedem, trafen Eugenie und der Fremde sich wieder, und ohne je von Herzensangelegenheiten zu reden, hatten sie doch bald den Bund vertrauenden Wohlwollens so innig geschlossen, als wären sie von jeher sich nahe befreundet gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Visionen.

(Fortsetzung.)

Und mit Thränen in den Augen,
Sanft von Schmerz und Schaam erröthend
Redete sie mir entgegen:
„Leiden, wie ich sie erduldet,
Bittre Schmach, wie ich erfahren,
Reißen grausam, selbst als Nachhall
Leerer Worte, mir noch Wunden.

Wisse denn, seit vielen Jahren
Hielt dämonische Bezaub'rung
Mich gebannt in Dienst und Knechtschaft
Eines Hofmanns, der mich täglich
Foltern ließ von garst'gen Teufeln,
Um an meiner Qualen Zuckung,
An den ausgerenkten Gliedern
Seine Studien zu machen.
Weiße Teufels-Elixire,
Widerliche Zauberkräuter,
Die zu Wuth und wildem Wahnsinn
Mich mit Höllengluth berauschten,
Goß man mir gewaltsam ein;
Dann in Tobsucht und Verzweiflung
Heulend, tanzt' ich Wirbelreihen
Mit den scheußlichen Dämonen,
Unter gellendem Gelächter
Unsrers Meisters, bis ich müde
Und besinnungslos am Boden
Mich in bösen Krämpfen wälzte.
Endlich, um das Maas zu füllen
Solcher ungeheuren Leiden,
Zwang er seinen Sohn, Nußknacker,
Mir zum Gatten auf" — Hier schmerzlich
Von Erinn'rung überwältigt,
Hielt das Mädchen seufzend inne.
Endlich sprach sie also weiter:
„Doch von diesem Ungethüme,
Würdig eines solchen Vaters,
Ward ich bald darauf erlöst.
Denn es fiel in einem Treffen
Mit dem großen Rattenkönig.
Gram um seines Sohnes Unglück
Kürzte auch des Zaubrers Tage.
Als es kam an's Sterben, bannt' er
Mich in eine Branntweinflasche,
Und vermachte sie als Erbstück
Einem alten Hexenmeister.
. . . . . nannten ihn die Menschen,
Doch im Schlafrock hieß er anders.
Kannst du glauben, daß ein Elend
Größer, als das ausgestand'ne,
Meiner hier noch harren sollte?
Dennoch war das neue Leiden
Nicht dem alten zu vergleichen.
Zwar versprach der alte Unhold,
Aus der Flasche mich befreyend,
Mich humaner zu behandeln,
Wie er es zu nennen pflegte.
Doch entsetzlichere Qualen
Als humane kann der Hölle
Ganze Tücke nicht ersinnen.
An der Kinderwiege stehen,
Wäsche bläun, am Rocken sitzen,
An dem Bratenwender drehen,
Bey Geburtstag, Jubelhochzeit
Schinken und gebrat'nen Ferkeln
Blumensträuße anzuheften,
Brühen mit dem Lorbeer würzen,
Und die schnöden Dienste alle
Einer Küchenmagd verrichten,
Hieß human der alte Quälgeist.
O, was hab' ich da gelitten,
Wenn dort an dem Feuerheerde,
Bey des Bratenwenders Schnurren,
Die Erinn'rung blaue Berge,
Blaue Ströme, Waldesrauschen
Und die lauen Sommernächte,
Duft und Nachtigallenflöten
Noch zu mir herüberwehte!
Alle Lust und Lebensfrische
Und die Kraft des frohen Muthes
Zehrte ab in mattem Frösteln
Einer langgedehnten Schwindsucht.
Meiner Glieder leichte Regung,
Wie in orthopäd'sche Schrauben
Eingezwängt, schien sich allmählig
Philologisch zu versteifen;
Und schon fühlt' ich in mir dämmern
Das entsetzliche Gelüste
Nach interpolirten Stellen
Und dem griechischen Accente.
Kahl und farblos lag die Erde,
Wie Kritik und Metaphysik,
Vor mir da, und selbst der Sterne
Ungeheure Rune schien mir
Eine höchst verworr'ne Lesart —
Und es war um mich geschehen,
Da zerbrach die Hand des Todes
Meines Alten morsches Leben,
Und mit ihm auch meine Ketten.
Aus den dumpfen Marterkammern
Wankt' ich bleich und matt hervor;
Doch im heil'gen Licht der Sonne
Schwand allmählig die Erstarrung.
Wie aus einem bösen Traume
Schlug ich auf den Blick zum Leben,
Das zur Heilung seine tausend
Ueberschäumenden Pokale
Trunkenjubelnd hielt entgegen.
Glühende Begeist'rung faßte
Mich mit ihren Riesenarmen,
Und ich stürzte wild und jauchzend
Durch die ungemess'nen Räume.

Doch wir weilen schon zu lange!
Laß uns im krystallnen Schiffe
Einen neuen Flug versuchen,
Und des langen Leids vergessend,
Spielen unsre alten Spiele."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Was ich vom Unterrichte gesagt habe, gilt von allen andern Fächern. Ueberall war Eifer zum Verbessern bewiesen worden. Man hätte aber rascher damit zu Werke gehen können; denn heutzutage braucht man nicht lange darüber zu berathschlagen, wo Verbesserungen anzubringen sind; die Preßfreyheit deckt die bestehenden Mängel und Gebrechen unaufhörlich auf, und erspart den Regierenden manches Nachgrübeln und Erforschen; zuweilen ward man ungeduldig über den langsamen Gang und fuhr die Regierung hart an, daß sie zaudre, indeß der Feind anrücke. Dieser Feind ist nun Herr und Meister in der Festung; er kann nach Belieben schalten und walten; das Gute, das nicht geschehen ist, dürfte nun unterbleiben, und dasjenige, wozu blos der Grund gelegt ist, wird schwerlich weiter emporkommen. Dagegen werden die Projekte, womit sich die Ultra's seit der Wiederherstellung des Königthums abgeben, wieder hervorgezogen, nachdem man sie einstweilen als unzeitig wieder eingesteckt hatte; sie wollen das Unterste nach oben kehren und die Nation, die ihnen weit vorgeeilt ist, wieder auf den Standpunkt des vorigen Jahrhunderts zurückführen. Sie jauchzen laut, und darüber sollte sich eine aufgeklärte Volksmenge, wie die Pariser ist, nicht entrüsten? Sie sollte still dazu schweigen, daß unwissende und leidenschaftliche Menschen sich vermessen, ihre Führer werden zu wollen und sie rückwärts zu leiten, statt mit ihr zum Ziele fortzuschreiten? Die Pariser sind indessen schlaue Leute, und da sie eine Verfassungdurkunde haben, deren Beobachtung ihr König beschworen hat, so haben sie zu den Ministern gesagt: Daß Ihr gern das seit der Revolution Bestehende umwerfen und eine gänzliche Umwälzung der Staatseinrichtungen nach Eurem Sinne einführen möchtet, wissen wir; denn Ihr habt den Wunsch darnach selbst oft und heftig genug auf der Rednerbühne ausgesprochen, und Eure Zeitungen geben sich auch gar keine Mühe, es zu verhehlen. Nun beherzigt aber eins: wollt Ihr uns die durch den Krönungseid beschwornen Freyheiten entziehen, so halten wir unsere Steuern zurück und Ihr bekommt kein Geld. Hiermit ward schon unter Villèle's Regierung gedroht, jezt scheint dieß aber ein fester Entschluß nicht allein der Pariser, sondern auch des ganzen von seinem Vermögen oder seinem Gewerbe lebenden Theils der Nation zu seyn. Sollte es je dazu kommen, so würde also das jezige Geschlecht ein ganz eigenes Schauspiel erleben, dasjenige nämlich einer Nation, welche vermittelst eines zugeschnürten Beutels die Minister zwingt, auf gerader Bahn fortzuwandeln. Alle unabhängigen Tagesblätter ermahnen Frankreich zu diesem wichtigen Schritte, der in der That eine neue Epoche beginnen würde. Auch scheinen die jezigen Machthaber über der bloßen Ankündigung eines so entscheidenden Entschlusses stuzig geworden zu seyn; denn sie stehen still und handeln nicht, sondern berathen, was zu thun ist. Unterdessen verläugnen die Pariser ihren Charakter nicht, sondern scherzen, und vielleicht bekümmern sie sich nach einigen Wochen nicht viel mehr um die neuen Minister, wenn diese nicht etwa durch ihre Handlungen den behaglichen Gang der Bewohner dieser großen Hauptstadt stören. Blos des Abends im Schauspiel erinnern sie sich derselben, wenn etwa eine Stelle in dem Trauer- oder Lustspiele ihnen Anlaß geben kann, ihre politischen Gesinnungen zu äußern. Solcher Stellen sind seit der Ernennung der jezigen Minister eine Menge beklatscht oder bezischt worden, je nachdem sie liberaler Art waren oder nicht; z. B. folgender Vers in einem neuen Trauerspiele: On ne sait point trahir quand on a su combattre, den das Publikum sogleich auf den jezigen *Kriegs*minister von Bourmont bezog, welcher bekanntlich vor der Schlacht bey Waterloo von der Napoleonschen Armee zu der Wellingtonschen überging, ein Vergehen, welches ihm die liberalen Zeitungen jeden Morgen vorhalten, wie sie dem Minister des Innern, Grafen Labourdonnaye, seine blutdürstigen Aeußerungen in der Deputietenkammer kurz nach der zweyten Wiederkehr des Königs Ludwig XVIII. vorwerfen. Zu Marseille hatte man fürchterlich gepfiffen, als in der Oper Paul und Virginie der Gouverneur, Namens Labourdonnaye, hervorkam. Damit jedoch der Schauspieler nicht glaube, dieß gelte ihm persönlich, so hatte man ihn nach der Vorstellung in seiner gewöhnlichen Kleidung hervorgerufen und ihn dann tüchtig beklatscht, zur Schadloshaltung für die unangenehmen Pfeifchen, die seinen Rollen-Namen Labourdonnaye begrüßt hatten. So würde es auch vermuthlich in Paris gegangen seyn, nachdem Paul und Virginie von der Direktion der komischen Oper angekündigt worden war, wenn nicht sogleich von Seiten des Ministeriums des Innern das Stück einstweilen auf die Liste der verbotenen oder vorenthaltenen gesezt worden wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nro. 225:

Gans — Feder. — Esel — Pergament. — Lumpen — Papier.

Pendants zu Hebelschen Räthseln.

„Der Furchtbare."

„Ich trage die Furien Schlangengestalt,
Ich bin wie die Schlange gewunden und kalt.
Die Farbe, vor welcher Jedermann graut,
Die Schwärze des Todes bedeckt meine Haut.
Ich folge, wie die zürnende Rach',
Tagtäglich dir **auf dem Rücken** nach."

Hebel.

Das Marterbild.

Erfunden vom Henker in alter Zeit,
Durch Henkers Hand für Verbrecher bereit;
Ein Symbol, vor welchem Jedermann graut,
Wenn er's in seinem Hause schaut;
Ein schwarzes Zeichen, du siehst's mit Schmerz,
Nach dem Tode noch drückt's manch gebrochen Herz;
Und solltest du Ritter und Bischof seyn:
Es geht **vor dir** in den Festsaal ein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 232.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. September 1829.

Mir öffnet sich der Erde weites Reich!
Vorübergehen mir Jahrhunderte
Und Völker! Welch ein weiter Schattenzug!

Herder.

Die Visionen.

(Fortsetzung.)

Lächelnd reichte mir das Mädchen
Ihre Hand, und leichten Schwunges
Fühlt' ich mich emporgezogen,
Wie von Flügeln aufgehoben;
Stand in des Krystalles Wölbung
Angeschmiegt an ihre Seite,
Und aus ihrem dunklen Auge
Schaute es mich an so dämmrig,
So mit Lust und feuchten Thränen,
Wie aus blauer Wogentiefe,
Wie ein altes schönes Mährchen,
Das in dunklem Waldesgrüne
Einen träumerischen Wandrer
Aus den Tannenzweigen anblickt.
In demselben Augenblicke
Hob die Kugel an zu drehen
Und sich langsam aufzuschwingen,
Daß ich ängstlicher mich schmiegte
An das wunderbare Mädchen.
Und der Lampe schwaches Oellicht
Schlug empor in großen Flammen,
Wuchs zu einer Feuersäule,
Die als riesige Fontaine
Mit dem schlanken Schafte aufstieg,
Und zu einer breiten Krone
Oben auseinander sprudelnd,
Leicht die Kugel aufwärts spielte.
Und wie ferne Glockentöne
Klang es aus des Mädchens Munde:
„Jetzo ist es an der Stunde,
Wo die alte Meist'rin unten,
Sich aus ihrem Traum ermunternd,
Was sie in der Nacht gedichtet,
Schön in Ton und Farbe sichtet."

Und ich schaute aus der Höhe
Auf die Erde, die unter mir
Lag in tiefer neblicher Ferne,
Wie ein großes schäumendes Meer,
Das in gewalt'ger Gährung des Sturmes schwankt.
Doch ein fern aufzückendes Licht
Schlug wie ein Blitzstrahl in die Wolkensee,
Die entzweyriß
Zu einer breiten Kluft,
In der die Zacken der Berge,
Wie inselgroße Klumpen
Rothgeglühten Metalles,
In unabsehbarer Reihe
Neben einander lagen.
Und die glühenden Inseln
Schienen in feuersprühenden Lavaströmen,
In tausendfarbigen Gluthstreifen
Hinzuschmelzen und stürzten

An der Gebirge Felsenwänden
Tiefer hinab in graue Nebelmeere,
Die zu bunten Wolkenflocken gerinnend,
Hin und wieder gaukelten
Und über dunkle Thäler
Wie farbige Schleyer hingen.
Die Wälder mit ihren zackigen Wipfeln
Liefen wie grüne und dunkelblaue Wogen
In die Ebnen hinab.
Die Meere in ihren weiten Becken
Blinkten auf wie geschmolzenes Silber,
Und der blauen Ströme
Weithingeschlängelte Blitze
Flogen ihnen zu.
Aber in einem der Meere
Lag ein einsames ödes Eiland
Uebereinandergestürzter Säulen
Grauen Basaltes,
Ein verkohlter Vulkan.
Und unter dem verworrnen Getrümmer
Hatten sie einen Riesen begraben.
Ich sah den Riesen —
Von schwerem Traum befangen,
Schien er in seinem vergitterten Grabe zu schlafen.
In seinem Haupte gährten Gedanken
Wie Gewitterwolken;
Donnernd brachen sie aus und es barst
Entzwey des Grabes Felsenwölbung.
Er lebte wieder auf der erstorbne Vulkan
Und schoß ungeheure Feuersäulen
Jubelnd empor in den blauen Himmel.
Ihr rother Wiederschein
Strahlte wie ein Nordlicht
Ueber den Ländern der Erde.
Der Riese stieß unwillig
Mit den Füßen gegen die Wände des Grabes,
Daß das ganze Eiland
Vom Grund aus sich erschütterte;
Und die Wogen, die es bespühlten,
Flohen erschrocken hinweg,
Rollten sich auf und schienen,
Wie thurmhoch aufgebäumte Drachen,
Mit ihren breiten Häuptern,
Ueber eines andern Welttheils
Rückwärtsliegende Gestade
Donnernd herab zu drohen.
Und mit ihren Donnern mischten sich Donner
Auf einer weiten Ebene,
Die ein schwarzes Rauchgewölk'
Wie ein Leichentuch umhüllte.
Das Gewölke zog sich in großen Wirbeln
Langsam hinüber an grüne Waldgehege —
Und auf der Ebene
Wurden die langgedehnten Reihen
Zweyer Völker sichtbar,
Die in blitzenden Stahl gehüllt,
Wie zwey riesige Flammenschwerter,
Gegeneinander schlugen.
Ein wildes Geschrey, wie ferne Brandung,
Schlug herauf, wenn die Donner
Des Geschützes schwiegen;
Röthlicher Staub wälzte sich daher
Mit den fliegenden Reiterschaaren
Und verhüllte die Würgenden.
Aber die Könige beyder Völker
Saßen ferne der Schlacht auf Bergen,
Gespannten Blickes
Schauten sie auf das Mordgewühl.
Städte brannten hier —
Eintönig heulte dumpfes Sturmgeläute;
Dort in andern ging ein Zug
Langsam durch buntes Gewimmel
In den Straßen.
Jubelnd führte das Volk auf Karren
Männer, die für seine Freyheit gefochten, geblutet,
Zum Hochgerichte.
Die Männer schauten trotzigen Blickes,
Einige lächelnd zum Blutgerüste hinauf.
In einer Stadt schleppten die Bürger
Eines erschlagenen Fürsten Leiche
Durch den Staub der Straßen,
Kugelten höhnisch die Krone auf dem Pflaster;
Kinder spielten mit Stücken
Eines zerbrochenen Scepters;
Andere warfen zerrissene Fetzen
Eines Purpurmantels mit Jubelgeheul
In die Lüfte.
Vor einem Pallaste mit eisernen Gittern
Lag ein Volk auf den Knieen
Vor einem erzgegossenen Mann,
Der mit dem Schwert umgürtet,
Kalt und bewegungslos
Auf die Gebückten niederschaute.
Demüthig hoben sie ihre Hände
Zu dem Gewaltigen auf,
Und zeigten auf Ketten,
Die sie geschmiedet, sich fesseln zu lassen.
Ein unabsehbarer Leichenzug
Wandelte aus den Thoren einer großen Stadt.
Die Glocken jammerten
Von den Thürmen;
Das ganze Volk beweinte
Den weisesten und gerechtesten Mann,
Den es zu Grab geleitete.

Ein Denkmal bauten sie auf dem Grabe,
Zur Erinn'rung dem spätesten Enkel;
Aber aus denselben Thoren
Stürzte bald darnach ein Haufe
Zornentbrannter Menschen,
Schlug das Denkmal in Trümmer,
Riß aus der Gruft die Gebeine
Des vielbeweinten Mannes,
Verbrannte sie und streute
Die Asche den Winden.

(Der Beschluß folgt.)

Der Freybeuter.

(Fortsetzung.)

Jezt beschwichtigte der erhebende und ernste Gedanke an den so edelkühnen und doch so räthselhaften Freund alle ihre Sorge wegen Eduard und seiner zudringlichen Neigung. Sollte der gute Geist im Gebirge nicht ihr Freund seyn? sollte sie an den sanften Augen und an der Heldengestalt ihn nicht erkennen, mochte der Bescheidene auch nie mit einem Wörtchen seines Berufs und seiner Thaten erwähnen? Wie wenig konnte seit dieser Entdeckung der Kapitän mit dem Freund die Vergleichung aushalten; jener hatte aus Mangel an Muth seinen rühmlichen Beruf beym Beginnen der Gefahren verlassen, ihr Freund ist, nur von Noth und Tod umgeben, der Retter der Bedrängten. Je länger sie verglich, desto tiefer ward der Kapitän in den Hintergrund gedrängt, desto glänzender trat der Fremde hervor, bis beyde ihre Rollen vertauschten, Eduard für immer sich in Nacht verlor, und der Freund, vom Feuer ihrer Neigung verklärt, zum Geliebten wurde, in dem die reine Jungfrau immer nur den Bräutigam zu sehen glaubt. Durch diese Schattenspiele in tröstliche Träume gewiegt, schlief sie ruhig wie ihr mondheller See.

Mit dem dämmernden Morgen wollte Eugenie den Freund am Ufer erwarten, da sah sie zwey Reiter nach dem Hause jagen: es war der Graf mit dem Freund. Durch ihr Erscheinen wurde sie augenblicklich von der nächtlichen Vergleichung der Geister zu vergleichender Würdigung der Gestalten geführt, und auch hier wechselten die Rollen. Der kleine, bewegliche Kapitän kam ihr immer schülerhafter und kleiner vor als sie selbst war, und sie bildete sich ein, auf seine Figur jezt recht tief herabzusehen, während die hohe, feste Gestalt des Fremden ihr immer mit dem Ausdruck hingebender Herablassung erschien. Der Kapitän bekomplimentirte die Bewohner mit vielen Entschuldigungen, daß er sie so frühe störe, und stellte ihnen mit den verbindlichsten Phrasen den Unbekannten als seinen Retter vor. „Ein kaiserlicher Offizier!“ rief die Mutter, zweyfach erfreut aus; „so wehen denn die deutschen Fahnen wieder am Rhein, und nicht nur der Freund ist befreyt, wir alle mögen wieder frey und froh in die Heimath ziehen!“ — „Gnädige Frau,“ fiel der Graf ein; „beynahe glaube auch ich, gewiß ein neues Wunder, an alle Mirakel, Riesen, Gespenster, Dämonen und Götter dieser Berge, denn beym Herrn der Heerschaaren, wie ein Cherub im Gewitter einherfahrend, hat dieser Ehrenmann die ganze Legion meiner Feinde zermalmt, und wie Cupido hat er mich Ihnen, meine angebetete, einzige Göttin, wieder zurückgeführt.“ — „Der Aberglaube, mit dem mich das Landvolk bald als schwarzen Kobold spucken, bald als weißen Engel erscheinen läßt,“ erwiederte der Unbekannte lächelnd, „hat mir wirklich schon bessere Dienste geleistet als Sie glauben, Herr Graf. Ihnen aber, denen ich auf so erfreulichem Wege bekannt geworden,“ er wandte sich dabey nicht nur an den Grafen, sondern erröthend an die erröthende Eugenie, was der Graf mit einigem Mißmuth bemerkte, „brauche ich hier die Geschichte meines Gespensterlebens nicht zu verschweigen. Die deutsche Armee, welche diesen Boden behauptet, besteht gegenwärtig nur allein aus mir. Als uns Dessaix bey Oppenweiher schlug, brachte mich, den Verwundeten und Bewußtlosen, ein menschlicher Landmann in Sicherheit; genesen fand ich das Land vom Feind überschwemmt, und Gefangenschaft, oder Verkappung und gefährliche Flucht erschienen mir als mein wahrscheinliches, bitteres Loos. Der Himmel aber hatte es anders beschlossen; feindlicher Ueberfall, meinem Retter widerfahren, sezte mich in den Stand, mich ihm dankbar zu zeigen; das Gelingen dieses Wagestücks und eine höhere, süße, unwiderstehliche Gewalt — Eugeniens, vom Kapitän bemerkte Blicke sagten dem Freund, daß sie ihn verstand — fesselten mich an diesen Boden und gaben mir den lustigen Einfall, den kleinen Krieg auf eigene Faust fortzusetzen. Wie der Löwe im Gebirge laure ich hier auf die Verhaßten, und bisher war mir in meinen kleinen Gefechten der Sieg beschieden. Was die diebischen Schnapphähne stehlen, ihnen wieder abzujagen und den Beraubten zurückzubringen, ist ein Geschäft, bey dem mein abentheuerliches Leben in diesen Wäldern wenigstens einigen Nutzen bringt. So ringe ich in Haß und Liebe, bis ein ehrlicher Soldatentod diesem unruhigen Herzen Frieden gibt, den ihm doch weder Gefangenschaft noch Flucht geben könnte, denn seitdem ich einsam, gleich dem Raubthier der Wüste, meine Beute greifen muß, wachsen Schmerz um das Vaterland und Haß gegen den Sieger immer stärker mir ins Herz hinein und ich fange an, in meinen Abentheuern meine wahre und lezte Bestimmung fröhlichen Muths zu lieben.“ Die Baronin schaute den Fremden mit zweydeutigen Blicken an; aber der von Natur vorlaute und durch eifersüchtige Grillen erbitterte Graf konnte sein Urtheil nicht zurückhalten. „Das lautet alles ja recht wacker und kriegslustig,“

sagte er, „und macht ja dem Herzen viele Ehre. Aber, mein Bester, die wiedererstehenden Heroen der alten Fabelwelt dürften am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr auf ihrer rechten Stelle seyn; denn sehen Sie, was Sie auf einer Seite dem Volk hier Gutes thun, das schaden Sie ihm doppelt wieder durch die Erbitterung, die Sie beym Feind erregen. Ich dächte, Sie kehrten jezt behutsam zu den Ihrigen zurück, wo für Sie gewiß allein das Feld des Ruhmes seyn kann, wenn Sie ein solches in der Wirklichkeit und nicht nur in heroischen Geschichten suchen. Ihren gegenwärtigen Beruf, vergeben Sie, mein Bester, dürfte außer Ihnen selbst vielleicht kaum Jemand gebührend ehren; sieht ja die gebildete Welt alles Abentheuerliche doch nur mit mißtrauischen Augen an."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Die Pariser haben noch einen besondern Grund, ihre Unzufriedenheit zu äußern. Untee dem vorigen Ministerium hatten sie einen Polizeypräfekten bekommen, wie die Stadt Paris vielleicht noch nie einen gehabt hat, und der selbst über dem berühmten Sartine aus dem vorigen Jahrhunderte weit erhaben stand. Sartine verdankt seinen Ruf hauptsächlich der Schlauheit, womit er die Schurken zu überlisten pflegte. Sein Polizeywesen bestand in einem vortrefflich eingerichteten Spioniersystem. Dieß sah man damals als die Hauptsache bey einem Polizeybeamten an. Konnte er Diebe und Räuber zur Rechenschaft ziehen und dem Hofe von dem innern Treiben der hohen und niedern Haushaltungen Kundschaft geben, so hatte er seine Pflicht gethan; man lobte ihn als einen würdigen Obern und gab ihm Ehrenstellen und Pensionen. Daß ein Polizeymeister etwas Edleres thun könne, ahndete man kaum. So ist auch die Polizey in Paris während der Revolution, und sogar unter der Napoleonschen Regierung geblieben. Das Kaiserthum hatte es mit vielen Unzufriedenen zu thun, und deßhalb war das Ausspionieren ein so wichtiges Geschäft, daß selbst ein Minister dazu da war, um dieß Geschäft im Großen zu treiben. Man braucht ja nur die Memoiren des vorigen kaiserl. Polizeyministers Savary, Herzogs v. Rovigo, zu lesen, um sich zu überzeugen, wie ernstlich sich der Mann das Spionenwesen zu Gemüthe zog und welch erhabene Begriffe er damit verband. Auch unter Ludwig XVIII. sezte das Polizeywesen in Paris diesen alten Gang fort und wurde deßhalb vom Publikum auch nicht mehr geachtet, als die kaiserliche Polizey. Vor einem Polizeybeamten in einer Gesellschaft hätte man ein solches Mißtrauen gezeigt, daß die Unterhaltung alsbald würde gestockt haben, und wenn man von Jemand hörte, er sey bey der Polizey angestellt, so war es, als ob man etwas Schlimmes über ihn vernommen hätte. Natürlich hatte dieß seinen guten Grund; denn solch ein Polizeybeamter war vermögend, Jemand, einen Familienvater etwa, wegen aufrührerischer Aeußerungen, wie man es nannte, verhaften zu lassen und dadurch eine ehrliche Familie unglücklich zu machen. Davon hatte man Beyspiele genug, und wer noch daran zweifeln möchte, ob nach dem Umsturze des kaiserl. Throns so arges Spiel von der Pariser Polizey getrieben worden sey, der braucht ja nur die vier Bände geheimer Polizeynoten, die neulich im Drucke erschienen sind, durchzublättern. Dort wird er finden, daß, während der berüchtigte Delavau Polizeypräfekt war, fast täglich die Ober- und Unterspione Befehl erhielten, den achtbarsten Bürgern und Fremden auf die Spur zu gehen, sich in ihre Häuser und Wohnungen einzuschleichen, das Zutrauen ihrer Bedienten und anderer Umgebungen zu gewinnen zu suchen und ihr Handeln und Reden auszukundschaften. Wie diese Befehle und die darauf erfolgten Berichte der geheimen Kundschafter aus den Polizeybureau's in die Hände eines Verlegers gefallen sind, ist nicht bekannt geworden, indessen läßt es sich errathen; vermuthlich hat nämlich irgend ein abgesezter Polizeybeamter, unter dessen Aufsicht sich die geheimen Papiere befanden, sie für schweres Geld an einen Verleger oder einen Herausgeber verkauft; genug, sie sind nun einmal gedruckt und werden ein unauslöschlicher und unwiderleglicher Beweis von der niedrigen Art bleiben, wie unter Delavau's und Villele's Staatsverwaltung die Polizey in Paris gehandhabt wurde. Es wird keiner mühsamen Nachforschungen mehr bedürfen; die Thatsachen und die Urkunden liegen dem Publikum vor Augen; hätte man doch ähnliche Belege zur Geschichte aller der Polizeyen, die so willkührlich verfahren! Unter dem lezten Polizeypräfekten Belleyme war das ganze Polizeywesen auf einen edlern Fuß gesezt worden. Dieser Mann hatte sich von dem Geiste durchdrungen, in dem das Polizeywesen unter einer freyen Verfassung und in einem aufgeklärten Staate muß aufgefaßt werden. Nicht das gehässige Spionierwesen, wodurch sich ein unedler Polizeybeamter bey seinen Obern oder bey Hofe will beliebt machen, ist es, worauf er zu sehen hat, sondern die Sauberkeit und Wohlfahrt der Stadt und die Sicherheit der Bewohner; sein Amt ist kein politisches, sondern ein haushälterisches, *ein väterliches*. Die Straßen soll er rein halten, sie von Bettlern und anderm Gesindel säubern, dafür sorgen, daß die Lebensmittel ungehindert ankommen und ohne Zwang und Unterschleif verkauft werden, daß die Gefängnisse gut eingerichtet seyen, daß Diebe und Missethäter keinen Schlupfwinkel in einer so großen Stadt haben u. s. w. Was aber in den Häusern der Bürger und im Innern der Familien vorgeht, ist nicht seine Sache; hat er doch der Pflichten und Obliegenheiten zu viel, als daß er sich mit dem Auskundschaften abgeben könnte. In diesem Sinne war denn auch Hr. von Belleyme verfahren. Zur Abschaffung der Betteley hatte er die Bürger von Paris zum Beystande aufgefordert, und man weiß, wie bereitwillig sie sich zu Beyträgen verstanden haben. Unter ihm sind die Omnibus oder Stadtwagen aufgekommen, die jezt in allen Stadtrevieren den Bewohnern zu Gebote stehen und für sie eine große Wohlthat sind. Zwar ist er weder der Erfinder noch der Urheber dieser neuen Bequemlichkeit; allein dadurch, daß er den Unternehmern alle mögliche Freyheit ließ, dergleichen Fuhren anzulegen, hat er die Verbreitung dieser Anstalt befördert. Wie viel anderes Gute er für die Stadt gethan und wie es ihm gelungen, der Polizey Achtung und Zutrauen statt des sonstigen Mißtrauens zu verschaffen, ist aus den Zeitungen längst bekannt. Solch einen Polizeypräfekten hatte Paris noch nicht das Glück gehabt zu besizen, und schwerlich wird es auch sobald einen solchen wieder bekommen. Wie sollte die Stadt also nicht die Ministerrevolution verwünschen, die ihr diesen achtbaren Obern entriß und die Polizey in die Hände eines keineswegs beliebten Mannes wie Mangin gab!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 233.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 29. September 1829.

— Ich sterb' als Braut im Wittwenstande.
Komm, Amme; komm! Ich will ins Brautbett! fort!

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Der Freybeuter.

(Beschluß.)

Der Unbekannte sah den Kapitän ungefähr an, wie der Löwe das bellende Schoßhündchen; Eugenie aber fuhr heftig auf. „Suchen Sie Ihren Lohn,“ sprach sie, „in fühlenden Herzen, in welchen des Helden Bild erhebend und beseligend leben muß, wenn dieser Herr in seiner gemächlichen Klugheit zu vergessen scheint, was er jezt wäre ohne Sie. Und weil ich nicht vergessen mag, was er ist neben Ihnen, so wissen Sie denn: auch hier hätte eine Bedrängte um Hülfe zu flehen; nie fühlte ich sie schmerzlicher als eben jezt, die Pein, diesem fremden Gott hier geopfert zu werden! Nein, nein, nein! Er glaubt meinem Sträuben nicht, ruf Du es ihm in sein eitles Herz, dieses Nein, und sey meine Freyheit der Dank, den er Dir für die seine gibt, damit ich in ihm meinen und der Meinigen Wohlthäter endlich gebührend ehren könne!“ Sie ergriff, außer sich, des Fremden beyde Hände, der, obwohl im Uebermaß des Entzückens, das ihm die Enthüllung ihrer Leidenschaft gab, doch mit edlem Anstand den ersten Kuß auf ihre Lippen drückte und von dem verwirrten Kreise der Verwirrteste schied. „Sie haben Ihren Dank dahin,“ kreischte der Graf ihm nach; „und Du Deinen Troz,“ zürnte die Mutter gegen die Unbesonnene. „O der unseligen Zeit, in der Sitte und Zucht aus ihren Fugen reißen, in der es die Kinder den gährenden Völkern gleich thun, und siebenzehnjährige Mädchen mit frechem Uebermuth ein Glück verhöhnen, das der Mutter Güte und bewährter Männer besonnene Wahl mit Mühe und Treue auferbauten; wo sich gebildeter Eltern Kind, wenn sein Troz bey den Vernünftigen keine Erhörung findet, dem nächsten Landstreicher an den Hals wirft, und zur gerechten Strafe vor des Bräutigams und der Mutter Augen mit sich schäkern lassen muß wie eine Dirne. Da Dein Eigensinn Dich toll machte, so müssen wir uns nach einer durchgreifenden Kur umsehen: Eduard, willst Du, so ist morgen Deine Vermählung; Du sollst Deine Braut geschmückt finden, um sie, wenn sie nicht gehen will, zum Altar zu tragen.“ Eugenie wollte das Zimmer verlassen, aber „Du bleibst,“ rief ihr die Mutter zu, „um dem Geliebten Deine verbrecherische Tollheit abzubitten.“ Das Mädchen wendete sich rasch um, bot dem Grafen lächelnd die Hand und sagte: „das will ich morgen thun am Altar! O ich will mich schmücken und kränzen; ich will froh seyn wie der Aar im Himmelszelt, sanft wie das Täubchen in der Laube.“ Sie hüpfte hinaus. „Das Mädchen ist toll, aber gut,“ meynte die Mutter; „würd' ich sie sonst lieben?“ bemerkte der Graf; „aber der Oesterreicher muß weg. Gnädige Mama, ich bin morgen da zur rechten Stunde, um der glücklichste der Menschen zu werden.“

Eugenie stand harrend an ihrem vielgeliebten See; die Abendwolken schwebten über den Felsenspitzen, aus denen ihr Freund sehnsüchtig umherspähend hervortrat, und in wenigen Augenblicken lag sie in seinen Armen. „Mögen sich die Menschen alle gegen mich aufthun: an dieser

reinen, reichen Brust sey meine bleibende Stätte; haben sie mich ja mit Gewalt an dich gewiesen und so plötzlich aufgeweckt, was in meiner Seele geheimsten Tiefen schlief. Weißt Du, morgen ist mein Hochzeittag, der Bräutigam wird nicht lange warten lassen; es ist lustig, sie wollen mich mit des Kapitäns Hand beehren, damit er mich in seinen Assembleen und Karossen zur Schau als seine Frau umherführe. Das Angaffen haben sie umsonst. O ich bin wieder froh und muthwillig, denn ich bin entschieden; bin kühn genug, dem Edlen, den ich anbete, ganz zu vertrauen."

Des Freundes immer ernste Mienen schauten selig in die lachenden Gaue mit ihrem großen Strom und ihrem heiligen Münster. „So fahre hin," rief er aus, „Kampf und Haß! in Deinen Armen, an meinem fernen heimathlichen Donaustrom will ich die Welt mit ihrem Schmerz und ihren Schwächen vergessen. Eugenie, süßes, seliges Leben, morgen sey Dein Hochzeittag, so sey es, und der Bräutigam wird nicht lange warten lassen! Siehst Du drunten in der Kluft aller Heiligen Abtey? Sie soll uns einsegnen zum fröhlichen Bund der Liebe, die frommen Väter sind schon lange meine Freunde, und dürfen der muthigen Liebe die wirthliche Stätte so lange nicht versagen, bis wir den Weg nach dem Schloß meiner Ahnen einschlagen. Sey muthig, Mädchen, ich gehe, unser Glück zu bereiten; ich mit Eifer, Du mit Treue bewaffnet, fahren wir freudig über die Welt. Sey wach um Mitternacht; morgen bist Du mein Weib!" Da störte zischendes Lachen die Liebetrunkenen aus ihrer Umarmung auf, sie hörten Tritte den waldbewachsenen Fels hinab, doch vermochten sie den unzeitigen Störer nicht zu erkunden.

Im Jagdhause erloschen die Lichter, nur in Eugeniens Zimmer dämmerte spät noch die Lampe. Das Mädchen zog den glänzenden Gürtel um ihr weißes Brautkleid und wand sich den Myrthenkranz um die dunkelbraunen Locken; so trat sie leise in der Mutter Gemach, wo diese mit der kleinen Luzie friedlich schlummerte. „O Mutter, du schläfst so sanft; mild hat der Schlaf die strengen Augen geschlossen, deine Lippen lächeln; du drückst das Schwesterchen sanft an die friedlich athmende Brust. Wann werde auch ich wieder ruhen an ihr? Von mir hast du ihn gewendet, den traulichen Blick, seit er auf des reichen Grafen Gold und Schlössern ruht. Meine Brautkammer ist die Wüste und meine Zuflucht der Panzer des Geliebten. Aber ich will dir die Boten meiner Grüße senden mit den Schwingen des Windes, ich will dich wiederfinden, Mutter, und zu deinen Füßen um Vergebung flehen, daß ich ohne deine Erlaubniß gewagt glücklich zu seyn!" Ihre Thränen bedeckten der Mutter Hand, in bangem Seelenkampf kniete sie vor der Schlafenden; da schlug die ferne Wanduhr in des Försters Kammer die Mitternachtstunde. „Mutter, Mutter, ich reiße mich unnatürlich los von der Quelle meines Lebens; wie der Rabe fliegt aus dem Elternhorst, so gehe ich danklos aus deinen Armen; du hast mich sittsam zu deiner Freude erzogen, nun wirst du erröthen bey meines Namens Gedächtniß. Ach, ich breite vergebens die Arme aus über den Zauberkreis hinüber, himmlische Töne locken mich weg von euch, neues, jugendliches Blut flammt in den Adern, ein neues, sehnendes Herz pocht so ungestüm und betäubend; Blut und Leben, Gluth und Jugend, es muß alles nur zu ihm, zu ihm!" Ein duftender Blumenstrauß fiel in's anstoßende Gemach, mit süßem Schauer eilte Eugenie an's offene Fenster; drunten unter den Tannen breitete ihr der Geliebte die Arme entgegen; sie verließ das Haus. —

Nahe Flintenschüsse und Geklirre der Waffen schreckten die Bewohner aus dem Schlaf; zum Trost der Edelfrau trat der Förster vor ihr Zimmer und bat sie, ruhig zu bleiben: „die Kerle balgen sich weiß der Himmel um was, vor dem Hause, und machen keine Miene, einen Besuch abzustatten. Im schlimmsten Fall geht es an die Habseligkeiten." Eugeniens Thüre blieb der pochenden Mutter verschlossen, ein erschütternder Klageton wurde drunten im Getümmel vernommen; dann zog sich der tobende Haufen das Thal hinab, und in Kurzem war alles wieder still und einsam. Der Förster schlich hinab und fand die Pforte geöffnet; vor ihr lag Eugenie ohne Spuren des Lebens, einen blutigen Reiterhandschuh krampfhaft in der Rechten haltend, ein zersplitterter Pallasch ihr zur Seite.

Am Morgen kam der hochzeitlich geschmückte Graf und fand die trostlose Mutter um die Unglückliche beschäftigt. Sie lag im Brautschmuck bleich und ohnmächtig; bey Eduards Eintreten schlug sie die Augen auf und drückte mit einem wimmernden Laut den blutigen Handschuh an ihr Herz. Endlich machte sich die gepreßte Seele durch einen Thränenstrom Luft, und der halbgeöffnete Mund und die brechenden Augen ruhten, um Erbarmen flehend, auf der Mutter und auf Eduard. Die hinsterbende Gestalt versezte den Grafen in Grausen; bebend stammelte er: „ich habe unschuldig Blut vergossen!" und floh, um nimmer wiederzukehren. Eugenie lag viele Leidenstage hindurch in grimmigem Wahnsinn, bis ihre empörte Jugend im ersten langen Schlaf wieder Linderung fand. Bey ihrem Erwachen bog sich die Mutter weinend über sie hin und schloß sie schluchzend in die Arme. „Bist Du denn die treue, friedliche Mutter wieder?" sprach Eugenie wie aus langen Träumen erwachend; „o nimm mich auf, ich bin ja wieder Deine Eugenie, Dein Kind!" Eine lange Umarmung versiegelte die Versöhnung, und Eugenie blieb ihrer Mutter hold und unterthan bis zu ihrem nahen Tod. Nie aber kam das Geheimniß jener Nacht über ihre Lippen.

Die Visionen.

(Beschluß.)

An einem Meere lag,
Wie ein vielzackiges Gebirge, eine Stadt.

Ein Wald von Masten
Flatterte mit bunten Flaggen
In ihrem Hafen.
Da schüttelte die Erde,
Wie gedrückt von zu schwerer Last,
Den breiten Rücken,
Daß die Thürme die stolzen Häupter
Wie gebrochenes Rohr herniederschmetterten.
Das Meer, gierig nach seinem Antheil
An der Verwüstung,
Schwoll und riß die Hälfte der Stadt
Mit ihren heulenden Bewohnern
In seine Tiefen hinab.
Ein Theil des Volkes floh
Auf das Feld hinaus,
Das sich aufriß und Ströme
Glühenden Erzes ihm entgegenwälzte.
Aber zwischen den dampfenden,
Schwankenden Straßen
Schlichen Räuber,
Drangen in die zerklüfteten Häuser,
Raubten verlassene Schätze
Und tödteten kranke Greise,
Die nicht zu fliehen vermochten.
Vulkane barsten
Und wälzten Feuerström' in's Meer,
Das von schäumender Wuth aufkochte
Und rauchte, und zwey Flotten
Hinunterschlang, die über seinen Abgrund,
Schiff' an Schiff geklammert,
Zwischen tausendfachem Tode stritten.
Und die Donner der Vulkane, die Donner
Qualmender Schlachtgefilde,
Der Völker und Meere
Tosendes Getümmel,
Unaufhörlich jammernde Glocken,
Jubelgeschrey, und der Wuth Geheul,
Und das Stöhnen unterliegender Verzweiflung
Brandete wie das Getöse
Einer untergehenden Welt
Zum Himmel hinauf.
Zitternd, mit Thränen im Auge,
Blickt' ich zu meiner Begleit'rin empor,
Die unverwandten Auges
Lächelnd in die ungeheure Zerstörung schaute;
Und das krystallene Schiff
Drehte sich und stieg, getragen
Von seiner Feuersäule,
Hoch und höher, immer höher.
Fernezurücke sank die Erde,
Und das wilde Getümmel
Scholl nur noch leise herauf,
Wie Stimmen in den Schlummer
Eines Träumenden.
Die brennenden Städte und Vulkane
Glichen fernerauchenden Kohlenmeilern
In einem Waldgebirge.
Ihr rother Brand
Dämmerte wie morgenröthlicher Schimmer,
Der sich als duftiger Schleyer
Ueber die Erde legte.
Der verworrene Orkan
Durcheinander tobender Laute
Verklang zu einem Flötentone,
Der sich leise, leise
Durch die weiten Räume des Himmels zog,
Und die Erde schwamm wie eine Rose,
Die auf blauem Himmelsgrunde
Der Entfaltung schwellend
Sich entgegendrängte. —

Da auf einmal fing die Kugel
Schnell und schneller an zu sinken.
Schwindelnd blickt' ich in die Tiefe,
Der sie wirbelnd zu sich stürzte.
Und mit Schrecken nun gewahrt' ich
Die Pagoden an dem Theetisch,
Die mit aufgeblas'nen Backen,
Wie Delphine aus den Nüstern,
Lange Strahlen Thee'es sprützten,
Und damit die Feuersäule,
Die die Kugel trug, durchsägten.
Ohne Halt nun stürzte pfeilschnell
Unsere krystallne Barke,
Daß der Zug der Lüfte zischend
An dem Ohr vorbey mir sauste
Und die Augen mir vergingen. —
Unsanft stieß sie auf den Boden —
Und ein Ruck — und ich erwachte
Auf dem Stuhle an dem Theetisch.
Mit den welken blauen Augen
Saßen da die sieben Fräulein,
Und der Eine von den Vieren
Wendete das lezte Blättchen
Seines Hefts mit goldnen Rändern
Eben um, und blickte lächelnd,
Seines Sieges zuversichtig,
In dem Kreis umher, wo Rührung
Ihm aus jedem Auge lohnte.
„Ach, wie süß, ach wie gemüthvoll!“
Lispelt' es von Mund zu Munde,
Und die dicke Hausfrau sagte:
„Unaussprechlich schön!“ — und schluchzte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, September.

Als Nachtrag zu meinem Bericht über die Versammlung der schweizerischen Naturforscher auf dem großen Bernhard theile ich einen Auszug aus der interessanten Rede mit, die, wie ich erwähnte, der Canonikus Biselx, Pfarrer von Bauvri, hielt und worin er die Hauptmomente aus der Geschichte und der Bestimmung des Hospizes berührte.

„Das Hospiz entstand im 11ten Jahrhundert. Schnell und allgemein wurde schon damals sein Nutzen erkannt, und Beyträge kamen von allen Seiten. In den folgenden Jahrhunderten erlitt es manche Wechselfälle; dreymal ging es in Flammen auf, dreymal wurde es wiederhergestellt, war bald reich, bald arm, bald unterstüzt, bald unterdrückt, bald verlassen, bald mit geistlichen Korporationen in Verbindung, bald alleinstehend. Vieles wechselte, aber nie das Wohlwollen und die theilnehmende Unterstüzung der Schweiz. Vor noch nicht ganz hundert Jahren verlor das Hospiz seine grossen, in Piemont gelegenen Domänen und kam dadurch seiner Auflösung nahe; denn verarmt konnten die Religiosen nicht lange mehr Fremde aufnehmen und verpflegen. Aber die Vorsehung nahm sich dieses Hülfshauses gnädig an; die warme Theilnahme der Schweiz unterstüzte die frommen Männer vom St. Bernhard und erlaubte ihnen, mit den Reisenden ihr geschenktes Stückchen Brod zu theilen. Die Schweizerregierungen, wiewohl abweichend in jedem Kanton, waren doch im Wohlthun und in großmüthiger Unterstüzung des Hospizes einig. Fast jede Familie theilte diesen Sinn, dadurch kamen bedeutende Gaben ein, und durch sie wuchs den Hospiziarien der Muth. Von Neuem gingen sie in die Schneestürme und die Lawinen hinaus und lebten freudig ihrem strengen, mühsamen Beruf.“

„Hoch liegt dieses Hülfshaus, aber doch nicht hoch genug, um von politischen Stürmen nicht erreicht zu werden. Sie drangen bis hierher und das Hospiz hatte auch das Seinige davon zu tragen. Aber von allen Partheyen wurde doch der Nutzen und der erhabene Charakter dieser Stiftung anerkannt und man ließ sie wenigstens fortbestehen. Die Bedürfnisse und Ausgaben wuchsen aber in jenen Zeiten bedeutend; man mußte sparen und sich einschränken. Glücklicherweise hörte das Wohlwollen der Schweiz nicht auf; Bern, Freyburg, Genf, Neuchatel, Wallis und Waud gaben jährliche Unterstüzung, Basel und Solethurn alle drey Jahre, die übrigen Kantone aber alle sechs Jahre. Die auf Sammlung für das Hospiz in die Schweiz ausgesendeten Chorherrn vom St. Bernhard werden überall mit großer Freundlichkeit und Theilnahme aufgenommen, und man überhäuft sie mit Wohlwollen. Aber auch außerhalb der Schweiz sind ohne Zuthun der Chorherrn großmüthige Sammlungen für das Hospiz gemacht worden. Der Canonikus Baras verfaßte vor einigen Jahren eine kleine Schrift und sprach darin von den rheumatischen und Entzündungskrankheiten, die auf dieser Höhe Folge des feuchten und kalten Klima's seyen. Diese Schrift gelangte sogar nach Rußland. Der Professor Parott in Dorpat beschloß, seine Kenntnisse und Erfahrungen über die Caloriferes zum Nutzen des Hospizes zu verwenden. Es kam von ihm und von seinen Schülern ein Geschenk von 1200 französischen Franken zur Einrichtung dieser Oefen ein, ja durch seine Verwendung erhielt das Hospiz auch Spenden von Hamburg. Die schweizerische Gesellschaft für Naturkunde unterzog sich mit Eifer der ferneren Sammlung für das Hospiz. Die eingelaufenen Gelder betrugen 30,000 Fr.“ (Der Beschluß folgt.)

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Bey dem Ab- und Einsetzen der wichtigern Staatsbeamten, bey dem Abschiednehmen und Abschiedgeben derselben waren die Augen des Publikums auf Chateaubriand gerichtet; man war neugierig zu erfahren, wie der geniale Redner handeln würde. Kein größerer Beweis läßt sich von dem hohen Ansehen geben, worin er beym Publikum steht, als diese allgemeine und neugierige Aufmerksamkeit auf sein Betragen bey dieser wichtigen Gelegenheit. Er war gerade weit von Paris; man erwartete ungeduldig seine Zurückkunft, um zu sehen, wie er sich benehmen würde. Er kam und legte seine Gesandtschaftsstelle nieder, um von den jetzigen Ministern nicht abzuhängen. Obschon hierin eben so viel Klugheit als Größe liegen konnte, so war dieser entscheidende Schritt doch ein verdienstliches Werk, wenigstens in seiner Lage. Chateaubriand hat mit dem Gelde nie gut hausgehalten, und bey ihm ist es wie gewonnen, so zerronnen. Obschon die schöne Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften ihm von einer Gesellschaft von Kapitalisten unter dem Namen des Buchhändlers Ladvocat mit einer halben Million Franken bezahlt worden ist, so hat doch diese bedeutende Summe nicht einmal hingereicht, um seine Schulden zu bezahlen. Es ist nun einmal so Sitte in Paris, daß genialle Köpfe tüchtige Schulden machen; Talma hatte deren sehr häufig, und Bory St. Vincent, der auch eine Art von Genie ist, war eben nach dreyjähriger Haft aus dem Schuldthurme gekommen, als ihm der Auftrag gegeben wurde, an der Spitze einer Gelehrtenkommission die Halbinsel Morea zu untersuchen, wo es wahrscheinlich auch an Geniestreichen nicht fehlen wird. Das Trauerspiel Moses, wovon ich neulich sprach, will Chateaubriand nicht aufführen lassen; also wird der Stab des jüdischen Gesetzgebers keine Goldquelle für ihn aus dem Felsen schlagen, so daß sich der so berühmte Mann, nachdem er Gesandter und Staatsminister gewesen ist, und als Schriftsteller beynahe den ersten Rang in Frankreich behauptet, in gar keiner beneidenswerthen Lage befinden soll. Nun bezieht er freylich als *Pair de France* einen Gehalt von 12,000 Franken und als Akademiker einen von 1500; allein demungeachtet behauptet man, er sey arm; seine Bibliothek und sein Landhaus hat er längst schon verkauft; man sollte aber glauben, mit 13,500 Franken sey ein Mann eben nicht zu beklagen und gewiß nicht arm zu nennen; es scheint jedoch, daß man bey genialen Männern einen grossen Maßstab anlegt, und was für Andere ein hinreichendes Auskommen wäre, bey ihnen als eine Kleinigkeit achtet. So wird denn Chateaubriand als ein verarmter Mann betrachtet, der mit einer Kleinigkeit von 13,500 Fränkchen unmöglich leben kann. Daß er selbst von dieser Unmöglichkeit überzeugt ist, läßt sich voraussetzen. Um desto mehr ist es zu bewundern, daß er die Geisteskraft gehabt hat, alle die glänzenden Anerbietungen der jetzigen Machthaber abzuweisen. Sie wollten ihn nämlich zum Herzoge machen und ihm ein Einkommen von 50,000 Franken zusichern. Dafür würde natürlich eine Kleinigkeit von ihm gefordert: er sollte sich nämlich ihrem Dienste weihen und Schrift und Rede zu ihren Gunsten anwenden. Sie kannten den großen Einfluß seiner Geistesprodukte, und welches Gewicht seine Schriften und seine Reden derjenigen Parthey geben, zu welcher er sich schlägt. Er aber hat die Verführer von sich gewiesen, und wehe ihnen, wenn er mit einer Flugschrift oder einer Rede in der Pairskammer auf sie losdonnern sollte; vielleicht würden sie ihm schon für sein bloßes Schweigen gern einen Herzogtitel geben. Der Zauber der Titel ist aber in Frankreich ziemlich verschwunden, und nicht leicht läßt sich Jemand dadurch verführen, wenn nicht etwas Vollwichtigeres mit dem leeren Titel verbunden wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 234.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. September 1829.

Glaubt mir, es ist kein Mährchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer.

Schiller.

Rückblick*).

Von J. D. Gries.

Geschwärmt mit jugendlichem Triebe
Für Wahrheit, Freyheit, Recht und Licht;
Geschwärmt für Freundschaft und für Liebe,
Für Kunst, Natur, und wofür nicht?
Geschwärmt für Volks- und Weltbeglücken,
Geschwärmt für jenen Mann sogar,
Der, als er kam, der Welt Entzücken,
Und bald genug ihr Schrecken war;

Er hat geschwärmt, der junge Schwärmer;
Doch viele Jahre sind entflohn;
Der Mann, wenn an Begeistrung ärmer,
Blickt auf die Jugend nicht mit Hohn.
Besonnenheit ist Mannestugend;
Doch wehe dem, der, früh ergraut,
Auf schöne Träume seiner Jugend
Mitleidig achselzuckend schaut.

Genossen meiner schönsten Stunden,
Die jenen Frühlingstraum beseelt,
Für Euch ward dieser Kranz gewunden,
Und Lied' ergänze, was ihm fehlt.

Ihr Andern — o verzeiht dem Dichter,
Verzeiht ihm seiner Träume Glück!
Und wenn ihr könnt, gestrenge Richter,
Ruft Eure Jugend Euch zurück.

*) Diese Strophen dienen als Vorwort zu der Sammlung der Gedichte und poetischen Uebersetzungen von J. D. Gries, welche in Kurzem bey Löfflund und Sohn in Stuttgart erscheinen wird.

Die Llaneros und die Margaritaner.

Es gibt in Venezuela unermeßliche Ebenen mit vortrefflicher Weide. Sie sind vorzüglich von bekehrten Indianern bewohnt, die sich durch ihre Wildheit, Grausamsamkeit und ihren Aberglauben auszeichnen. Man nennt sie Llaneros (Leute der Ebene). Ihre Hauptbeschäftigung ist von alten Zeiten her nomadische Viehzucht. Sie haben nicht, wie die andern Indianer, an Zahl sehr abgenommen, sondern sich im Gegentheil bedeutend vermehrt. Sie fangen die wilden Pferde und reiten sie; selten bewegt sich einer weiter als einen Schritt, ohne sein Pferd zu besteigen. Der Oberst Hippisley beschreibt die Reiterey Sedenos, eines Llanero-Generals unter Bolivar, folgendermaßen: „Sedenos Reiter waren von allen Arten und Größen, Knaben und Männer, auf Pferden und Maulern. Einige hatten Sättel, andere nicht; einige Gebisse, lederne Steigbügel und Zügel, andere Stricke ohne Gebiß; einige führten Pistolen, die meisten aber keine. Da sah man Menschen von dreyzehn bis fünf-und-vierzig Jahren, schwarz, braun, gelb, olivenfarben, je nach ihrer Abstammung.

Die Erwachsenen tragen lange, grobe Schnurrbärte und kurzes Haar, wollig oder schlicht, wie sie es von ihren Eltern geerbt. Ihr Aussehen ist gewaltig wild, oft aber meynt man, ihre halbverschmachteten Pferde müßten jeden Augenblick umfallen. Viele haben keine Beinkleider, sondern nur ein blaues Tuch von Baumwolle um die Hüften gebunden. Die Meisten haben keine Fußbekleidung, aber gewöhnlich tragen sie einen Sporn. In der Linken halten sie den Zügel oder dessen Stellvertreter, in der Rechten eine Stange, acht bis zehn Fuß lang, mit einer flachen, sehr scharfen Eisenspitze. Ein Stück Tuch, ungefähr eine Elle im Gevierte, mit einem Schlitze in der Mitte, durch den der Kopf gesteckt wird, so daß das Stück Zeug die Arme und den Oberkörper bedeckt, ohne sie am Reiten oder Fechten zu hindern — dieß ist der ganze Rock. Nicht selten haben sie ein altes Infanteriegewehr um zwölf Zoll kürzer gemacht, das nun statt des Karabiners dient; dieser hat einen Degen, jener einen Säbel, ein großes Messer, oder was sonst für eine Hieb- oder Stoßwaffe, an einem Stück Rinderhaut über der Schulter hängen; ein flacher Hut oder eine Mütze von Tiegerfell oder Rinderhaut, mit einer weißen Feder, bedeckt den Kopf; das ist die Uniform des Llaneros.

Paezs Kavalerie ist besser in Hinsicht der Kleidung und der Pferde, aber sie ist auch nicht gleich gekleidet. Kein Mann ist jedoch so nackt als Sedenos Baschkiren, obschon viele keinen Schuh und als Oberkleid nur die oben beschriebene Decke haben. Sie tragen indessen Beinkleider, und ihre Bewaffnung ist dieselbe wie bey den andern Truppen.

Die Llaneros sind rüstig und brav, wenn sie ihre Thäler vertheidigen, und am meisten, wenn General Paez an ihrer Spitze steht, der nach ihrer Ansicht der größte Held in der Welt ist. Paez ist in ihren Thälern geboren, raucht mit ihnen, schläft auf dem Boden wie sie in seinem Mantel, ißt eine Banana, trinkt mit ihnen, und spricht selbst ihren spanisch-indianischen Jargon. Ihre Art Krieg zu führen ist der der Kosaken sehr ähnlich. Wie diese, greifen sie mit Geschrey an, nie in regelmäßigen Reihen, und fliehen, um einen neuen Angriff zu machen. Sie umzingeln ihren Feind von allen Seiten; sie verfolgen ein einzelnes Korps, überfallen dessen Nachtrab und tödten die Gefangenen. Es ist sehr schwer, sie einer gewissen Disciplin zu unterwerfen, und ihre Organisation ist daher von der der andern Truppen in Kolumbia sehr verschieden. Sie wählen ihre Offiziere selbst, setzen sie wieder ab, ja tödten sie zuweilen. Sie wollen von keinem Fremden kommandirt seyn, und Aengstlichkeit ist ihnen ein Gräuel an ihrem Anführer. Sie haben mehrere ihrer Anführer umgebracht, weil sie ihnen als furchtsam verdächtig waren. So mußte Paez sich für die Generale Sedeno, Moras und Monagas verwenden, um ihnen das Leben zu retten. Paez ist ihr Abgott; von Bolivar halten sie nicht viel; sie sagen, er habe keinen Muth und lasse sich nie in der Schlacht blicken. Nach Paez ist ihnen Zargsa der liebste und hat den meisten Einfluß auf sie. Er ist brav, einsichtsvoll und menschlich. Die Llaneros haben der Republik große Dienste geleistet, und sich, wie Manche behaupten, vor allen andern Truppen ausgezeichnet, wobey man jedoch die Margaritaner ausnehmen muß, über die ich sogleich einige Worte sagen will. Die Llaneros sind unerschütterlich der Sache der Republik treu geblieben, während die Bewohner von Caracas, Bogota und Carthagena ihre Meynungen zuweilen wechselten oder zu wechseln gezwungen wurden. Im Jahr 1813 trugen sie sehr viel zu Bolivars Glück und Siege bey. — Die Einwohner des kleinen und felsigen Eilandes M a r g a r i t a, welche eine der Provinzen von Venezuela bildet, hatten, wie die Llaneros, ihren Lieblingsgeneral, den General Arismendi *), aber er verlor seinen Einfluß, weil er zu willkürlich mit seinen Landsleuten, den Magaritanern, verfuhr. Die Magaritaner sind gebildeter und humaner als die Llaneros. Ihre Küste macht es möglich, gegen die Gesetze Handel mit St. Thomas, Curacao 2c. zu treiben. Die Insel hat viele kleine Busen, in die sich Fahrzeuge flüchten können, und die nicht so streng von den Schiffen des Königs von Spanien oder den spanischen Kompagnien bewacht werden konnten oder können, als die größeren *Häfen von* Cumana, Barcelona u. a. Verkehr mit Fremden war daher leichter und häufiger auf Margarita, als auf irgend einem Punkte des Festlandes. Es ist bekannt, daß die Margaritaner die Sache der Unabhängigkeit seit dem Anfange der Revolution im Jahre 1810 verfochten haben, und nie seit jener Zeit ganz wieder haben unterworfen werden können, während die Ebenen von Boves, Morales und Morillo wieder erobert wurden. Sie haben vieles in ihrem Charakter, was sie vor allen andern Kolumbiern zu Republikanern eignen würde; sie sind fleißig, brav und gastfreundlich.

*) Juan Baptista Arismendi errichtete im Jahr 1826, nachdem Morillo im Jahr 1815 die Insel Margarita wieder unterworfen hatte, von neuem ein Korps und eroberte einen Theil der Insel. Dieses Ereigniß war Bolivar'n vom größten Nutzen, der, von Aux Caves kommend, auf Margarita landete und das schwankende Glück der Insurgenten herstellte. Im Jahr 1819 war Arismendi Vizepräsident von Venezuela, ehe es mit Neugranada vereinigt wurde.

Das Fest Befana in Florenz.

Die römischen Feste, sagt ein Reisender, der sich mehrere Jahre in Florenz aufgehalten, die Feste in Venedig, Neapel sind oft, sehr oft, von den unzähligen nach Italien strömenden Reisenden beschrieben worden; sehr selten jedoch

eines der seltsamsten neuern Feste in Italien, die Befana in Florenz. Obwohl dieß Fest seit undenklichen Zeiten dort stattfindet und von den frühesten Schriftstellern bereits erwähnt wurde, so sind doch die Meynungen, selbst unter den Geschichtsforschern, über den Ursprung des Festes sowohl als über dessen Bedeutung getheilt; ja wir waren in Florenz oft in Gesellschaften, wo man sich lange über die Befana unterhielt, aber Niemand konnte uns darüber Auskunft geben, was sie bedeute. Am Abend Epiphanias führt man nämlich in Prozession mit Lichtern, Musik und unter dem mißtönenden Geschnatter langer Trompeten aus Glas, zur großen Last der zum Schlafe aufgelegten Personen, das herum, was man eben Befana nennt, was unter den verschiedensten Gestalten erscheint, und eben deßhalb so schwer zu bezeichnen ist. Bald ist die Befana ein weißer Stier, mit einem Kinde auf seinem Rücken, mit Blumenkränzen umwunden; ein andermal ist es ein Affe, mit prächtigen Draperien behangen. Wir sahen sie bald als ein männliches, bald als ein weibliches Wesen dargestellt; doch am häufigsten ist sie eine Art Ungeheuer, oder eine lächerliche Darstellung heidnischer Gottheiten, auf einem geputzten Wagen, und ein Gegenstand großen Schreckens für alle Kinder in der Stadt.

Nach der Erklärung der Academia della Crusca ist der Befana eine Art von Puppe aus Lumpen, entweder eine männliche oder eine weibliche, öfter aber eine leztere, die am Epiphanias Abend herumgeführt und gewöhnlich an die Fenster der niedern Klasse während dieses Festes hingestellt wird. Von jeher wurde die Befana als eine Art Vogelscheuche betrachtet und ist auch ein Schimpfwort.

Doch erscheint die Befana für die Kinder nicht immer als Popanz; häufig belohnt sie gutes Betragen und theilt Nüsse und Kuchen aus. Eine liebliche Mähr, welche alle Ammen den Kindern erzählen, ist, daß gerade um Mitternacht alle Thiergattungen mit einem Mal, freylich nur auf ganz kurze Zeit, mit Sprachfähigkeit begabt werden. Weiter erzählt die Sage, daß in diesem Augenblick jedes Ding sich in einem bessern Zustande befinde und alles verwandelt werde; die Wände der Häuser werden zu Pasteten, das schlechteste Wasser zum vortrefflichsten Wein; die Natur überschreite in jeder Weise ihre natürlichen Gränzen. Diese Mährchen beschränken sich nicht auf die Ammen allein. Es ist uns von glaubwürdigen Leuten versichert worden, daß die Landleute in den toskanischen Gebirgen an die Macht der Befana heut zu Tag noch glauben, und deßhalb ihren Pferden an diesem Abend doppeltes Futter geben, damit sie, wenn sie bey dieser Gelegenheit die Sprache bekommen, gut von ihrem Herrn sprechen mögen.

Einige sahen sich nun nach allem diesem veranlaßt, den Ursprung der Befana bis auf die Heidenzeit zurückzuführen, während andere ihn in den frühesten Tagen des Christenthums suchen. Mehrere der frühesten italienischen Schriftsteller versichern, daß die Befana ein Name ohne alle Bedeutung sey, von armen und alten Weibern erfunden, Kinder zu erschrecken. Doch dieß scheint nicht sehr wahrscheinlich. Befana ist wohl nichts als eine Zusammenziehung des italienischen Wortes Epifania, zumal da das Fest fast stets auf den 6. Januar, den Heiligendreykönigstag, fällt. Gewiß stellt sie die außerordentliche Erscheinung der Magier dar, die nach der heiligen Schrift von fern her kamen, und die vielen Geschenke, die man zu dieser Zeit in Italien, wie anderswo in den Weihnachtstagen, den Kindern gibt, scheinen an die Geschenke erinnern zu sollen, welche von den Weisen dem Jesuskinde gebracht wurden; die Weihnachtgeschenke haben gewiß ursprünglich dieselbe Bedeutung gehabt und sind nur mit dem Lauf der Zeit verlegt worden. Ihr Zusammentreffen mit der Periode der Maskeraden mag einigermaßen die lächerlichen Darstellungen, so wie die abentheuerlichen Geschichten veranlaßt haben. Die traditionellen Ceremonien dabey können leicht, wie viele andere, von den frühesten dramatischen Darstellungen von Scenen aus der heiligen Schrift hergeleitet werden, die bekanntlich Mysterien oder pia spectacula genannt wurden, wiewohl die Befana selbst aus weit früherer Zeit herstammen muß; und sicherlich hat sie bey ihrer Aehnlichkeit mit den Bacchanalien der Alten mehr vom Heidenthum, als die meisten jener Dramen. Weiß man ja doch sehr wohl, daß die Priester in den ersten christlichen Zeiten, nachdem sie kaum sorgfältig alle heidnischen Ueberbleibsel zerstört hatten, wieder manche Ceremonien und Gebräuche zu Hülfe nehmen mußten, die gar sehr den alten Stempel des Heidenthums trugen, um dadurch die Sinne der Unwissenden zu blenden und die Phantasie der Abergläubischen zu beschäftigen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Mit dem lezten Ministerium sind auch noch andere schöne Hoffnungen untergegangen. Als nämlich der Minister des Handels Untersuchungen über den Zustand der verschiedenen Handelszweige anstellen ließ, thaten sich auch die Buchhändler zusammen, hielten Berathschlagungen und ließen bey Didot eine Vorstellung drucken, worin sie ihre Klagen und Wünsche kund machten, in der Hoffnung, dieselbe werde nebst den Vorstellungen der andern Handelsstände in den Kammern berücksichtigt werden. Unter andern beklagen sie sich in dieser Schrift über die Schwierigkeiten, welchen die Einfuhr französischer Bücher bey einigen fremden Mauthen unterliegt, besonders bey der piemontesischen. Wie es scheint, ist jedes fremde Buch, das auf die Grenze Piemonts gebracht wird, in den Augen der Mauthbeamten jenes Landes verdächtig; da darf auch nicht die unschuldigste Schrift ohne eine Untersuchung (und welche Untersuchung?) durchgehen; ein Reisender, der Gift bey sich trägt, wird ungehinderter reisen können, als wer ein Buch mitbringt. Die Pariser Buchhändler bitten, daß die franzö-

sische Regierung doch so viel bey der sardinischen bewirken möge, daß die französischen, wohl eingeschnürten und versiegelten Bücherballen ungehindert durch das piemontesische Gebiet wandern mögen, ohne daß piemontesische Mauthbeamte ihre Nase hineinstecken. Und aus diesem Durchwandern der Ballen scheint auch wirklich keine große Gefahr für die Unterthanen der piemontesischen Regierung zu erwachsen, da es nicht wahrscheinlich ist, daß der Geist der französischen Bücher durch das Packtuch durchschwitze und die Herren Piemonteser anstecke oder ihnen die Köpfe verrücke. Natürlich haben die Pariser Buchhändler nicht unterlassen, in ihrer Vorstellung sich über den heillosen Nachdruck französischer Bücher zu beklagen, der in Brabant, besonders zu Brüssel getrieben wird, sogar von den vorzüglichsten Buchhändlern dieser Stadt, und zwar mit einem Wetteifer und einer Gierigkeit, als ob sie die rechtlichsten Spekulationen von der Welt betrieben. Im vorigen Jahrhundert war die Habsucht der holländischen Nachdrucker verrufen; allein diese war doch nichts gegen diejenige der Brüsseler Nachdrucker, welche, wenn sie noch einige Jahre so rastlos darauf losdrucken, den Pariser und mithin den ganzen französischen Buchhandel zu Grunde richten werden. Kein in Paris gedrucktes Werk, das nur einigermaßen Aufsehen erregt, ist vor ihren Händen sicher; so wie es erscheint, geräth es unter ihre Pressen und wird fast gleichzeitig mit der Originalausgabe versandt; manche kündigen ihre Nachdrücke schon im Voraus an, ehe noch die Originalausgaben erschienen sind, und wenig fehlt, so werden sie die Pariser Verleger des Nachdrucks der Brüsseler Werke beschuldigen. Das Vergeltungsrecht kann hier leider nicht ausgeübt werden, denn die Brüsseler Verleger liefern wenig, was des Nachdruckens in Paris werth wäre. Daß sich ein gewissenloser Buchhändler in einem verborgenen Winkel mit Nachdrucken abgibt, läßt sich begreifen; wie sich aber 20 Buchhändler, das heißt ¾ der gesammten Buchhändlerzunft in einer großen Stadt, von diesem gewiß keine Ehre bringenden Handwerke ernähren wollen, läßt sich schwerlich begreifen. Es ist in der Bittschrift des Pariser Buchhandels von einem einzigen Brüsseler Nachdrucker die Rede, der in den Jahren 1825 und 26 und in den ersten Monaten des Jahres 1827 in allem 318,615 Bände nachgedruckter Waare fabrizirt hat, im Werthe von 1,183,515 Franken. Diese Summe ist also den Pariser Verlegern so gut als entwendet. Ihnen wird der Bissen vor dem Munde weggeschnappt, womit sie sich ernähren sollen, und indeß sie darauf zu sinnen haben, wie sie dem Verfasser sein oft hohes Honorar bezahlen können, verkauft ihnen der Brüsseler Nachdrucker die Exemplare, die er in Eile nachgedruckt hat. Natürlich vermag hiegegen die französische Regierung wenig; auch empfehlen die Pariser Buchhändler derselben blos ein wenig mehr Wachsamkeit, um die Einfuhr der Nachdrücke zu verhindern, damit ihnen nicht auch noch der Absaz der Exemplare der Originalausgabe in Frankreich verkümmert werde, denn sonst müßten sie einen Paß nehmen und vor den Thüren der Brüsseler Nachdrucker ihr Brod betteln. Vielleicht aber würde die französische Regierung bey ruhigeren Zeiten wohl thun, wenn sie versuchte, vermittelst freundschaftlicher Uebereinkunft mit der niederländischen Regierung dem Uebel doch zu steuern; die häufigen Bankerotte der Pariser Buchhändler verdienen eine ernstliche Erwägung der Lage der Dinge. Mit dem besten Willen und der größten Einsicht ist es ihnen nicht möglich, glückliche Spekulationen anzustellen, so lange auf der Grenze hundert Pressen bereit stehen, alle ihre Produkte nachzumachen. Nun ist bey solchen Anträgen freylich jede Regierung geneigt, zu antworten: desto besser für unsere Unterthanen, wenn sie sich auf Kosten der Eurigen bereichern können. Hier aber könnte man doch erwidern, daß das geistige Eigenthum auch ein wenig Acht[illegible] gar bey Höfen verdient, und daß es keine rechtliche S[illegible] [illegible] kann, sich über sämmtliche Geistesprodukte einer Nation herzumachen, blos weil diese Nation durch eine Grenze von den Nachdruckern getrennt ist. Gesetze lassen sich hierüber nicht geben; allein man suche eine eigene Literatur hervorzubringen, womit sich die einheimischen Verleger statt des Nachdruckes beschäftigen können; man trachte darnach, den Buchhändlern Ehrgefühl einzustößen; leider aber versteht eine Nachdruckerzunft die Sprache des Ehrgefühls eben so wenig als hebräisch.

Dg.

Aus der Schweiz, September.

(Beschluß.)

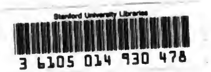
„Durch die unglückliche Feuersbrunst von 1555, wo eine Menge wichtiger und kostbarer Urkunden mit unserm Archiv in Flammen aufgingen, entbehren wir genauer Nachweisungen über die früheren Gebäude. Nach diesem Feuerunglücke wurde das Hospiz in kleinerem Maßstabe wieder aufgebaut, denn man hatte nur geringe Mittel; später wurden noch einige Gebäude hinzugefügt und so blieb es bis auf unsere Zeiten. Die Könige von Frankreich trugen großmüthig zum Bau eines neuen großen Hauses bey, das uns bey dem Uebergang der Armeen über den St. Bernhard von besonderem Nutzen gewesen ist. Aber auch diese Vergrößerung genügte nicht mehr, da die Reisen auf diesem Weg immer häufiger und dadurch die Anzahl der Reisenden größer wurde. Mit Freuden rückten die Religiosen zusammen und ließen es sich oft an aller Bequemlichkeit fehlen, um nur die Reisenden gut unterzubringen. Durch jene Sammlungen und Geschenke ward es möglich, das Hospiz bedeutend zu erweitern und auszubessern. Dadurch kann der müde Reisende jezt auf dieser Höhe, neben freundlicher Hülfe und Pflege, auch ein einfaches, reinliches Stübchen und ein einladendes Bett finden. Zu den vorzüglichsten Bedürfnissen des Hospizes gehörte eine Vorrichtung, um die Kälte auf dieser Höhe erträglich zu machen. Hr. Meisterio von Genf, so bekannt durch seine trefflichen Arbeiten in dieser Art, stellte Oefen mit Wärmeröhren (poêles calorifères) auf, wodurch acht Zimmer mäßig erwärmt werden, selbst wenn es noch so kalt ist. Dieß ist jedoch nicht der größte Vortheil dieser Vorrichtung; nüzlicher ist noch die bedeutende Säule gereinigter und trockener Luft, die unaufhörlich durch die glühenden Eisenröhren strömt. Durch sie wird die so schädliche Feuchtigkeit in den Zimmern, wenn nicht ganz gehoben, doch sehr vermindert und die Veranlassung zu vielen Krankheiten und Uebeln entfernt. Außerdem wurde ein neues Stockwerk aufgesezt, die Grundmauer in den Felsen hineingebaut und eine große Mauer westlich, gegen den See hin, gebaut; unten und oben ist das Gebäude durch dicke Strebepfeiler, Widerlagen und Gewölbe gegen die unbändige Wuth der Stürme gesichert worden. Bey der genauesten Aufsicht und Sparsamkeit kosteten alle gemachten Bauten und Einrichtungen doch gegen 80,000 französische Franken, demnach 50,000 Fr. mehr als die Sammlung.“

„Nun, meine Herren, untersuchen Sie den neuen Bau und seine Anlagen, Alles ist Ihr Werk; sehen Sie, ob Ihre Gaben und die fremder Gönner gut angewendet sind. Wir hoffen es. Ihre und unsere Bemühungen werden auch wohl dann noch erkannt werden, wenn wir nicht mehr sind, und wenn ein anderes Geschlecht an unserer Statt die Gebote des Christenthums und der Menschlichkeit erfüllt.“

M.

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 34. u. Monatsreg. Sept.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.


Stanford University Libraries
3 6105 014 930 478

